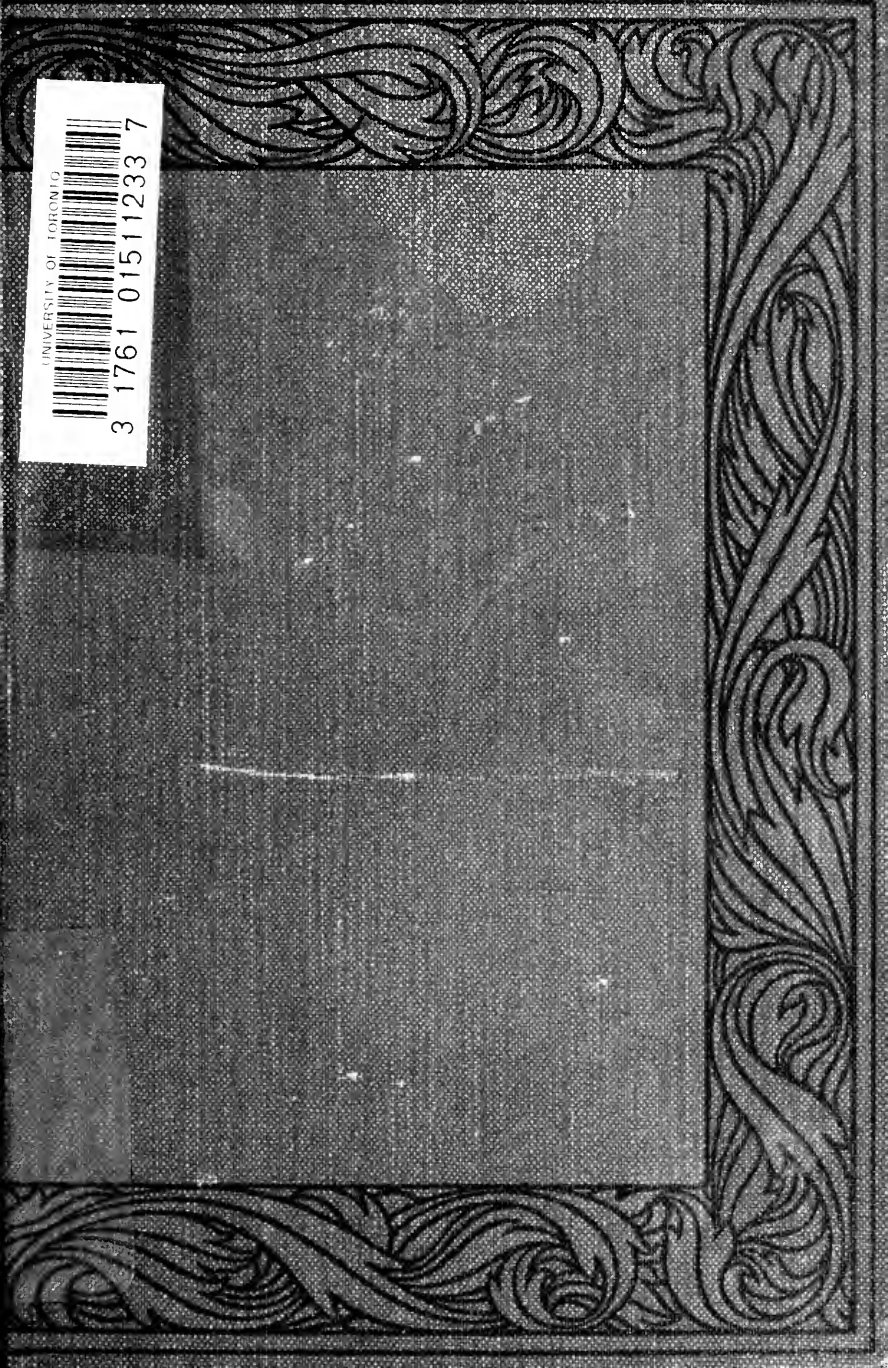
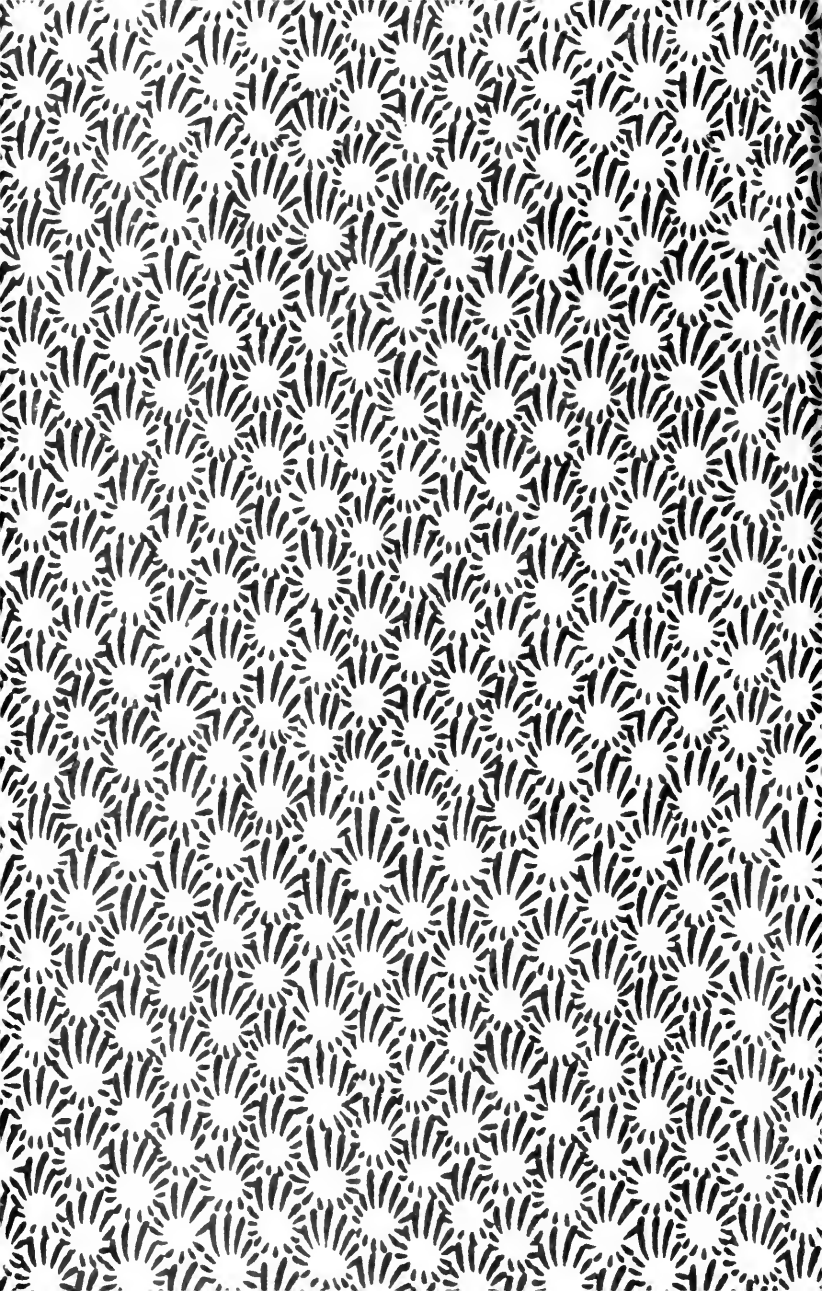


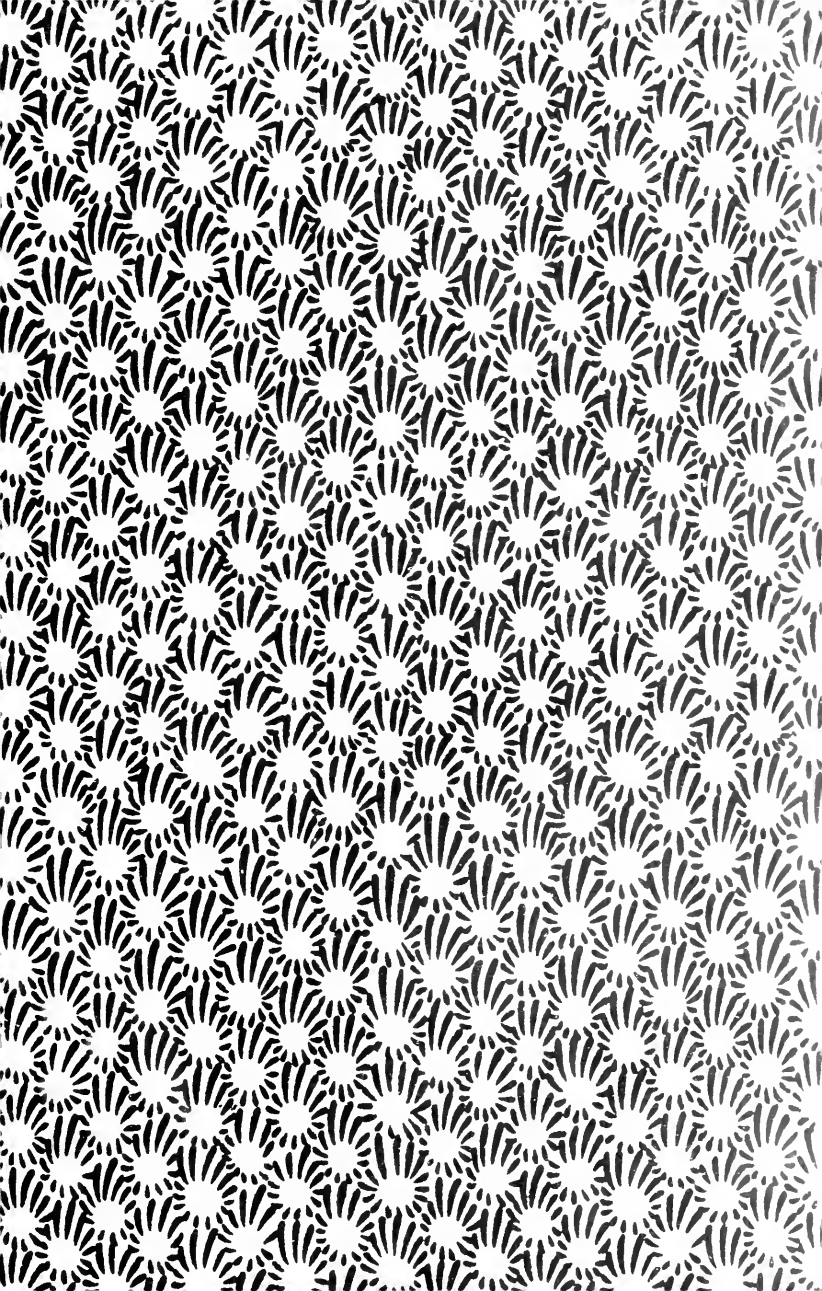
UNIVERSITY OF TORONTO



3 1761 01511233 7









Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO

by

RABBI
W. GUNTHER PLAUT

Haußs Werke.

Dritter Band.

Meyers Klassiker-Ausgaben

herausgegeben von Prof. Dr. **Ernst Eifler**.

W. Hauffs Werke.

Herausgegeben

von

Max Mendheim.

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

Dritter Band.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.



Der Mann im Mond,

oder:

Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.

Von

H. Clauren.¹

¹ H. Clauren ist der Schriftstellername (Anagramm) des Novellisten Carl Heun. Geboren 1771 in der Laußitz, wurde er später Privatsekretär in Berlin, dann Geheimssekretär des Generaldirektoriums daselbst, darauf Assessor im Bergwerk- und Hüttenamt, dann Güterverwalter in Polen und zugleich Teilhaber an einem Buchhändlergeschäft in Leipzig; 1810 wurde er zum Hofrat ernannt und in Hardenbergs Bureau in Berlin beschäftigt, machte 1813 und 1814 die Feldzüge als Zivilbeamter mit, war 1815 auf dem Wiener Kongreß zugegen und übernahm nach seiner Rückkehr außer verschiedenen öffentlichen Stellen auch die Redaktion der „Preussischen Staatszeitung“. Am 2. August 1854 starb Heun als Geheimer Hofrat in Berlin. Trotz seiner vielseitigen Thätigkeit fand dieser geschäftige Mann noch immer Zeit, eine lange Reihe von Erzählungen, Novellen, Lustspielen u. s. w. zusammenzuschreiben. Die Leichtigkeit des Stiles und der schlüpfrig-süßliche Inhalt der meisten seiner Werke machten ihn bald zu einem der beliebtesten und gelesensten Schriftsteller seiner Zeit.

Einleitung des Herausgebers.

Der „Mann im Mond“ ist dasjenige Werk Hauffs, das bei seinem Erscheinen am meisten Staub aufwirbelte und über dessen Entstehung auch jetzt noch keine Einigung unter den Litterarhistorikern herrscht. Die einen, wie einst G. Schwab, halten den Roman in der vorliegenden Gestalt für die auf eine Verspottung Claurens angelegte spätere Umarbeitung eines harmlosen, älteren Hauff'schen Werkes, dem noch die beabsichtigten und zum Zwecke einer Satire in übertriebener Weise gehäuften Clauren'schen Eigentümlichkeiten fehlten; andere halten ihn für eine direkte und gewollte Nachahmung Claurens ohne vorherige Beabsichtigung einer Satire, und meinen, daß die später in der Kontrovers-Predigt zum Ausdruck gebrachte Verwerfung Claurens von Hauff nur fälschlich, zu seiner eigenen Verteidigung, in den Roman hineinverlegt werde. Die Wahrheit wird vielleicht auch diesmal in der Mitte liegen. Die erstgenannte Ansicht stützt sich vor allem auf eine Äußerung Wolfgang Menzels von 1832, die Karl Gutzkow in seinem Werke „Rückblicke auf mein Leben“ (1875, S. 67) folgendermaßen darstellt: „W. Hauff brachte mir eines Tages seinen ‚Mann im Monde‘. Es war ein Machwerk ganz à la Clauren und zwar im vollen Ernste so gemeint. ‚Schämen Sie sich denn nicht?‘ sagte ich ihm. ‚Wollen Sie denn auch dem Berliner Postrat nachahmen? . . . Können Sie denn nicht höher fliegen?‘ Nach einer Weile milderte ich meinen Ton und fuhr fort: ‚Kehren Sie den Spieß um, tragen Sie das Clauren'sche Kolorit noch stärker auf, lassen Sie dann das Buch unter Clauren's Namen erscheinen, und jeder wird sagen: Sie haben eine köstliche Satire auf Clauren geschrieben.‘ Richtig, Hauff befolgte den Rat und begründete seinen Ruf mit dem ‚Mann im Monde‘.“ Ebendasselbe berichtet Menzel selbst in seiner „Deutschen Litteratur“ (1836, Bd. 4, S. 309) mit den Worten: „Er (Hauff) begann mit der Nachahmung Claurens, die er auf meinen Rat in eine Persiflage desselben umwan-

delte und damit großes Glück machte.“ Nun legt aber Hauff in der „Kontrovers-Predigt“ so entschiedenen Nachdruck darauf, daß er das Werk von Anfang an auf eine Verhöhnung Claurens durch eine Übertreibung von dessen Manier abgesehen habe, daß jeder-mann geneigt sein muß, den Worten Hauffs mehr Glauben zu schenken, nämlich, daß er den Roman erst kaum begonnen hatte, als er anfang, ihn zu einer Satire auf Claren zu gestalten.

Die zweite Ansicht, daß Hauff überhaupt nur eine bloße Nachahmung Claurens beabsichtigt habe, wird auf das Fehlen eines solchen harmlosen Originals, sowie auf die von Anfang an in Claurens Tonart gehaltene und durchgeführte Behandlung des Romans gestützt.

Doch suchen wir uns an der Hand des vorliegenden Materials selbst ein unbefangenes Urteil zu bilden. Wir haben an anderem Orte¹ gesehen, daß Hauff den ersten Teil der Satansmemoiren im Frühjahr 1825 der Frandhschen Buchhandlung in Stuttgart zum Verlag anbot, die ihn auch annahm, jedoch mit der Bemerkung, daß „ein Roman von der Art, die zur Zeit so flott gehen“, willkommener gewesen wäre.² Diese Äußerung kann nun in der That sehr wohl in Hauff den Gedanken wachgerufen haben, einen solchen Roman zu schreiben. Hatte er nur den passenden Stoff gefunden, so konnte ihm, dem gewandten Erzähler und guten Kenner der Clauren'schen Muse, ein solcher Versuch nicht schwer fallen, zumal er schon vorher gelegentlich unbewußt in die Manier des Berliner Litteraten verfallen war: man denke nur an die Erzählung des Kellners im vierten und an die Unterhaltung der beiden jungen Mädchen im zwölften Kapitel der „Memoiren des Satan.“ Und siehe da, auch der Stoff war bereits vorhanden.

Hauff hatte nämlich während seiner Tübinger Zeit (1823) einmal eine kleine, harmlose Novelle entworfen, deren Gegenstand ein in Folge eines unglücklichen Zweikampfes von finsterner Schwermut befallener junger Mann war, der durch die Liebe eines beherzten Mädchens geheilt wurde. Diese kurze Geschichte, deren wenige Seiten umfassendes Manuscript sich noch in Klaibers Händen befindet, nahm er nun wieder hervor, und zwar mit dem Gedanken, Claren selbst zu mythisieren, in der Weise, wie es Willibald Alexis (Wilhelm Häring) so trefflich mit Scott in seinem Roman „Walladmor“ gelungen war. Über diese Absicht muß sich Hauff jenem gegenüber selbst einmal geäußert haben, denn Wilhelm Häring schreibt am 1. Dezember 1827 im „Berliner Kon-

¹ Vergl. die Einleitung zu den „Memoiren des Satan“ (Bd. 2, S. 177).

² Ich stütze diese Darstellung auf den Bericht Klaibers in „Nord und Süd“, 1878, V.

verjationsblatt“ Nr. 238 in seinem „Freundesnachruf“: „Die erste Veranlassung zum ‚Mann im Mond‘ wollte er aus dem ‚Walladmor‘ entnommen haben.“

Zu diesem Plan, Claren durch Nachahmung seiner Manier zu mystifizieren, wird sich nun bald der Einfall gefellt haben, ihn durch Übertreibung seiner Schwächen zu verhöhnen und damit die frivolen Liebhabereien des Publikums selbst zu bekämpfen. Hauff mag schon damals das gefühlt haben, was er später in der „Kontrovers-Predigt“ ausgesprochen hat, was aber die Vertreter der erstgenannten Ansicht auf eine Zeit beziehen wollen, wo der von ihnen angenommene ursprüngliche Roman schon fast vollendet war — nämlich: „Gegen Gift hilft nur wieder Gift. Ich dachte nach über Ursache und Wirkung jener Mimili-Manier, ich betrachtete genau die Symptome, die sie hervorbrachte, und ich erfand ein Mittel, worauf ich Hoffnung setzte. Aus denselben Stoffen, sprach ich zu mir, mußt du einen Teig kneten, mußt ihn würzen mit derselben Würze, nur reichlicher überall, nur noch pikanter etc.“ — Und warum sollte er uns hier nicht der Wahrheit gemäß berichten? Warum sollten wir ihm, dem sonst so ehrlichen Manne, hier nicht trauen dürfen? Wir können also, ohne Hauff einer Unwahrheit in seiner „Kontrovers-Predigt“ zu beschuldigen, sehr wohl annehmen, daß er anfangs im Geiste einen Roman à la Claren beabsichtigte, d. h. mit dessen leicht flüssigem Stil, mit dessen Berechnung für den weitesten Leserkreis und mit dessen frivolem Köder gespickt, daß er aber auch von Anfang an sich des sittenverderbenden Einflusses solcher Kost bewußt war und die Arbeit kurz nach ihrem Beginne durch absichtliche Übertreibung seines Modells zu einer Satire stempelte. Daher also von vorn herein die Clarenschen Wendungen und doch das Fehlen eines Originals ohne den satirischen Beigeschmack, daher der schon im Beginne des Romans durchscheinende Spott und dennoch früher einmal die Absicht einer wirklichen Nachahmung der Mimili-Manier.

„Der Mann im Mond“ erschien im Herbst 1825 im Franckhschen Verlag und wurde im „Wegweiser“ Nr. 83 der „Abendzeitung“ vom 15. Oktober 1825 mit folgenden Worten angekündigt:

„Bei Friedr. Franckh in Stuttgart hat soeben die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben: ‚Der Mann im Mond, oder: Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme‘ von H. Claren. 2 Teile. 3 Thlr. sächs.

„Die unnachahmliche Manier des Verfassers ist zu bekannt, zu beliebt, als daß sie noch irgend einer Empfehlung bedürfte.

„Seine reizende, überraschende Situationen, seine wahre Charakterzeichnung, seine lebendige Sprache, die Herz, Gemüt und alle Sinne bezaubert — wer sollte sie nicht kennen; wir finden ihn ganz auch in diesem Buche wieder, ja wir möchten, wenn es möglich wäre, behaupten, er habe hier sich selbst übertroffen.“

Clarens Weise war zu beliebt, als daß eine solche Anpreisung nicht auch sofort eine lebhafte Nachfrage nach diesem neuesten Werke zur Folge gehabt hätte, aber natürlich auch sofort die Entrüstung des Mannes, der sich hier in seinem Interesse geschädigt sah und nun mit aller Energie gegen diesen Mißbrauch seines Schriftstellernamens und seiner Popularität vorging. Zunächst erschien in Nr. 258 der „Abendzeitung“ vom 28. Oktober 1825 folgende „Warnung vor Betrug“:

„Das bei Fr. Franckh in Stuttgart unter dem Titel der ‚Mann im Mond 2c.‘ in zwei Teilen soeben erschienene Werk ist von dem durch sein Taschenbuch ‚Vergißmeinnicht‘ und andere schöngeistige Schriften, unter dem Anagramm seines Namens bekannten Geh. Hofrath Carl Heun nicht verfaßt. Dies für Buchhandlungen, Leihbibliotheken und Kauflustige zur Nachricht und Warnung.“

Diese sonderbare Zeitungsnotiz stiftete nun erst recht Verwirrung unter den Lesern des Romans; ein Werk, das so ganz Claren war und noch dazu das beste, was man bisher von diesem gelesen hatte, sollte nun doch nicht von ihm selbst stammen; man wußte wirklich nicht, was man davon halten sollte, obgleich ja eigentlich diese „Warnung“ deutlich genug war. Doch bald kam mehr Licht in dies räthelhafte Dunkel. Der Herr Geh. Hofrath Heun fühlte sich in dieser Karikatur seiner Muse doch gar zu sehr gekränkt, als daß er es bei der einfachen Erklärung, er sei nicht der Verfasser, hätte bewenden lassen können. Er verklagte daher den Verleger des „Mannes im Mond“ und warf ihm vor, seinen Namen widerrechtlich benutzt und zum Zwecke einer niedrigen Spekulation mißbraucht, ihn selbst aber dadurch wesentlich geschädigt zu haben. So lächerlich diese Anklage an und für sich war, so fand sie doch Gehör vor den schwäbischen Gerichten und wurde in einem mit großer Spitzfindigkeit geführten Prozesse, den Hauff selbst mit köstlichem Humor im zweiten Teile der Satansmemoiren schildert, zu gunsten des Berliner Hofrats entschieden. Nun immerhin, Hauff konnte diese Niederlage leicht verschmerzen, hatten doch inzwischen Publikum und der bessere und gerechtere Teil der Kritik für ihn entschieden. Doch hören wir diese selbst.

Am 9. Dezember 1825 schreibt das „Morgenblatt“ in seiner „Litterarischen Beilage“ Nr. 94 folgendes:

„Ein namhafter Belletrist, durch welchen Referent die erste Nachricht von dem räthselhaften Mondbewohner erhielt, bezeichnete denselben als das Beste, was der berühmte H. Claren bisher geschrieben. Dies Urtheil ward ihm von mehreren Seiten her bestätigt, und als er das Buch selbst in die Hand nahm, fand er in der That alle die bekannten Reize Clarens, den leichten Tanzschritt seiner Prosa, die naive Koketterie seines Dialogs, das durchsichtige Negligee seiner Porträts nicht nur wieder, sondern übertroffen. Nur etwas fiel ihm auf, nämlich, daß Claren sich selbst sollte übertroffen haben — daß Claren in einem ihm ganz unnatürlichen Humor in eine Selbstpersiflage verfällt und am Schluß des Werkes sich als komischer Familienvater mitten unter seine salomonischen Weiber versetzt — daß ferner einige schwäbische Sprachformen im Buche stehen, die originell sind — daß endlich, wenn Claren wirklich nicht der Verfasser sein sollte, ein anderer Sterblicher ihn so lebendig aus dem Spiegel gestohlen haben könnte.

„Aus dem Labyrinth dieser Rätsel wurden wir endlich erlöst durch den offenen Zeitungsbericht des Berliner H. Claren — und durch die Privatnachricht, daß der wahre Verfasser Dr. Wilhelm Hauff von Stuttgart sei. . . . Da erkannte denn männiglich, daß der ‚Mann im Mond‘ nichts als die feinste Persiflage jener Manier Clarens sei. . . .“

Diese äußere Seite des Romans schildert in ähnlicher Weise der „Mitarbeiter Nr. 119“ des Leipziger „Litterarischen Konversationsblattes“ vom 12. Dezember 1825 in Nr. 285 folgendermaßen:

„. . . Kaum hatte ich begonnen, von dem scherwenzelnden Hofrat Berner u. s. w. zu lesen, da kam die harmlose ‚Leipziger Zeitung‘ u. a. und warnten vor dem ‚Mann im Mond‘ als einem untergeschobenen Wechselbalge. Aber mögen sie warnen, mich machen sie nicht irre. Der ‚Mann im Mond‘, so behaupte ich, ist ein echtes und wahres Clarensches Produkt, und wer dies nicht glauben will, der lese und überzeuge sich. . . .“

„Aber es ist nicht von ihm, sagen jene Anzeigen. Möglich, daß es nicht von seiner Hand ist, doch von seinem Geiste ist es, und das wird ja wohl genug für die geistreichen Verehrer dieses Geistes sein. . . . Gestehen wir, die Ironie in dieser Adoption ist sehr ergötzlich.“

Von dieser Ironie aber haben sich, wie es scheint, auch die Herren Kritiker in ihren Besprechungen anstecken lassen, wie das die beiden vorstehenden zeigen und nicht minder eine dritte in derselben Nummer des „Litterarischen Konversationsblattes“ von 1825 erschienene, wie die letztangeführte. Der „Mitarbeiter Nr. 60“ sagt hier:

„. . . Vor dem Buche selbst, wir gestehen es, grante uns. Wir sind leider weder Kammerküchlein noch Unteroffizier u. s. w., es steht also

zehn gegen eins, daß uns besagter ‚Mann im Mond‘ auf den ersten Anblick nicht zusagen konnte. . . . Aber wie ward uns, wir wollten mit kritischem Auge lesen, und der Gegenstand riß uns unwiderstehlich in seine Mitte. Wir fingen an, Respekt zu bekommen vor diesem ‚Mann im Mond‘, die Novelle zart und angenehm angelegt, die wirklich interessanten Situationen nicht wie gewöhnlich bei den Haaren herbeigezogen zu finden; das Interesse wuchs von Blatt zu Blatt, wir glaubten, sein Meisterstück zu sehen. Zwar störte uns hin und wieder die beinahe geflüsterliche Gemeinheit des Ausdrucks, es war uns, als sei er sonst mit mehr Natürlichkeit unsauber und marmorbusig gewesen; als wir aber weiter und weiter lasen, als die Erzählung mit wachsender Anmut zu einer Höhe fortschritt, die wir in Clarens übrigen Schriften umsonst suchten, als, wie zur Erinnerung, daß man noch im Gebiet der Vergißmeinnichtchen wandle, hin und wieder hageldick die beliebten Wachtstubenaußdrücke erschienen, da war es uns, als ob dieser ‚Mann im Mond‘ die gelungenste Satire wäre auf alles, was Claren heißt.

„. . . Wenn irgend etwas diesem ‚Mann im Mond‘ zur Last fallen könnte, so ist es das, daß er unter dem erhabenen Titel sich bei den Verehrern seines Herrn Stiefpapa einschleicht. . . . Die Clarensche Muse hat dem Herrn Papa Hörner aufgesetzt und sub titulo desselben ein Kindlein zur Welt gefördert, das der Liebe des Publikums ungleich würdiger ist als die Sprößlinge, die aus der immer lauer werdenden Ehe als echtes Gesindel hervorgehen. . . . Im übrigen und ohne diese unsaubere Zuthat wäre die Novelle der ‚Mann im Mond‘ eine der gelungensten zu nennen, die seit geraumer Zeit unter der großen Flut von Erzählungen erschienen; gelungener auf jeden Fall, als sie Herr Claren je schreiben kann. Wir können also diese Satire nicht anders als eine in edlem Geiste gedachte und geschriebene nennen. . . .“

Bei solcher Anerkennung konnte Hauff seinen Zweck als erreicht ansehen. Während noch der gerichtliche Prozeß spielte, arbeitete er, wie wir wissen, an seinem „Lichtenstein“ und trat nach dessen Vollendung seine Reise nach Paris an. Hier begann er nun seinem „Mann im Mond“ noch ein ernstes Nachspiel zu geben und mit kräftigen, unterschiedenen Worten seiner Entrüstung Ausdruck zu verleihen in der „Kontrovers-Predigt über H. Claren und den Mann im Mond“, die er auf der Reise vollendete und während seines Aufenthaltes in Berlin in der „Litterarischen Mittwochsgesellschaft“ vorlesen mußte. Sie erschien dann, wie die übrigen Werke, bei Franckh in Stuttgart. Hauff selbst schreibt darüber an seinen Bruder, der einige Aussetzungen gemacht hatte: „Ich denke darüber ganz wie Du; auch ich fand immer

allzugut, daß besonders in den letzten Teilen von dem Ton abgewichen ist. Die Schuld davon schreibe ich nicht mir allein, sondern den Umständen zu: ich fing sie in Paris an, setzte sie in Brüssel fort, schrieb daran in Antwerpen und Gent und vollendete sie in Kassel. Muß man da nicht aus dem Ton kommen? In der litterarischen Mittwochsgesellschaft mußte ich sie an Schadows Abschiedsfeſt¹ vor einer ungeheuren Versammlung von Staats- und Kirchendienern, Künstlern, Dichtern und Gelehrten vorlesen. Sie fand viel Beifall, und als ich selbst bemerkte, daß der zweite Teil unkünstlerisch verschieden sei vom ersten, da schüttelte mir der alte Nicolovius², Präsident der kirchlichen An gelegenheiten, die Hand und machte mir das rührende Kompliment, daß mich ein edler Zorn im zweiten Teil nicht recht zum Scherz kommen lasse. Diese Predigtrezension von einem Berliner Papst und Zionswächter war mir so auffallend als angenehm.“ Diese „Kontrovers-Predigt“ aber erregte noch einmal die Helden von der Feder, ihre Meinung für oder wider Claren zu äußern. Im „Bemerker“ Nr. 6 des „Gesellschafters“ vom 7. März 1827 erschien aus der Feder C. Niedmann³ ein Aufsatz „H. Claren und seine Doppelgänger“, der einerseits einen ungerechten Angriff auf den „Mann im Mond“ insofern wagte, als er diesen für eine niedrige, nur auf Täuschung des Publikums und materiellen Gewinn berechnete Buchhändlerpekulation ausgab, anderseits jedoch auch eine gerechte Verteidigung gegen die übertriebenen Schmähungen auf Clarens Schriften versuchte. Niedmann sagt hier unter anderem:

„. . . Wo wäre in dem ‚Mann im Mond‘ der Charakter der Parodie zu finden? Wo jene scherzhafte, witzige Anwendung der Clarenschen Ideenreihe? Wo ist jener witzige Spott über Clarens Schwächen und über die tief zum Verderben führende Richtung der Clarenschen Schriften, welche der Sittenprediger ihm später feierlich aufbürdet? Jeder Unbefangene fand in jener Aſter-Clarenschen Erzählung nichts mehr und nichts weniger, als eine mitunter sehr glückliche Nachbildung der Clarenschen Manier, mit etwas steifen und überladenen Clarenschen Redensarten. Wußte aber der Doppelgänger die Satire nicht tiefer aufzufassen, so konnte sie niemand zum Lächeln bringen. Zum

¹ Friedr. Wilh. Schadow (1789—1862), berühmter Historienmaler, seit 1819 Professor der Akademie zu Berlin, wurde 1826 als Direktor der Kunstakademie nach Düsseldorf berufen.

² Georg Heinr. Ludw. Nicolovius (1767—1839), Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat und seit 1808 Ministerialdirektor im preuß. Kultusministerium.

³ Karl Chr. Friedr. Niedmann (1805—30), Schriftsteller, seit November 1829 Redakteur der „Mitternachtszeitung“.

Abschrecken war das allerliebste Mondfälbchen gar nicht geeignet. Es konnte daher auf keine Weise für den Zweck vorgearbeitet haben, welchen der Kontrovers-Prediger ex post proklamierte. . . . Was bleibt dann übrig für die „Kontrovers-Predigt“? — Die Ansicht: es ist eine Parteischrift, eine Apologie des Mondmannes und seiner bibliopolitischen Existenz. . . . Es bleibt aber doch immer ein harter Stand für Claren. Die Gründe jenes Predigers in der Wüste sind so folgerecht, so schlagend, so wahr und Zeugen eines zwar sehr aufgeregten, aber doch göltigen Gefühls, so daß man sich unwillkürlich fortgerissen sieht, ist man nur über die ersten Bordersätze hinweg. Aber hier liegt es — hier finden sich Übertreibungen, die den Parteimann bezeichnen, hier finden sich Lücken, die das Urtheil verlocken, hier wird es erkannt, daß Clarens Todesurtheil sub - et obreptitie¹ erschlichen ist.“ Im folgenden wird nun Clarens Talent und Manier treffend charakterisirt, dann fährt Niedmann fort: „Das eben ist es ja, daß Clarens eifrigste Zeierinnen sich selbst ganz heimlich bekennen müssen: Er hat recht, er hat unsere geheimsten Gefühle erraten, aber wir dürfen es nur nicht sagen, nicht laut werden lassen. — Ist diese Richtung fehlerhaft, so ist sie doch sehr menschlich. Mach' Engel aus den Menschen, du Sittenprediger, und du wirst jetzt weder in Clarens noch in einer anderen Manier viele Leser finden . . .“

In Nr. 113 der „Blätter für litterarische Unterhaltung“ vom 15. Mai 1827 schreibt ein mit Hauff ziemlich gleichgesinnter Mitarbeiter über die „Kontrovers-Predigt“:

„Obgleich wir an diesem Schriftchen zweierlei auszustellen haben, nämlich einmal seine Form, die leicht für eine Profanation gehalten werden kann, und zweitens den Eifer, mit dem es einen Feind angreift, der in diesem Augenblick an seinem eignen Gift im Verschleiden liegt, und bei dem es kaum der Mühe verlohnt, seiner kurzen Laufbahn durch den Gnadenstoß eine Ende zu machen, so entwickeln diese Blätter doch die völlige Nullität, die widrige und verkehrte Form, die gehässige und jedes Anathems würdige Tendenz und die verderbliche und abscheuliche Wirkung der Clarenschen Geisteswerke so klar und anschaulich, daß wir, um dieses löblichen Zweckes willen, das Verfehlete in der Form dieser Schrift gern übersehen. . . .“

¹ D. h. durch Diebstahl und Anisse.



Erster Theil.

Der Ball.

Über Freilingen lag eine kalte, stürmische Novembernacht; der Wind räumte durch die Straßen, als sei er allein hier Herr und Meister, und eine löbliche Polizeiinspektion habe nichts über den Straßenlärm zu sagen. Dicke Tropfen schlugen an die Falousien und mahnten die Freilinger, hinter den warmen Ofen sich zu setzen während des Höllewitters, das draußen umzog. Nichtsdestoweniger war es sehr lebhaft auf den Straßen; Wagen von allen Ecken und Enden der Stadt rollten dem Marktplatz zu, auf welchem das Museum, von oben bis unten erleuchtet, sich ausdehnte.

Es war Ball dort, als am Namensfest des Königs, das die Freilinger, wie sie sagten, aus purer Gewissenhaftigkeit nie ungefeiert vorbeiließen. Morgens waren die Milizen ausgerückt, hatten prächtige Kirchenparade gehalten und kümmerten sich in ihrem Patriotismus wenig darum, daß die Dragoner, welche als Garnison hier lagen, sie laut genug bekrittelten. Mittags war herrliches Diner gewesen, an welchem jedoch nur die Herren Anteil genommen und so lange getrunken und getollt hatten, daß sie kaum mehr mit dem Umkleiden zum Ball fertig geworden waren.

Auf Schlag sieben Uhr aber war der Ball bestellt, dem die Freilinger Schönen und Nichtschönen schon seit sechs Wochen entgegenseufzt hatten. Schön konnte er diesmal werden, dieser Ball; hatte ihn doch Hofrat Berner arrangiert, und das mußte man ihm lassen, so viele Eigenheiten er sonst auch haben mochte, einen guten Ball zu veranstalten verstand er aus dem Fundament.

Die Wagen hatten nach und nach alle ihre köstlichen Waren entladen; die Damen hatten sich aus den neidischen Hüllen der Pelzmäntel und Shawls herausgeschält und saßen jetzt in langen Reihen, alle in unchristlichem Wicks, an den Wänden hinauf. Es war der erste Ball in dieser Saison. Der Landadel hatte sich in die Stadt gezogen; Kranke und Gesunde waren aus den Väthern zurückgekehrt, es ließ sich also erwarten, daß das Neueste, was man überall an Haarpuß und Kleidern bemerkte und in seinem, aufmerksamen Herzen bewahrt hatte, an diesem Abend zur Schau gestellt werden würde. Daher füllte die erste halbe Stunde eine Musterung der Koeffüren und Guirlanden, und das Webbern und Wispern der rastlos gehenden Mäulchen schnurrte betäubend durch den Saal. Endlich aber hatte man sich satt geärgert und bewundert und fragt überall, warum der Hofrat Berner das Zeichen zum Anfang noch nicht geben wolle.

Das hatte aber seine ganz eigenen Gründe; man sah ihm wohl die Unruhe an, aber niemand wußte, warum er, ganz gegen seine Gewohnheit, unruhig hin und her laufe, bald hinaus auf die Treppe, bald herein ans Fenster renne; sonst war er Punkt fünf Uhr mit seinem Arrangement fertig gewesen und hatte dann ruhig und besonnen den Ball eröffnet, aber heute schien ein sonderbarer Zappel das freundliche Männchen überfallen zu haben.

Nur er wußte, warum alles warten mußte; keinem Menschen, joviel man ihn auch mit Schmeichelwörtchen und schönen Redensarten bombardierte, vertraute er ein Sterbenswörtchen davon; er lächelte nur still und geheimnißvoll vor sich hin und ließ nur hie und da ein: „Werdet schon sehen“ — „man kann nicht wissen, was kommt“, fallen.

Wir wissen es übrigens und können reinen Wein darüber einschenken: Präsidents Ida war vor wenigen Stunden aus der Pension zurückgekommen; er, der alte Hausfreund, war zufällig dort, als sie ankam, er hatte nicht eher geruht, bis sie versprochen hatte, das ganze Haus in Alarm zu setzen, das Blondentleid, in welchem sie bei Hoje war präfentiert worden, ausbügeln zu lassen und auf den Ball zu kommen. Wie spähte er sich auf die langen Gesichter der Damen, auf die freundlichen Blicke der Herren, wenn

er die wunderschöne Dame in den Saal führen würde; denn kennen konnte sie im ersten Augenblicke niemand.

Wo hatte nur das Mädchen die Zeit hergenommen, so recht eigentlich bildhübsch zu werden? Als sie vor drei Jahren abreiste, wie besorglich schaute da der gute Hofrat dem Wagen nach; er hatte sie auf dem Arm gehabt, als sie kaum geboren war; bis zu ihrem vierzehnten Jahre hatte er sie alle Tage gesehen, hatte sie früher auf dem Knie reiten lassen, hatte sie nachher, trotz dem Schmollen der Präsidentin, zu allen tollen Streichen angeführt; er liebte sie wie sein eigenes Kind, aber er mußte sich vor drei Jahren doch gestehen, daß ihm angst und bange sei, was aus dem wilden Ding werden solle, das man da in die Residenz führe, um sie menschlich zu machen.

Denn wollte man ein Mädchen sehen, das zur Jungfrau und fürs Haus völlig verdorben schien, so war es Präsident's Wildfang; einen solchen Unband traf man auf zwanzig Meilen nicht.

Kein Graben war ihr zu breit, kein Baum zu hoch, kein Zaun zu spitzig; sie sprang, sie kletterte, sie schlenkerte trotz dem wildesten Jungen. Hatte sie doch selbst einmal heimlich ihren Damensattel auf den wilden Renner ihres Bruders, des Lieutenants, gebunden und war durch die Stadt gejagt, als sollte sie Feuerreiten! Dabei war sie mager und unscheinbar, scheute vor jeder weiblichen Arbeit, und der einzige Trost der gnädigen Mama war, daß sie französisch plappere wie ein Störchen, und daß, trotz ihrem Umherrennen in der Märzsonne, ihr Teint dennoch trefflich erhalten sei.

Aber jetzt —!

Nein! was war mit diesem Mädchen in den kurzen drei Jahren eine Veränderung vorgegangen! Wenigstens um einen Kopf war sie gewachsen, alles an ihr hatte eine Rundung, eine zarte Fülle bekommen, die man sonst nicht für möglich gehalten hätte; das Haar, das sonst, wie oft man es auch kämmt und an den Kopf hin salbte, der wilden Hummel in unordentlichen Strängen und Locken um den Kopf flog, war jetzt der herrlichste Kopfschmuck, den man sich denken konnte. Die Augen waren glänzender, und doch sahen sie nicht, wie ehemals, wie ein Feuerrädchen umher,

alles anzuzünden drohend. Die Wangen bedeckte ein feines Rot, daß bei jedem Atemzug in alle Schattierungen von zartem Rosa bis ins Purpurrot wechselte; das liebe Gesichtchen war oval und hatte eine Würde bekommen, über die der staunende Hofrat lächeln mußte, so sehr er sie bewunderte.

Dieses Götterkind, diesen Ausbund von Liebenswürdigkeit erwartete der Hofrat; dem guten alten Junggesellen pochte das Herz beinahe hörbar, wenn er an sein Gold=Idchen dachte. Wie mußte sie erst im Ballkleide aussehen, wenn sie ihn in dem Reise=übröckchen und in der Haube à la joli femme beinahe närrisch machte; wie mußte sie erst strahlen, wenn sie, wie sie ihm versprochen, die Haare nach dem aller=nagel=junkel=neuesten Geschmack, die schöne Stirne und den schlanken Hals, die wie aus Wachs geformten Partien, welche die handbreiten Brüßler Kantent umziehen werden, mit dem Amethystschmuck schmückte, den sie von ihrer Pate, der Fürstin Romanow, geschenkt bekommen hatte. Ihm, ihm hatte sie mit all jener Herzlichkeit, mit der sie früher versprochen, einen Spaziergang mit ihm zu machen, oder ihn, den Einsamen, zu besuchen, wenn er krank war, jetzt als Königin des Festes die erste Polonäse zugejagt.

Immer verdrießlicher wurden die Damen, immer ungestümer mahnten die Herren den alten maitre de plaisir, schon seit einer halben Stunde stimmten die Musikanten, daß man vor dem Quaken der Klarinette, vor dem Brummen der Bässe sein eigenes Wort nicht hörte — er gab nicht nach. Da rasselte ein Wagen über den Marktplatz her und hielt vor dem Flügelthor des Museums.

„Das sind sie“, murmelte der Hofrat und stürzte zum Saal hinaus; bald darauf öffneten sich die Flügelthüren, und der kleine freundliche Alte schritt am Arm einer jungen Dame in den Saal.

Ida.

Aller Augen waffneten sich mit Vorgnetten und Brillen; wer konnte das wunder schöne Mädchen sein, so hoch und schlank, mit dem königlichen Anstand, mit dem siegenden Blick, mit der kräf-

tigen Friiche des jugendlichen Körpers? Sie nickte so bekannt nach allen Seiten, als käme sie alle Tage auf Freilinger Bälle und Assembles, und doch kannte sie niemand. Doch ja! da kommt ja auch der alte Präsident, wahrhaftig! es kann niemand anders sein als Präsident's Iba.

Aber wie herrlich war dieses Knöpfchen aufgegangen, „welcher Anstand!“ bemerkten die Herren, „welche Figur, welcher Nacken, wahrhaftig! man möchte ein Mückchen oder noch etwas Wenigeres sein, nur um darauf spazieren zu gehen.“ — „Welcher Schmutz, welche Spitzen, welche Stickerie an dem Kleid“, bemerkten die Damen und wünschten sich weit weg, denn wie sollten sie ihre Fähnchen, die sie doch ihr gutes Geld gekostet, ihre Blumen, die sie selbst gemacht und für wundervoll gehalten hatten, neben diesen italienischen Rosen und Astarten, die eben erst aus den Gärten der Hesperiden gepflückt zu sein schienen, neben diesen Ranken sehen lassen, von welchen die Elle vielleicht mehr wert war als eines ihrer Ballkleider nebst Schneiderskonto und Façon! Nein, Berner, der arge Berner hätte ihnen keinen schlimmern Streich spielen können, als diese Iba gerade heute einzuführen. Aber man mußte sich Gewalt anthun; der Präsident machte das erste Haus in der Stadt, war der gewaltige Herrscher der Provinz, eine glänzende Aussicht auf Théés dansants, Soupers, Hausbälle und dergleichen eröffnete sich vor den schnell berechnenden Blicken der Damen; wehe der, die dann nicht mit Iba bekannt war oder sie sogar kalt empfangen hatte. Man wußte, daß dies die Frau Mama Präsidentin nie verzeihen würde; man nahm sich zusammen, und in kurzem war die Gefeierte von allen jungen und alten Damen umringt, welche Glück wünschten, alte Bekanntschaft erneuerten und nebenbei dies und jenes von dem hoffähigen Anzug spickten. Alle redeten zumal, keine wurde verstanden, und die Herren fluchten und schimpften ein Donnerwetter über das andere, daß sich eine so dicke Wolke vor dieser kaum aufgegangenen Sonne gedrängt und sie ihrem Anblick entzogen habe.

Jetzt zog Hofrat Berner das weiße Sacktuch, schwenkte es in der Luft und gab dem Kapellmeister und Stabstrompeter der Dragoner das Zeichen, und eine herrliche Polonäse begann. Im

Nu stoben die Glückwünschenden auseinander und machten Raum für die Assessoren, Lieutenants, Sekretärs, jungen Kaufherrn, Jagdjunker, die glücklicherweise noch nicht verjagt waren und sich jetzt um einen Walzer, Ekoffäse¹ oder gar Kotillon mit Ida die Hälse brechen wollten. Sie aber lachte, daß die Schneeperlen der Zähne durch die Purpurlippen herausjahren, behauptete, sich immer nur auf eine Tour zu verjagen, hüpfte dem Hofrat entgegen und reichte ihm die kleine Hand.

Selig, gerührt, begeistert stellte er sich mit seinem holden Engelskind an die Spitze der Kolonne und marschierte unter den nutigen, lockenden Tönen der Polonäse stolzen Schrittes gegen das wohlunterhaltene feindliche Tirailleureuer, das von vorn, von den Flanken, überall her aus den Mündungen der Lorgnetten auf seine Tänzerin sprühte. Aber diese, war sie kurzichtig, hatte sie statt des Korsettchens einen Kürassierpanzer vom feinsten Stahl mit der Musketenprobe um das Herzchen, oder war sie das Feuer so gewohnt wie die alte Garde, die, Gewehr im Arm, im Paradeschritt durch das Kartätchenseuer marschierte? Ich weiß nicht, aber sie schien gar nicht auf die schrecklichen Ausbrüche der gebrochenen Herzen, auf die Knallsenzer der Verwundeten zu hören, das Plappermäulchen ging so ruhig fort, als ginge sie, drei Jahre jünger, mit dem guten Hofrätchen im Wald spazieren.

Da kamen alle die Streiche, die der leichte Springinsfeld losgelassen, alle jene tausend Schwieten² des kleinen Übermuts aufs Tapet; Lust und Lachen blitzte wie ehemals aus ihrem Auge, wenn sie sich erinnerte, wie sie einer Spanzerkel Kindszeug angezogen und sie dem Hofrat als Jümdling vor die Thüre gelegt, wie sie dem Oberpfarrer die Waden voll St. knadeln gesetzt, daß sie ausjahren wie der Rücken eines Stachelchweins, alles ohne daß er es merkte, denn er trug falsche. Der Hofrat wollte seinen Ohren nicht trauen; es war ja das selbe lustige, naive Ding wie früher und doch so wunderherrlich, so groß, mit so unendlich viel Anstand und Würde! Er hätte sie auf der Stelle am Kopf nehmen

¹ Ekoffäse (franz.), d. h. schottisch; ein Gesellschaftstanz mit mehreren kurzen Touren.

² Schwieten (Suiten), d. h. tolle Streiche.

und recht abfließen mögen, wie früher, wenn sie einen rechten Nußbund von Schelmenstreich gemacht hatte.

Es ging über seine Begriffe! „Wie können Sie nur so hart-herzig sein, Zöchen!“ sagte er, und nicht einen Blick auf unsere jungen Herren werfen, die zerschmelzen wie Wachs am Feuer? Nicht einmal einen Blick für alle diese Exclamationen und Be-zeurungen, welche Sie doch gehört haben müssen?“

„Was gehen mich Ihre jungen Herren an“, plapperte sie mit der größten Ruhe fort, „die sind hier wie überall unverschämt wie die Fleischmücken im Sommer; das könnte kein Pferd aushalten, wollte man darauf achten; sie pfeifen in der Residenz ebenso, das wird man gewohnt; so von Anfang macht es ein wenig eitel; wenn man aber sieht, wie sie dieser und jener das-selbe zuflüstern, vor der Urjel ebenso wie vor der Wärbel sterben möchten, so weiß man schon, was solche schnackische Redensarten zu bedeuten haben.“

Die muß eine gute Schule durchgemacht haben, dachte der Hofrat; siebzehn Jahre alt und spricht so mir nichts, dir nichts von der Farbe, als wäre sie seit zwanzig Jahren in den Salons von Paris und London umhergefahren. Er ärgerte sich halb und halb über Mamjell Neumalklug und Übergescheid, denn es waren jaust keine unebene junge Männer, die ihre Seufzer so hagel-dicke losgelassen hatten, und ihn, der in seiner Jugend wohl so zwanzig Amouren und Amürchen gehabt hatte, konnte nichts mehr ärgern als ein fühlloses Herz.

Aber dieser Ärger konnte bei seinem Zöchen nicht in ihm aufsteigen. Wenn er in ihr volles, glühendes Auge sah, wenn er den süßgewölbten Mund betrachtete, da dachte er: Nein, dir traue dieser und jener, aber ich nicht, weiß ich doch von früher her, wie du gerne Flausen machst und dem guten ehrlichen Berner gerne ein K für ein N unterziehst. Jetzt willst du dein Schach verdeckt spielen und mir irgend einen blauen Dunst vorschweffeln, und das Herzchen ist am Ende doch in der Residenz geblieben und Fräulein Stahlherz ist nur darum so spröde gegen die Freilinger Stadtkinder. Aber basta! der Hofrat Berner hat auch gelebt und geliebt und wettet seinen Kopf, dieses Auge weiß, was Liebe ist,

diese frischen Purpurlippen haben schon geküßt, aber anders als nur solche Hofratsküsse!

Der gute Alte äußerte etwas von diesen Gedanken gegen Ida, sie aber sah ihm ganz ruhig ins Gesicht und versicherte lächelnd, gefallen habe ihr schon mancher, geliebt habe sie aber bis diese Stunde noch keinen Mann, als ihren Vater und ihn.

Schöne Augen.

„Aber sagen Sie, Idchen“, fragte der Hofrat, als er sie wieder an ihren Platz geführt hatte, „ist das etwa ein Kouzin oder dergleichen, der da mit Ihnen kam?“

„Ich kam mit Papa“, antwortete die Gefragte, „und sonst war niemand dabei. Wen meinen Sie denn?“

„Nun, der Bleiche dort kam ja doch wohl mit Ihnen, es kennt ihn niemand im Saal, und mit Ihnen trat er herein, sonst müßte er ja, Sie wissen, daß das Museum geschlossene Gesellschaft ist, sonst müßte er ja eingeführt sein. Sehen Sie, der dort.“ Er zeigte hin. An eine Säule gelehnt, stand unbeweglich mit übergeschlagenen Armen eine schlanke Gestalt. Noch konnte Ida das Gesicht nicht sehen, nur die glänzenden schwarzen Locken des Haares fielen ihr auf; sie wollte sich eben besinnen, wo sie schon solche gesehen habe, da wandte jener sich um, und unwillkürlich schrak Ida zusammen; gespensterhafte Blässe lag auf diesem feinen, schönen Gesicht, geheimer Gram oder verschlossenes Kämpfen mit finsternem Leiden schien das muntere, jugendliche Leben aus diesen tiefen, im schönsten Ebenmaß geformten Zügen hinweggewischt zu haben, und ein gemischtes Gefühl drängte sich bei seinem Anblick auf, neugieriges Mitleid schien sich mit zweifelhafter Furcht streiten zu wollen.

Kann hatte des Fremden glühend-schwarzes Auge Ida getroffen, als sie ihren Blick abwandte. Überraschung und Verlegenheit machten sie stumm auf einige Augenblicke; von dem Diadem auf der schönen Stirne, über den Lilienjamt der blühenden Wange bis herab auf den jungfräulichen Maaßterbusen flog ein brennendes Rot, das der Hofrat nicht unbemerkt ließ. Er

wollte sie eben mit dem pfißigsten Gesicht nach der Ursache ihres Notwerdens fragen, aber eine Anzahl Herren drängten sich zu, um sie um einen Tanz zu bitten; Bettern und Basen freuten sich, sie wiederzusehen und gafften das Wunderkind an. Der Hofrat aber, welchem daran lag, die Spur, die er aufgefunden zu haben meinte, zu verfolgen, machte seine Bewegungen wie ein geübter Feldherr; er fragte sie so laut als möglich, ob es ihr jetzt, wie sie gewünscht, gefällig sei, zu ihrem Herrn Vater zu gehen, der im dritten Zimmer sich zu einem Whistchen gesetzt habe? und Pfißköpfechen verstand gleich, wo der gute Alte hinauswollte; sie beurlaubte sich also mit großer Hast von dem ungeheuren Kometenschweif, in welchem sie als Kern gefessen, und ging mit Werner durch den Saal.

Und jetzt nahm sie Werner ins Gebet; zuerst setzte er die Daumenschrauben des Spottes an, dann untersuchte er die vermeintliche Herzenswunde seines Gold-Jdchens mit der langen Sonde des väterlichen Ernstes, indem er ihr vorwarf, sehr unklug gethan zu haben, ihre Residenzliebhaber mit nach Freilingen zu nehmen. Sie aber lachte dem Ratgeber, welcher meinte, seine Sache recht gut gemacht und sie ganz im Neß zu haben, ins Gesicht und witschte ihm aus.

„Sie geben sich vergebliche Mühe, Hofrätchen“, sicherte das lose Ding, „ganz vergebliche Mühe, ich habe diesen Menschen in meinem ganzen Leben, auf Ehre, noch nie gesprochen; doch gesehen“, setzte sie, ernster werdend, hinzu, „gesehen habe ich ihn, und deswegen kam ich auch vorhin etwas in Verlegenheit.“

„Was da! zwischen sehen und gesehen ist ein großer Unterschied“, antwortete Werner mit einem völlig ungläubigen Kopfschütteln; „da müssen Sie ihm doch ein wenig gar scharf in die Augen gesehen haben?“

„So hören Sie mich doch, Sie böser Mann!“ unterbrach ihn Jda, „wer wird denn auch gleich auf den Schein hin verdammen; ich sage noch einmal, ich weiß nicht, wer er ist, aber das innigste Mitleid habe ich mit ihm. Als wir gestern durch den Lanzinger Wald kamen, fuhren wir einer Equipage vor, die ganz langsam im Schritt hinging. Es war ein prachtvoller Landau

mit einem großen Vock, worauf ein alter Diener in reicher Livree saß; am Wagen zogen vier Postpferde; das Dach war zurückgeschlagen, und es saß niemand darin als ein großer Hund. Sie wissen, wie man auf der Reise ist, man interessiert sich um die Mitreisenden, besonders wenn man glaubt, auf einerlei Station mit ihnen zu wohnen oder zu speisen. So dachte ich mir jetzt, die Reisenden, denen der Wagen gehört, seien vorausgegangen und lassen ihn langsam nachfahren. Ich sah daher alle Augenblicke aus unserm Wagen, ob ich noch keine reisenden Engländerinnen oder Französinen gewahr werden konnte, aber immer vergebens. Endlich, als wir um eine Waldecke bogen, sah ich auf einmal einen Mann, der unter einer Eiche saß und zu dem Wagen gehören mußte."

"Und war es derselbe, der dort an der Säule steht?" fragte der Hofrat.

"Derselbe; er war auch ganz schwarz gekleidet wie jetzt, sein Hut lag neben ihm im Gras, seinen Kopf stützte er in die hohle Hand. Das Geräusch unseres Wagens, der jetzt, weil es bergauf ging, auch langsam fuhr, schien ihn aufzuschrecken; ohne aufzusehen, ging er mit gesenktem Haupt bis an unsere Wagenthüre. Da richtete er sich auf, und Sie können sich meinen Schrecken denken, Hofrat, als ich das nämliche geisterbleiche Gesicht sah, das auch Ihnen aufgefallen ist. Er mußte heftig geweint haben, denn Thränen hingen in den langen schwarzen Wimpern und gaben dem glühend schwarzen, sinnigen Auge einen ganz eigenen Reiz!"

"So, so? einen ganz eigenen Reiz!" antwortete lächelnd der Hofrat, „wer hat denn meinem Mädchen erlaubt, über Männeraugen Betrachtungen anzustellen? Hat Sie das auch bei Madam La-Truinaire in der Residenz gelernt?"

Das lustige Amorettenköpfchen, das sich da, es wußte nicht wie, verbebbert hatte, schlug die Augen nieder und sagte: „Legen Sie nicht alles so böß aus, Bernerchen, Sie verstanden ja doch sonst Ihre Ida nicht immer falsch.“

„Sehen Sie, was die Augen betrifft, da habe ich nun einmal meinen eigenen Geschmack. Schöne blaue oder schwarze Augen,

mitunter auch recht glänzendbraune sehe ich an jedermann gern. Daher sind mir auch alle junge Herren so zuwider, weil sie selten schöne Augen haben; sie haben ihnen durch die Lorgnetten, Brillen und Gott weiß durch was sonst den schönsten Glanz benommen und stieren uns an wie gestochene Böcke; desto mehr frene ich mich, wenn ich einmal eine solche Ausnahme treffe. Eine ganz eigene Freude macht mir auch das Aufschlagen der Augen, das man unter Tausenden kaum einmal so recht anmutig, sinnig und wie man es gerne haben möchte trifft. Beides sah ich nun an dem Fremden, darum hatte er mir auch so ge —.“

Da hatte sich das schnelle Schnäbelchen schon wieder verplappert! der Hofrat horchte noch immer, aber Ida blieb still, biß die Lippen zusammen und spielte mit dem Amethystkreuz am Kollier, das unter dem Tanzen sich zwischen den Schneehügeln hinabgehoben hatte und ganz glühend heiß geworden war.

„Ei, ei!“ warnte der Hofrat, „ich habe da in zwei Minuten Dinge gehört, wovor einem die Haut schauern könnte; nimm dich um Gotteswillen in acht, Kind, wenn du deine Augenbeobachtungen anstellst; ich weiß es aus meiner Jugend, daß in gewissen Augen Hätchen sitzen, die uns, wenn man allzu tief schaut, festhalten, daß an kein Entrinnen zu denken ist; hast du nie etwas von der Augensprache gehört?“

„Doch“, entgegnete der kleine Übermut, „ich glaube sie auch zur Not zu verstehen.“

„Ist gar nicht von nöten; man spricht sie zwar vom Rhein bis zum Mississippi, vom Don bis zum Ohio, lerne aber nie mehr, als etwas kauderwelsch parlieren; denn wer sich so gar gefläufig ausdrückt und mit zwanzig zumal in dieser Sprache spricht, gilt nicht mit Unrecht für eine Erz-General-Kofette.“

„Nun, für eine solche werden Sie mich doch nicht halten“, jagte Ida etwas empfindlich.

„Dazu kenne ich mein süßes Mädchen zu gut“, entgegnete der Hofrat traulich und drückte ihr das weiche Samthändchen. „Was aber den bleichen Patron dort drüben betrifft, so kann er über allerlei geweint haben; er kann zum Beispiel seine Mutter, seine Schwester oder gar sein Mädchen verloren haben.“

„Mei—nen Sie?“ antwortete Ida gedehnt und unmutig; „doch nein! da würde er ja nicht auf den Ball gehen, setzte sie freudig hinzu; da würde er zu Haus trauern und nicht die Freunde ansuchen.“

„Oder“, jühr jener fort, „es gingen ihm vielleicht seine Wechsel aus, und er hat im Augenblick kein Geld, um seine Reise weiter fortzusetzen.“

„Nicht doch“, fiel sie ein, „wie mögen Sie nur diesem interessanten Gesicht einen so gemeinen Kummer andichten. Sieht er nicht nobler aus als alle unsere Affektoren, Lieutenants und so weiter zusammen, und er sollte mit vier Postpferden in einem herrlichen Landau fahren und weinen, weil er kein Geld hat? Pfiui!“

„Gi, wie sich der kleine Advokat vereifert und verdisputiert; das Mäulchen geht ja, als sollte es einen Prozeß vor den Affisen führen! Übrigens wollen wir bald sehen, wer der Patron ist; habe ich doch den Ball arrangiert und daher auch das Recht, Fremden, die sich eindrängen, auf den Bahn zu fühlen.“

„Nun ja, thun Sie das, Liebes Hofrätchen; aber ja recht artig und delikat“, setzte das errötende Mädchen mit den süßesten Schmeicheltworten hinzu: „wer so tiefen Kummer hat, wie jener zu haben scheint, muß unter Fremden wie unter Freunden zart behandelt werden!“

Der Fremde.

Unterdeffen hatten sich mehrere Herren an Berner gewendet, um zu erfahren, wer der Fremde sei; allen war es aufgefallen, wie er schon seit einer Stunde sich nicht vom Platz bewegte und, an seine Säule gelehnt, so wenig Interesse an dem glänzenden Ball zu nehmen schien. Der Hofrat ging zu ihm hin und kehrte bald zurück; „Wer ist es, wie heißt er“, fragten zehn, zwanzig zumal, „was hat er gesprochen?“

„Nichts hat er gesprochen“, antwortete Berner, „sondern mir nur diese Karte gegeben.“

Die Karte ging jetzt von Hand zu Hand, es war aber nichts darauf zu sehen als ein schön gestochenes Wappen und der Name

Emile, Comte de Martiniz. „Ein Graf also?“ Die Neugierde war nur halb gestillt, die Freilinger, denen die Erscheinung eines fremden Grafen auf ihren Bällen etwas Seltenes sein mochte, gingen kopfschüttelnd umher; sie hätten gar zu gerne gewußt, woher er komme, wohin er gehe, warum er nicht tanze? Man betrachtete das fremde Wundertier von allen Seiten; doch der Hofrat, der so viel Takt hatte, daß er in des Fremden Seele fühlte, wie peinlich eine so kleinliche Neugierde sein müsse, gab das Zeichen, und die Galoppade, von zwanzig Trompeten vorgetragen, rauschte durch den Saal hin und rief zum Tanze.

Walzer um Walzer waren getanzt, noch immer stand die fremde, gebietende Gestalt unbeweglich an die Säule gelehnt. Es war, als hätte er sich nur in Schwarz und Weiß geteilt und kenne keine andere Farbe. Sein Haar, sein Auge war so dunkel als das feine, glänzende Tuch seines Kleides, das blendend bleiche Gesicht, wunderschöne Wäsche, welche durch ihre Weiße, durch ihre zierlichen Fältchen den Freilinger Damen schon von weitem Bewunderung einflößte, kontrastierte sonderbar mit jener dunklen Farbe; nur die feinen Lippen schmückte ein gesundes, freundliches Rot. Er schien ganz ohne Teilnahme in das bunte Gewühl hineinzu-starren, aber dennoch begegnete nicht leicht einer diesem scharfen Blick, ohne das eigene Auge überrascht vor diesem furchtbaren Ernst, dieser sprühenden Blut niederzuschlagen.

Wie es aber zu gehen pflegt; die Damen gingen nachgerade an, nicht viel von dem Fremden zu halten, weil er nicht tanzte, die jungen Herren machten sich über ihn lustig, und beide Teile hatten so viel an der neuen Erscheinung der wunderlieblichen Ida zu schauen, zu bekritleln, zu bewundern, daß man bald nicht mehr an jenen dachte. Nur Idas Blicke streiften öfter nach jener Säule hinüber; ein Blick zu ihm schien sie für das Geschwätz der Freilinger Stutzer, die ihr heute unendlich fade vorkamen, zu entschädigen. Doch betrachtete sie ihn immer nur von der Seite, denn wenn Auge auf Auge traf, so trieb es ihr unwiderstehlich die Blut ins Gesicht, und sie war froh, daß die Musik so laut war, denn sie meinte in solchen Momenten, man müsse ihr siedendes, glühendes Blut an ihr Herzchen pochen hören. Waren es die

Thränen, die sie gestern in diesen dunklen Wimpern sah, war es der wehmütige Ernst auf seinem Gesicht, was sie so rührte, hatte der Hofrat recht mit den Häkchen, die in gewissen Augen sitzen, und hatte sie zu tiefer Beobachtung angestellt und war geangelt worden und gef— uein! lächelte sie schelmisch vor sich hin, gefangen? da hat es keine Not; es ist ja nur das natürliche Mitleiden, was mich immer nach ihm hinsehen heißt!

Gilf Uhr war vorüber, es sollte noch eine Koffiaise vor dem Souper getanzt werden. Stürmisch drängten sich die Herren um das Wunderkind; aber Trozköpfchen Ida blieb fest dabei, diesmal auszuweichen, und ließ die Herren ablaufen. Der Hofrat setzte sich zu ihr, und unwillkürlich waren sie wieder mitten im Gespräch über den Fremden.

„Ach, sehen Sie nur“, sagte Ida mit der himmlischen Gutmütigkeit ihres Engellöpfchens, „sehen Sie nur, ich meine, er wird zusehends immer blässer, wenn er nur nicht krank wird.“ Der Hofrat fand ihre Bemerkung richtig, er zeigte ihr aber, wie dieser feste, heldenmäßige Körper nicht so leicht von einem kranken Unfall gestört werden könne; aber Ida wurde immer unruhiger, sie sah, wie Martiniz die Lippen zusammenpresse, als wolle er einen Schmerz verbeißen; der Ernst in seinem Gesicht wurde nach und nach zur Trauer, das Wehmütige, der thränen schwere Trübsinn in seinem Auge wurde immer unverkennbarer.

„O Gott, sehen Sie ihn nur an, guter Berner, ist mir doch, als sollte ich zu ihm gehen und fragen, was fehlt dir, daß du nicht fröhlich bist mit den Fröhlichen, wie gern wollte ich alles thun, dir zu helfen —“

Der Mensch denkt's, Gott lenkt's!!!

Auch der Hofrat wurde jetzt unruhig, denn mit einem Ruck hatte sich der bleiche Fremde aufgerafft und stand nun in seiner ganzen Größe, in gebietender und doch grazioser Haltung da, aber sein Auge heftete sich furchtbar starr nach der Saalthüre. Berner wollte eben aufstehen und zu ihm hin —

Da öffnete sich die Thüre, ein alter, reichgekleideter Bedienter, derselbe, welchen Ida gestern gesehen, trat ein, ging auf den Fremden zu und neigte sich schweigend vor ihm. Dieser riß eine Uhr

heraus, warf einen Blick auf sie und einen zweiten voll Wehmut auf Ida herüber und verließ langsamen Schrittes den Saal.

Ehe noch der Hofrat seiner Nachbarin seine Vermutungen über diesen sonderbaren Abzug mitteilen konnte, war die Ekoffaise zu Ende. Der Präsident kam und führte sein liebes, holdes, wunderherziges Töchterchen zur Tafel.

Die Kirche.

Der alte Küster am Münster zu Treilingen saß in dieser Nacht nach seiner Gewohnheit noch lange in seinem kleinen Stübchen; der Abendsegel war schon vor einer Stunde seiner Ehehälfte vorgelesen, er hatte sich jetzt hinter die alte Chronik gesetzt und ließ mit brummender Stimme halblaut vor sich hin, wie man den herrlichen, vierhundert Schuh hohen Münsterturm erbaut und wie solches viel Zeit und Geld gekostet habe. Eben wollte die Alte den weiß und blau gestreiften Umhang der zweischläfrigen Himmelbettlade auseinander schlagen, um ihren Ehegarter zu ermahnen, sein gewohntes Lager zu suchen, als man stark an den Fensterladen des niedern Parterrestübchen pochte. „Macht auf, Meister Küster! seid so gut und macht auf!“ rief eine tiefe, aber bescheidene Stimme draußen. „Wird wohl ein Bote von einem Kranken sein“, näselte der Küster, „der die Sakramente noch will.“ Er legte die Brille ins Chronikbuch, daß die Stelle nicht verblättere, denn er hatte von dem Kalk gelesen, den man mit Wein angemacht habe, und hatte dabei unmutig an das Dünmbier gedacht, das seine Urjula ihm, einem Nachkommen dieser Weinmaurer, tagtäglich vorsetzte.

Draußen schob er die mächtigen Schösser und Riegel der Hausthüre auf, und herein trat ein kleiner ältlicher Mann in reichbortiertem Bedientenrock. „Was soll's so spät?“ fragte der Küster.

„Kamerad“, antwortete der Bediente, indem er den Küster aus dem kalten Hausgang in die wärmere Stube hineinzog, „Kamerad, wollt Ihr mir und noch jemand einen Liebedienst erweisen?“ Zugleich legte er einen blanken harten Thaler auf den Tisch.

Der Küster wog den Thaler in der Hand, ließ ihn wieder auf den Tisch fallen, daß es einen wohlklingenden Klang gab, und sagte: „Wenn's nichts gegen Amt und Gewissen ist, warum nicht?“ „So nehm Eure Schlüssel“, fuhr der andere fort, „und schließt die Münsterkirche an.“

„Jetzt, in dieser Stunde?“ rief der Alte mit Entsetzen; „jetzt in dieser stürmischen Nacht? geht nicht, Kamerad, so wahr ich — nein, es geht nicht, mich bringt kein Hund hinüber!“

„Beileibe“, rief die Küsterin aus dem Bette und riß den Umhang zurück, daß man das ganze Paradiesgärtlein ihres geblühten Bettes übersehen konnte, „führe uns nicht in Versuchung. Alter, laß dich nicht bethören, wer weiß, was draußen lauert.“

„Hätte nicht geglaubt, daß Ihr, ein so stattlicher Mann, unter dem Weiberregiment stündet“, sprach der alte Diener; „glaubt mir, es ist auch ein Gottesdienst, wenn Ihr mitgeht, und bringt Euch guten Lohn.“ Noch einmal wog der Küster den Thaler auf der Fingerspitze und schien sich zu besinnen. „Es wird zwar gleich zwölf Uhr brummen, und da ist es gar nicht geheuer drüben in der Kirche, denn ich weiß, was ich weiß, und habe gesehen, was ich gesehen habe, aber weil Ihr sagt, es sei ein Gottesdienst, so kommt.“ Zudem hatte er schon die Laterne zurecht gemacht; er hing noch einen warmen Mantel um und ergriff die gewichtigen, wunderlich geformten Schlüssel.

„Gi du meine Güte! läßt er sich doch verblenden vom Mammon“, jenzte die Alte im Bette; der Küster aber trat zu ihr mit dem größten seiner Schlüssel, „du schweigst, Urjel! der Herr da soll sehen, daß unsereiner nicht unterm Pantoffel steht“, brummte er und verließ mit dem Diener das Haus.

Die Nacht war grimmfalt, der Himmel jetzt ganz rein, nur einzelne dunkle Wölkchen tanzten im Wirbel um den Mond. Schweigend schritten die beiden durch die Nacht der Kirche zu; wenige Schritte, so standen sie am Portal des Münsters. Der Küster schrak zusammen, als dort aus dem Schatten eines Pfeilers eine hohe, in einem dunkeln Mantel gehüllte Gestalt hervortrat. Es war jener Fremde, der Idas Interesse in so hohem Grade erregt hatte.

„Schließ' auf, schließ' auf“, sprach Martiniz, „denn es ist hohe Zeit!“ Indem er sprach, fing es an zu surren und zu klappern, dumpf rollte gerade über ihnen im Turme das Uhrwerk, und in tiefen, zitternden Klängen schallte die zwölfte Stunde in die Lüfte.

„Schließ' auf!“ schrie Martiniz, „schnell auf! dort kommt er schon um die Ecke!“

Seufzend ging die hohe Thüre auf, in einem Sprung war jener in der Kirche. Der Küster schloß behutjam wieder hinter sich ab und ging dann voraus mit der Laterne; stille folgten ihm die Fremden. In wunderlichen Schatten und Figuren spielte das schwache Licht der Laterne an den hohen Säulen des Doms, nur auf wenige Schritte verbreitete es Helle, verschwebte dann in matte Dämmerung, bis es sich in der tiefen Nacht des Gewölbes verlor. Manchmal schien es, als schritten hohe Gestalten in weiten schleppenden Gewändern hinter den Säulen ihnen nach; sehen blickte Emil von Martiniz nach allen Seiten und ging dann schneller hinter dem Küster her. Dumpf schallten ihre Schritte auf dem hohlen Boden, unter welchem eine alte Gruft sich befand, und ein vielfaches Echo gab diese Töne aus allen Ecken zurück.

So waren sie bis an den Altar gekommen. Martiniz setzte sich dort auf die Stufen, das Gesicht, das bei dem Schein der trübe brennenden Laterne auch viel bleicher erschien, stützte er auf die Hand, daß die glänzend rabenschwarzen Ringellocken darüber herabfielen. Der Diener winkte dem Küster, zog ihn auf eine Bank an der Seite zu sich nieder und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er schweigen und sich ganz ruhig verhalten möchte.

Tiefe Stille herrschte mehrere Minuten in den großen dunklen Hallen, tiefe Stille draußen in der Nacht; nur vom Altar her hörte man ein leises Wispern, Martiniz schien zu beten. Bald aber erhob sich lauter die Nachtluft und wehte um die Kirche, je lauter es wurde, desto unruhiger wurde Emil; er seufzte, er blickte einigemal auf und lauschte nach der Seite hin, wo der Luftzug stärker wehte.

Näher und näher heulte der Wind, die Fenster bebten, das Licht der Laterne wehte seine Schatten her und hin, die alten

verblichenen Banner, die an der Mauer hingen, rollten sich auf und bewegten ihre zerfetzten Bilder an der schwach beleuchteten Wand.

Jetzt brannte der Sturm auf in gewaltigen Stößen; krachend stürzte ein Fenster des Chors auf die breiten Quader des Bodens, daß der Schall durch die Halle tönte, und — mit fürchterlichem Lachen des Wahusinnus fuhr der am Altar auf und sprang die Stufen hinan. Geklend tönten diese hohlen Töne der Verzweiflung durch die Gewölbe: „Er kann nicht herein, er kann nicht herein zu mir“, schrie er, „darum hat er die Wolken aufgejäumt, auf dem Sturmwind reitet er um die Kirche; ga ga! Holta Antonio — wie schäumt das Purpurblut deiner Wunde! rase, tobe durch die Lüfte, du kannst doch nicht herein zu meiner Freistatt!“

Der Sturm legte sich, ferner und ferner rollte der Wind, und jäuselnd zog die Nachtluft durch die Kirche; der Mond schien freundlich durch die hellen Scheiben, und mit des Sturmes Toben schien auch der Sturm in Emils Brust gewichen zu sein: „Seht ihr“, sprach er wehmütig und zeigte an die vom Mond beschienenen Fenster hinauf, „seht ihr, wie er so ernst und zürnend auf mich herabsieht! Kannst du denn nicht vergeben, Antonio?“

Leiser wurde immer seine Klage, bis er weinend am Altare nieder sank. Jetzt stand der alte Diener, dem während der schrecklichen Szene die Thränen in den grauen Wimpern gehangen, von seinem Sitze auf und unterstützte seinen Herrn; er wischte ihm den kalten Schweiß von der Stirne und die Thränen aus dem gebrochenen Auge und flößte ihm aus einer kristallinen Phiole mildernde Tropfen ein.

Der Ohnmächtige richtete sich wieder auf, hüllte sich tiefer in seinen Mantel und schritt durch die Kirche.

Der alte Diener aber trat zu dem Küster: „Ich danke, Mterle“, sagte er, „du hast jetzt gesehen, daß wir nichts Unrechtes in deinem Gotteshaus gemacht haben; dafür halte aber reinen Mund; und wenn du niemand ein Sterbenswörtchen hören läßt von dem, was du hier gesehen und gehört hast, so kommen wir vielleicht morgen und manche Nacht wieder, und du sollst pflichtgemäß deinen Garten haben.“

„Das kann sich unferneiner schon gefallen lassen“, antwortete der Küster im Weitergehen, „so viel merke ich, daß Euer Herr entweder nicht richtig unter dem Hute ist, oder daß er mit dem Gottseibeius hier Versteckens spielt. Nun hier, denke ich, soll er ihn nicht holen; kommt nur morgen nacht wieder. Was das Still-schweigen betrifft, so sei außer Sorgen, von mir erfährt es kein Mensch, vor allem meine Urjel nicht, denn ich denke, was sie nicht weiß, macht ihr nicht heiß.“

Der alte Diener lobte den Entschluß des Küsters und nahm am Portal mit einem Händedruck von ihm Abschied. „Ist doch schade um ein so junges schönes Blut“, brumnte dieser vor sich hin, indem er seinem Hänschen zu schritt; „so jung und hat schon Affairen mit Herrn Urian. Nun, er soll ihn immer noch ein Halbjährchen reiten; um die harten Thaler kann man zur Not so guten Wein kaufen, als die Freilinger Maurermeister hatten, um den Kalk zu meinem Münster festzumachen.“

Das Souper.

Es schlug ein Uhr, als der Fremde und sein Diener von dem Münster zurück über den Marktplatz gingen. An den Fenstern des erleuchteten Museums drängten sich Gestalten an Gestalten geschäftig hin und her, verworrenes Gemurmel vieler Stimmen tönte herab auf den stillen Platz, hie und da zeigten laute Ausbrüche der Fröhlichkeit mit Trompeten vermischt, daß eine Gesundheit oder ein Loast ausgebracht worden sei.

„Robert!“ begann der Graf, „ich will noch einmal hinaufgehen; die süßen Töne der Flöten, die klagenden Klänge der Hörner haben etwas Beruhigendes für mich, und mitten im Gewühl der fröhlichen Menge vergeße ich vielleicht auf Augenblicke, daß ich unter den Glücklichen der einzige Unglückliche bin.“

Umsonst bat der alte Robert seinen Herrn, er möchte doch seine Gesundheit bedenken und sich jetzt zur Ruhe legen; er schien es gar nicht zu hören, schweigend warf er in der Hausthüre den Mantel ab, gab ihn dem Alten und eilte die Treppe hinan. Kopfschüttelnd folgte ihm der Diener; hatte er doch seit einer langen,

traurigen Zeit nicht bemerkt, daß sein armer Herr Freude an rauschender Lustbarkeit hatte; es mußte etwas Eigenes sein, das ihn noch einmal da hinaufzog, denn wenn er sich sonst auch in das fröhlichste Gewühl gestürzt hatte, so war er doch immer nach einem halben Stündchen wieder zurückgekommen. Und heute hatte er ihn sogar an die Stunde mahnen müssen; heute ging er zu einer Zeit, wo er sonst erschöpft von Kummer und Unglück dem Schlaf in die Arme geeilt war, noch einmal auf den Tanzboden. „Gott gebe, daß es zu seinem Heil ist“, schloß der treue Diener seine Betrachtungen und wischte sich die Augen.

Der Saal war noch leer, als Emil oben eintrat, nur die Musikanten stimmten ihre Geigen, probierten ihre Hörner und ließen die Schlegel dumpf auf die Pauken fallen, um zu sondieren, ob das tiefe C recht scharf anspreche, mitten durch nexten sie auch ihre Kehlen mit manchem Viertel, denn ein ellenlanger Kotillon sollte den Ball beschließen. Löffel- und Messergelirr, das Zauchen der Anstößenden tönte aus dem Speiseaal; ein schwermütiges Lächeln zog über Emils blaßes Gesicht, denn er gedachte der Zeiten, wo auch er keiner fröhlichen Nacht ausgewichen war, wo auch er unter frohen, guten Menschen den Becher der Freude geleert und, wenn kein liebes Weib, doch treue Freunde geküßt hatte und mit fröhlichem Jubel in das allgemeine Millionenhallo und Welthurra der Freude eingestimmt hatte; unter diesen Gedanken trat er in den Speiseaal. In bunten Reihen saßen die fröhlichen Gäste die lange Tafel herab; man hatte soeben die hunderterlei Sorten von Geflügel und Braten abgetragen und stellte jetzt das Dessert auf. Gewiß! man konnte nichts Schöneres sehen als die Präzision, mit welcher die Kellner ihr Dessert auftrugen, die Bewegungen auf die Flanken und ins Zentrum gingen wie am Schnürchen, die schweren Zwölfpfünder der Torten und Kuchen, das kleinere Geschütz der französischen Bonbons und Secees wurde mit Blickesschnelle aufgefahren, in prachtvoller Schlachtordnung, vom Glanz der Kristalllüsters bestrahlt, standen die Guß-, Johannisbeeren-, Punsch-, Rosmentorten, die Apfelsinen, Ananas, Pomeranzen, die silbernen Platten mit Trauben und Melonen. Aber Hofrat Berner hatte sie auch eingeübt,

und den besten Kellnerrefruten schwur er hoch und teuer, in acht Tagen so weit bringen zu wollen, daß er einen bis an den Rand gefüllten Champagnerfleck auf eine spiegelglatte silberne Platte gesetzt die Treppe heraufspringen könne, ohne einen Tropfen zu verschütten, was in der Geschichte des Servierens einzig in seiner Art ist. Wenn die Festins, die er zu arrangieren hatte, heran nahen, hielt er auf folgende Art völlige Übungen und Manö vres. Er setzte sich in den Salon, wo gespeißt werden sollte, ließ eine Tafel zu dreißig bis vierzig Kouberts decken, und wie den Refruten ein fingierter Feind mit allen möglichen Bewegungen gegeben wird, so zeigte er ihnen auch Präsidenten, Justizräte, Kollegiendirektoren, Regierungsräte und Affectoren mit Weib und Tochter, Kind und Kegel und mahnte sie, bald diejem ein Stück Braten, jener diese Sauciere zu servieren, bald einem dritten und vierten einzuschicken und dem fünften eine andere Sorte vorzu setzen; da sprangen und liefen die Kellner sich beinahe die Beine ab, aber probatum est — wenn der Tag des Festes herannahte, durfte er auch gewiß sein, zu siegen. Wie jener große Sieger, der nur mit feierlichem Ernst die Worte sprach, heute ist der Tag von Friedland, oder sehet die Sonne von Austerlitz, so bedurfte es von seinem Mund auch nur einige ermahrende tröstliche Hindeutungen auf frühere Bravouren und gelungene Affairen, und er konnte darauf rechnen, daß keiner der zwanzig Kellergeister über den andern stolperte, oder ihm die Malpaßtete anstieß, oder daß sie mit Sauce und Salat einander rannten, purzelten und auf dem Boden die ganze Bescherung servierten.

Mit dieser Präzision war also auch heute die Tafel serviert worden; der Nachtißch war aufgetragen, die schweren Sorten, als da sind Laubenheimer, Nierensteiner, Marfebrunner, Hochheimer, Volnay, feiner Ruits, Chambertin, beste Sorte von Bordeaux, Roussillon, wurden weggenommen und der zungenbelebende Cham pagner aufgesetzt. Hatte schon der aromatische Rheinwein die Zungen gelöst und das schwärzliche Rot des Burgunders den Li liensamt der jungfräulichen Wangen und die Nasen der Herren gerötet, so war es jetzt, als die Pfröpfe flogen und die Damen nicht wußten, wohin sie ihre Köpfe wenden sollten, um den schreck-

lichen Explosionen zu entgehen, als die Lilienfelse, bis an den Rand mit milchweißem Gischtt gefüllt, kredenzt wurden, wie auf einem Bazar im asiatischen Rußland, wo alle Nationen untereinander plappern und maulen, gurren und schnurren, zwitschern und näseln, plärren und jodeln, brummen und rasanen; so schwirte in betäubendem Gemurmel, Gesurre und Brausen in den höchsten Füsteltönen bis herab zum tiefsten, dreimal gestrichenen C der menschlichen Brust das Gespräch um die Tafel.

Das Urtheil der Welt.

Aber der größte Teil der Konversation, wenigstens am untern Ende des Tisches, galt Präsident's Ida. Dort gingen die zahnlosen Mäulchen der Tanten und Mütter wie oberjchlächlige Mühlen, und die Posannen-Seraphs-Gesichter der Töchter nickten ihren Konsens aus den kleinen Kalmucken-Augelein. Wie hatte doch das Mädchen vor Gott gesündigt und gesüßelt dadurch, daß es so wunderhübsch geworden war! Wäre sie zurückgekommen wie eine wilde Hummel oder wie so manche, die man als Gagak in die Residenz schickt, um sie „Bildung und Blumenmachen lernen zu lassen, und die als Gagak wiederkehrt“, da hätte es heißen, „an der ist Hopfen und Malz verloren, mich dauern nur die Eltern“. Jetzt, wo sie mit ihrem Tannenwuchs, mit ihrer unnachahmlichen Grazie bescheiden und doch voll so erhabener Würde hereintrat, das strahlende Diadem in den geschmackvoll geordneten Ringellocken und Löckchen, im feuerprühenden Auge Geist und Liebe, verschmolzen mit schuldlöser, anspruchlöser Natürlichkeit; die Wangen von Gesundheit geröthet, in den feinen Grübchen den kleinen, kleinen Schelm, den Mund so würzig, so süßlich, die aphroditische Schwanenbrust mit dem fürstlichen Schmuck, mit dem Pariser Hoßkleid umschlossen — Nein! das Mädchen durfte nicht schön, durfte nicht unschuldig und tugendhaft sein. — „Ha, ha, ha, Frau Oberforstmeisterin!“ lachte die Kammerdirektorin, ohne darauf zu achten, daß sie die acht unschuldigen Ohren ihrer erwachsenen Töchterlein beleidigen könnte, „tugendhaft! Wir kennen die Residenzjugend noch aus unsrer Zeit!

Da müßten sich die Steine umgekehrt haben, die Garde-Manen-Rittmeister müßten ihre engschließende Uniform ausgezogen und die Herren Archidiaconen und Superintendenten um ihr ehrbares Kostüm ersucht haben, müßten in schwarzen Mäntlein, weißen Beßchen, kurzen Höschen und seidenen Wädchen, die Bibel unter dem Arm, einhergehen, wenn man bei siebzehnjährigen Mädchen Tugend finden sollte in Sodom!“

„Wahrhaftig, Sie haben recht“, schnatterte es über die Tafel herüber, „und die gerühmte Schönheit? Ist alles Lug und Trug, das kann man alles dort ums liebe Geld haben; meinen Sie denn, diese Locken dort, diese Zöpfe seien echt? Bewahre; man hat ja gesehen, was für Haar Mamsell Saufewind in die Residenz nahm; wo sind die gelben Zähne hingekommen? Meinen Sie etwa, ein so herrlicher Mund voll, wie jene hat, schiebe sich im sechzehnten, siebzehnten Jahre noch nach? Lauter Seehund, nichts als Seehund.“

„Ja, Frau Gevatterin“, unterbrach eine dritte, „und die handbreiten Brüzler Kanten, der Amethystschmuck, mit welchem man meinen Thorweg pflastern könnte — von der Fürstin Romanow soll er sein? Ha, ha, ha, man hat auch seine Nachrichten; die Fürstin, Gott halte sie in Ehren, ist eine splendide Frau, auch reich, steinreich, gebe alles zu — aber so einem naseweisen Kind, das kaum hinter den Ohren trocken ist, dieses Diadem, diese Ohrenringe, dieses Kollier, dieses Kreuz zu schenken — nein, dazu ist die Frau Fürstin Hoheit doch zu vernünftig. Haben Sie aber nie von ihrem Neffen, dem Prinzen Ferdinand gehört? Soll ein splendor, artiger Herr sein, der Prinz, und wenn man nur gegen ihn gefällig ist, ist er es wohl auch wieder, ha, ha, ha —“

Und der ganze Birkel lachte und stieß an auf den gefälligen, splendiden Prinzen.

Nein, wahrhaftig, es war nicht zum Aushalten; ein schönes, engelreines Geschöpf, voll Milde, Sanftmut und Mitleiden so schonungslos zu verdammen. Emil hatte in einer Fenstervertiefung, wo er sich hingestellt hatte, um die Tafel zu übersehen, alles mit angehört; er hätte mögen der Frau Gevatter den einzigen Zahn, den sie noch hatte, mit welchem sie aber nichtsdestoweniger

den Kuß einer jungen Dame tapfer benagte, ein wenig einschlagen; er rückte, nur um die giftigen Bemerkungen nicht zu hören, um ein Fenster weiter hinanf. Aber hier kam er vom Regen in die Traufe. Frau von Schulderoß setzte dort ihrem Sohn, dem Dragonerlieutenant, weitläufig auseinander, daß er, um den gesunkenen Glanz ihres Hauses wieder auf den Strumpf zu bringen, notwendig eine gute, sehr gute Partie machen müsse, und dazu sei die Ida ganz wie gemacht.

Dem jungen Schulderoß, der neben dem gesunkenen Glanz seines Hauses bei Juden und Christen einige Tausend Thalerchen mehr stehen hatte, als sein Gage-Abzug auf siebenzig Jahre wahrscheinlicherweise aufwiegen konnte, schien mit dem Vorschlag ganz zufrieden; nur das Wie wollte ihm nicht recht einleuchten.

Aber die gnädige Mama wußte Rat: „Erstens: recht oft mit ihr getanzt, namentlich im Kotillon recht oft geholt. Das heißt Attention beweisen, das Mädchen wird dann mit dir aufgezo-gen, sie wird aufmerksam auf dich. Zweitens: morgens 10 Uhr im kurzen Galopp am Haus vorbei; dort verlierst du im Staunen über sie die Reitpeitsche; du voltigierst ja so gut, hältst also nicht an, sondern herab vom Gaul, Peitsche ergriffen, wieder hinauf, ein Feuerblick dem Fräulein zugeworfen und davon im gestreckten Galopp.“

„Wenn nur ihr Herzchen aus Angst für dich einmal schneller pulsiert, dann hast du sie schon im Sack. Drittens: in einer schönen Nacht mit der ganzen Regimentsmusik vor's Haus; einige mutige Stücke, einige zärtliche Arien aufgespielt, und sie kommt hinter die Jalousien, darauf wette ich meinen ganzen Schmuck, der jetzt zufällig bei Levi ist. Einige Kameraden thun dir schon den Gefallen und gehen mit; sie rufen: ‚Schulderoß, Schulderoß, wo steckst du denn? Ach siehe, der arme Junge weint.‘ — ‚Ach laßt mich, tapferer Kameraden, antwortest du, ‚mir ist so weh und so wohl in ihrer Nähe.‘ So kommt es in allen Ritterbüchern, wo der Adel noch allein liebte und die dummen Bürgerlichen noch kein Geld hatten.“

„Auf Ehre, Mama, Sie haben recht“, antwortete der Lieutenant und wickelte sich den Schnurrbart; „sehen Sie, dann kann ich auch so angr—.“

Emil wurde, er wußte nicht warum, ganz bange ums Herz, als er den Eroberungsplan des Wildfangs hörte, er rückte um einige Fenster weiter hinauf und war dort dem Gegenstand nahe, den die Schmähsucht der Weiber zu zerreißen, der Eroberungsgeist der Schulderoßs zu gewinnen suchte.

Obenan saß der Präsident; die feierliche Geschäftsmiene war zu Hause geblieben; er hatte den freundlichen, gefälligen Gesellschaftsmenschen angezogen und tafelte, zum großen Trost der jüngern Glieder seines Kollegiums, wie ein Junger.

Das behagliche, runde Gesicht durchblitzte oft schnell wie ein Gedanke ein satirisches Lächeln, wenn er und der Hofrat Ida zum süßen, brüffelnden Schaumwein nötigten.

Es war nicht möglich, etwas Liebreizenderes zu sehen als das Mädchen, eine ewig junge Hebe zwischen den alten, fröhlichen Herren. Es war jetzt ganz das wählige, mutwillige Kind wieder wie vor drei Jahren, wenn es dem Papa oder dem alten Hagestolz Berner auf dem Schoß saß; Madeirasekt und Xeres hatten ihn, weil Berner keinen der schweren Weine über die Purpurbarrieren ihrer Lippen gelassen hatte, alles Blut in die Wangen getrieben; es züchte und gischte in ihren Adern so warm und wohlthuend, daß das Auge von Lust und Liebe strahlte und die rosige Tiefe des Schelmengrübchens alle Augenblicke sich zeigte. Der Champagner, den sie auf den Trimadera setzte, war auch nicht aus seinen Kreidebergen geholt worden, um ein fröhlich-glühendes Engelsköpfcchen abzukühlen, und einen in ewig wechselnder Wonne Flut und Ebbe wogenden Busen zur Ruhe zu bringen. Wußte sie doch selbst nicht, was sie so fröhlich machte! Die Rückkehr ins Vaterhaus allein war es nicht, auch nicht, daß die Blicke der jungen Freilinger Stadtkinder alle auf sie flogen, es war noch etwas anderes; war es nicht ein bleiches, wunder schönes Gesicht, das sich immer wieder ihrer Phantasie aufdrängte, das sie wehmütig durch Thränen anlächelte? Warum mußte er aber auch gehen, gerade als es zur Tafel ging, wo sie ihn hätte sehen und sprechen können —

„Ei, Kind!“ sagte der Präsident und weckte sie aus ihren Träumen, „da sitzt du schon eine geschlagene Glockenviertel-

stunde, starrst auf den Teller hin, als lesest du in der Johannisbeermarmelade so gut als im Kaffeesatz deine Zukunft, und lächelst dabei, als machten dir alle ledigen Herren, unsern Hofrat mit eingeschlossen, ihr Kompliment!"

Die Blutröte stieg ihr ins Gesicht; sie nahm sich zusammen und mußte doch wieder heimlich lächeln über den guten Papa, der doch auch kein Spürchen von ihren Gedanken haben konnte! Aber als vollends der Hofrat ihr von der andern Seite zuflüsterte: „Der alte Herr hat fehlgeschossen, wir alle könnten uns den Rücken lahm complimentieren und die Knie' wund liegen, mein stolzes Trostköpfchen gönnte keinem einen halben Blick oder ein Viertelchen von dem Engelslächeln, das hier in den Teller ging. Aber da darf nur so ein interessanter Fremder in einem Landau weissen, so ein Signor Bleichwaniojo —“

„Ach, wie garstig, Berner! an den habe ich gar nicht mehr gedacht!“ rief sie ärgerlich, daß der Kluge ins Schwarze geschossen haben sollte. Jener aber wischte seine Brille ab, schaute auf das silbernen Teller und deutete lachend auf den Rand —

„Gar nicht mehr an ihn gedacht? Welcher Graveur hat denn da gefrizelt? Fräulein Lügenhausen? he?“

Nun, da hatte sich das Mädchen wieder vergaloppiert, hatte, ohne daß sie es im geringsten wußte, unter ihrer Gedankenreihe das Dessertmesser in die Hand bekommen, auf dem Teller herumgefrizelt, und da stand mit hübschen, deutlichen Buchstaben Emil v. Mart.

„Nein! wie einem doch der Zufall bei bösen Leuten Streiche spielen kann“, replizierte sie mit der unverjämtesten Unbefangenhait, kratzte, indem sie sich selbst über ihre furchtbare Kunst, zu verdrehen, wunderte, in aller Geschwindigkeit ein Schnirkelschen hin, wies dem kurzsichtigen Hofrat den Teller und sagte: „Sehen Sie? da war irgend einmal eine reisende Prinzess hier, welcher man auf Silber servierte, und um den merkwürdigen Tag ihrer Anwesenheit zu verewigen, schrieb sie die paar Worte hierher: Emilie v. Mart. heißt offenbar ‚Emilie am fünften März‘.“

„Gott im Himmel, was hättest du für einen Rechtskonjunkten und Rabulisten gegeben!“ antwortete Berner und setzte vor

Schrecken den frisch eingesehenkten Kelch, den er schon halbwegs gehabt, wieder nieder; „habe ich nicht gesehen, wie du das Ding da kitzeltest, und jetzt thäte es not, ich deprezierte den falschen Verdacht?“ Doch Engelsköpfchen Ida sah ihm so bittend ins Auge, daß er unwillkürlich wieder gut wurde; in den süßesten Schmeichelklängen bat sie ihm die Unart ab, versprach, sich nie mehr aufs Leugnen zu legen, wenn er gelobe, dem Papa nichts zu sagen, der sie wenigstens acht Tage lang mit ihrer Silberchrift necken würde. Er gelobte, mahnte aber, jetzt sich zum Kotillon zu rüsten. „Nur noch ein Viertelstündchen“, bat Ida, weil sie dem widerwärtigen Kreissekretär habe zusagen müssen. Aber das Stränben half nichts; die Hörner erklangen im Tanzsaal, und die Tafel rüstete sich, aufzubrechen. Da stand der Präsident auf: „Noch einen Kelch, meine Damen“, rief er über die Tafel hin, „noch einen echten Toast aus den guten alten Zeiten; die Gläser hoch — der Liebe und der Freude!“ Die Trompeten schmetterten ihren Freudenruf unter den Jubel, aber mitten durch das Geschmetter, durch das donnereschlagähnliche Wirbeln der Pauken, mitten in dem schrankenlosen Hallo der bechampagnerten Gäste war es Ida, als hörte sie hinter sich tief seufzen; und als sie, von einer plötzlichen Ahnung ergriffen, sich schnell umsah, begegnete sie Emils Auge, der wehmütig, thränenschwer in das Gewühl der Freude schaute. Alles Blut jagte die Überraschung dem Mädchen aus den Wangen, es hatte keinen Atem mehr, und doch konnte es um keinen Preis ihr Auge wieder von ihm abwenden. Doch ehe sie noch ihrer Verlegenheit Meister werden konnte, gerade als sie der schöne, junge Mann anreden zu wollen schien, riß ihn das Gedränge der Aufstehenden aus ihrer Nähe, der Kreissekretär kam mit seinem widrigen, sauerfüßen Gesicht, schätzte sich glücklich, den Kotillon errungen zu haben, und führte seine Tänzerin im Triumph durch die dicken Reihen seiner Neider. Sie aber folgte ihm, noch immer über diese Erscheinung, über die Gewalt dieser dunklen Flammensterne sinnend: „Wahrhaftig!“ sagte sie zu sich, „der Hofrat hat doch recht, es muß Menschen geben, die Hälchen im Auge haben, von welchen man sich gar nicht losreißen kann, und dieser muß einen von den großen Angelhaken haben.“

Der Rotillon.

In rauschenden Tönen klangen die Hörner und Trompeten durch den Saal, in verschlungenen Gruppen, bald suchend, bald fliehend, hüpfen die Paare den fröhlichen Reigen, und Ida's liebe-liche Gestalt tauchte auf und nieder in der Menge der Tanzenden wie eine Nixe, die neckend bald dem Auge sich zeigt, bald in den Fluten verschwindet. Oft, wenn der Augenblick es gestattete, wagte sie einen Viertelseitenblick über den Saal hinüber nach ihm, zu welchem ein unerklärbares Etwas sie noch immer hinzog, und wenn die Flöten leiser flüsterten, wenn die weichen, gehaltenen Töne der Hörner süßes Sehnen erweckten, da glaubte sie zu fühlen, daß diese Töne auch in seiner Brust widerklingen müssen. In glänzender Kette schwebten jetzt die Mädchen in der Runde, bis die Reihe sich löste und sie den Saal durchschwärmten, um selbst sich Tänzer zu suchen. Emil stand wieder an seine Säule gelehnt. Kaum den Boden berührend, schwebte eine zarte Gestalt, auf dem Amorettengesichtchen ein holdes, verschämtes Lächeln, auf ihn zu — es war Ida. Lächelnd neigte sie sich, zum Tanz ihn einzuladen; er schien freudig überrascht, eine flüchtige Röthe ging über sein bleiches Gesicht, als er das holde Engelskind umschlang und mit ihr durch den Saal flog.

Aber ängstlich war es Ida in seinen Armen; kalt war die Hand, die in der ihrigen ruhte, schaurige Kälte fühlte sie aus des Fremden Arm, der ihre Hüfte umschlang, in sie eindringen, sehen sucht ihr Auge den Boden, denn sie fürchtete, seinem Glanzenblick zu begegnen; jetzt erst fiel ihr auch ein, daß es sich doch nicht so recht schickte, den ganz fremden Menschen, der ihr von niemand noch vorgestellt war, zuerst zum Tanze aufgefördert zu haben.

Aber ein freudiges Flüstern des Beifalls begleitete sie durch die Reihen; bedeutender schien des Fremden edles Gesicht, von der Bewegung des Tanzes leicht geröthet, bedeutender erschien seine edle Gestalt, sein hoher, königlicher Anstand; und dem schönen Mann gegenüber erschien auch Ida in noch vollerm Glanz der Schönheit. Mit dankendem Blick schied er, als er sie an den Platz zurückführte; wieviel stiller Gram, wieviel Wehmut lag in die-

jem langen Blick; ja, wenn sie sich den Ausdruck seines Auges noch einmal zurückrief, wieviel Dant lag darin, wieviel Lie—

Sie drückte geschwind die Augen zu, um nur den Gedanken zu entgehen, die sie unablässig verfolgten, sie tanzte rascher und eifriger, nur um sich durch den raschen Wirbel zu zerstreuen; aber da wisperte von der einen Seite der Keres, von der andern sicherte der Champagner ihr ins Ohr: „Er liebt dich, du bist es ja, nach welcher er immer sieht, wegen dir ist er noch einmal auf den Ball gekommen.“ Der Kotillon hatte jetzt seine glänzendste Höhe erreicht; eine Tour, die in Freilingen noch nie getanzt worden, sollte eingeschoben werden. Die Dame, welche die Reihe traf, setzte sich, von ihrem Tänzer geführt, auf einen in die Mitte des Kreises gestellten Sessel; mit einem seidnen Tuch wurden ihr die Augen verbunden und dann Tänzer jeglicher Gattung zur blinden Wahl vorgeführt. Die Ausgeschlagenen stellten sich als Gefangene und besiegt hinter den Stuhl, der Erwählte flog mit der von der Binde erlösten Tänzerin durch den Saal. Die Tour an sich war gerade nicht so kühn erfunden, um durch sich selbst sehr bedeutungsvoll zu werden; sie ward es aber dadurch, daß der Vortänzer, ein gerade von Reisen zurückgekommener Herr aus Freilingen, behauptete, in Wien werde diese Tour für sehr verhängnisvoll gehalten, denn es gelte dort bei dieser blinden Wahl das Sprichwort: „Der Zug des Herzens sei des Schicksals Stimme“, und mehr denn hundertmal habe er den Spruch bei dieser Tour eintreffen sehen. Die Freilinger Schönen machten zwar Spaß daraus und behaupteten, die Wiener Damen werden unter dem Tuch hervorgehen haben; doch mochten sie abergläubisch genug sein und wünschen, des Schicksals Stimme möchte dem Zug ihres Herzens nachgeben, und ihnen den schönen Major, oder den Jagdjunker mit dem Stubbärtchen, oder einen dergleichen vor die blinden Augen führen.

Auch an Ida kam jetzt die Reihe, sich niederzusetzen, der sauerfüße Kreissekretär führte sie zum Stuhl, fragte mit schalkhaft sein sollendem Lächeln, das aber sein Gesicht zur scheußlichen Frage verzog, ob er den Herrn Hofrat Berner bringen solle? band ihr das Tuch vor die Augen, und in wenigen Augenblicken standen

schon drei arme Unglückliche, von der spröden, blinden Mamfell Amor-Justitia verschmäht, hinter dem Stuhl. Es war ihr wohl auch der Gedanke an Martiniz durch das Köpfcchen gezogen; aber sie hatte sich selbst recht tüchtig ausgeholten und vorgenommen, ihr Herzchen möge sie ziehen wie es wolle, das Schicksal möge noch so gebietend rufen, sie lasse drei ablaufen, und den vierten wollte sie endlich nehmen.

„Numero vier! gnädiges Fräulein!“ meckerte der Kreissekretär. Sie ließ die Binde lösen, sie schlug die Augen auf und sank in Emils Arme, der sie im schmetternden Wirbel der Trompeten, im Jubelruf der Hörner im Saal umhergeschwenkte; die Sinne wollten ihr vergehen, sie hatte keinen deutlichen Gedanken als das immer wiederkehrende — der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme; ach! so hätte sie durch das Leben tanzen mögen, ihr war so wohl, so leicht, wie auf den Flügeln der Frühlingssäule schwebte sie in seinem Arme hin, sie zitterte am ganzen Körper, ihr Busen flog in fieberhaften Pulsen; sie mußte ihn ansehen, es mochte kosten, was es wollte; sie hob das schmachtende Gesichtchen, ein süßer Blick der beiden Liebessterne traf den Mann, der ihr in wenigen Stunden so wert geworden war; das edle Gesicht lag offen vor ihr, wenige Zoll breit Auge von Auge, Mund von Mund, ach, wie unendlich hübsch kam er ihr vor, wie fein alle seine Züge, wie schmelzend sein Auge, sein Lächeln, sie hätte mögen die paar Zöllchen breite Kluft durchfliegen, ihn zu lieben, zu kü—

Klatfch, klatfch, mahnten die ungeduldigen Herren, indem sie die glacierten Handschuhe zusammenschlugen, daß die zarten Nähte sprangen; will denn dies Paar ewig tanzen? Ach, ihr Kurzsichtigen, wenn ihr würdet, wieviel namenlose Seligkeit in einer solchen kurzen Minute liegt, wie die Pforten des Lebens sich öffnen, wie die Seele hinter die durchsichtige Haut des Auges heraufsteigt, um hinüberzufliegen zu der Schwesterseele — wahrlich, ihr würdet diesen Moment des süßesten Verständnisses nicht durch euer Klatfchen verschrecken.

Der Ball war zu Ende; der Hofrat nahte, Jda den Shawl anzulegen und das wärmende Mäntelchen umzuwerfen; er nahm

dann ihren Arm, um sie zur Abkühlung noch ein wenig durch den Saal zu führen. „Sie haben mit ihm getanzt, Töchterchen?“ — „Ja“, antwortete sie, „und wie der tanzt, können Sie sich gar nicht denken; so angenehm, so leicht, so schwebend!“ — „Zdchen, Zdchen“, warnte der Hofrat lächelnd, „was werden unsere jungen Herren dazu sagen, wenn Sie sie über einem Landfremden so ganz und gar vergessen?“ — „Nun, die können sich wenigstens über das Vergessen nicht beklagen, denn ich habe nie an sie gedacht! Aber sagen Sie selbst, Hofrat, ist er nicht ganz, was man interessant nennt?“ — „Ihnen wenigstens scheint er es zu sein“, antwortete der neckische Alte. „Nein, spaßen Sie jetzt nicht, ist nicht etwas wunderbar Anziehendes an dem Menschen? Etwas, das man nicht recht erklären kann?“ Der Hofrat schwieg nachdenklich. „Wahrhaftig, Sie können recht haben, Mädchen“, sagte er, „habe ich doch den ganzen Abend darüber nachgekonnen, warum ich diesen Menschen gar nicht aus dem Sinne bringen kann.“

„Aber noch etwas“, fiel Zda ein, „wissen Sie nicht, wo er so plötzlich mit dem alten Diener hinging?“ — „Das ist es eben!“ sagte jener, „eine ganz eigene Geschichte mit dem Grafen da; kommt auf den Ball, tanzt nicht, geht fort, bleibt über eine Stunde aus, kommt wieder, und wo blieb er? wo meinen Sie wohl? Er war im Münster!“

„Jetzt eben, in dieser Nacht?“ fragte Zda erschrocken und an allen Gliedern zitternd. „Heute nacht, auf Ehre! ich weiß es gewiß; aber reinen Mund gehalten, Gold-Zdchen, morgen komme ich dem Ding auf die Spur.“

Der Wagen war vorgefahren; der Präsident kam in einer Weinlaune: „Hofrätchen“, rief er, „wenn du nicht anderthalbmal ihr Vater sein könntest, wollte ich dir Zda kuppeln!“

„Hätte ich das doch vor dem Ball gewußt“, jammerte der Hofrat, „aber da gab es allerlei interessante Leute u. s. w.“ Ervötend sprang Zda in den Wagen, auf den losen Hofrat scheltend, und umsonst gab sich Papa auf dem Heimweg Mühe, zu erfahren, was jener gemeint habe. Trotzköpichen hätte mögen laut lachen über die Bitten des alten Herrn; es biß die scharfen Perlenzähne in die Purpurlippen, daß auch kein Wörtchen heraus konnte.

Nicht mehr so fröhlich als in frühern Tagen und dennoch glücklicher legte Ida das Lockenköpfchen auf die weichen Kissen. Es war ihr so bange, so warm; mit einem Ruck war der seidene Plumeau am Fußende des Bettes, und auch die dünne Seidenhülle, die jetzt noch übrig war, mußte immer weiter hinab geschoben werden, daß die wogende, entfesselte Schwänenbrust Luft bekam.

Aber wie, ein Geräusch von der Thüre her? Die Thüre geht auf, im matten Schimmer des Nachtlichtes erkennt sie Martiniz' blendendes Gesicht; sein dunkles, wehmütiges Auge fesselt sie so, daß sie kein Glied zu rühren vermag, sie kann die Decke nicht weiter heranziehen, sie kann den Marmorbüsten nicht vor seinem Feuerblick verhüllen; sie will zürnen über den sonderbaren Besuch, aber die Stimme versagt ihr. Aufgelöst in jungfräuliche Scham und Sehnsucht drückt sie die Augen zu; er naht, weiche Flöten-töne erwachen und wogen um ihr Ohr, er kniet nieder an ihrem bräunlichen Lager, „der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme“, flüsterte er in ihr Ohr; er beugt das gramvolle, wehmütige Gesicht über sie hin, heiße Thränen stürzen aus seinem glühenden Auge herab auf ihre Wangen, er wölbt den würzigen Mund — er will sie kü—

Sie erwachte, sie fühlte, daß ihre eigenen heftigströmenden Thränen sie aus dem schönen Traume erweckt hatten.

Die Beichte.

Am andern Morgen sehr früh stand der Hofrat schon vor des Präsidenten Haus und zog die Glocke. Er mußte ja sein holdes Mädchen fragen, wie es zum erstenmal wieder in Freilingen geschlafen habe? Nebenbei hatte er so viel zu fragen, so viel mitzuteilen, daß er nicht wußte, wo ihm der Kopf stand. Nur so viel war ihm klar, als er den hellpolierten Handgriff der Glocke in der Hand hielt, daß er um keinen Preis von dem interessanten Herrn von gestern zuerst sprechen werde. „Sie soll mir daran“, jagte er, „sie soll mir beichten.“ Er that sich auf seinen Wit nicht wenig zu gut und lächelte noch still vor sich hin, als er die breite Treppe hinaufstieg.

Der Präsident sei schon in die Session gefahren, gaben ihm die Bedienten auf seine Anfrage zur Antwort, aber gnädiges Fräulein nehme ihn vielleicht an, obwohl ihre Toilette noch nicht fertig sei.

Man meldete ihn; er wurde sogleich vorgelassen. In ihrem kleinen, außs geschmackvollste dekorierten Boudoir saß Ida auf einer Estrade am Fenster, das Lockenköpfchen in die Hand gestützt. War es doch, als sei das Mädchen in dieser Nacht noch tausendmal schöner geworden! der Hofrat bekam ordentlich Ehrfurcht vor ihrer Schönheit; es lag so viel Schmachttendes in ihrem Auge, so viel ernste Sanftmut auf dem lieben Gesichtchen, das ihn begrüßte, daß er gar nicht wußte, woher dies alles das Wunderkind gestohlen hatte.

Er sagte ihr auch, wie schön er sie finde, sie aber lachte ihm geradezu ins Gesicht; sie finde, daß sie weit bleicher aussehe als sonst; der Ball könne einesteils daran schuld sein, sagte sie, dazu komme, daß sie heute nacht so dumm geträumt habe und alle Augenblicke aufgewacht sei. Sie wollte bei dieser Behauptung recht ernst aussehen, aber das kleine Schelmchen flog ihr doch beinahe unmerklich um den Mund, als wüßte es, was dem hübschen Engelskind geträumt habe.

Der Hofrat sprach vom gestrigen Ball, von Herren und Damen, von allen möglichen Schönen, aber er hätte sich lieber die Zunge abgebissen, ehe er von Martiniz zuerst angefangen hätte, obgleich er wohl sah, daß Ida darauf warte.

Er sah sich daher, als alle Tänze und Touren bekrittelt waren und das Gespräch zu stocken drohte, im Zimmer umher. „Nein“, sagte er, „wie wunderschön Ihnen Mama das Boudoir da dekorieren ließ, die bronzierte Lampe am gewölbten Plafond, die freundliche Tapete! Wie werden sich Ihre Besucher erfreuen, wenn man sich nicht mehr um den Rang auf dem Sofa streiten darf, denn jener von hellbraunem Kasimir, der sich an drei Wänden hinzieht, den eleganten Theetisch von Zederholz in der Mitte, kann ja eine ganze Legion von Dämchen in sich aufnehmen. Der französische Kamin mit dem deckenhohen Spiegel scheint aber nicht sehr warm geben zu wollen, doch Hoffart muß schon auch ein

wenig Schmerz leiden. Die geschmackvolle Etagere dort haben Sie gewiß selbst erst aus der Residenz geschickt, denn hier wüßte ich niemand, der solche Arbeit lieferte!"

Das ging ja dem alten Herrn aus dem Mund wie Wasser, schade nur, daß er den tauben Wänden predigte, denn Ida schaute stillverklärt durch die Scheiben und hatte weder Augen noch Ohren für ihren alten Freund; dieser sah sich um, sah das Hin- und Zurück des Mädchens, folgte ihrem Auge und — drüben in der ersten Etage des ehrsamten Gasthofes zum goldenen Mond hatten sich die rot und weißen Gardinen aufgethan, und im geöffneten Fenster stand — nein, er machte es gerade zu, als der Hofrat hinjah, und ließ die Gardine wieder herab; das selige Kind drehte jetzt das Köpfschen, und ihr Blick begegnete dem lauernden Auge des Hofrats. Die Flammenröthe schlug ihr ins Gesicht, als sie sich so verraten sah, aber dennoch sagte Troßköpfschen kein Wort, sondern arbeitete eifrig an einer Zentifolie; nun, dachte der Alte, wenn du es durchaus nicht anders haben willst, auf den Zahn muß ich dir einmal zühlen, also sei's:

„Sie haben brave Nachbarschaft, Ida“, sagte er, „da können Sie Ihre astronomischen Beobachtungen nach den Glutsternen des Herrn von Martiniz recht kommode anstellen; ich habe zu Haus einen guten Dollond¹, er steht zu Diensten, wenn Sie etwa —“

„Wie Sie nur so böse sein können, Werner!“ klagte das verschämte Mädchen, „wahrhaftig, ich habe bis auf diesen Augenblick gar nicht gewußt, daß er nur im Mond logiert; und daß ich gestern diesen Mann schon wegen seines Außeren gehaltvoller gefunden habe als unsere jungen Herren hier, um die ich nun einmal kein Flöckchen Seide gebe, ist das denn ein so schweres Verbrechen, daß man es noch am andern Tag büßen muß? Ist es denn so arg, wenn man Mitleiden hat mit einem Menschen, der so unglücklich scheint?“

„Nun, da bringen Sie mich just auf den rechten Punkt“,

¹ Dollonds, achromatische Fernrohre, genannt nach ihrem Erfinder, dem englischen Optiker John Dollond (1706—61)

sagte der Hofrat, „daß der junge Herr im Mond drüben gestern nacht in der Münsterkirche war, habe ich Ihnen gesagt; aber was er dort that, das wissen Sie nicht, und was bekomme ich, wenn ich es sage?“

„Nun, was wird er viel dort gethan haben?“ antwortete Ida, vergeblich bemüht, ihre Neugierde zu bekämpfen; „er hat sich wahrscheinlich die Kirche zeigen lassen, wie die Fremden auf der Durchreise immer thun.“

„Durchreise? als ob ich nicht wüßte, daß Herr von Martiniz die drei Zimmer Ihnen gegenüber auf vier Wochen gemietet hat —“

„Auf vier Wochen?“ rief Ida freudig aus, erschrak aber im nämlichen Augenblick über die laute Äußerung ihrer Freude. „Vier Wochen?“ setzte sie gefaßter hinzu, „wie freut mich das für die gute Mondwirtin; sie muß immer Schelte hören von ihrem Mann, daß ihre Table d'hôte nicht so gut sei wie im Hotel de Saxe; und kein Mensch bleibe recht lange, da hat sie nun doch einen Beweis für sich.“

„Die arme Mondwirtin“, spottete der Hofrat, „die gute Seele! muß sie jetzt auch noch zur Entschuldigung dienen, wenn man seine Freude nicht recht verbergen kann! Und um aufs vorige zurückzukommen, Sie glauben also, der Mann im Monde da drüben habe sich als durchreisender Fremder unsern Münster zeigen lassen und dazu die glückliche Stunde nachts von 12—1 Uhr gewählt, habe den Küster mit seiner Laterne alles beleuchten lassen, nur um die Finsternis desto deutlicher zu sehen?“

Der kleine Schalk lachte verstoßen auf seine Arbeit hin und ließ den Hofrat immer fortfahren —

„Heute in aller Früh war ich beim Küster, dem ich vorzeiten einmal einen Prozeß geführt und ein Kind aus der Taufe gehoben hatte; gewiß, ohne diese Empfehlung wäre ich bei dem Alten nicht durchgedrungen; ‚Gevatter!‘ sagte ich zu ihm, ‚er kann mir wohl sagen, was der Fremde, der ihn gestern nacht noch besuchte, im Münster gethan hat?‘ Der Mann wollte von Anfang von gar nichts wissen, ich rief aber meinen alten Valthaser, Sie kennen ihn ja, wie geschickt er ist, alles aufzuspüren, diesen rief ich her

und konfrontierte beide, der Balthasar hatte den Bedienten des Fremden in des Küsters Haus gehen und beide bald darauf mit dem Fremden im Münster verschwinden sehen. Er gab dies zu, bat mich aber, nicht weiter in ihn zu dringen, weil es ein fürchterliches Geheimnis sei, das er nicht verraten dürfe. So neugierig ich war, stellte ich mich doch ganz ruhig, bedauerte, daß er nichts sagen dürfe, weil es ihm sonst eine Bouteille Alten (seine schwache Seite) eingetragen hätte; da gab er weich und erzählte —

„Nun fahren Sie doch fort“, sagte Ida ungeduldig, „Sie wissen von früher her, daß ich für mein Leben gerne Geschichten höre, namentlich geheimnisvolle, die bei Nacht in einer Kirche spielen“.

„So, so? man hört gerne Geschichten von interessanten, geheimnisvollen Leuten? Nun ja, hören Sie weiter; der Küster, der für seine Mühe einen harten Thaler bekam, führte gestern nacht einen Herrn, der bleich wie der Tod, aber so vornehm wie ein Prinz ausgesehen haben soll, in den Münster. Dort habe sich der Fremde auf die Altarstufen gesetzt und in voller Herzensangst gebetet. Dann sei ein Sturm gekommen, wie er fast noch nie einen gehört; er habe an den Fenstern gerüttelt und geschüttelt und die Scheiben in die Kirche herein geschlagen, der Herr aber habe wunderliche Reden geführt, als reite der Teufel draußen um die Kirche und wolle ihn holen.“

„Der Küster glaubt auch daran wie ans Evangelium und weint wie ein Kind um den bleichen, jungen Mann, der schon so früh in die Hölle fahren solle. Dabei verspricht er aber ganz getrost, wenn der Herr alle Nacht bei ihm einkehre und sich in den Schutz seines Münsters begeben, solle ihm vom Bösen kein Haar gekrümmt werden. Sehen Sie, das ist die Geschichte, da werde jetzt einer klug daraus; was halten Sie davon?“

In ängstlicher Spannung hatte Ida zugehört, in hellem Wasser schwammen ihr die großen, blauen Augen, die volle, schöne Schwanenbrust hob sich unter der durchsichtigen Chemisette, als wolle sie einen Berg von sich abwälzen, die Stimme versagte ihr, sie konnte nicht gleich antworten.

„O Gott!“ rief sie, „was ich geahnt, scheint wahr zu sein,

der arme Mensch ist gewiß wahnsinnig; denn an die thörichte Konjektur des Küsters werden Sie doch nicht glauben?“

„Nein, gewiß glaube ich an solche Thorheiten nicht, aber auch was Sie sagen, scheint mir unwahrscheinlich; sein Auge ist nicht das eines Irren, sein Betragen ist geordnet, artig, wenn auch verschlossen.“

„Aber haben Sie nicht bemerkt“, unterbrach ihn Jda, „nicht bemerkt, wie unruhig er wurde, wie sein Auge rollte, als es eilf Uhr schlug? Gewiß hat es eine ganz eigene Bewandniß mit dieser Stunde, und irgend eine Gewissenslast treibt ihn wohl, um diese Zeit Schutz in dem Heiligtum zu suchen, das jedem, der mühselig und beladen kömmt, offen steht.“

„Ihr Frauen habt in solchen Sachen oft einen ganz eigenen Takt“, antwortete der Hofrat, „und sehet oft weiter als wir, doch will ich auch hier bald auf der Spur sein, denn mich peinigt alles, was ich nur halb weiß, und mein Jdchen weiß mir vielleicht auch Dank, wenn ich mit dem Herrn Nachbar Bleichwaniojo außs reine komme; das greifen wir so an: der Mondwirt ist mein spezieller Freund, weil ich gewöhnlich abends mein Schöppchen bei ihm trinke und mir seit zehn Jahren das Essen von ihm tragen lasse. Ich speise nun die nächsten paar Tage an seiner Tafel, und er muß mein Koubert neben das seines bleichen Gastes setzen lassen; bekannt will ich bald mit ihm sein, und habe ich ihn nur einmal auf einem freundschaftlichen Fuß, so will ich den alten Diener außs Korn fassen. Natürlich holt man weit aus und fällt nicht mit der Thüre ins Haus; aber ich habe schon mehr solche Käuze ausgeholt, es ist nicht der erste.“

Das Dejeuner.

„Das ist herrlich“, sagte Jda und streichelte ihm die Wangen, wie ehemals, wenn er ihr etwas geschenkt oder versprochen hatte. „Das machen Sie vortrefflich, zum Dank bekommen Sie aber auch etwas Extragutes, und jetzt gleich!“ Sie stand auf und ging hinaus; dem Hofrat puperte das Herz vor Freude, als er das wunderherrliche Mädchen dahingehen sah; die zarten Füßchen

schienen kaum den türktischen Fußteppich zu berühren, der einfache, blendendweiße Battist-Überrock verriet in seinem leichten Faltenwurf das Ebenmaß dieses herrlichen Gliederbaues, diese frische jugendliche Kräftigkeit! Er versank in Gedanken über das holde Geschöpf, das allen Lockungen der Residenz Trotz geboten, sich das jungfräuliche Herz frei bewahrt von Liebe, und jetzt, als sie in ihre kleine Vaterstadt zurückkommt, am ersten Abend einen Mann findet, den sie — nein! sie konnte es nicht leugnen, es war ja offenbar, daß sie ihm mit der hohen Glut der ersten, jungfräulichen Liebe zugethan sei. Aber wie? Durfte er, der gereifte Mann, diese Neigung, die doch wahrscheinlicher Weise kein vernünftiges Ende nehmen konnte, durfte er sie unterstützen? Konnte nicht der landfremde, wie es schien sogar gemütskranke Mensch alle Augenblicke wieder in seinem Landau sitzen und weiterfahren? Doch der Karren war jetzt schon verfahren.

Ida trat ein, das Gesichtchen war hochgerötet, sie trug einen silbernen Teller mit zwei Bechern, ein Kammermädchen folgte mit allerlei Backwerk. „Schokolade mit Kapwein abgerührt“, sagte Ida lächelnd, indem sie ihm einen Becher präsentierte, „ich kenne den Geschmack meines Hojrätchens gar wohl, darum habe ich dieses Frühstück gewählt, und denken Sie, wie geschickt ich bei Madame la Truiaire geworden bin, ich habe ihn ganz allein selbst gemacht, Gesicht und Arme glühen mir noch davon; versuchen Sie doch, er ist ganz delikat ausgefallen.“

Sie küßte, ohne sich vor dem alten Freund zu genieren, das leichte Überrockchen; eine himmlische Aussicht öffnete sich, der weiße Mabafterbusen schwamm auf und nieder, daß der Hojrat die alten Augen in seine Schokolade heftete, als solle er sie mit den Augen trinken. „Hieher sollte einer unserer jungen Herren kommen“, dachte er, „Kapweinschokolade in den Aldern, ein solches Himmelskind mit dem offenen leichten Überrockchen vor sich — ob er nicht rein von Sinnen käme.“ Weinade ebenso großen Respekt als vor ihren entfesselten Reizen bekam er aber vor der Hochkunst des Mädchens. Die Schokolade war so fein, so würzig, das rechte Maß des Weines so gut beobachtet, daß er bei jedem Schlückchen zögerte, zu schlucken.

Idchen aber schien ihre Schokolade ganz vergessen zu haben, denn ein neues Schauspiel bot sich ihren Augen dar. Der wohlbekannte Diener des Fremden führte ein paar prachtvolle Pferde vor das Portal des Goldenen Mondes. Sie selbst war so viel Reiterin, daß sie wohl beurteilen konnte, daß besonders das eine Pferd, ein majestätischer Stumpfschwanz-Tigerstummel, von unschätzbarem Wert sei. Auch Berner, der in allen Sätteln gerecht war, stimmte bei und pries die einzelnen Schönheiten des Stummels, besonders auch das elegante, geschmackvolle Reitzeug.

Ida wagte voll Erwartung kaum Atem zu holen; der Mondwirt, ein stattlicher Vierziger, trat gravitatisch aus dem Thorweg und becomplimentierte sich mit dem alten Diener um die Ehre, die Zügel des Tigerstummels zu halten. Als aber dieser sich dieses Geschäft nicht nehmen ließ, hielt er den Steigbügel. Emil von Martiniz, in einem eleganten Morgenüberrock, trat jetzt aus der Halle, gefolgt von dem Oberkellner, er streichelte den schlanken Hals seines Stummels und warf über ihn weg oft seine Blicke zu dem Fenster gegenüber, wo Ida neben dem Hofrat saß.

Indem tönte der Hufschlag eines in kurzem Galopp ansprengenden Pferdes die Straße herauf, es kam näher, es war der junge Dragoner-Freier Lieutenant von Schulderoff. Er hatte die gute Uniform an und von einem seiner Kameraden eine prachtvolle Tigerdecke entlehnt und gelangte jetzt in vollem Wicks vor des Präsidenten Haus an.

Nach Vorschrift der gnädigen Mama ließ er jetzt mit einem Blick auf die Goldselige seine Reitpeitsche fallen; im Nu war der geübte Voltigeur herab von seinem Rappen; aber gerade als er wieder aufspringen wollte, schente sein Roß an denen, die vor dem Goldenen Mond standen, machte einen Seitensprung und dann im Karriere davon gerade auf einen Kirchplatz zu, wo viele Kinder, die gerade aus der Schule kamen, ihre unschuldigen Spiele trieben. Der Mondwirt, der bis jetzt noch immer den Bügel gehalten, flog rechts, der alte Diener links, und ventre à terre flog Martiniz mit Windeseile dem Rappen nach, überholte ihn noch drei Schritte vor einem Haufen Kinder, die keinen Ausweg mehr hatten und kläglich schrien, riß sein eigenes Roß herum,

packte mit Riesenkraft den Ausreißer und brachte ihn zum Stehen. Alles dies war das Werk eines Augenblicks. Der liebende Dra-
goner hinkte auf seinen Freiersfüßen dem Klappen nach, murmelte
einige Flüche, die wie ein Dank lauten sollten, saß auf und jagte
davon. Martiniz aber ritt, ohne auf den tausendstimmigen Bei-
fall, der ihm von der Menge, die sich versammelt hatte, zugejubelt
wurde, zu achten, zurück, grüßte ehrerbietig an des Präsidenten
Haus hinauf und zog, gefolgt von dem alten Diener, auf seinem
Morgenritt weiter.

Sda hatte in dem schrecklichen Moment das Fenster aufge-
rissen; sie hatte die Gefahr der armen Kleinen, hatte mit steigen-
der Angst den gefährlichen Moment gesehen, wo Martiniz im ge-
streckten Karriere sein Pferd herumriß auf die Gefahr hin, zu über-
stürzen; sie hätte mögen mit jener Menge laut aufjauchzen und
konnte sich nicht enthalten, als er vor ihrem Fenster vorbeikam,
seinen Gruß so freundlich als möglich zu erwidern. Dieser Mo-
ment war entscheidend; in der Angst, die sie fühlte, ward sie sich
bewußt, wie teuer ihr der Mann war, der dort hinslog. Das ge-
preßte Herz, die stürmisch wogende Brust rang nach einem Aus-
weg. Der Hofrat wollte seinen alten Sarkasmus wieder spielen
lassen, aber er drängte ihn zurück, als ihn das Mädchen so bittend
ansah, als sie seine Hand drückte und die hellen, vollen Thränen
aus den sanften Augen herabfielen. „Ich bin ein rechtes Kind,
nicht wahr, Hofrat? aber über solche Szenen kann ich nicht
anders, muß ich unwillkürlich weinen. Lachen Sie nur nicht
über mich, es würde mir gerade jetzt recht wehe thun.“

„Gott bewahre mich, daß ich lache“, entgegnete der Hofrat,
„wenn eines im höchsten Fieberparoxysmus ist wie Sie, Gold-
kind, so lacht man gewöhnlich nicht“; er dankte ihr für ihre
Schokolade, nahm Stock und Hut und ließ das Mädchen mit
ihrem siebzehnjährigen, von dem Keim der ersten Liebe stürmisch
bewegten Herzchen allein.

Der Brief.

Als Hofrat Verner nach Tisch wieder in des Präsidenten Haus
kam, um ihn, da er ihn heute früh verfehlt hatte, zu besuchen,

traf er Ida wieder so vergnügt und fröhlich wie immer. „Das ewige Aprilwetter!“ dachte er, „auch bei ihr bleibt es nicht aus; wenn wir morgens weinen, so darf man gewiß sein, daß uns auch der Abend noch traurig oder doch ernst findet; aber das weint und lacht, klagt und tollt durcheinander wie Heu und Stroh.“ Er setzte sich zum Präsidenten, der gewöhnlich vor dem Kaffee noch ein halbes Stündchen tischelte, gegenüber hatte er das liebe Aprilenkind und nötigte sie durch sein beredtes Mienenspiel, wodurch er sie an heute früh erinnerte, alle Augenblicke zum Lachen oder Rotwerden.

„A propos! Sie kommen gerade recht, Berner“, sagte der Präsident, „hätte ich doch beinahe das Beste vergessen. Sie können mir durch Ihre Ungänglichkeit und Gewandtheit, durch die viele freie Zeit, die Sie haben, einen sehr großen Gefallen thun. Ich bekam da heute vom Minister=Staatssekretär ein Brieflein, worin mir unter den größten Glogen der ganz sonderbare Auftrag wird, neben meinem Amt als Präsident auch noch den gehorjamen Diener anderer Leute zu spielen. Da haben Sie“, fuhr er fort, indem er einen Brief mit dem großen Dienststempel hervorzog, „lesen Sie einmal vor, aber da die Glogenstelle bleibt weg, ich kann das Ding für meinen Tod nicht leiden, wenn man einen so ins Gesicht hinein lobt.“

Berner nahm den Brief, der, weil in solchen Fällen der Staatssekretär von Franken selbst schrieb, ein wenig schwer zu lesen war, und begann:

„Nächst dem wurde mir höheren Orts der Wink gegeben, daß, da ein sicherer Graf von Martiniz den Kreis Sw. Exzellenz bereisen werde, ihm aller mögliche Vorschub und Hülfe zu teil werden soll. Befagter Herr von Martiniz wurde unserm Hofe durch den — sehen Minister plenipotentiair aufs angelegentlichste empfohlen; er hat im Sinn, bei uns, aller Wahrscheinlichkeit nach in Ihrem Kreise, sich bedeutende Güter zu kaufen, ist ein Mensch, der seine drei Millionen Thaler hat und vielleicht noch mehr bekommt, und muß daher womöglich im Lande gehalten werden. Sw. Exzellenz können, wenn solches gelingen sollte, auf großen Dank höhern Orts rechnen, da, wie ich Ihnen als altem Freunde

wohl anvertrauen darf, im Fall er sich im Lande ansiedelte und sein Vermögen hereinzüge, die Hand der Gräfin Marstein Exzellenz demselben nicht vorenthalten werden wird.“

Am Anfang dieses Briefes war Ida bei dem Namen Martiniz hoch erröthet, denn sie begegnete dem Auge des Hofrats, der über den Brief weg zu ihr hinüber sah; als die Stelle von den drei Millionen kam, wurde die Freude schwächer; ein dreifacher Millionär war nicht für Idas bescheidenere Wünsche, als aber die Hand der Gräfin Marstein nach ihrem sanften, liebewarmen Herzen griff, da wich alles Blut von den Wangen des zitternden Mädchens, sie senkte das Lockenköpfchen tief, und eine Thräne, die niemand sah als Gott und ihr alter Freund, stahl sich aus den tiefsten Tiefen des gebrochenen Herzens in das verdunkelte Auge und fiel auf den Teller herab.

Sie kannte diese Gräfin Marstein aus der Residenz her. Sie war die natürliche Tochter des Fürsten, von ihm mit ungeteilter Vorliebe erzogen, mit einem ungeheuern Vermögen ausgestattet, lebte sie in der Residenz wie eine Fürstin. Sie war einmal einige Jahre verheiratet gewesen, aber ihre allzuvielseitige Menschenliebe hatte den Grafen Marstein genötigt, seine Person von ihr scheiden und ihr nur seinen Namen zurückzulassen. Seitdem lebte sie in der Residenz; sie galt dort in der großen Welt als Dame, die ihr Leben zu genießen wisse; wenn man aber nur eine Stufe niederer hinhorchte, so hörte man von der Gräfin, daß sie dieses angenehme Leben auf Kosten ihres Rufes führe, zehn Liebeshändel, zwanzig Prozesse auf einmal, Schulden so viele als Steine in ihrem Schmuck, Kolette, die sich nicht entblödet, mit dem Geringsten zu liebäugeln, wenn seine Formen ihr gefielen.

So war Gräfin Marstein, ein unabweislicher Widertwille hatte schon in der Residenz die reine, jungfräuliche Ida von dieser üppigen Buhlerin zurückgeschreckt; so oft sie zu ihren glänzenden Soirees geladen war, wurde sie krank, um nur diese frivolen Augen, diese bis zur Nacktheit zur Schau gestellten Reize nicht zu sehen, und diese Frau, deren Geschäft ein ewiges Gurren und Lachen, Spotten und Persiflieren war, sie sollte der ernste, un-

glückliche junge Mann mit dem rührenden Zug von Wehmut, dem gefühlvollen, sprechenden Auge —

Berner hatte schweigend den Brief noch einmal überlesen und legte ihn dann mit einem mitleidigen Blick auf Ida zurück; „Nun, was sagen Sie zu dem sonderbaren Auftrag“, fragte der Präsident; „wahr ist es, der Martiniz ist nach dieser Beschreibung ein Goldfisch, den man nicht hinauslassen darf, ja, ja, — man muß negoziieren, daß er in unserem Kreise bleibt. Da könnte er zum Beispiel Wolldringen kaufen; um zweimalhunderttausend Thalerchen ist Schloß, Gut, Wiesen, Feld, Fluß, See, Berg und Thal, alles, was man nur will, fein. Und dieser Preis ist ein Pappenstiel. So, so, die Marstein also? Nicht übel gefartet von den Herren; sie soll enorme Schulden haben, die am Ende doch der Fürst übernehmen müßte, die bekommt der Herr Graf in den Kauf. Du kennst die Marstein, Ida? Sahst du sie oft?“

„Nie!“ antwortete Ida unter den Löffchen hervor und sah noch immer nicht vom Teller auf.

„Nie?“ fragte der Präsident gereizt, „ich will nicht hoffen, daß die gnädige Gräfin meine Tochter nicht in ihren Zirkeln sehen wollte; hat sie dich nie eingeladen, würdest du ihr nicht vorgestellt?“

„O ja!“ sagte Ida, „sie schickte wohl zwanzigmal, ich kam aber nie dazu, hinzugehen.“

„Was der T—! Ich hätte geglaubt, du wärest ein vernünftiges, gesittetes Mädchen geworden; wie kannst du solche Sottisen begehen und die Einladungen einer Dame, die mit dem fürstlichen Hause so nahe liiert ist, refüsieren?“

„Man hat mich deswegen bei Hof nicht weniger freundlich aufgenommen“, antwortete Ida und hob das von Unmut gerötete Gesichtchen empor, „man hat sich vielleicht gedacht, daß es der Ehre eines unbecholteneu Mädchens wohl anstehe, so fern als möglich von der Frau Gräfin zu bleiben.“

„So sieht es dort aus?“ fragte der Präsident kopfschüttelnd, „nun, nun! heutzutage setzt man sich, wenn man ein wenig Welt hat, darüber weg. Ich mag dir hierüber nichts sagen, ihr jungen Mädchen habt eure eigenen Grundzüge, nur wäre es wegen den

jetzigen Verhältnissen besser gewesen, du hättest sie öfter gesehen; denn wenn sie sich hier in der Gegend ankaufen, nach Freilingen kommen sie doch auch alle Jahre ein paarmal, wir machen das erste Haus hier, du sollst in Zukunft die Dame des Hauses vorstellen, wie kannst du nun die Gräfin Martiniz empfangen, wenn du in der Residenz sie so ganz negligierdest.“

„Nun, Gräfin Martiniz ist sie ja noch nicht“, meinte der Hofrat und lächelte dabei so geheimnisvoll, daß es sogar dem Präsidenten auffiel.

„Nun, Er spricht ja so sicher über diesen Punkt“, jagte dieser, „als kenne Er den Grafen Martiniz und seine Herzensangelegenheiten aus dem Fundament.“

„Seine Herzensangelegenheiten nun freilich nicht“, lächelte Berner, „aber den Grafen hatte ich die Ehre, gestern kennen zu lernen.“

„Wie“, unterbrach ihn der Präsident, „er ist schon hier, und wir schwätzen schon eine Stunde von ihm und Sie sagen nichts —“

„Fräulein Tochter ist nicht minder in der Schuld als ich“, entgegnete jener, „sie kennt ihn sogar genauer als ich.“

„Ich glaube, Ihr seid von Sinnen, Berner, oder mein Laubenheimer hat Euch erleuchtet; du, Mädchen, du kennst ihn?“

„Nein — ja —“ antwortete Ida, noch höher errötend, „ich habe mit ihm getanzt, das ist alles.“

„Er war also gestern auf dem Ball? Schon bei Jahren, natürlich, ein ältlicher Mann? Schon in unserm Alter, Berner?“

„Nicht so ganz“, sagte dieser mit Hohn, „er mag so seine dreißig bis vierundzwanzig Jährchen haben. Übrigens können Exzellenz seine Bekanntschaft recht wohl machen, er logiert drüben im Mond.“

Der Präsident war zufrieden mit diesen Nachrichten; er sann nach, wie der junge Mann am besten zu halten sein möchte, denn er trieb alles gerne nach dem Kanzleistil. Freund und Tochter, die er zu Rat zog, rieten, ihn einzuladen und ihm so viel Ehre und Vergnügen als möglich zu geben; der Hofrat nahm es über sich, die Sache einzuleiten, und der Präsident ging um ein Geschäft leichter in sein Kollegium.

Operationsplan.

Als er weg war, sahen sich Jda und Berner eine Zeitlang an, ohne ein Wort zu wechseln. Der Hofrat, dem das lange Schweigen peinlich wurde, zwang sich, obgleich ihm die wehmütige Freundlichkeit in Jdas Gesicht, ihr thränenreicher Blick bis tief ins Herz hinein weh that, zum Lächeln. „Nun, wer hätte es“, sagte er, „wer hätte es dem leidenden Herrn von gestern nacht angesehen, daß er drei Millionchen habe; wie dumm ich war, daß ich glaubte, er weine in seinem Landau, weil er keine Wechseln mehr habe; wer hätte es dem trübheligen Schmerzenreich angesehen, daß er bald eine so glänzende, lustige Partie machen würde?“

Jda schwieg noch immer; es war, als schente sie sich vor dem ersten Wort, das sie vor dem Freund, der ihr Herz so tief durchschaut hatte, auszusprechen habe.

„Oder wie?“ fuhr er fort, „wollen wir eine Allianz schließen, mein liebes Aprilenwetterchen, daß die Gräfin Marstein ihre Schulden nicht zahlen kann, daß —“

„O Berner, verkennen Sie mich nicht“, sagte Jda unter Thränen; „es ist gewiß nur das reine Mitleiden, was mich nötigt, auszusprechen, was sonst nie gesprochen worden wäre. Sehen Sie, dieses Weib ist die Schande unseres Geschlechts; sie ist so schlecht, daß ein ehrliches Mädchen erröten muß, wenn es nur an ihre Gemeinheit denkt. Prüfen Sie den jungen Mann da drüben, und wenn er ist, wie er aussieht, wenn er edel ist und trotz seines Reichthums unglücklich, so machen Sie, daß er nicht noch unglücklicher wird; suchen Sie ihn aus den Schlingen, die man um ihn legen wird, zu reißen —“

„Das kann niemand besser als mein Jdchen“, entgegnete jener und sah ihr recht scharf in das Auge; „wenn mich nicht alles trügt, hängt das Goldfischchen an einem ganz andern Hafen als dem, womit ihn der Minister fördern will; nur nicht gleich so rot werden, Kind; ich will alles thun, will ihm sein Leben angenehm machen, wenn ich kann, will ihm die Augen aufthun, daß er sieht, wohin er mit der Marstein kommt; will machen, daß er sich in

unserer Gegend ankauft und seine drei Millionen ins Land zieht, will machen, daß er mein Mädchen da lie—“

„Still, um Gotteswillen“, unterbrach ihn die Kleine und preßte ihm das kleine, weiche Patschhändchen auf den Mund, daß er nicht weiter reden konnte. „Wer spricht denn davon; einen Millionär mag ich gar nicht; es wäre ganz gegen meine Grundsätze, nur die Schlange im Residenzparadies soll ihn nicht haben; vom übrigen kein Wort mehr, unartiger Mann!“

Berschämt, wie wenn der Hofrat durch die glänzenden Augen hinabschauen könnte auf den spiegelklaren Grund ihrer Seele, wo die Gedanken sich ingeheim drängten und trieben, sprang sie auf und an den Flügel hin, übertönte die Schmeichelworte des Hofrats mit dem rauschendsten Fortissimo, drückte sich die weichen Kniee rot an dem Saitendämpfer, den sie hinauftrieb, um die Töne so laut und schreiend als möglich zu machen, um durch den Sturm, den sie auf den Elfenbeintasten erregte, den Sturm, der in dem kleinen Herzen keinen Raum hatte, zu übertäuben.

Verzweiflungsvoll über den halloenden Schmetter dieses Furioso enteilt der Hofrat dem Salon; aber kaum hatte er die Thüre geschlossen, so stieg sie herab aus ihrem Tonwetter, die gellenden Akkorde lösten sich auf in ein süßes, flüsterndes Dolce, sie ging über in die schöne Melodie: „Freudvoll und leidvoll“, mit Meisterhand führte sie dieses Thema in Variationen aus, die aus ihrem innersten Leben heraufstiegen, durch alle Töne des weichsten Moll klagte sie ihren einsamen Schmerz, bis sie fühlte, daß diese Töne sie viel zu weich machen, und ihr Spiel, ohne seine Dissonanzen aufzulösen, schnell wie ihre Hoffnung endete.

Die Mondwirtin.

Zum Goldenen Mond drüben ging es hoch her. Drei Zimmer in der Belleetage vorn heraus hatte schon lange Zeit kein Fremder mehr gehabt; die Mondwirtin hatte daher alles aufgeboten, um diese Zimmer so anständig als möglich zu dekorieren. Das mittlere hatte sie durch einen eleganten Armoire zum Arbeits-, durch ein großes Sofa zum Empfangszimmer eingerichtet. Das links

nannte sie Schlafkabinett, das rechts, weil sie ihren ganzen Vorrat überflüssiger Tassen und eine bronzierte Maschine auf einen runden Tisch gesetzt hatte, das Theezimmer. Auch an der Table d'hôte, wo sonst nur einige Individuen der Garnison, einige Forst- und Justizassessoren, Kreissteuereinnahmer und dergleichen, selten aber Grafen saßen, waren bedeutende Veränderungen vorgegangen. Zum Dessert kam sogar das feinere Porzellan mit gemalten Gegenden und die damaszierten Straßburger Messer, die sonst nur alle hohe Festtage aufgelegt wurden.

Daß ihr angesehener Gönner und spezieller Freund, der Hofrat Berner, jetzt im Mond statt zu Haus essen wollte und augenscheinlich dem Grafen zu Ehren, zog einen neuen Nimbus um die Stirn des letzteren in den Augen der Frau Mondwirtin. Sie war ganz vernarrt in ihren neuen Gast; schon als er in dem herrlichen Landau mit den vier Postpferden, den aus Leibeskräften blasenden Schwager darauf, vorfuhr, als der reichbordierte Bediente dem jungen Mann heraushalf, sagte sie gleich zu ihrem Ehegärtner: „Gib acht, das ist was Vornehmes.“

Als sie aber dem Brttzwiß, so nannte sich der gute alte Diener, die Kommoden in den drei Zimmern öffnete, ihm die Kleider und Wäsche seines Herrn aus den Koffern nehmen, sortieren und ordnen half, da schlug sie vor Seligkeit und Staunen die Hände zusammen. Sie hatte doch von ihrer Mutter gewiß recht feine, sanfte Leinwand zum Brauthemdchen bekommen, aber das war grober Zwillich gegen diese Hemden, diese Tücher — nein, so etwas Extrafeines, Schneeweißes konnte es auf der Erde nicht mehr geben, wie dieses.

Es ist kein übles Zeichen unserer Zeit, wo der Edelmann seinen Degen abgelegt hat und Grafen und Barone im nämlichen Gewand wie der Bürgerliche erscheinen, daß die Frauen dem Fremden, der zu ihnen kommt, nach dem Herzen sehen, das heißt nach seiner Wäsche. Ist sie grob, unordentlich oder gar schmutzig, so zeigt sie, daß der Herr aus einem Hause sein müsse, wo man entweder seine Erziehung sehr vernachlässigte oder selbst malspropre und unordentlich war; wo aber der bläuliche oder milchweiße Glanz des Halstuches, die feinen Fältchen der Busenkräuse

und des Hemdes ins Auge fällt, da findet gewiß der Gast Gnade vor den Augen der Hausfrau, weil sie selbst immer dieses Zeichen guter Sitte ordnet und aufrecht erhält.

Auch die Freilinger Mondwirtin hatte diesen wahren Schönheits Sinn, diese angeborne Vorliebe für schönes Linnenzeug in ihrer oft schmutzigen Wirtschaft noch nicht verloren. Daher der ungemeine Respekt vor dem Gast, als sein Diener ihr die feinen Hemden dukendweis, bald mit geglockten, bald mit gefälkelten Busenstreifen, bald mit, bald ohne Manschetten aus den geöffneten Koffern hinüberreichte. Und als er vollends an die Unzahl von Hals- und Sacktüchern kam, wovon sie jedes zum höchsten Staat in die Kirche angezogen hätte, da vergingen ihr beinahe die Sinne: „Ach, wie fürstlich ist der Herr ausgestattet; das hat gewiß die gnädige Frau Mama ihm mitgegeben?“

„Der thut schon lange kein Zahn mehr weh“, gab Brtztwiß zur Antwort.

„Ist sie tot, die brave Frau, die so schöne Linnen machte?“ jagte die mitleidige Mondwirtin; „aber die gnädige Fräulein Schwestern haben —“

„Hat keine mehr; vor einem Jahr starb die Gräfin Crescenz.“

„Auch keine Schwester mehr? der arme Herr! Aber auf solche exquisite Prachtwäچه verfällt kein junger Herr von selbst; ich kann mir denken, der gnädige Herr Papa Erzellenz —“

„Ist schon lange verstorben“, entgegnete das alte Totenregister mit einem Ton, vor welchem der Wirtin die Haut schauderte. „Der arme junge Herr!“ rief sie, „was hat er jetzt von seinem schönen Linnenzeug, wenn er nach Haus kommt und trifft keine Mutter mehr, die ihn lobt, daß er alles so ordentlich gehalten, und keine Fräulein Schwester, die ihm das Schadhafte sückt und ordnet. Jetzt kann ich mir denken, warum der gnädige Herr immer so schwarz angezogen ist und so bleich auszieht, Vater tot, Mutter tot, Schwester tot, es ist recht zum Erbarmen —“

„Ja, wenn's das allein wäre“, jenzte der alte Diener und wischte sich das Wasser aus dem Auge, doch, als hätte er schon zu viel gesagt, zog er murrend den zweiten Koffer, der die Kleider enthielt, heran und schloß auf. Die Wirtin hätte für ihr Leben

gerne gewußt, was sonst noch für Unglück den bleichen Herrn verfolge, daß der Verlust aller Verwandten klein dagegen aussehe, aber sie wagte nicht, den alten Brtzwisl, dessen Name ihr schon gehörig imponierte, darüber zu befragen, auch schloß der Anblick, der sich jetzt darbot, ihr den Mund.

Die schwarze Kleidung hatte ihr an dem ernstern, stillen Gast nicht so recht gefallen wollen, sie hatte sich immer gedacht, ein buntes Tuch, ein hübsches helles Kleid müßten ihn von selbst freundlicher machen; aber da blinkte ihr eine Uniform entgegen — nein! sie hatte geglaubt, doch auch Geschmack und Urteil in diesen Sachen zu haben; sie hatte in früherer Zeit, als sie noch bei ihrer Mutter war, die Franzosen im Quartier gehabt, schöne Leute, hübsch und geschmackvoll gekleidet; später, als sie schon auf den Mond geheiratet hatte, waren die Russen und Preußen da gewesen, große, stattliche Männer wie aus Gußeisen; freilich hatten sie nicht die lebhaftesten Manieren wie die frühern Gäste, aber die knappstehenden Spenser¹ und Kutkas² waren denn doch auch nicht zu verachten; aber vor der himmlischen Pracht dieser Uniform verblühen sie samt und sonders zu abgetragenen Landwehr- und Bürgermilizkamisölern. Sie hob den Uniformsfrack vom Sessel auf, wohin ihn Brtzwisl gelegt hatte, und hielt ihn gegen das Licht; nein, es war nicht möglich, etwas Schöneres, Feineres zu sehen als dieses Tuch, das wie Samt glänzte; das brennende Rot an den Aufschlägen, die herrliche Posamentierarbeit an der Stickerei und den Achselknäuren!

„Das ist die polnische Garde bei uns zu Haus in Warjchau“, belehrte sie der alte Diener, dem dieser Anblick selbst das Herz zu erfreuen schien. „Möchte man da nicht gleich selbst in die mit Seide gefütterten Ärmel fahren und das spannende Zäckchen zuckknöpfen? Und weiß Gott! so wie mein Herr gewachsen, war keiner unter allen! Der Schneider wollte sich selbst nicht glauben, daß die Taille so fein und schmal sei, gab noch einen Finger zu und

¹ Spenser ist ein kurzer Oberrock, so nach seinem Erfinder, dem Lord Spencer, benannt

² Kutka oder Kurtka war das Galakleid der polnischen Lanzenreiter; jetzt wird damit ein kurzer, mit Schnuren besetzter Waffenrock bezeichnet.

brachte unter Zittern und Zagen, es möchte zu eng sitzen, sein Kunstwerk; aber Gott weiß, wie es zugeht, sie war zwar über seine breite Heldenbrust gerade recht, aber hier in den Weichen viel zu weit; und dabei ist an kein Schnüren zu denken, mein Herr verachtet diese Kunststücke. Der Schneider machte einen Sprung in die Höhe vor Verwunderung, er konnte es rein nicht begreifen; die andern Herren beim Regiment ließen sich Korsette machen mit Fischbein, schnürten sich zusammen, daß man hätte glauben sollen, der Herzbündel wolle ihnen zerspringen; und dennoch rissen die Knöpfe alle drei Tage, wenn sie nur ein wenig mehr als zu viel gegessen hatten — mein Herr war immer der feste, gedrechelt wie eine Puppe und alles ohne ein Lot Fischbein, so wahr ich lebe.“

„Es ist unbegreiflich, was es für herrliche Leute unter den Militärs gibt“, unterbrach ihn die Wirtin, andächtig staunend.

„Und dann, Madame, lassen Sie ihn erst noch die Galabekleider da anlegen, den Federhut aufsetzen, seine goldenen Sporen mit den silbernen Rädchen an den feinen Abjähchen, denn Füßchen hat er trotz einer Dame; lassen Sie mich ihm den St. Vladimir in Diamanten auf die Brust hängen, den Ehrensäbel, den sein Herr Vater vom Kaiser bekommen, und den er aus hoher Gnade als Andenken tragen darf, um den Leib schnallen; Frauenchen, wenn ich ein Mädchen wäre, ich stöge ihm an den Hals und küßte ihm die schwarzen Locken aus der schönen Stirne. Und dabei war er so fröhlich, die Wangen so rot, das Auge so freudig blinkend, und alles hieß ihn nur den schönen, lustigen Martiniz. Das alles ist jetzt vorbei“, setzte der treue Brctzwiß seufzend hinzu, indem er die Staatsuniform der Wirtin abnahm und in die Kommode legte, „da liegt das schöne Kleid, nach dem zehntausend die Finger lecken, so liegt es seit dreiviertel Jahren, und wie lange wird es noch so liegen!“

„Aber sagen Sie doch, liebster Herr Wiejel, sein Vorderteil kann ich nicht aussprechen, sagen Sie doch, warum dieß alles, warum sieht sein Herr so bleich und traurig? Warum kleidet er sich wie ein junger Kandidat, da er unsere ganze Garnison in den Boden glänzen könnte? Warum denn?“

Der Alte sah sie mit einem grimmiigen Blick an, als wollte er über diesen Punkt nicht gefragt sein. Aber die junge, reinliche, appetitliche Wirtin mochte doch dem rauhen Mann zu zart für eine derbe Antwort vorkommen. „Bassa manelka!“¹ sagte er unfreundlich, „warum? weil — ja sehen Sie, Madame, weil, weil wir, richtig, weil wir als Zivil reisen“, und nach diesem war auch kein Sterbenswörtchen mehr aus ihm herauszubringen.

Der polnische Gardist.

Dies alles hatte die Wirtin dem Hofrat erzählt, der sich in dem schönen Speiseaal wohl eine Stunde früher als die übrigen Gäste zur Abendtafel eingefunden hatte, um so allerlei Nachrichten, die ihm dienen konnten, einzuziehen. Er hatte sie ganz aussprechen lassen und nur hie und da seinen Graukopf ein wenig geschüttelt; als sie zu Ende war, dankte er für die Nachrichten. „Und ihn selbst, Ihren wunderlichen Gast, haben Sie noch nicht gesprochen oder beobachtet? Ich kenne Ihren Scharfblick, Sie wissen nach der ersten Stunde gleich, was an diesem oder jenem ist, und auch über Leben und Treiben fangen Sie hie und da ein Wörtchen weg, aus dem sich viel schließen läßt.“

Die Geschmeichelte lächelte und sprach: „Es ist wahr, ich betrachte meine Gäste gern, und wenn man so seine acht oder zehn Jährchen auf einer Wirtshaft ist, kennt man die Leute bald von außen und innen. Aber aus dem da droben in der Bel-Etage werde ein anderer klug. Mein Mann, der sich sonst auch nicht übel auf Gesichter versteht, sagt: ‚Wenn es nicht ein Polack wäre, so müßte er mir ein Engländer sein, der den Spleen hat.‘ Aber nein, wir hatten auch schon Engländer, die den Spleen faust dick hatten, tage-, wochenlang bei uns, aber die sehen griesgrämig, unzufrieden in die Welt hinein; aber die Frauen, nehmen Sie nicht übel, Herr Hofrat, haben darin einen feinern Takt als mancher Professor.

„Der Graf sieht nicht spleenigt und griesgrämig aus, nein,

¹ Entstelltes Ungarisch; ein äußerst berber Fluch.

da wette ich, der hat wirkliches Unglück, denn die Wehmut schaut ihm ja aus seinen schwarzen Guckfenstern ganz deutlich heraus. Denke ich den Nachmittag, du gehst einmal hinauf und sprichst mit ihm, vielleicht, daß man da etwas mehr erfährt als von dem alten Burrewisl. Im Theezimmer sitzt mein stiller Graf am Fenster, die Stirne in die hohle Hand gelegt, daß ich meine, er schläft oder hat Kopfschmerz. Drüben spielte gerade die Fräulein Jda auf dem Flügel so wunderschön und rührend, daß es eine Freude war. Dem Grafen mußte es aber nicht so vorkommen, denn die hellen Perlen standen ihm in dem dunklen Auge, als er sich nach mir umsah.“

„Wann war denn dies?“ fragte der Hofrat.

„So gegen vier Uhr ungefähr; wie ich nun so vor ihm stehe und er mich mit seinem sinnenden Auge maß, da muß ich feuerrot geworden sein, denn da fiel mir ein, daß doch nicht so leicht mit vornehmen Leuten umzugehen sei, wie man sich sonst wohl einbildet; er ist auch nicht so ein Herr Obenhinaus und Nirgendan wie unsere jungen Herren, mit denen man kurzen Prozeß macht, nein, er sah gar zu vornehm aus. „Ich wollte nur gefälligst fragen, ob Er. Excellenz mit Ihrem Logis zufrieden seien?“ hub ich an.

„Er stand auf, fragte mich, ob ich Madame wäre, holte mir, denken Sie sich, so artig, als wäre ich eine polnische Prinzessin, einen Stuhl und lud mich zum Sitzen ein. Es ist erstaunend, was der Herr freundlich sein kann, aber man sieht ihm doch an, daß es nicht so recht von Herzen gehen will.

„An dem Logis hatte er gar nichts auszusetzen, und auch die Straße gefiel ihm. Das Gespräch kam auf die Nachbarschaft und auch auf Präsidents Haus; ich erzählte ihm von dem wunderschönen Fräulein, die erst aus der Pension gekommen, und wie sie so gut und liebenswürdig sei; von dem alten Herrn drüben, und daß die gnädige Frau schon so lange tot sei; und ich hatte mich so ins Erzählen vertieft, daß ich gar nicht merkte, wo die Zeit hinging, und, statt ihn auszufragen, hatte ich die Gelegenheit so dumm verplandert!“

„Schade! Jammer schade!“ lachte Werner über die sprachselige Wirtin.

„Und wie gut der Herr ist; denken Sie sich nur, hinten im Garten, wo es nun freilich zu jeziger Jahreszeit nicht mehr schön ist, sitzt mein Luischen; das Dingelchen ist jetzt acht Jahre und schon recht vernünftig, sitzt es im Garten und weiß nicht, daß ein so vornehmer Herr hinter ihm steht. Ich war in der Küche und sah alles mit an; mein Luischen kann allerhand schnaksische Lieder, auch ein schwäbisches, ich weiß nicht, wer sie es gelernt hat; wie nun der Graf hinter ihr steht, fängt der Auband an zu singen:

'n bißel schwarz und 'n bißel weiß,
'n bißel polnisch und 'n bißel deutsch,
'n bißel weiß und 'n bißel schwarz,
'n bißel falsch ist mei Schatz!

Ich glaube, ich muß vor Scham in den Wurstkeßel springen, daß mein Kind so ungebildetes Zeug singt, was mußte nur der Graf von meiner Erziehung denken! Ihm aber schoß das helle, klare Schmerzenswasser in die Augen; er bog sich nieder, nahm das Dingelchen auf den Arm, herzte und küßte es, daß mir brühsiedheiß wurde, und fragte, wo sie das Liedchen her habe?

„Das Kind weiß vor Schrecken gar nicht zu antworten; mein Herr Graf aber langt in die Tasche, kriegt einen blanken Thaler heraus und verspricht, wenn es das Verschen noch einmal deutlich sage und zweimal singe, so bekomme es den Thaler. Ich hätte ihm befehlen mögen, wie ich hätte mögen, es hätte nicht gesungen. Der Thaler aber that seine Wirkung; sie sagte ihr Sprüchlein ganz mir nichts dir nichts auf und sang nachher das ‚bißel polnisch und e bißel deutsch‘, wie wenn es so sein müßte. Den Thaler bekam es richtig; er liegt in der Sparbüchse in ein Papier geschlagen, und drauf steht deutlich, daß sie es in zwölf Jahren noch lesen und einmal ihren Kindern noch zeigen kann: den 12. November 1825 bekommen vom Polnisch-Garde-Djizier, Grafen von Martiniz.“

Der Hofrat auf der Lauer.

Die Gäste waren nach und nach alle zur Abendtafel herbeigekommen. Madame trennte sich von dem Hofrat mit dem Ver-

sprechen, ihm nächstens wieder zu erzählen. Der Hofrat jaucherte über das, was er gehört, die Szenen und Winke, die ihm Madame Klappertasche vorgefetzt hatte, gingen ihm wie ein Mühlrad im Kopf herum, sinnend kam er an seinen Platz und setzte sich nieder. „Vater tot, Mutter tot, Schwestern tot, und dennoch hatte der alte Diener gesagt, ja wenn es dies allein wäre; was konnte ihm denn sonst noch gestorben sein, etwa eine Geliebte? nein! Geliebt konnte er nicht haben, denn wie könnte er nach dreiviertel Jahren, so lange hatte der Diener gesagt, sei er traurig, wie konnte er nach so kurzer Frist schon wieder um eine Gräfin Marstein auf die Freite gehen? Unmöglich! — Hätte, wenn jenes doch der Fall wäre, hätte Ida auf ihn einen solchen Eindruck —“

Ja, das wollte er eigentlich, der gute Hofrat, Ida hatte bestimmt auf ihn einen großen Eindruck gemacht, das war auf dem Ball ganz und gar sichtbar, denn er schaut ja nur nach ihr und immer wieder nach ihr, und sein ernstes Gesicht, wie klärte es sich auf, als sie ihn im Kotillon holte! Heute früh, hatte er nicht einen Feuerblick gegen sie heraufgeworfen, als hätte er eine Congrevesche Batterie¹ hinter den Wimpern aufgefahren? War es ihm selbst nicht, als sollte die Schokolade in seiner Hand, von diesen Breinspiegeln getroffen, anfangen zu fieden?

Heute abend, wer hatte denn da hinter den roten Gardinen auf des Mädchens gefühlvolles Spiel gelauscht als er? Wer war so gerührt davon, daß ihm die hellen Thränen hervorperlten, als der gute Graf Martiniz? Und Idchen? Nun, die war ja reinweg in den Mondgast verschossen. „Die Aktien stehen gut!“ lachte der Hofrat in sich hinein und rieb sich unter dem Tisch die Hände, „bin neugierig, ob diesmal der alte vergessene Hofrat nicht weiter kommt mit seinem guten ehrlichen Hausverstand als der Herr Minister-Staatssekretär Superflug und Übergescheit in der Residenz mit seinen diplomatischen, extrafeinen Kniffen, mir muß das Goldfischchen in das Netz, mir muß —“

„Wenn ich nicht irre, mein Herr, so hatte ich gestern schon

¹ Eine Batterie von Brandraketen, genannt nach ihrem Erfinder, dem englischen Ingenieur und Artilleriegeneral William Congreve (1772–1828).

das Vergnügen —“, tönte dem alten Träumer, der über seinen staatsklugen Planen die Tafel, Nachbarschaft und alles vergessen hatte und jetzt erschrocken aufsprang und sich umsah, ins Ohr — es war Martiniz, der sich unbemerkt neben ihn gesetzt hatte; er hätte vor Schrecken in den Boden sinken mögen, denn sein erster Gedanke war, dieser müsse seine Gedanken erraten haben, besonders da er sich nicht mehr deutlich erinnern konnte, ob er nicht etwa, was ihm oft passierte, laut mit sich selbst gesprochen habe?

Die Nähe des Fremden übte eine beinahe magische Gewalt auf den Hofrat aus; die sinnende fluge Biene, das neben seinem schwärmerischen Glanz Verstand und Nachdenken verratende Auge imponierte ihm, jedoch auf eine Weise, die ihm nicht unangenehm war; es war ihm, als müsse er sich vor dem jungen Mann recht zusammen nehmen, um nirgends eine Blöße zu geben oder einen seiner Pläne zu verraten. Die gewöhnlichen Fragen, wie sich der Gast hier gefalle, Komplimente über seine Reifertigkeit, mit welcher er heute früh einem Kind das Leben gerettet, und dergleichen, waren bald abgemacht, ohne daß er über des Fremden Gesinnungen nähern Aufschluß bekommen hätte. Es kam an die Gegend des Freilinger Kreises, es wurde gelobt, gepriesen, einzelne Güter, die durch Lage und Ertrag sich auszeichneten, näher beschrieben, aber auch hier ging der Gast nicht ein; er verlor kein Wörtchen, als wolle er sich nur um einen Thaler Land mieten oder kaufen.

Der Hofrat haute sich jetzt einen neuen Weg ins Holz; er lobte die Residenz, das angenehme Leben dort, die Schönen der Stadt und des Hofes, jetzt mußte er etwas sagen, es mußte sich zeigen, ob er die Marstein — Der Gast sprach von der Residenz, von den schönen Anstalten dort, von der Militärverfassung, schien namentlich über die Kavallerie sich gerne genauere Aufschlüsse geben zu lassen, aber kein Wörtchen über die Damen. Endlich, der Hofrat hatte gerade eine trefflich bereitete Ortolane à la provençal, seine Leibspeise, am Mund und einen tüchtigen Biß hineingethan, da wandte sich Martiniz zu ihm herüber und fragte, ob er nicht in der Residenz die schöne Ur— Schnell wie der Wind fuhr Berner mit seiner Ortolane auf den Teller, wischte den

Mund ab und war ganz Ohr, denn jetzt mußte ja die Gräfin auf's Tapet kommen, ob er nicht die schöne Armenanstalt kenne, die er in solcher Vollkommenheit nirgends gesehen habe?

Dem Hofrat war es auf einmal wieder froh und leicht um das Herz, denn solange er ja über das Verhältnis des Polen zur Gräfin Marstein nichts Gewisses wußte, durfte er immer der Hoffnung Raum geben. Als die Abendtafel zu Ende war, rief Martiniz nach Punsch und lud seinen Nachbar ein, mit ihm noch ein Stündchen zu trinken. Berner sagte zu und hat es nie bereut, denn hatte ihm der interessante junge Mann zuvor durch seine äußere Persönlichkeit imponiert, so gewann er jetzt ordentlich Respekt vor ihm, da jener, wie es schien, von dem Punsch, dem die Mondwirtin eine eigene geheimnisvolle Würze zu geben verstand, aufgetaut, eine so glänzende Unterhaltungsgabe entwickelte, wie sie dem Hofrat, obgleich er in seinem Leben vieles gesehen und gehört hatte, selten vorgekommen war.

Wie freudig war aber sein Erstaunen, als er nach einer Viertelstunde schon bemerkte, daß er und sein Nachbar die Rollen getauscht zu haben schienen. Der kluge Alte bemerkte nämlich bald, daß der Graf auf allerlei Umwegen sich immer nur einem Ziele, nämlich Jda, näherte. Er konnte dieses Manöuvrieren dem Manenoffizier gar leicht verzeihen, hatte er doch nicht den Dienst der schweren Kavallerie gelernt, die, wenn „Marjch, Marjch“ geblasen wird, im Karriere gradans sprengt, das feindliche Viereck durch ihre eigene Wucht und Schwere im Chor zu zerdrücken. Der Mane umschwärmt seinen Feind, sticht nach ihm, wo er eine Blöße entdeckt, und sucht auf geflügeltem Roß das Weite, wenn der Feind sich zu einer Salve sammelt. So der Garde-Mane Martiniz. Aber der tapfere Pole mochte sich tummeln, wie er wollte, seine Angriffe so versteckt machen, als er wollte, sein Gegner durchschaute ihn; auf Jdchen ging es los, und dem alten Mann pochte das Herz vor Freude, als er es merkte, auf Jdchen ging es los, sie wollte der Pole refognoszieren.

Er glaubte den Hofrat drüben am Fenster gesehen, auch gestern auf dem Ball ein engeres Verhältnis bemerkt zu haben — er pries des Mädchens königlichen Anstand, der sie vor den übri-

gen Freilinger Damen so hoch erhebe; er lobte die Zurückhaltung, mit welcher sie die ungestümen Herren zurückgewiesen habe, pries ihr Spiel und ihren Gesang, womit sie unbewußt sein einsames Zimmer erheitert habe — eine schöne Röte war durch das warmgewordene Gespräch auf den Wangen des jungen Mannes aufgegangen, jener Zug von Unglück und Wehmut, der sich sonst um seinen schönen Mund gelagert hatte, war gewichen und hatte einem feinen, holden Lächeln Platz gemacht, das Auge strahlte von freudigem Feuer; er ergriff das Glas, als er ausgesprochen hatte, und zog es bis zum letzten Tropfen so andächtig aus, als hätte er in seinem Herzen einen Toast dazu gesprochen.

Der selige Graf.

„Herzensjunge! liebstes, bestes Gräschen! Söhnchen! Goldpoläcchen!“ alle Schmeichelnamen hätte der Hofrat anschreien, den trefflichen Redner an sein Herz reißen und mit väterlichen Küffen bedecken mögen — aber das ging nicht; ein Diplomats vom Fach, und das war er ja bei seinen jetzigen Negotiationen durch und durch, durfte seine Freude über eine glückliche Entdeckung, über einen unverhofften, köstlichen Fund nicht laut werden lassen; er schluckte alle jene Ausbrüche des Vergnügens wieder hinunter, faßte den Grafen nur mit einem recht zärtlichen, seligen Blick und bestätigte weitläufig sein treffendes Urtheil. Er beschrieb ihm das Mädchen, wie er es, seit es den ersten Schrei in die Welt gethan, kenne; wie es früher ein lustiger, fröhlicher Zeißig war, wie es jetzt zur ernstern Jungfrau herangewachsen sei; ihre Anmut, ihre Geschicklichkeit in Sprachen und allen Dingen, die ein Mädchen ziere, als da sind: Stricken, Nähen, Schneidern, Flickern, Kochen, Früchte einmachen, Backen, Blumen machen, Zeichnen, Malen, Tanzen, Reiten, Klavier- und Guitarspielen; wie es in der Residenz trotz der hohen Stellung, die es in der Gesellschaft eingenommen, doch immer seinem Sinn für reine Weiblichkeit gefolgt sei; wie es seinen reinen, keuschen, kindlichen Sinn auf dem Boden, wo schon so manches gute Kind ausgeglückt sei, bewahrt habe.

„Es ist mir unbegreiflich“, setzte er, von dem Eifer, der ihn befeelte, fortgerissen, hinzu, „rein unbegreiflich, wie dieses für alles Schöne und Gute glühende Herz sich in der Residenz so vor aller Liebe bewahrt hat. Unsere jungen Herren schreien gewöhnlich bei solchen Mädchen über Eiskälte und Phlegma; aber Gott weiß, die jem Mädchen kann man diese nicht nachjagen. Aber unsere jungen Herren sind meistens selbst daran schuld. Kraft- und marklos schlendern sie einher, auf den Ballen stehen sie scharweise zusammen, gucken durch Gläser von Nr. 4 und 5, die für Blinde scharf genug geschliffen wären, nach den Reizen der Ballschönen, lassen ganze Reihen sitzen und tanzen nicht, und geben sie sich auch einmal zu einem Walzerchen oder Kotillönchen her, so meint man, sie wollen den letzten Atem ausschöpfen, so wogt es in den ausgedörrten Herzkaammern; kann solche Lumperei einem jungen, schönen, in der Fülle der Kraft strogenden Mädchen, das zwei solcher Flederwische an die Wand schleuderte, gefallen? Kann man es einem solchen Engelkind, das sich so gut wie jede andere abends im Bettchen mit verschlossenen Augen und verstohlenem Lächeln sein Ideal vormalt und vorträumt, kann man es ihr verargen, wenn sie solche Vogelchen geringachtet und kalt abweist?

„Ein solches Mädchen soll dann kalt sein wie Eis, soll kein Feuer im Leib haben; habe ich doch über mein Goldmädchen gestern abend solche Urteile hören müssen; geschossen hätte ich mich nur sie, wäre ich nur dreißig Jahre jünger gewesen. Sie hätte kein Feuer? Habe ich nicht gesehen, wie sie heute früh, als Sie, Herr Graf, das Kind retteten, das Fenster aufriß und beinahe hinausprang, aus purem Mitgefühl? Und dieses Mädchen hätte kein Feu—“

„Das hat sie gethan?“ fragte der glückliche Martiniz, bis an die Stirne errötend, „sie hat das Fenster ein wenig geöffnet und herausgesehen?“

„Was öffnen und heraussehen! dazu braucht man zwei Minuten, aber aufgerissen hat sie das Fenster, daß sie mir den Schokoladebecher beinahe aus der Hand schlug, sie war in zwei Sekunden fertig! Sehen Sie, so ist das Mädchen; Feuer und Leben,

wo es etwas Schönes, wahrhaft Freundiges, Erhabenes gilt, schwärmerisch empfindsam, wenn sie wahre Leiden der Seele sieht, aber kalt und abgemessen, wenn die leere, schale Alltäglichkeit sich ihr aufdrängen will.“

Mit einem Feuerblick an die Decke, die Rechte auf das laut pochende Herz gelegt, trank Graf Martiniz wieder einen stillen Toast, der nirgends widerklang, als in seinem tiefen Herzen, aber dort traf er so viele Anklänge, daß dieses wehmütige, traurige Herz, das so lange nichts kannte als die Wehmut und den Kummer heimlicher Thränen, im stillen, aber vollen Jubel aufschwoll und sich stolz wie vorzeiten unter dem Ordensband hob, das es von außen zierte.

Er sagte dem Hofrat, daß er, wenn es möglich wäre, während seines hiesigen Aufenthalts gerne von einem Empfehlungsschreiben an den würdigen Herrn Präsidenten Gebrauch machte, das er heute durch den Gesandten seines Herrn von dem Minister-Staatssekretär bekommen habe. Der Hofrat versprach freudig, ihn dort einzuführen und seine Abende im Umgange mit diesem trefflichen Menschen erheitern zu helfen. Bei sich lachte er aber über den Staatssekretär, der seine Sachen so geschickt einzufädeln wisse; der Graf soll dem Lande bleiben mit seinen drei Millionchen, aber die Gräfin soll ihn nicht bekommen, dafür steht der Hofrat Berner. Auch er trank jetzt im stillen ein Toastchen und ließ mit einem freundlichen, wohlwollenden Seitenblick die künftige Frau Gräfin leben. Vivat hoch! scholl es in allen Winkeln seines alten treuen Herzens, hoch und abermal h—

Da brummte in dumpfen Tönen die Glocke vom Münster-turme elf Uhr. Mit wehmütigem Blick sprang Martiniz auf, stammelte gegen den erschrockenen Hofrat eine Entschuldigung hervor, daß er noch einen Besuch machen müsse, und ging.

Berner konnte sich wohl denken, wohin der unglückliche Junge ging. Mitleidig sah er ihm nach und lehnte sich dann in seinen Stuhl zurück, um über das, was diesen Abend besprochen worden war, nachzudenken; der Graf hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht; es hatte ihm nicht leicht ein junger Mann so wohlgefallen wie dieser; so viel Grazie und Feinheit des Umganges,

so viele Bildung und Kenntnisse, so viel anspruchslose Bescheidenheit bei drei Millionen Thalern; so hohe männliche Schönheit und doch nicht jenes eitle, gefälljüchtige Sichzeigenwollen, das schönen jungen Männern oft eigen ist — „Nein, es ist ein seltener Mensch und gewiß beinahe so viel wert als mein Fädchen“, dachte er, „wenn die beiden erst einmal ein Paar —“ die Mondwirtin unterbrach ihn; mit zornglühendem Gesicht setzte sie sich hastig auf den Sessel, den Martiniz soeben verlassen hatte. „Nein, da traue einer den Männern“, wütete sie, „hätte ich doch mein Leben eingesezt für diesen Herrn Grafen; hätte geglaubt, er wäre ein unschuldiges, reines Blut und kein so Bruder Lüderlich, die an jede Schürze tappen —“

„Nun, was ist denn geschehen“, unterbrach sie der aus allen Himmeln gefallene Hofrat; „was haben Sie denn, das Sie so außbringt, Frauchen?“

„Was ich habe? Möchte da einem nicht die Galle überlaufen? So ein schöner, reicher Herr, wo es sich manche Dame zur Ehre rechnen würde, in nähere Bekanntschaft — geht auf nächtlichen, lüderlichen Wegen; glaubt, es sei hier in Freisingen auch so eine großstädtliche Nachtpromenade; tief in seinen Mantel gehüllt, ist er zum Thorweg hinausgewischt mit dem alten Kuppler, dem Berrzwifel. Will haben, man solle das Haus offen lassen bis ein Uhr. Aber die Thüre schlage ich ihm vor der Nase zu, ich brauche keinen solchen Herrn im Haus, der bei Nacht und Nebel nicht weiß, wo er steckt!“

„Habe ich doch wunder geglaubt, was es gibt“, sagte der Hofrat, wieder freier atmend; „da dürfen Sie ruhig sein, der geht nicht auf schlimmem Wege; er macht noch einen durchaus ehrenbaren Besuch, ich weiß wo, darf es aber nicht sagen.“

Die Wirtin sah ihn zweifelhaft an: „Ist es aber auch so?“ sprach sie freundlicher; „ist es auch so, und machen Sie mir keine Flanzen vor? Doch Ihnen glaube ich alles aufs Wort, und ich ärgere mich nur, daß ich gleich so Schlimmes dachte; aber die Welt liegt jetzt im argen, unsern jungen Herren ist nicht mehr über die Straße zu trauen. Sagen Sie ihm aber um Gotteswillen nichts; ich glaube, er könnte mich mit einem einzigen Blick

verbrennen; es war ja lauter christliche Liebe zu meinem Nebenmenschen.“

Der Hofrat lächelte fein, indem er ihr die Hand zum Versprechen und zugleich zum Abschied bot; er jagte ihr alle Röthe auf die hübschen Wangen, sie wußte nicht, wo sie hinsehen, ob sie lachen oder zürnen sollte, denn schon im Fortgehen begriffen, wiperte er ihr ins Ohr: „Es war all nichts als lauter christliche, nebenmenschliche — Eifersucht!“

Gute Nachricht.

Man hätte glauben sollen, das Haus des Präsidenten sei ein großer Vogelbauer geworden, in welchem Nachtigallen, Kanarienvögel, Stärchen und alle Gattungen gefiederter Bewohner wären. Es hüpfte etwas Treppe auf, Treppe ab; ein süßes Stimmchen hörte man bald in gehaltenen, wehmütigen Tönen singen, bald in fröhlichen, scherzenden Rouladen jauchzen und jodeln wie die Kanarienhähnchen, bald zwitschern und plaudern wie Stärchen; aber Hähnchen, Nachtigallen und Stärchen, sie alle war in Einer Person Idchen, das vor Freude, vor Sehnsucht, vor Langerweile und Geschäftigkeit Treppe auf und ab flog, mit allen Menschen anband, alle auslachte, alle begrüßte und neckte, allen zugleich bejahl und schalt.

Graf Martiniz hatte dem Vater eine Karte und den Empfehlungsbrief des Staatssekretärs geschickt; der alte Herr war mit beidem zu ihr gekommen und hatte sie förmlich um Rat gefragt, was nun zu beginnen sei; nach seiner Ansicht, wenigstens war es vor zwanzig Jahren noch so, mußte man den Fremden zum Mittagessen bitten, zwei Tage nachher zum Thee, nach zwei Tagen wieder zum Nachessen, und vor seiner Abreise mußte ihm ein kleiner Hausball gegeben werden.

Das selige Mädchen drückte die Augen zu und biß die Purpurlippen zusammen, um ihre Freude nicht zu verraten; nach ihrer Ansicht, und das war endlich doch die vernünftigste, sollte man ihn auf Mittag zu einer Suppe laden, nachmittags setzte er sich dann zu ihr ans Klavier, abends trank er mit ihr Thee, und dann konnte ja ein kleiner Hausball mit einem Souper den selig-

sten Tag ihres Lebens schließen; doch nein — sie nahm sich zusammen und erklärte ihm, wie sie das in der Residenz ganz anders gelernt habe.

„Es würde dem guten Grafen ein wenig kleinstädtisch vorkommen, wollten wir ihn gleich von vornherein zum Mittagessen einladen. Wir müssen einen Bedienten hinüberschicken und ihm sagen lassen, daß wir ihn zur Theestunde erwarten, da wird er dann nicht fehlen; wir bitten Direktors Pauline und Fräulein Sorben, den Hofrat, meinetwegen einen oder den andern deiner jungen Räte dazu. Ich mache die Honneurs beim Thee, und um neun Uhr marschieren die Herrschaften wieder ab. Dem Grafen sagen Sie, Sie wünschen ihn öfter bei uns zu sehen und namentlich um die Theestunde. Ist er einigemal dagewesen, so bittet man ihn, einmal beim Nachtessen zu bleiben; nachher koche und backe ich eines Tages recht flott und anständig, Sie, lieber Papa, geben ihm morgens nur so en passant einen Besuch heim und lassen fallen, ob er nicht einmal, etwa heute, eine Suppe mit uns essen wolle; es wäre unartig, es auszuslagen. Die Idee mit dem Hausball ist recht hübsch, übrigens darf nur er allein merken, daß es ihm zu Ehren geschieht; wir würden uns lächerlich machen, wollten wir den Leuten sagen, daß wir dem Grafen Martiniz einen Ball geben; es kann ja heißen, Papa gebe mir einen Einstand in sein Haus.“

Papa Präsident war alles zufrieden, nur wollte ihm die neue Sitte, daß man sich stelle, als sei alles Natur, was doch nur immer wieder die alte Kunst ist, nicht recht einleuchten. Er hatte ihr die Schlüssel des Hauses und alle Gewalt im Boden und Keller übergeben, und das Mädchen rumorte jetzt als thätige Hansfrau in dem großen Gebäude umher, als sollte sie zwanzig Wagen voll Gäste empfangen. Sie sollte ihn sehen, sie sollte ihn sprechen, er mußte, wenn er nur halbwegs so artig war, als er aussah, jetzt alle Wochen wenigstens viermal herüberkommen — nein, es war nicht zu sagen, wie himmlisch selig das Mädchen war!

Um zehn Uhr hatte es angefangen zu tollern und zu rumoren, und schon um zwölf Uhr war das Theezimmer bereitet, wie es heute abend sein mußte. Erschöpft von den Haushaltungsgeschäf-

ten warf sie sich in ein Sofa, machte die Augen zu, um sich den Abend schon recht selig zu träumen, sie besann sich, wie man ihn den Abend recht schön mache, daß er recht oft wiederkomme, sie suchte ihre beste Musik zusammen, um ihn zu erheitern und die Schwermut von seiner Stirne zu bannen, so — o, es mußte einen herrlichen Abend geben; da fiel ihr auf einmal die Gräfin Marstein ein, und alle Freude, aller Jubel war wieder hinweggeflogen; Thräne auf Thräne stahl sich aus dem Auge, sie klagte alle Menschen an und war auf sich, auf die Welt bitterböse.

Aber Berner, der nachmittags nur im Flug ein wenig bei ihr einsprach, verschreckte diese Wolken. Er war zwar zu vorsichtig, um ihr den tiefen Eindruck zu schildern, den sie auf den geliebten Fremden gemacht hatte; aber das sagte er mit triumphirender Miene, daß sie vor der Marstein nicht bange haben solle; er habe gute, köstliche Nachrichten, die dies vollkommen bestätigen. Weg war er, ehe sie ihn noch recht fragen konnte, und sie hatte doch so viel, so unendlich viel zu fragen. Er hatte ihr nur von der Marstein gesprochen und wollte sich nichts weiter merken lassen, der gute Hofrat! Aber wo ist ein Mädchen, das die Flamme der ersten, reinen Liebe im Herzen trägt, wo ist ein solches Engelskind, das nicht in ein paar Stunden die größten Fortschritte in der Kunst zu schließen und zu berechnen gemacht hätte? Man sprach soviel von magnetisierten Schläferinnen und clair voyantes; man schrieb viele gelehrte Bücher über solche seltene Erscheinungen, und wie gewöhnlich ließ man, was am nächsten lag, unbeachtet; das sind ja die eigentlichen clair voyantes, die Mädchen mit der ersten, kaum erkannten Sehnsucht in der Brust; wohl haben sie die Augen niederge schlagen, aber dennoch sehen sie weiter als unjereiner mit der schärfsten Brille, die Liebe hat sie magnetisiert, hat ihnen das Auge des Geistes geöffnet, daß sie in den Herzen lesen. So auch Ida; sie merkte dem Hofrat wohl an, daß er mehr wisse, als er sagen wolle, mit der Gräfin war es nichts, aber ebenfogut mußte er wissen, daß es auch mit keiner andern etwas sei, sonst hätte er nicht so vergnügt, nicht so schelmisch gelächelt. Er wußte, das sah die neue clair voyante jetzt hell und klar, er mußte sogar wissen, daß Martiniz sie —

O, wer das Mädchen jetzt gesehen hätte, wie es das Köpfchen in die Ecke des Sofas barg, wie alles Blut nach dem vom süßen Schauer der ersten Liebe bebenden Herzen hinauf und hinab wogte, wie der jungfräuliche Busen zitterte und hüpfte, wie ein nie gekanntes Gefühl wie eine Mitternachtsjonne in den Nächten des Nordpols im Tiefsten ihres Innern mit ihren zuckenden, blitzenden Strahlen aufging! Wahrlich, es liegt eine rührende Zaubermacht in einem solchen Gesichtchen voll stiller Seligkeit, es ist der Lichtpunkt des jungfräulichen Lebens, zu dem sie einen kurzen Weg hinauf, von welchem sie lange, oft traurige Stufen hinabsteigt!

Der lange Tag.

Aber der Nachmittag war auch gar zu lange, die Stunden gingen so träge hin; sie konnte sich ordentlich über sich selbst ärgern, daß sie schon heute frühe das Theezeng gerüstet hatte; sie fing an zu arbeiten, zehnerlei nahm sie vor und legte es ebenso schnell zurück. Sie hatte ein Bouquet von Phantasieblumen angefangen, sie hatte sonst mit Lust und Liebe daran gearbeitet, aber nein! Es war doch auch gar zu langweilig; erfunden war etwas bald, man malte seine Gedanken recht artig aufs Papier, aber bis man alle die Blätter und Blättchen zusammenband — zurückgelegt bis auf weiteres; sie nähte so wunderhübsche Tapissereien; sie machte ihre Kreuzstiche so fein und gleich, als habe sie in den besten Fabriken gelernt, und alles ging ihr so schnell von der Hand, daß es eine Freude war. Ihre Freundinnen in der Residenz hatten sich immer Stücke von Paris und London kommen lassen; da waren die schönsten Guirlanden von Rosen, Astern, alle mögliche Blumen und Farben; in der Mitte war leerer Raum gelassen, daß die Damen nach ihrem Belieben hinein nähen konnten, was sie immer wollten; natürlich stachen meistens die schönen Pariser Guirlanden sonderbar ab gegen die Dessins der Residenzdamen; Ida hatte immer nur ihr leeres Stückstramin vorgenommen, hatte sich selbst mit geübter Hand Zeichnungen entworfen und war noch vor ihren Freundinnen fertig, die Idas Arbeit für Zauber, für nicht möglich gehalten hätten, wenn

sie nicht unter ihren Augen entstanden und vollendet worden wäre. Sie hatte noch in der Residenz ein prachtvolles Fußstüßchen für Papa angefangen, sie nahm es jetzt auch wieder vor, aber sie konnte sich selbst nicht begreifen, wie sie früher so langweilige Arbeiten machen, Stich über Stich und immer wieder Stich um Stich machen konnte, — zurückgelegt bis auf weiteres. Sie zeichnete mit schwarzer Kreide so fein, so gefällig für das Auge, daß sie der Stolz ihres Zeichenlehrers war; auch hier war ihre Geduld unermüdlich gewesen; wenn andere ihre Kopien kaum durchgezeichnet und, mit den ersten Schatten versehen, schon weggeworfen oder dem Zeichenmeister zur Vollendung auf einen Geburts- oder Namenstag übergeben hatten, so hatte Ida fortgemacht, und man sah allen ihren wunderlieblichen Bildern an, daß sie con amore ausgeführt waren; denn hatte sie einmal etwas angefangen, so mußte es auch vollendet werden. Sie hatte eine angefangene Madonna della sedia mitgebracht; sie öffnete jetzt die Mappe, breitete das Bild, das schon in seinen Umriffen viel versprach, vor sich aus, spitzte die Kreide, nahm sich vor, mit recht viel Geduld zu zeichnen, aber bald gab die Kreide keine Farbe, bald wurden die Striche zu dick und mußten verwischt werden; sie wurde von neuem gespitzt, aber, war die Spitze zu fein, oder die Zeichnerin zu ungeduldig, oder die Kreide zu grobkörnig, alle Augenblicke brach sie unter dem Messer ab, und Finger bekam man so schwarz, daß sie kaum mehr rein gemacht werden konnten; sie entsetzte sich wie Lady Macbeth vor ihren eigenen Händchen, packte die Madonna schnell ein und legte sie ad acta. Sie setzte sich vor ihre Kommode, zog alle Schubfächer heraus, wühlte in Blonden und Bändern und besah sich Stück vor Stück, auch der Schmuck wurde hervorgezogen und gemustert; aber hatte sie dies alles nicht hundertmal gesehen und wiedergesehen? Schnell Schmuck, Bänder und Blonden in die Fächer und zugeschlossen; alle diese Herrlichkeiten wollten das unruhige Herzchen nicht zerstreuen.

Endlich, endlich schlug es fünf Uhr, und sie konnte sich jetzt doch, ohne sich von ihrem Böfchen auslachen zu lassen, zum Thee anziehen. Sie studierte jetzt recht ernsthaft, was sie wählen sollte, einen vollen Anzug oder ein Hausnegligee? In der Residenz

hätte sie, ohne sich zu besinnen, das erstere gewählt. Dort fing ja der Tag eigentlich erst abends recht an, und zur zweiten Toilette konnte sie dort kein Negligee wählen; aber hier in Freilingen, wo Morgen Morgen, der Mittag Mittag, der Abend nur Abend war, hier schien ein Negligee für den Abend ganz am Platz, um so mehr, da die paar Fräulein, die sie geladen hatte, wahrscheinlich recht gepuht kommen würden. Sie wählte daher ein feines Hausnegligee, ein allerliebsteß weißes Battistüberrockchen, das nach einem Muster, wie man es hierzulande noch nie gesehen hatte, gemacht war; und wie glücklich hatte sie gewählt! Das knappe, alle Formen hervorhebende Überrockchen zeigte den in jugendlicher Frische blühenden Körper, den Teint hob zwar keine Perle, kein Steinchen, aber er war so schneefrisch, so zart, so blendend weiß, daß er ja gar keines Schmuckes bedurfte. Aber das Haar wurde dafür so sorgfältig, so glänzend als möglich geordnet. Die seidnen Ringellockchen schmiegteng sich eng und zart um Schläfe und Stirne, die Pracht ihrer Haarkrone war so entzückend, daß sie sich selbst gestand, als sie beim Glanz der Kerzen in den Spiegel blickte, als sie ihre höher geröteten Wangen, ihr glänzendes Auge sah, mit Lust und heimlichem Lächeln sich gestand, heute ganz besonders gut auszusehen.

Und nun musterte sie noch einmal mit Kennerblicken den Theetisch. Der große Lüster verbreitete eine angenehme Helle über das ganze Zimmer. Die Sitze waren im Kreise gestellt; ihr Platz neben dem Sofa, neben ihr mußte der Graf sitzen; die silberne Theemaschine, den Hahn ihr zugekehrt, dampfte und sang lustige Weisen, die Tassen standen in voller Parade, die goldenen Löffelchen alle rechts gefehrt. Die Vasen mit Blumen von ihrer eigenen Arbeit nahmen sich gar nicht übel zwischen dem Backwert und den Kristallflaschen mit Arrak und kaltem Punsch aus. Die kleineren Partien, als Zucker, geschlagener Rahm, kalte und warme Milch, Zitronen, waren in ihren silbernen Hüllen gefällig geordnet, — es fehlte nichts mehr als, weil es einmal in Freilingen Ton war, beim Thee zu arbeiten, eine geschickte Arbeit für sie; auch diese war bald gefunden, und kaum hatte sie einige Minuten in Erwartung geessen, so fuhr ein Wagen vor.

„Wenn dies Marti—“ doch nein, er konnte es nicht sein; die paar Schritte aus dem Goldenen Mond herüber machte er wohl ohne Wagen; die Flügelthüre rauschte auf — Fräulein von Sorben! „Wenn nur die andern auch bald kämen“, dachte Ida, indem sie das Fräulein empfing, denn diese war nicht die angenehmste ihrer Freilinger Bekannten. Sie war wenigstens acht Jahre älter als Ida, spielte aber doch immer noch das naive, lustige Mädchen von sechzehn Jahren, was ihr bei ihrer stattlichen Corpulenz, die sich für eine junge Frau nicht übel geschikt hätte, schlecht paßte. Sie mußte übrigens von Präsidenten mit Schonung und Achtung behandelt werden, weil sie einigermaßen mit ihr verwandt waren und ihr Oheim in der Residenz eine der wichtigsten Stellen bekleidete. Sie flog, als sie eingetreten war, Ida an den Hals, nannte sie Herzenskousinchen und gab ihr alle mögliche süße, verbrauchte Schmeichelnamen. Nachdem sie ihr Haar vor dem deckenhohen Spiegel ein wenig zurecht geordnet, die Falten des Kleides glattgestrichen hatte, fragte sie, wer heute abends mit Thee trinken werde. Kaum hatte Ida zögernd, als würde er dadurch entheiligt, den Namen Martiniz ausgesprochen, so machte sie einige mühselige Entrechats und küßte Ida die Hand: „Wie danke ich dir für deine Aufmerksamkeit, daß du mich zu ihm eingeladen hast; du bemerktest gestern gewiß auch, wie er mich mit seinen schwarzen Kohlenaugen immer und ewig verfolgte? Und heute früh, ich hatte mich kaum frisieren lassen, war schon mein guter Graf zu Pferd vor meinem Haus; das macht sich herrlich, so ein kleiner Liebeshandel en passant. Lache mich nur nicht aus, Herzenskousinchen; aber du weißt, junge Mädchen, wie wir, plaudern gern, und die andern nehmen es nicht so genau, wenn eine eine Eroberung gemacht hatte.“

Ida hatte zwar auch die Kohlenaugen leuchten sehen, aber nicht nach der alten, gelblichen Kousine; sie stand noch neben ihr vor dem Trümeau, sie warf einen Blick in das helle, klare Glas und überzeugte sich, daß Emil nicht nach der Kousine geschaut haben könne. Das „mein guter Graf“ und das „wir jungen Mädchen“ aus dem Munde der alten, schnurrenden Hummel kam ihr so possierlich vor, daß sie, statt in Eifersucht zu geraten, des heiter-

sten, fröhlichsten Humors wurde. „O du Glückliche“, sagte sie böshaft, „wer auch so im Flug Eroberungen machen könnte!“ — „Es gehört nichts dazu, mein Kind, als Routine, nichts als eine gewisse Gewandtheit, die man freilich so schnell nicht erlernt; die Gewohnheit, der Geist muß sie geben. Du bist hübsch, Kousinchen, du bist gut gewachsen, an Anstand, an schönen gesellschaftlichen Formen fehlt es dir auch nicht; ehe drei Jährchen ins Land kommen, angelst du Grafen, als hättest du von Jugend auf gesücht.“

Ida brach, weil sie das Lachen nicht mehr halten konnte, in lauten Jubel aus. „Das wäre schön, das wäre herrlich, Grafen fangen!“ rief sie, nahm ihre naive Lehrerin unter dem Arm und flog mit ihr im rasenden Schnellwalzer um den Theetisch.

Von Anfang ließ sich die Sorben diese rasche Bewegung gefallen, obgleich ihr, da sie bei ungemeiner Korpulenz bis zum Ersticken geschnürt war, der Walzer nicht sehr behagte, aber sie wußte, wenn man nur erst aufhöre zu tanzen, so werde man gleich unter das alte Eisen gezählt, und gab sich also alle Mühe, leicht zu tanzen. Als aber das Teufelskind, dem der Schelm aus Augen, Mund und Wange hervorjah, immer rasender walzte, immer rascher im Wirbel tollte, da stöhnte sie: „Ich kann nicht mehr — oh — hö — re auf!“ Aber Idchen riß sie noch einmal herum und ließ sie dann, weil sie das Geräusch der Kommenden hörte, atemlos und bis zum Tod gepreßt vor der Flügelthüre stehen, die in diesem Augenblicke von zwei Lakaien aufgerissen wurde.

Der Thee.

Martiniz und der Hofrat traten ein. War es Emils hoher, kräftiger Tannenwuchs, war es die ungezwungene Grazie seiner würdigen Haltung, war es das Geistvolle seines sprechenden Auges, war es der wehmütige Ernst, der auf diesem schönen Gesichte lag und ihm einen so unendlichen Liebreiz gab, waren die Träume der Ballnacht wieder aufgestiegen, um süße Erinnerungen zu flüstern? — Ida stand versteinert, als sie den Grafen erblickte. Ach, sie hätte viel darum gegeben, in diesem Augenblicke

nicht die Hausfrau machen zu dürfen; sie hätte ganz von ferne ihn betrachten und selig sein wollen. Hofrat Berner stellte ihn mit einem vieljagenden Blicke seiner Ida vor; aber diese hätte sich in diesem wichtigen Moment selbst Schläge geben mögen, so links, meinte sie, so albern hatte sie sich noch nie benommen. Was mußte er nur von ihr denken; war sie doch gerade aus der Residenz gekommen, wo ihre Erziehung nach allen Regeln vollendet worden war, hatte sich in allen Zirkeln, in den feinsten Salons ohne Ängstlichkeit bewegt, und hier stand sie errötend, mit niedergeschlagenen Augen und stammelte recht kleinstädtisch „von der Ehre, die Seine Erzellenz ihrem Hause erzeige“.

Aber bei dem feinfühlenden Manne, der schon früher ihren Anstand, ihre Würde, ihre Erhabenheit über jedes Verlegenwerden bewundert hatte, erhöhte gerade diese süße Verlegenheit den Wert des Mädchens. Mit unendlicher Gewandtheit wußte er sie aus der peinlichen Verlegenheit dieser ersten Minuten herauszuführen, in wenigen Augenblicken war sie wieder das frohe, unbefangene scheinende Mädchen wie früher und konnte die Abernheit ihrer Koussine beobachten. Diese war, als die Flügelthüre aufging, dagestanden wie Frau von Loth bei Sodum, als sie in Steinsalz verwandelt wurde, starr, steif, atemlos, nur die beiden ungeheuern Fleischmassen ihres aufgepreßten Busens arbeiteten, von dem rasenden Schnellwalzer in Aufruhr gebracht, noch immer fort. Als ihr Martiniz vorgestellt wurde, war sie noch nicht zu Atem gekommen, sie ließ also nur einen Liebesblick auf ihn hinüberpazieren und verneigte sich hin und wieder. Als sie aber wieder Atem geschöpft hatte, fing sie in ihrer naivsten Manier an zu fichern und erzählte, daß sie für ihr Leben gern tanze, und daß es ihr und dem kleinen Herzenskoussinchen unwiderstehlich in die Füße gekommen sei. Sie plapperte fort und fort, aber leider schien ihr nur der Hofrat zuzuhören, denn Martiniz, der neben Ida Platz genommen hatte, war mit dieser schon in so tiefem Gespräch, daß er auf das Geschnatter der Dicken nicht hören konnte. Sich so vernachlässigt zu sehen, konnte das fünf- undzwanzigjährige Kind nicht dulden, sie erhob also ihre Stimme noch lauter und wurde sogar wichtig; aber der Graf, dachte sie,

nein, einen so verschämten Anbeter hatte sie noch nicht gehabt, nicht einmal die Augen wagte er zu ihr aufzuschlagen; aber der Graf, denken wir, wie konnte sie auch nur verlangen, daß er zu ihr aufsehe? Hatte er denn jetzt nicht gerade alle Augen nötig, um die unnachahmliche Grazie zu sehen, mit welcher das Engelstünd Ida ihren Thee machte? Wie appetitlich sah es aus, wenn sie in die Tassen warmes Wasser strömen ließ, um sie in dem Gümppchen zu reinigen; wie allerliebste drehte sie den Hähnen in der Maschine auf und zu, wie verbindlich wußte sie die Tasse zu reichen; ach, er hätte sich auch die Butterbrötchen, den Zucker, den Arrak und alle anderen Bedürfnisse viel lieber von ihr reichen lassen, als von den fünf reich galonierten Dienern, die solches umherboten. Mit welchen Augen hing er an ihr, an allen ihren Bewegungen; und Ida hätte nicht das pfliffige Mädchen sein müssen, wenn sie nicht in diesem sprechenden Auge das Gefühl bemerkt hätte, das für sie in seiner Brust lebte.

Die Gesellschaft war nach und nach größer geworden; der Präsident hatte einige seiner jungen Assessoren und Räte mitgebracht, einige junge Damen von Idas Bekanntschaft hatten sich eingefunden, und die Freilinger mußten sich alle, mit Ausnahme der Sorben, die sich schrecklich ennuyierte, gestehen, daß sie selten einen so geselligen, interessanten Abend verlebt hatten. Es kam dies wohl daher, daß der Präsident, der Hofrat und Idchen alles anboten, um ihren neuen Gast zu erheitern, dadurch wurde das Gespräch allgemein und anziehend. Es ist eine alte Erfahrung, daß der allgemein anerkannte Wert des Geliebten ihn in den Augen seines Mädchens noch unendlich reizender macht, ihm noch eine erhabener Stellung in ihrem Herzen gibt; so ging es auch Ida. Der Umfang des Wissens, den Martiniz im Gespräch mit den Männern an den Tag legte, seine interessanten Mittheilungen von seinem Vaterlande, von den vielen Reisen, die er gemacht hatte, seine seine Gewandtheit, womit er auch die Damen in das Gespräch zog, die verbindliche Artigkeit, womit er jeder zuhörte und ihr Urtheil weiter auszuführen und unbemerkt so zu drehen wußte, daß es wie etwas Bedeutendes klang, sein glänzender, lebhafter Wit, den ihm das immer rascher fortrollende

Gespräch entriß; dies alles gewann ihm die Achtung der Männer, riß die Herzen der Damen zu dem glänzenden Fremden hin.

Und Ida — sie war ganz weg! Seine Reden hatten allen, seine Feuerblicke nur ihr gegolten; ihr Herzchen pochte stolz und froh; wo die Sorben und die andern Freilingerinnen seinen kühnen Ideen nicht mehr folgen konnten, da fing für sie erst die rechte Straße an; sie plauderte, wie ihr das Rosenchnäbelchen gewachsen war, lachte, scherzte in Wit und Schwanke, daß dem Präsidenden vor Freuden das Herz aufging, wie gebildet, wie gesellschaftlich sein Kind geworden war. Er nahm sich in seinem Entzücken vor, gleich morgen ein Belobungsschreiben an Madame la Truiaire zu schreiben, die ihm eine so glänzende Weltbame mit ungetrübter Unschuld und Natürlichkeit erzogen habe. Die gute Madame la Truiaire aber hatte dieses Wunder nicht bewirkt; zwar galt Ida von Sanden in den ersten Häusern der Residenz für eine sehr feine und anständig erzogene junge Dame; doch war sie dort ernst, zurückhaltend, so daß, wer sie nicht näher kannte, über ihren Geist wenig oder gar nicht urtheilen konnte; nein, eine andere Lehrmeisterin, die reine Seligkeit der ersten, erwiderten Liebe, hatte sie so freudig, so selig gemacht, hatte alle Pforten ihres tiefen Herzens aufgeschlossen und den Reichtum ihres Geistes ans Licht gelockt.

Der Hofrat war ein feiner Menschenkenner; von Anfang, als das Gespräch noch nicht recht fortvollte, hatte er alles gethan, um es ins rechte Gleis zu bringen. Nachher aber hatte er sich zurückgezogen und nur beobachtet. Da entging ihm denn nicht, daß der Graf, je länger er mit dem süßen Zauberkind sprach, je tiefer er ihm in das geistvolle Weilchenauge sah, je mehr sich vor ihm diese zarte Mädchenhaftigkeit, dieser reiche Geist, diese hohe Herzensgüte entfaltete, immer mächtiger zu ihr hingezogen wurde. Wie gestern, als er ihm von des Mädchens gebildetem Geist, seinen stillen Tugenden erzählte, so verschwand auch jetzt nach und nach die Wehmut aus seinen Zügen; eine rosige Laune, die diesem Gesicht unendlichen Reiz gab, ging an ihm auf, er konnte, was der Hofrat bei diesem Unglücklichen nicht für möglich gehalten hätte, sogar recht herzlich lachen, er konnte — nein, der

alte Mann war selbst verliebt in ihn, er sah ja vor Seligkeit und Liebe aus wie ein verklärter Cherub.

Kam übrigens der Graf dem Hofrat wie ein Cherub vor, so sah in ihm die Sorben den leibhaftigen Satan. Hatte sie sich doch alle erdenkliche Mühe gegeben, ihm ihre Neigung zu ihm zu zeigen; hatte sie nicht die kleinen Skalmuckenaugen aufgerissen, daß ihr das Wasser darin aufstieg, nur um ihm das Feuer zu zeigen, das für ihn strahle, hatte sie nicht alle naiven Künste aufgeboten, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen? Aber jetzt sah sie klar, die kleine, unzeitige Skofette, ihre Skousine, hatte ihr den herrlichen Mann weggeschnappt. Sie warf allen Haß auf diese; hatte sie sich doch vorhin so kindisch gestellt, als könnte sie nicht fünfzählen; sie selbst, o sie hätte sich können auf den Mund schlagen für die Dummheit, ja sie selbst hatte offenbar das Mädchen, das eigentlich noch ein Backfisch war, dazu aufgereizt, den Grafen zu fangen. Wäre sie mit ihrer Anleitung zur Routine zurückgeblieben, das Kind hätte nie daran gedacht, ihr Auge zu dem schönen Fremden zu erheben. So dachte die Sorben.

Ihr pomeranzenfarbiger Teint rötete sich vor Zorn, sich so hintangekehrt zu sehen; hatte ja doch, wenn sie recht darüber nachdachte, der Graf sogar ihrer gespottet, als sie glaubte, etwas recht Wichtiges gesagt zu haben. Es war davon die Rede gewesen, daß jetzt alles Fräulein heiße, was man sonst wohl auch schlechtthin Mamjell genannt habe; man sprach her und hin darüber, und um Ida einen Stich zu geben, die zwar von väterlicher Seite von altem Adel war, aber eine Bürgerliche zur Mutter gehabt hatte, warf sie die wichtige Bemerkung ein: Die Fräulein kommen ihr gerade vor wie die Spizen; es heiße alles Spizen, und doch sei ein so großer Unterschied zwischen den echten und unechten, daß jedes Kind die Feinheit der echten von den gröberen unterscheiden könne. Sie hatte triumphierend über ihr Bonmot im Kreise umhergesehen, die Antwort des Grafen machte sie aber stutzen. „Sie haben recht, gnädiges Fräulein“, hatte er gesagt, „und die echten unterscheiden sich, wenn ich nicht irre, hie und da auch durch ihre Farbe von den unechten, wenigstens habe ich mir sagen lassen, daß die ganz echten gelblichbraun aussehn.“ Hatte er

auf ihre bräunliche Haut aufspielen wollen? Die Herren und namentlich der Hofrat hatten so höhniſch dabei ausgeſehen! Daß Betragen des Grafen, der ſie über Ida gänzlich zu ignorieren ſchien, beſtätigte die Meinung. Sie kochte Rache in ihrer Bruſt und ſchwur ſich mit den fürchterlichſten Eiden, daß der Backfiſch ſeine Eroberungen nicht weiter fortſetzen ſolle. Sie war auch die erſte, welche aufſtand, und weil es ſchon ziemlich ſpät war, folgten die übrigen. Nein, es war ihr unerträglich; an der Thüre noch mußte ſie mit anſehen, wie der Graf, welcher ſich auch verabschiedete, mit ſeinen Blicken Ida beinahe verzehren wollte; ſie mußte hören, wie er verſprach, recht oft herüberzukommen. Verachtungsvoll wandte ſie ihrer Kouſine, die ihre Freundinnen zum Abſchied küßte, den Rücken, ſtürmte die Treppe hinab und ſetzte ſich, mit der ganzen Welt zerfallen, in ihren Wagen.

„Herrlicher Menſch, der Martiniz“, ſagte der Präſident, als die Geſellſchaft auseinander gegangen war, zu Ida und dem Hofrat, die noch bei ihm ſaßen; „ſcharmanter Menſch! wie gewandt, wie fein; ichade nur, daß er ſich nicht auß diplomatiſche Fach gelegt hat! Wie er alles ſo artig zu geben weiß; wie er allem, auch dem Trivialſten, was unſere Damen ſagten, mit einer Engeldgeduld zuhörte und gutmütig ein glänzendes Mäntelchen umhing, wenn ſie etwas Dummes plapperten. Er wäre eine wahre Bierde des Landes, wenn er ſich bei uns ankaufte. Die Gräfin Marſtein mag ich ihm auch ganz wohl gönnen, möchte übrigens wiſſen, wie weit er mit ihr ſteht —.“

Ida, die dem Dob des Geliebten mit niedergeſchlagenen Augen und fliegender Bruſt zugehört hatte, fühlte bei den lezten Worten nicht nur einen Stich ins Herz, ſondern auch einen leiſen Druck auf ihr Füßchen. Sie merkte gleich, woher dies kam, und begegnete dem liſtigen Auge des Hofrats, der ihr Troſt zuwinkte und den alten Papa über ſeine Fehlichüſſe auszulachen ſchien. Ja, es ſtieg reiner, ſüßer Troſt in ihr auf. Zwar ſie hatte ſchon von der hohen Verſtellungsgabe der Männer gehört und geleſen; ſie wußte das Sprüchwort ſolcher Reiſenden, „ein ander Städtchen, ein ander Mädchen“; ſie erinnerte ſich an die üppigen Reize der Marſtein, an ihre Verführungskunſt, die ſchon ſo manches junge,

unerfahrene Männerherz bethörte, an ihre wichtigen Verbindungen mit dem Hof, an ihre eigene nicht ganz streng stiftsfähige Geburt. Aber was wollte sie denn? sie wollte ja gar nicht an das Glück denken, Hand in Hand mit diesem Mann durchs Leben zu gehen, sie wollte ja nur geliebt sein, und daß sie es war, sagte ihr ihr scharfes Auge, ihr Herz, das jeden Ton der Liebe verstanden hatte. Aber konnte dieses alles nicht dennoch Verstellung sein? Wer sagte ihr, daß dieser fremde Mann sie nicht betr—

Rein! betrügen konnte dieses edle, reine Gesicht nicht, die Glut dieser Augen konnte nicht täuschen. Troh dieser Überzeugung, die sie während dem Auskleiden gewann, hüpfte sie in ihr Schlafzimmer und machte dort vor dem Spiegel einen komischen Knick: „Habe die Ehre mich zu empfehlen Frau Grzellenz, Gräfin von Marstein“, sprach die Mutwillige, „hier steht eine junge Dame, die sich mit Ihnen in den Kampf um den schönen Polacken einlassen will, welchen Eure Grzellenz als Sattelpferd an Ihren Triumphwagen spannen möchten. Ich bin zwar weder so dick noch so geschminkt als Sie, aber dennoch wagt es meine Wenigkeit, gegen Höchstdieselben zu streiten.“ Noch einen Knick und dann Unterröckchen und Strümpfchen herunter und mit einem Satz in das weiche Bettchen. Dort streckte sie das Engelsköpfchen noch einmal aus der Decke hervor, warf ein Fußhändchen nach dem Goldenen Mond hinüber und flüsterte: „Gute Nacht mein armer Emil; schlafe sanft und träume süß, träume auch ein ganz klein wenig von Ida.“ Sie schloß selig die Augen und legte sich zurecht, wollte eben hinübertwandern in das unbekannte Land der Träume, da schüttelte sie ein jäher Schrecken wieder auf und jagte sie aus dem Bette.

Das Stündchen.

Dem Oberlieutenant von Schulderoff hatte die Demonstration seiner gnädigen Frau Mama zu wohl gefallen, als daß er sich durch den ersten, ziemlich bedeutenden Durchfall, den er überall lieber als vor Präsident's Haus erlebt hätte, abschrecken ließ.

Im Gegentheil, wenn er recht darüber nachsann, so schien ihm die Sache eine glücklichere Wendung genommen zu haben, als er

dachte. Schon oft hatte er ja von dem zarten Mitleiden der Mädchen gelesen, und daß aus Mitleid leicht Liebe werde, hatte er an sich selbst erfahren. Einer seiner Kameraden hatte einen Hund gehabt, eine prachtvolle englische Dogge. Dieser war der Fuß abgeführt worden, und wie es mit den Invaliden zu gehen pflegt, der Herr Bruder wollte Diana dem Schinder geben. Schulderoff aber bat, von Mitleiden ergriffen, um ihr Leben, erhielt sie als Geschenk, und jetzt läuft sie auf allen vieren so gut als zuvor; ihr Herr aber liebt sie, wie man nur einen Hund lieben kann, und das alles aus Mitleiden! So konnte auch ihr Mitleiden bald in Liebe verwandelt werden. Daß sie aber Mitleiden fühle, war gar keine Frage. War sie nicht, als er die verdammte Mähre nicht mehr erreichen konnte, ganz bleich mit dem Kopf zum Fenster hinausgefahren, als wollte sie durch die Tafelcheiben brechen; hatte sie nicht seinem Kopf mit einem Jammerblick nachgesehen, der ihm deutlich sagte, daß sie den innigsten Anteil an seiner Fatalität nehme?

Der erste Koup war solchergestalt unglücklich und dennoch glücklich ausgefallen; der zweite sollte um so brillanter werden. Mama hatte auf Nr. 2 im Eroberungsplan die ungemeine Nachtmusik mit den Regimentstrumpetern angegeben, sie hatte ihm noch einmal eingeprägt, wie er sich dabei zu gebärden habe, und endlich schritt man an das große Werk.

Schulderoff hatte einige Kameraden, denen auch Rollen von diesem neuen Don Juan zugeteilt worden waren, in ein Weinhaus geführt, wo sie sich gütlich thaten, bis der entscheidende Moment kam. Je näher es aber an zwölf Uhr ging, desto besorgter sahen sich die Freunde an, denn Schulderoff hatte, sie wußten nicht wie, einen kapitalen Hips bekommen, daß er allerlei tolles Zeug untereinander vorbrachte. Aber die Kälte draußen konnte ihn schon zur Besinnung bringen, man brach also Schlag zwölf Uhr auf, rief die Regimentsmusik aus einem Bierhaus, wo sie sich versammelt hatte, und fort ging es vor des Präsidenten Haus. Da man voraussehen konnte, daß Ida schon sanft entschlafen sei, so wurde zum ersten Stück kein Adagio gewählt, sondern das rauschendste Fortissimo, das unter den Dragonern Tagwache

oder Reveille genannt wurde, weil die achthundert Dragoner alle Morgen mit diesem Stück aus ihrem sanften Morgenschlummer trompetet wurden. Zu dieser Reveille setzten die zwanzig Trompeter ihre Hörner, Posaunen und Trompeten an, der Stabstrompeter oder, wie er sich lieber nennen ließ, Kapellmeister winkte, und in rauschendem Geschmetter, als wollten sie den Jüngsten Tag anblasen, tönte die Reveille durch die stille Mitternacht zu dem einsamen Bettchen Jdas und weckte sie aus süßen Träumen. Diese Art von Attention war ihr so ungewohnt, daß sie von Anfang glaubte, es brenne irgendwo im Städtchen, als sie aber nachher deutlich einige Walzer unterschied, so war kein Zweifel mehr, daß es eine Nachtmusik sei, die ihr gelte.

Es war kalt, sie hüllte sich fröstelnd wieder in ihre seidene Decke und dachte unter den lockenden Tönen nach, ob wohl Martiniz auf so unzarte Weise ihr eine Aufmerksamkeit erweisen wolle? Nein, der Unglückliche mußte ja der Zeit nach jetzt in der Kirche sein; und er, der sich in allem so zartfühlend, so sinnig bewies, er konnte nicht diese Trompeten zu Organen wählen, um seine Empfindungen auszudrücken; in Walzerchen und Polonäschen, in diesem rauhtönenden Weideldum und Schnirkeldum konnte Emil seine Liebe nicht ausdrücken.

Jetzt schwieg die Musik, sie hörte Stimmen auf der Straße.

Die Offiziere hatten Schulteroff in den Schein einer Straßenlaterne an eine Mauer gelehnt. Berabredeterweise fingen sie nach dem dritten Walzer an: „Herr Bruder! Schulteroff! wo steckst du denn? Ich glaube, die Liebe hat den armen Kerl ganz voll gemacht!“

„Ach Kameraden, mir ist so weh, so weh“, stammelte der begeisterte Liebhaber, dem nur noch ein Teil seiner Rolle befiel und zwar gerade der Teil, welchen er in seiner jetzigen Lage mit großer Wahrheit spielte, „bläst, bläst“, rief er dann und focht mit den Armen in der Luft, „bläst, o wären das die schwedischen Hörner und ging's von hier gerade ins Feld des Todes.“

„Wie der Herr Lieutenant befehlen“, antwortete der Stabstrompeter, „frisch auf, Nr. 62, die Galoppade!“ Und jetzt ging der Tanz von neuem los, daß alle Hunde in der Nachbarschaft

laut wurden und die Nachbarn sich beklagten, daß man ihre Nachtruhe störe. Ida war kein Wörtchen des Gespräches entgangen, und sie schämte sich ordentlich, dem Herrn von Schulderoff, der ihr gerade nicht von der empfehlendsten Seite bekannt war, diese Musik zu verdanken. Es schlug ein Uhr, als die Künstler abgezogen, und von Idas Augen war aller Schlaf gewichen. Sie warf sich hin und her, aber es wollte ihr nicht gelingen, den mohnbekränzten Gott, den Schulderoff so unzarterweise verjehucht hatte, zurückzurufen. Sie ging noch einmal die Bilder dieses Abends und der letzten Tage durch; durfte sie auch mit Recht hoffen, daß sie ihm nicht gleichgültig —

Der Ball? es ist wahr, er hatte immer nach ihr gesehen, aber das bewies nur, daß auch sie immer nach ihm gesehen hatte; konnte ihm nicht ihr wiederholtes Hinsehen aufgefallen sein, konnte er nicht deswegen so oft nach ihr gesehen haben? — Bei dem Souper, ja, da war er hinter ihr gestanden, hatte, als sie anstießen auf Liebe und Freude, tief geseufzt, aber durfte sie dies auch auf sich beziehen? Konnte ihn, der so unglücklich schien, nicht so manches seufzen machen? — Nachher bei dem Rotillon, ja, er errötete, als sie ihn zum Tanz aufzog, aber etwa nur wegen ihr? Nicht weil sie die einzige war, die es wagte, ihn aufzuziehen? — Heute abend, als er beim Thee neben ihr geessen, da hatte er oft sonderbare Winke ihr zugeflüstert: einmal, als man ihn fragte, was ihm an der hiesigen Gegend so anziehend sei, hatte er ihre Hand unter dem Tische gefaßt, sie gedrückt und ihr zugeflüstert: „Ich weiß wohl, darf es aber nicht sagen.“ Was konnte er damit gemeint haben? Es war wohl bloße Galanterie gegen sie, als Dame des Hauses.

Schelmchen Ida wußte es wohl, was es war, aber sie belog sich selbst, um immer wieder aufs neue zu zweifeln und zu hoffen. Sie lächelte sich selbst aus über ihren Zweifel; „nein, der Hofrat muß mir beichten“, sagte sie zu sich und klopfte auf die seidene Decke, „der muß beichten; hat er doch so geheimnißvoll gethan, als habe der Graf sein ganzes Herz gegen ihn ausgegüßtet, da will ich schon erfahren, ob er mich lie—“

Einige rasche, volle Griffe auf einer Guitarre unterbrachen ihr

Selbstgespräch; sie setzte sich im Bettchen auf, sie lauschte; ein süßes, melancholisches Adagio wurde gespielt. Ida hatte selbst etwas weniges klimpern gelernt, sie kannte hinlänglich die Schwierigkeit dieses Instruments, wenn es ohne Begleitung der Stimme oder eines andern Instruments die Gefühle in wohlgerundeten, vollen Sätzen ausdrücken sollte; aber so hatte sie dieses Instrument nie spielen gehört. Es graute ihr vor diesen fließenden Läufen, wenn sie daran dachte, wie schwer sie seien, und diese vollen runden Klänge, diese melodischen Klagen, die den ärmlichen sechs Saiten entlockt wurden! Wer konnte nur in Freilingen so hinreißend, so süß spielen? Sie huschte schnell in die Pantöffelchen, zog die seidene Mantille um und schlich sich ans Fenster; sollte Mart—

Ja, weiß Gott! seine Zimmer waren noch hell erleuchtet, die Gardinen waren herabgelassen, aber deutlich konnte sie den Schatten eines an den Fenstern Auf- und Abwandelnden erspähen. Es war Martini; und jetzt gewann sein Spiel erst volle Bedeutung, jetzt verstand sie seine flüsternden Klagen, seine sehnenenden Übergänge, die süße Melancholie seiner Moll-Akkorde. Er schwieg, er stand, sie sah deutlich seinen Schatten, er stand ihr gegenüber am Fenster. Ein bedeutungsvolles Vorspiel begann: „O wenn er auch singen könnte, wie köstlich, wie wunderschön wäre es“, dachte Ida, hüllte sich tiefer in ihr Mäntelchen und setzte sich ans Fenster; ihr Herzchen pochte voll Erwartung. — Er sang, eine tiefe, volle, klare Männerstimme trug eines jener polnischen Nationallieder vor, wie sie schon mehrere gehört hatte, und die jedes fühlende Herz durch ihre Innigkeit, durch ihre sanften Klagen so tief ansprechen; er sang, sie verstand kein Silbchen von den polnischen Wörtern, aber dennoch faßte sie den Sinn so gut als irgend eine polnische Schöne; ach, es waren ja die Töne, die man auf der ganzen Erde versteht, die Klagen der Liebe, die sich nach dem geliebten Gegenstande sehnt, die um Erwidderung fleht, die ihren Schmerz in den flüsternden Tönen der Wehmut ausweint. Thränen stürzten dem liebenden Mädchen aus den Augen, sie schlich sich zurück zu ihrem einsamen Lager, Emils Töne begleiteten sie. Die geheimnisvolle Stille der Nacht, das räthelhafte Leiden des interessanten, unglücklichen Mannes, sein

Liebe atmender Gesang, der ja ihr allein in der schweigenden Mitternacht galt, dieß alles erfüllte sie mit einer nie gekannten Sehnsucht, es war ein unaussprechliches, aber süßes Gefühl der Wehmut und des Glückes. Ja, sie war geliebt; diese liebewarmen Töne wisperten es ihr in die Seele, sie war geliebt, wahr und innig, wie auch sie liebte; sie preßte ihre weichen Händchen auf das lautpochende Herz, auf die entseßteste Brust, wo es siedete und brannte, als habe das dunkle Feuerauge des Geliebten das wallende Blut wie dürren Zunder angezündet. Verschämt, als könne er durch die finstere Nacht, durch ihre dichten Jalouſien zu ihr herübersehen, verhüllte sie das pochende Herzchen, zog die Decke bis an den Mund herauf, preßte die Kuglein zu und flüsterte hinüber in die weichen Töne seiner Laute noch ein herzliches: „Schlafwohl!“

Die Freilinger.

Die Leute in Freilingen sind wie überall, es vergingen keine acht Tage, so wußte jedes Kind, daß Präsident's Jda und der reiche Pole ein Paar seien. Die Freilinger ärgerten sich nur darüber, daß man ihnen Sand in die Augen streuen wolle; daß die beiden Leuten einander vorher schon gekannt hatten, war am Tage; denn wie sollte Martiniz an gleichem Tag mit ihr ankommen, was sollte er überhaupt in dem obskuren Freilingen so lange thun? als weil er Jda liebte, die, Gott weiß durch was für Kunstgriffe, den Goldfisch in ihr Netzchen gelockt hatte. Papa Präsident — nun dem schwefelte man etwas Blaues vor, daß der Herr Graf doch mit Ehren ins Haus kommen konnte; was da beim Thee vorging, das wußte freilich jedermann, weil man hie und da so ein paar Respektspersonen dazu einlud; aber was vormittags im Zimmer, nachmittags im Garten, abends nach dem Thee vorging, das wußte niemand; beten werden sie nicht miteinander, sagten die Leute; da spricht man wohl immer von dem Hofrat Berner, der sei ja hinten und vorn dabei, daß ja nichts Unrechtes geschehen könne; aber man wußte ja von früher her, wie er dem Mädchen alle losen Streiche durch die Finger sah, jetzt wird es

nicht viel anders sein, da sie größer ist. So urtheilte die Welt; sie urtheilte aber noch weiter; das Mädchen, die Ida, thut jetzt so jüngerlich und so zümpferlich, als wäre sie in der Residenz eine Vestalin geworden, und vorher war sie wild, ausgelassen, trohig; das müßte ja ein Gott sein, der aus einer solchen Hummel ein reputierliches Mädchen ziehen wollte. Aber in allen Instituten ist man seit neuerer Zeit viel pfißiger geworden; da sagt man den Mädchen, ihr könnt alles thun, aber haltet Maß und treibet es sein; daher kommt es, daß jetzt lauter Tugendspiegel aus den Instituten kommen. Sonst kamen sie ein wenig affektiert, ein wenig frei nach französischem Schnitt und Ton; jetzt weiß man das ganz anders: sittsam, keusch, ehrbar, alles, was sie sein sollten, sind sie, da fehlt sich's nicht, vollkommen, wenn man es so von der Seite sieht. Kommt aber so ein Pole, so ein Graf Weißnichtwoher und Baron Nirgendan, so bewahrt man den Schein, und damit holla! So urtheilten die Freilinger von dem edelsten, besten Mädchen, das in ihren Mauern war; so urtheilten sie, und wie das Böse überall schneller um sich greift als das Gute, so wußte und glaubte schon nach acht Tagen die ganze Stadt, was ein paar Muthmen bei einer Tasse Kaffee ausgeheckt hatten. Auch über den harmlosen Martiniz erging das nämliche Gerücht.

Lente wie die Freilinger können nichts weniger leiden, als wenn Menschen unter ihnen umherwandeln, von denen sie nicht alles vom A bis zum Z wissen, woher und wohin, was sie für Pläne haben u. s. w. Kauft einer nicht ein Pferd, oder ein Paar Ochsen, oder ein paar Hufen Landes, so ist er ein unerträglicher Geheimnißträger, der allein das Vorrecht haben wolle, daß die Lente nicht wissen sollen, was an ihm ist. Dieser Pole vollends veründigte sich auf die impertinenteste Art an Freilinger. Er schien kein Frauenzimmer zu bemerken als Ida; und doch gab es viele, die ihm ihre Aufmerksamkeit da und dort bezeigt hatten; er war reich, gab viel Geld aus, und doch konnte niemand sagen, was er denn eigentlich im Städtchen zu thun habe. Schon sein ernstes, bleiches Gesicht war ihnen wie ein verschlossenes Buch, das sie gar zu gerne durchblättern hätten; das ist ein Bruder Lüderlich, sagten die einen, man sieht es ihm an der Farbe an, ein

Mensch ohne ein Fünkchen Lebensart, sonst würde er wenigstens seine Tischnachbarn mit seinen näheren Verhältnissen bekannt machen, würde auch in andere anständige Zirkel kommen als nur zu Präsident's. So urtheilten sie von Martiniz, zuckten die Achseln, wenn sie von ihm und seinem Verhältnis zu Ida sprachen; darin waren sie aber alle einverstanden, daß der Präsident von seinen Verhältnissen doch etwas wissen müsse, denn er lächelte so geheimnißvoll, wenn man ihn wegen des Fremden anbohrte.

Alt und jung kannte bald den fremden Grafen, und überall kursierte er unter dem Namen „der Mann im Mond“, denn sein geisterhaft bleiches Gesicht, sein Aufenthalt im Goldenen Mond hatte dem Volkswitz Anlaß zu diesem Spottnamen gegeben, und selbst Ida, als sie es erfuhr, nannte ihn nie anders als den „Mann im Mond“.

Feindliche Minen.

Wie es übrigens zu gehen pflegt, die ärgsten Feinde Idas und des Grafen ließen sich öffentlich am wenigsten über dies Verhältniß aus; Frau von Schulderoff und Fräulein von Sorben fühlten sich bis zum Tod beleidigt, aber sie hielten öffentlich an sich und schwiegen.

Beide hatten sich vorher wenig gesehen, denn sie waren etwas über den Fuß gespannt; der Lieutenant Schulderoff hatte einmal einen ganzen Winter hindurch dem Fräulein die Cour gemacht; das Verhältniß hatte sich aber aufgelöst, man wußte nicht wie? Jetzt, da sie in einem Spital krank waren, jezt näherten sie sich wieder, und obgleich das Fräulein in ihrem Herzen der Frau von Schulderoff schuld gab, sie habe den Sohn aus ihren Rehen gezogen, so vergaß sie doch einstweilen diese Kränkung, um diese neuere besser zu tragen oder zu rächen. Die Frauen sehen in solchen Sachen feiner und viel weiter als jeder Mann an ihrer Statt; so hatte die Sorben bald weggehabt, daß das Unglück des Lieutenants vor dem Hause des Präsidenten, von dem die ganze Stadt sprach, wohl nicht so zufällig sei, als man es erzählte, sie hatte durch ihre Kundschafter bald weggehabt, daß die Nacht-

mußt, von den zwanzig Regimentstrumpetern aufgeführt, nicht den Grafen, sondern Lieutenant Schulderoff zum Urheber habe, der wie die Juden die Mauern von Jericho, so die Steinwälle und Gusseisenthore von Idas Herzen mit Zinken und Posaunen habe niederblasen wollen.

Dies alles fühlte sie recht gut und kalkulierte, was sie nicht wußte, so richtig zusammen, daß sie über den ganzen Roman des Herrn von Schulderoff Rechenhaft geben konnte. Die Mama des verunglückten Liebhabers, der seit der Nachtmusik nur noch spröder behandelt worden war, mochte sie nun ahnen, daß die Sorben auch ein wenig verletzt sei, oder mochte sie nur einen gewissen Verwandtschaftsneid zwischen dem Fräulein und Ida voraussetzen — sie besuchte von freien Stücken die Sorben, teilte ihr mit, was sie wußte, und ließ sich mitteilen, was das Fräulein im stillen erlauscht und erspäht hatte. Übrigens lebte auch sie in der festen Überzeugung, Martiniz und Ida haben sich schon lange gekannt, und er sei ihr nach Freilingen nachgefolgt, denn von den nächtlichen Leiden des unglücklichen Grafen ahnte niemand auch nur ein Silbchen, so verschwiegen war der Küster des Münsters in dieser Sache.

Unbegreiflich war und blieb es übrigens sowohl der Frau von Schulderoff als der Sorben, warum der Graf, der doch sein eigener Herr schien, nicht schon lange bei dem Präsidenten um Idas Hand gefreit habe; sie, die sich kein anderes Hindernis dachten, sie, die nur einen Grund sehen wollten, waren einig darüber, daß es dem Grafen entweder nicht recht ernst sei, oder daß es sonst irgendwo ein Häkchen haben müsse. So hatten beide Damen schon seit vielen Nachmittagen und Abenden, die sie bei Kaffee oder Thee miteinander zubrachten, kalkuliert, und immer schien es ihnen, sie haben noch nicht das Rechte getroffen. Da traf es sich, daß ein Kammerherr, den Frau von Schulderoff kannte, durch Freilingen kam und der gnädigen Frau, bei welcher Fräulein Sorben gerade auf Kaffee war, während man unspannte, einen Besuch machte.

Wessen das Herz voll ist, des geht der Mund über. Der Kammerherr hatte kaum seine Tagesneuigkeiten vom Hof aus-

gepackt, als Frau von Schulderoff auch auf Jda und den Grafen kam und den Kammerherrn fragte, ob sie wohl schon in der Residenz liiert gewesen seien.

Der Kammerherr horchte hoch auf bei dem Namen des Grafen Martiniz; „wie ist mir denn“, sagte er, „ist das nicht der polnische Graf mit den drei Millionchen, der unsere Gräfin Marstein — Ja, wahrhaftig! jetzt fällt es mir erst ein, in dieser Gegend, sagte man, werde er sich ankaufen, und darum ist er wohl hier. Nein, meine Gnädigen, mit Fräulein Jda von Sanden war der Pole in der Residenz nicht liiert, denn er war noch nie in der Residenz, wird aber dort jeden Tag erwartet; das Verhältniß, das er hier angeknüpft hat, da können Sie sich auf Ehre darauf verlassen, ist nur so en passant, weil er vielleicht nichts zuthun hat; nein, der ist nicht für die Sanden!“

Die beiden Damen warfen sich bedeutende Blicke zu, als sie diese Nachrichten hörten; „Sie sprachen vorhin von der Gräfin Marstein“, sagte die Schulderoff, „darf man fragen, wie diese —“

„Die Marstein will ihn heiraten“, warf der Kammerherr leicht hin, „sie hat es jetzt genug, die Witwe zu spielen; der Hof wünscht sie wieder vermählt zu sehen und zwar soll es, weil der Fürst überdrüssig ist, ihre enormen Schulden zu bezahlen, etwas Reiches sein. Da kommt wie ein Engel vom Himmel dieser Pole ins Land, um sich hier anzukaufen; er ist von seinem Gesandten der Regierung aufs dringendste empfohlen, denn man macht hauptsächlich wegen seinem Oheim, der Minister in . . . schon Diensten ist, ein großes Wesen aus ihm. Kaum hört die Marstein von den drei Millionen und dem alten Oheim, der ihm einmal ebensoviel hinterläßt, so erklärt sie mit schwärmerischer Liebe (Sie kennen ihr liebevolles, ahnendes Herz), diesen und keinen andern. Man ist höhern Orts schon gewöhnt, ihrem Trostköpfchen nachzugeben; und diesmal traf es ja überdies ganz herrlich mit allen Plänen zusammen; kurz, die Sache ist eingeleitet und, soviel ich weiß, schon so gut als richtig.“

„Est-il possible, est-il croyable“, tönte es von dem Mund der erfreuten Damen; die Sorben traute aber doch nicht so ganz; „ich kann Sie versichern“, sagte sie zum Kammerherrn, „Fräu-

lein von Sanden, die Sie aus der Residenz kennen müssen, ist sehr liiert mit dem Grafen, und ich fürchte, ich fürchte, die Gräfin kommt nicht zum Ziel!"

„Nicht zum Ziel?“ lachte der Kammerherr, „nicht zum Ziel? das wäre doch kurios, man spricht ja in allen Cereles von dieser Verbindung; die Gräfin nimmt zwar noch keine Gratulationen an, aber ihr Lächeln, mit dem sie es ablehnt, ist so gut als Bestätigung; und wenn er auch nicht wollte, er muß sie heiraten, denn er kann doch nicht unsern Hof vor den Kopf stoßen. Was wird er aber nicht wollen?! Bedenken Sie, die Gräfin ist so gut als anerkannt von unserm Hof, hat unleugbar mehr Gewicht als alle übrigen zusammen, ist schön, blühend, macht das beste Haus; er wäre ja ein Narr, wenn er nur den leiseſten Gedanken hätte, sie auszuſchlagen. Und Fräulein Ida? Nun, das ſoll mich doch wundernehmen, wenn die ſich endlich einmal hat erweichen laſſen. Unſere Herren in der Reſidenz knieten ſich die Knie wund vor dieſem Marmorengel; aber alles ſoll umſonſt geweſen ſein, zwar erzählte man ſich allerlei von dem Rittmeiſter von Sporeneck; ſie ſollen aber gebrochen haben, weil ſie ſeine Liaiſon mit der Marſtein erfuhr. Nun, Glück auf! wenn der Graf die zahm gemacht hat, dann paßt er zu der Gräfin, und ich ſehe nicht ein, was dieſes Verhältniß ſchaden könnte; die Gräfin Marſtein wird als Gemahlin des Polen ihre Liebhaber nebenher auch nicht aufgeben. Doch was ſchwaze ich; Ihr Onkel, Fräulein von Sorben, kann Ihnen über dieſe Sachen die beſte Auskunft geben, denn ich müßte mich ſehr irren, wenn er nicht die Hand dabei im Spiel hat.“ Der Reijewagen fuhr vor, der Kammerherr empfahl ſich und ließ die beiden Damen in frohem Staunen und Bewunderung zurück.

„Arme Ida!“ jagte die Sorben spöttlich, „ſo viel Routine haſt du denn doch noch nicht, daß du Geſchmack daran finden könnteſt, die ‚Nebenbei‘ des Grafen Martiniß zu ſpielen. Nein! wie das Dämchen, das alſo in der Reſidenz die Spröde ſo schön zu ſpielen wußte, aufſchauen wird, wenn der gute Mann im Mond, den ſie ſchon ganz ſicher in Ketten und Banden hat, wenn der amoroso Bleichwaniſo auf einmal morgens verſchwunden iſt, am nächſten Poſttag aber ein Paket einläuft mit Karten,

worauf Graf Martiniz mit seiner Gemahlin, verwitwete Gräfin von Marstein deutlich zu lesen ist.“

„Nicht mit Gold ist sie zu bezahlen, diese Nachricht“, bemerkte die Schulderoff mit triumphierender Miene, „und um so mehr wird sie sich ärgern, daß es die Gräfin Marstein ist, denn diese hat ihr ja, wie Sie hörten, auch den herzigen Jungen, den Sporeneck, abgESPANNT —“

„Sie kennen den Sporeneck, gnädige Frau?“ fragte die Sorben, und ihr gelbliches Gesicht schien tief über etwas nachzufinnen.

„Wie meinen Sohn“, versicherte jene; „wie oft war er auf Besuch bei uns in Schulderoff, als er in Garnison in Tranzow lag! Mich nimmt es nicht wunder, wenn er Ida firre gemacht hat, denn wo lebt ein Mädchen, das er, wenn er es einmal auszeichnete, nicht für sich gewann!“

„Herrlich, das muß uns dienen“, fuhr das Fräulein fort; sie setzte auseinander, daß ihr schein, als habe der Graf doch etwas zu tief angebissen bei Präsidents, und als wolle er vorderhand nicht an die Gräfin denken; da wolle sie nun ihren Dunkel, den geheimen Staatsrat von Sorben, gehörig präparieren, und sie stehe davor, daß der Graf die längste Zeit im Mond loggiert haben werde. Am besten wäre es, wenn man die Marstein selbst in Freilingen haben könnte; doch sei dies bei dieser Jahreszeit nicht wohl möglich; darum solle auch Frau von Schulderoff Schritte thun. Sporeneck werde ihr schon die Gefälligkeit erweisen, auf einige Tage hieher zu kommen; seine Sache sei es, den Grafen recht eifersüchtig zu machen. Habe man diesen nur erst dahin, daß er nicht so ganz auf die Scheinheiligkeit Idas baue, so sei auch im übrigen bald geholfen.“

Frau von Schulderoff umarmte die Mednerin stürmisch und ergänzte den Plan vollends — „und wenn der Graf aus dem Netz ist, wenn man dann fühlt, daß man sich doch ein wenig sehr prostituiert hat, dann ist auch mein Lieutenant wieder gut genug; aber dann soll er mir sie auch nicht nehmen, die stolze Prinzessin, als bis der Herr Papa Präsidens mit seinen Friedrichsdors heraustrückt und unsern Schulderoff wieder flott macht. Um die zümpferliche Schwiegertochter bekümmere ich mich denn nicht so viel, die

mag sehen, wie sie mit meinem Monsieur Thunichtgut auskommt.“

Der Traktat, der noch einige geheime Artikel enthielt, war gemacht und beschworen. Schon nach zwei Stunden ging eine Depesche von Fräulein von Sorben an ihren Onkel in die Residenz ab, worin mit bewunderungswürdiger Klarheit dargethan war, wie die Tochter des Präsidenten einen jungen Polen in ihre Neze zu ziehen suche, daß man schon von einer Heirat zwischen beiden spreche, und daß sie nur bedaure, daß dadurch der Residenz ein glänzendes Haus entzogen werde, denn Ida schein darauf zu bestehen, daß der polnische Graf sich in Freilingen niederlasse.“

Der Brief, das wußte sie, konnte seine Wirkung nicht verfehlen. Wenn auch der Oheim-Geheimerat nicht daran gedacht hätte, bei der eingeleiteten Heirat zwischen Martiniz und der Gräfin Marstein seine Hand im Spiel zu haben, so hätte ihn doch der letzte Punkt des Briefes dazu vermocht, alles anzubieten, um die Niederlassung des Grafen in Freilingen zu hintertreiben. Der Gedanke, daß ein großes Haus mehr in die Residenz kommen könnte, war begeisternd für ihn. Unter allen Sterblichen schätzte er die am höchsten, welche Häuser machten; darunter verstand er freilich nicht Zimmerleute oder Maurer, sondern die, welche ihm Schildkrötensuppen, fette Austern, feine Ragouts, gute fremde Weine vorsetzten, die, welche regelmäßig einmal des Abends Thüren und Thore öffneten, um frohe Gäste bei sich zu sehen, hohe Spiele arrangierten, köstliche Bälle zu geben wußten. Solche Häusermacher liebte der alte Sorben, denn er war ein altes Weltkind und ein feiner Schmecker aller Delicen, sie mochten tot oder lebendig, vier- oder zweifüßig sein, mochten den Gaumen oder der Nase, dem Ohr, dem Auge oder dem Tastsinne schmeicheln — er war ein Kenner, und daher mußte es in seinen Wünschen liegen, ein Dreimillionen-Gräfschen in die Residenz zu bekommen.

So hatte ihn seine gewandte Nichte, ohne daß er es merkte, bei allen fünf Sinnen zumal, nur durch ein paar kleine Worte gefaßt, und sie durfte überzeugt sein, er fange Feuer.

Aus dem Freiherzlich Schulderoffischen Palais, das für jetzt, in Ermangelung eines besseren, nur aus einigen Manjarden-

stübchen bestand, ließ ein Brief ab, der keinen geringeren Hagel-
lärm, kein schwächeres Gallo in die Residenz machen sollte, als
die zwanzig Trompeter leythin, als sie die Reveille vor Jdas
Fenster bliesen. Er war an Se. Freiherrliche Gnaden, den Herrn
Rittmeister von Sporeneck, bei Husaren Nr. 3, überschrieben und
lautete wie folgt:

„Freilingen, 11. Dez. 1825

Herr Bruder!

Zu meiner Garnison dahier geht es eigentlich noch immer
so ledern zu wie vordem. Das halbe Duzend Reitpeitschen habe
ich erhalten und sende hier den Betrag. Sie sind recht schwant
und sehen flott genug aus. Den Säbel erwarte ich noch bestimmt
vor Neujahr; vergiß nicht, daß der Korb, wie bei den badiſchen
Dragonern, doppelt sei. Dahier hat sich vor kurzem auch etwas
zugetragen, was Dir, Herr Bruder, vielleicht auch interessiert;
die junge Sanden ist mit einem Galan hier angekommen, der
ihr jezt täglich und stündlich die Kour schneidet. Begreife übri-
gens nicht, wie sie dazu kommt, da man hier allgemein sagt, sie
habe Dich sehr schnöde abgewiesen. Auf Ehre, Herr Bruder! es
thut mir leid, aber ein Kerl wie Du, der seine vierundzwanzig Lieb-
schaften des Monats hat, sollte nicht so von sich sprechen lassen.
Solltest Du wegen dieser Affaire, was ich fürs beste hielte, selbst
einige Wörtchen entweder mit dem neuen Kurtisan oder mit dem
Fräulein selbst sprechen wollen, so steht Dir mein Logis zu Dienst.
Der junge Herr ist ein Pole, Graf von Martiniz, soll schwer Geld
haben und scheint meines Erachtens der angeführte Teil, denn sie
hat ihn in der Kuppel, daß er weder links noch rechts kann. Lebe
wohl; grüße alle Kameraden bei Nr. 1, 2 und 3 und verbleibe in
Bruderliebe dein

Franz von Schulderoff,
Lieutenant bei Königin-Drägoner.“

Dies war das Schreiben, womit die Frau von Schulderoff
den Rachegeist für Jda beschwörte. Noch war des guten, unschul-
digen Kindes Himmel rein und heiter, aber indem es in das reine
Blau des Äthers hineinsah und sich dessen freute, zog Wolke um
Wolke am Horizont auf und drohte ihr stilles Glück zu suchen
und zu zerſchmettern.

Geheime Liebe.

Aber so gewiß die Freilinger alles zu wissen glaubten, so wußten sie doch nichts. Es ist eine eigene Sache um die Liebe, besonders um die erste: es gehen so zwei Menschen nebeneinander hin, still vergnügt, still selig; sie sehen aus wie Kinder, denen etwas recht Hübsches träumt, und einem andern käme es grausam vor, sie aufzuwecken. Sie gehen nebeneinander hin, sprechen von den gleichgültigsten Dingen und denken an das, was ihr Herz erfüllt, sie wagen es nicht auszusprechen, und doch verstehen sie sich so gut durch die Augen, denn sie tragen den Schlüssel zu dieser Zeichensprache nebst Wörterbuch und Formenlehre in ihrem treuen Herzen. So war es auch bei Martiniz und Ida. Sie wußten, daß sie sich liebten, aber noch hatte der Graf nie deutlich darüber gesprochen, noch hatte ihm Ida keine Gelegenheit gegeben, sich zu erklären.

Der Hofrat Berner sah diesem allem halb freudig, halb unmutig zu. Er liebte die beiden guten Leutchen, als wären es seine eigenen Kinder, darum hätte er ihnen auch alles Gute und Liebe gegönnt, eben darum konnte er aber dieses verschämte Treiben nicht leiden. Er war so halb und halb des Grafen Vertrauter, denn dieser hatte ihm ja alle Tage von des Mädchens Schönheit, seinem Reichtum an stillen Tugenden vorgegeschwätzt, hatte ihm gestanden, daß er glaube, Ida sei ihm gut, aber dabei blieb es auch, und Berner war zu zart, bei dem Grafen den Kuppler zu spielen. Auch Idas Vertrauter war er; er kannte ja ihr Herzchen beinahe seit es schlug, er wußte jede Schattierung in ihren Liebesternen zu deuten, er sah ganz deutlich den Schelm mit Pfeil und Bogen in ihren klaren Pupillen, und doch wollte auch sie nicht recht voran; doch konnte er es ihr, als einem Mädchen, weniger übelnehmen als ihm.

„Nein! wer mir je so etwas gesagt hätte“, dachte er, „dem hätte ich mit Zug und Recht unter die Nase gelacht; ein polnischer Garde-Manen-Rittmeister, mit dem Rang eines Oberstlieutenants in der Linie, und wagt nicht einmal ein Mädchenherz, das ihm gewogen ist, anzugreifen.“ Er hätte mögen aus der Haut

fahren, wenn er daran dachte, wie man zu seiner Zeit gelebt und geliebt habe, und wie die Welt in den letzten Jahrzehenden sich so ändern konnte. Aber wie, wenn Martiniz aus Gewissenh— ja das war nicht unmöglich, es konnte Gewissenhaftigkeit sein, daß er sich nicht erklärte; befand er sich, der unglückliche junge Mann, ja doch immer noch in demselben Zustand, wie er hier angekommen war.

Der Küster, der jetzt regelmäßig nachmittags sein Däpſchen hatte, ohne daß seine Frau begreifen und ergründen konnte, woher er das Geld dazu herbringe, der Küster hatte dem Hofrat alle Morgen referiert, wie es in der Nacht zuvor mit dem Grafen in der Kirche gegangen sei; er hörte zwar, daß er seit neuerer Zeit weniger stark wüte, daß er aber desto mehr weine und jammere. Es war ein eigenes Ding mit diesem Zustand; es war kein Zweifel, daß der Graf jede Nacht um dieselbe Stunde davon befallen werde, und doch sah man ihm den Tag über keine Spur von Wahnsinn an; nur seine zarte Blässe, das Wehmütige, das noch immer in seinem Wesen vorherrschte, konnte darauf hindeuten, daß er körperlich oder geistig angegriffen sei.

Seinen Entschluß, den alten Brttzwiß um die Krankheit seines Herrn zu fragen, hatte der Hofrat noch immer nicht ausdrücken können; je näher er den jungen Mann kennen lernte, je mehr Achtung er täglich vor seinem gediegenen Charakter, vor seinem ausgedehnten Wissen bekam, desto unzarter schien es ihm, auf diesem Wege in seine Geheimnisse eindringen zu wollen.

Aber unablässig verfolgte ihn der Gedanke, daß er vielleicht, wenn er das Nähere über des Grafen Krankheit wüßte, helfen könnte. So saß er eines Morgens in seinem Zimmer, dem man die Junggesellenwirtschaft wohl ansah; der Küster hatte im Vorbeigehen zum Schnapshaus ein wenig bei ihm eingesprochen und erzählt, gestern nacht sei der fremde Herr so zahm gewesen wie ein Lamm, aber geweint habe er wieder, daß ein Töpfer die Hände darunter hätte waschen können. Er sann hin und her, wie man dem Geheimnis beikommen könnte; da klopfte es bescheiden an der Thüre, und der alte Brttzwiß trat zu ihm ins Zimmer.

Der Hofrat konnte den alten Diener wohl leiden; er schien so

fest an seinem jungen Herrn zu hängen, schien so väterlich für ihn besorgt zu sein, daß man sah, er müsse ihn schon seit Kindesbeinen gekannt und gepflegt haben; recht erwünscht kam er daher gerade in diesem Augenblick, wo Berner so ganz mit Gedanken an seinen Herrn erfüllt war. Der Alte war anfangs ein wenig in Verlegenheit, was er sagen sollte, denn daß er nicht aus Auftrag des Grafen komme, hatte Berner gleich weggehabt. Nachdem er sich in allen Ecken sorgfältig umgesehen hatte, ob nicht sonst wer im Zimmer sei, trat er näher:

„Mit GrüÙe, Herr Hofrat“, sagte er, „nehmen Sie es einem alten Dienstboten, der es gut mit seiner Herrschaft meint, nicht unguädig, wenn er ein Wörtchen im Vertrauen sprechen möchte.“

„Wenn es keine Klagen über deinen Herrn sind, so rede immerhin frisch von der Leber weg“, sagte Berner.

„Klagen? Jesus Maria, wie käme ich bei unserem jungen Herrn zu Klagen; habe ich ihn doch auf den Händen getragen, als er's Vaterunser noch nicht kannte, und ihm gedient bis auf den heutigen Tag, und er hat mir noch kein unschönes Wort gegeben, so wahr Gott lebt, Herr, und das sind jetzt fünfundzwanzig Jahre. Nein, aber sonst etwas hätte ich anzubringen, wenn es der Herr Hofrat nicht unguädig nehmen wollen. Ich weiß, Sie sind meines Herrn bester Freund in hiesiger Stadt, ja ich darf sagen, im ganzen Land hier, und mein Herr hat mir dies nicht nur zehnmal versichert; ich weiß auch vom Küster, daß Sie schon seit dem ersten Tag unseres Hierseins etwas wissen, das Sie keiner Seele wieder gesagt haben, was Ihnen Gott lohnen wolle —“

„Nun ja“, unterbrach ihn der Hofrat, „und du willst mir erzählen, wie dein Herr in diesen unglücklichen Zustand kam, daß er alle Nacht von einer Art von Wahnsinn befallen wird; willst mich fragen, ob ich nicht etwa helfen könne?“

„Ja, das wollte ich“, fuhr jener fort, „aber eine Art von Wahnsinn nennen Sie das; ich versichere Sie, es ist ein Wahnsinn von so echter Art, wie man sie nur im Tollhaus finden kann; aber ich will erzählen, wie er dazu kam.“

Emil's Kummer.

„Mein Herr war nicht von jeher so, wie Sie ihn jetzt sehen; jetzt ist er bleich, still, finster, spricht wenig und lacht nie, geht langsam seine Straße, und wenn er allein ist, so weint er. Ach! Sie hätten ihn sehen sollen, als noch die gnädige Frau Gräfin und die Fräulein Schwester lebten. Keinen frischeren, kräftigeren jungen Herrn gab es in ganz Polen nicht mehr; das sprang, ritt, tanzte, jochte, liebte und lebte, lachte und tollte, wie man nur in der Jugend sein kann. Keinen schmuckeren Offizier habe ich mein Tage nicht gesehen, und es traten mir immer die Thränen in die Augen, wenn er wie ein Hauptmann aus den himmlischen Heerscharen an der Spitze seiner Schwadron zur Parade zog, wenn die Trompeter an unserm Hotel aufbliesen, die Mänen ihre Fähnlein senkten und der junge Graf zu seiner Fräulein Schwester herauflächelte wie verklärt und seinen Tigerjimmel dazu tanzen ließ.

„Das ging nun so seinen guten Gang, bis der Teufel den Herrn Better Antonio nach Warschau führte. Das war ein Schwesterjohn von der Frau Gräfin Exzellenz, ein schöner, schmucker Italiener mit braunroten Wangen, blißenden Augen, und wenn er sprach, glaubte man, er sänge. Der war eigentlich nur soweit herausgekommen aus seinem schönen Land, um die Familie seiner Frau Mutter zu besuchen, aber ehe man sich's versah, nahm er Dienste bei uns und blieb, denn er sagte, es gefalle ihm nirgends so wie in Polen; muß auch so gewesen sein, denn wie sich nachher zeigte, er war zum Sterben verliebt in des Grafen Schwester, die junge Gräfin Kreszenz. Im Hause hatte ihn jedermann lieb, absonderlich aber der junge Graf, mein Herr, war ihm mit übermenschlicher Freundschaft zugethan und that ihm alles, was er ihm nur an den Augen absehen konnte.

„Das ging nun lange Zeit gut; kein Mensch merkte, daß Herr Baron Antonio die junge Gräfin liebte; denn diese hatte viele Liebhaber, welche großes Geräusch und Aufsehen machten; der Italiener aber trieb seine Sache im stillen und kam wohl balders ans Ziel als die andern; denn er hatte, ich stand dabei, eines Tages einen schönen Brillantring am Finger, der auch mir

bekannt vorkam. Plötzlich faßte Graf Emil seine Hand und fragte: „Wo hast du den Ring her?“ Er aber sagte lächelnd und ganz gelassen: „Von deiner Schwester.“ Nun wußte ich, was die Stunde geschlagen hatte; der Graf sah ihn mit einem sonderbaren Blick an, gab ihm die Hand und sprach: „Ich habe nichts dagegen, nur sei ihr treu.“ Es verging wieder ungefähr ein Vierteljahr, da kam mein Herr auf einmal nach Hause, wie ich ihn noch nie gesehen hatte; seine Augen rollten und blickten schrecklich, zweimal schnallte er den Säbel um, und ebenso oft warf er ihn wieder hin. Ich fragte, was ihm wäre, er aber gab mir gar keine Antwort, was er sonst nie gethan hatte; ich habe nachher den ganzen Handel erfahren und darf ihn wohl erzählen. Der Graf war an jenem Nachmittag in ein Kaffeehaus gekommen, da kam ein Offizier zu ihm, nahm ihn auf die Seite, zeigte ihm einen Ring und fragte, ob er ihn wohl kenne. Der Graf besah ihn genau und erkannte, daß es derselbe Ring sei, den seine Schwester dem Marchese geschenkt. Er äußerte dies aber nicht gegen den Offizier, sondern fragte nur, woher er den Ring habe; der Offizier sagte ihm, daß er diesen Ring an Personen gesehen habe, die dem Grafen Martiniz nahe gingen, er sei daher gekommen, um ihm freundschaftlich zu sagen, daß er diesen Ring auf eine Stunde von Madame Trizka entlehnt habe, die ihn vom Italiener, seinem Vetter, zum Präsent bekommen zu haben behauptete.

„Madame Trizka aber war die berühmteste Kurtisane der Stadt und um Geld zu haben. Der Herr Graf fragte den Offizier auf sein Ehrenwort, ob alles sich so verhalte, und nahm ihn auf seine Versicherung sogleich zum Sekundanten an. Er schickte ihn mit dem Ring an seinen Vetter und ließ ihn fragen, ob die Trizka denselben von ihm bekommen habe? Der Italiener antwortete mit einem kalten, einfachen „Ja!“ das meinen Herrn nur noch wütender machte. Seiner Fräulein Schwester mochte er das Herzeleid nicht anthun, ihr etwas von diesem Bubenstück zu sagen, und beschloß daher, den treulojen Vetter so bald als möglich aus der Welt zu schaffen.

„In einem Garten der Krakauer Vorstadt schossen sie sich gleich den Morgen darauf. Mein Herr wurde an der rechten

Schulter leicht gestreift; er aber, der eine sichere Hand hatte und einen Kubel auf dreißig Schritte trug, schoß den Marchese durch die Brust, daß er keine Ader mehr zuckte. Man brachte beide in die Stadt und machte mit dem Italiener noch einige Versuche, ihn wieder zum Leben zu bringen, aber alles vergeblich; es war zwar noch Leben in ihm, aber er lag ohne Besinnung, und die Ärzte gaben gar keine Hoffnung.“

„Mein Herr, der den Herrn Better trotz seiner Schlechtigkeit dennoch beweinte, war so um ihn besorgt, daß er sogar nicht auf seine Rettung bedacht war, sondern sich an das Sterbebett des Betters bringen ließ. Dieser lag immer ohne Besinnung und, wie es schien, ohne Rettung. Mein Herr saß bis tief in die Nacht bei ihm; am Ende gegen zwölf Uhr hin in der Nacht war niemand mehr zugegen als er, zwei Freunde, der Wundarzt und ich. Mit dem Schlag zwölf Uhr aber schlug der Italiener seine gräulichen, dunkeln Augen auf. Er richtete sich in die Höhe und sah sich im Zimmer um.

„Uns alle wandelte ein Grauen an, denn man konnte glauben, er sei schon gestorben, so gestanden und gläsern war sein Blick. Endlich sah er meinen Herrn, wütend riß er seine blutigen Binden von der durchschossenen Brust, daß das Blut herausströmte. „Maledetto diavolo!“ brüllte er und warf dem Grafen die Binden an den Kopf, sank zurück auf die Kissen, und als wir hineilten, um ihn zu unterstützen, hatte er seinen wilden Geist schon aufgegeben.

„Mein Herr aber war bei dem schrecklichen Fluch des Toten in Ohnmacht gesunken. Er fiel in eine lange Krankheit, aus der er so unglücklich wieder erstand, wie Sie ihn jetzt sehen. Als er aber aus seinem Wahnsinnfieber, in welchem er drei Wochen gelegen, wieder aufwachte, da ging erst der Jammer von neuem an, denn während der Krankheit war er vollends ganz zur Waise geworden. Die junge Gräfin war ein paar Tage nach dem traurigen Vorfall plötzlich gestorben; man jagt arge Sachen in Warschau, von Gift und dergleichen, die aber ein alter Diener nicht glauben darf. Die Frau Gräfin Mutter, die immer gesiecht hatte, überlebte sie wenige Tage, dann trug man auch sie zu Grabe.

„Der junge Herr vernahm dies alles mit großer Fassung, als man ihm aber einen Brief seiner Schwester brachte, da kam er außer sich, so daß wir fürchteten, er komme wieder vom Verstand.

„Ich vermute, der Italiener war doch nicht so schuldig, als wir alle glaubten, denn der Graf ließ sich auf sein Grab führen, weinte dort lange und rief mit flehender Stimme in die Erde hinein um Vergebung. Als ich in der nächsten Nacht neben dem Zimmer des Herrn zum erstenmal seit langer Zeit ruhig schlief, weckte mich ein schreckliches Geschrei — es kam aus seinem Zimmer — ich eilte hinein und sah ihn in Schrecken und Wahnsinn, denn er glaubte, der Italiener sei in seinem blutigen Hemde zu ihm gekommen, habe die Binden abgerissen, sie ihm an den Kopf geworfen und sein Maledetto diavolo dazu geschrien. Mit dem Schlag ein Uhr hörte auch sein Wahnsinn auf. Aber seitdem kehrt er jede Nacht wieder. Er bekam wegen des Duells Begnadigung, mußte aber auf einige Zeit sich außer Landes begeben.

„Diese Weisung kam erwünscht, denn die Ärzte rieten zu Zerstreuung durch eine Reise. Ach! wir fahren jetzt seit einem Jahr durch ganz Europa, und dennoch kehrt sein Zustand jede Nacht wieder. Ich glaube nicht an Gespenster, Herr, aber oft ist es mir doch auch, als habe mein Herr recht und der selige Herr Antonio folge uns auf den Ferjen. In Rom, wohin wir auf unserer Irrfahrt kamen, entwichte er mir in seinem Anfall und lief in eine Kirche; wie es nun sein mag, von da an behauptet er, der Spuk könne nicht zu ihm herein, wenn er am Altar sitze.

„Wer war froher als ich über dieses Auskunftsmittel! Aber auch nicht jede Kirche war ihm recht, bald ist sie zu groß, bald zu klein, wie es so mit kranken Leuten geht. Hier geht es nun unbegreiflich gut. Die Kirche behagt ihm wie beinahe keine, und seit acht oder zehn Tagen hat er gar nicht mehr gewütet, sondern nur geweint.“

Der alte Diener hatte, oft unterbrochen von dem Hofrat, seine Erzählung beendet; Berner konnte kaum seine Rührung zurückhalten; es wollte ihm das Herz abdrücken, daß ein Mensch, so schön, mit allen Gaben des Glückes so reichlich versehen, mit einem Schlage in so namenloses Unglück stürzen sollte. Er war voll

Eifer zu helfen, aber welchen Weg konnte man einschlagen, um dem Grafen seinen schrecklichen Wahn zu benehmen? Waren nicht gewiß alle Mittel schon versucht worden, ihn zu heilen? Er fragte den Alten, wozu er ihm behülflich sein könnte bei dieser Sache.

Der alte Brttzwiß lächelte geheimnißvoll vor sich hin und begann dann: „Wenn ich recht gesehen habe, so ist mein Herr auf dem besten Wege zur Heilung und der Herr Hofrat können als Arzt dabei dienen. Vor allem muß ich um Verzeihung bitten, wenn ich etwa nicht recht gesehen hätte; einem alten Diener, der nur für das Wohl seines Herren besorgt ist, kann man ja schon etwas zu gut halten. Der Herr Onkel des Grafen, ein steinreicher Mann, der jetzt auch das Vermögen des Grafen verwaltet, hatte mich mit reichlichen Mitteln versehen, daß ich jeden berühmten Arzt um Rat fragen konnte. Überall, wohin wir kamen und uns auch nur zwei Tage aufhielten, befragte ich gleich die Ärzte; die einen wollten dies, die andern jenes, was man schon oft probiert hatte, die meisten aber rieten Reisen und Zerstreuung.

„In einer kleinen deutschen Stadt, wo ich gar keinen Arzt gesucht hätte, traf ich durch Zufall einen in unserm Wirtshaus; es war ein kleiner, alter Mann mit einem klugen Gesicht, das mir sogleich Vertrauen zu ihm einflößte. Er gab nicht gleich eine Antwort, sondern betrachtete den Kranken in seinem Zustand, aber von ihm ungesehen. Den andern Tag sagte er zu mir: ‚Höre, Alter! dein Herr ist unheilbar, wenn ihn nicht Liebe heilt; und zwar recht innige, warme Liebe zu einem Mädchen, das sie erwidert. Hat ihn erst einmal eine recht gefaßt, so ist es unzweifelhaft, daß sein Wahnsinn sich zerstreut und nach und nach vergeht.‘

„Diese Nachricht war mir nun von Anfang ein Donner Schlag, denn ich wußte, wie wenig er sich aus den Frauenzimmern macht; wenn er durch Liebe geheilt werden soll und durch nichts anders, so ist er verloren, dachte ich; denn wo soll er sich verlieben? Er ging an keinen Ort, wo schöne Mädchen waren, in keiner Stadt wollte er über einen oder zwei Tage bleiben; kurz, dieser Rat brachte mich erst recht zur Verzweiflung. Aber dennoch schrieb ich es treulich dem alten Herrn Onkel.

„Diesem aber leuchtete das Ding ein; er schrieb mir, er wolle seinem Neffen eine rechte gute Partie suchen, und wir sollen einzuweilen hieher ins — sche gehen.

„Hier in Freilingen geschah nun, was ich für meine Seele nicht für möglich gehalten hätte; er blieb vor vierzehn Tagen bis nach elf Uhr auf dem Ball, daß ich ihn sogar abrufen mußte; nach der Kirche geht er wieder auf den Ball, was er in einem Jahr nie gethan, und kommt ganz still selig nach Haus. Gleich den andern Morgen läßt er mich das Logis im Goldenen Mond auf vier Wochen bestellen, ich glaubte, mir solle Hören und Sehen vergehen; er merkte auch, daß ich mich so verwundere, und gab vor, daß ihm die Kirche so wohl gefallen habe. Aber wie ich aus unserem mittleren Zimmer einmal hinauschaue, werde ich in dem Haus drüben einen Engel gewahr, der so holdselig herüberlächelte, daß mir altem Kerl ganz warm ums Herz wurde. Da ging mir denn ein Licht auf! Schon auf der Herreise hatten wir dieses Fräulein gesehen; auf dem Ball war sie auch gewesen, und tagelang schaute jetzt mein Herr hinter dem Vorhang nach dem Fenster im Haus gegenüber.

„Und das ist niemand als die wunder schöne Fräulein Ida; meinen Sie, mein Herr sei früher in Gesellschaft gegangen? Zu keiner Seele, obgleich ich für jede Stadt eine Handvoll Empfehlungsbriefe hatte; aber ich will die Tasse Thee mit Löffel und Stiel aufessen, die er seit einem Jahr in Gesellschaft getrunken hat, und seit er ins Haus hinüber kommt, geht er alle Abende, die Gott gibt, zum Thee hinüber.

„Seit der Zeit läßt aber auch sein Zustand mehr und mehr nach; er raſet gar nicht mehr, er richtet sich nicht mehr auf; er bleibt ganz ruhig am Altar sitzen und weint aber nur desto mehr. Ich hatte eine Freude, als ich dies bemerkte, daß ich dem alten Doktor auf der Stelle mein Hab und Gut geschenkt hätte, dem Engelsfräulein aber, das dies Wunder bewirkte, möchte ich, so oft ich sie sehe, vor purer Freude zu Füßen fallen.

„Wenn es nun Gottes Wille wäre, daß das Fräulein meinen Herrn liebte, ach, da wäre ihm geholfen, so gewiß ich selig werden will! Und wenn sie nicht schon einen andern hat, der kann ihr

ja doch gewiß recht sein. Lassen Sie ihn nur wieder einmal zu roten Wangen kommen, lassen Sie ihn nur ein wenig lächeln wie früher, lassen Sie ihn erst einmal wieder in die Uniform schlupfen statt des schwarzen Zeugs, das er anhat, — da muß er ja einem Mädcl gefallen, und wenn sie einen Marbelstein in der Brust hätte statt eines Herzens. Über das Vermögen will ich gar nichts sagen; sehen Sie, da ist das herrlich eingerichtete Hotel in Warschau, da sind die Güter Ratizka, Martinizow, da ist Flajizhof, da —“

„Daß gut sein, Alter“, bat der Hofrat, „mit einem davon könnten wir samt und sonders zufrieden sein. Was deinen Herrn betrifft, so glaube ich selbst, daß er das Fräulein gerne sieht; wie das Fräulein über ihn denkt, weiß ich nicht so genau, doch kann sie ihn nicht übel leiden. Das Ding muß sich übrigens bald geben, glaube mir. Hat dein Herr das Fräulein recht von Herzen lieb, so soll er, merke wohl auf, so soll er es ihr sagen; ich meine, ich könnte dafür stehen, daß sie nicht Nein sagt.“

Der alte Brktzwiß war außer sich vor Freude, als er dies hörte. „Nun, das muß wahr sein, wenn sich vernünftige Menschen miteinander besprechen, gibt es ein Stück; mein Herr soll dran, soll Hochzeit haben und wieder fröhlich sein, und der alte Brktzwiß will kuppeln, und all sein vierzigjähriges Dienen soll umsonst sein, wenn er nicht, ehe acht Tage ins Land kommen, den Herrn Grafen auf der rechten Fährte hat.“

„Aber meinst du auch, du verdienst dir beim alten Onkel Dank, wenn du den Herrn Neveu verheiratest? Das Fräulein ist eigentlich doch keine rechte Partie für einen polnischen Grafen —“

„Wird ihm wohl an ein paar hunderttausend Thaler mehr liegen als an der gefunden Vernunft seines Bruderjohnes? Nein, der alte Graf ist ein räsonabler, nobler Herr, der nicht auf solche Sachen viel sieht. ‚Mache mir meinen Emil gesund‘, hat er zu mir gesagt, als wir abfahren, ‚bringe ihn vernünftig zurück à tout prix‘. Da darf man ja wohl auch eine Heirat dazu rechnen! Und überdies bekümmern wir uns eigentlich nicht sehr viel um den alten Herrn; der junge Graf ist eigentlich sein eigener Herr, und der Onkel hat ihm nicht so viel zu gestatten oder zu verbieten.

Doch besser bleibt besser, und daß der Alte mit Freuden seinen Segen gibt, dafür stehe ich! Ach, wenn er nur das liebe Engelskind selbst sehen könnte!“ Dem alten Mann schien der Mund zu wässern; er bat den Hofrat noch einmal, recht zu sorgen, und ging.

Der selige Berner.

Als Brtzwijl fort war, schlug der Hofrat ein Schnippchen nach dem andern in die Luft. Er hatte sich ja seine Herzensfreude vor dem klugen Alten nicht merken lassen dürfen, und doch hätte er dem alten verwitterten Polacken um den Hals fallen mögen, so recht ins Schwarze seiner Seele hatte er mit seinen Plänchen getroffen. „Ein kapitaler Kerl, der Brtzwijl“, dachte der Hofrat, „ohne den wären wir doch samt unsrer stillen Liebe und unseren geheimen Plänchen ganz und gar den Kagen. Beim alten Oheim scheint er einen Stein im Brett zu haben, und nicht nur so einen Bauern oder laufigen Laufer, wie man von der alten Treffenrockseele glauben sollte, sondern einen gewichtigen Kochen, der dem ganzen feindlichen Hof, der Königin Marstein und dem Staatssekretär Springer mit seinen Winkelzügen ein verdecktes und entscheidendes Schach geben soll!“ So waren des Hofrats Gedanken; es war ihm dabei so federleicht und stolz zu Mut, wie einem Kandidaten, der sein letztes Examen im Rücken und vor sich die Aussicht auf eine fette Pfarre hat, wo er mit Frauchen, Pferdchen, Kindchen, Kühen, Schafen und Schweinen mitten unter seiner lieben Pastoralherde residieren kann. Ja, es war ihm sogar ein wenig göttlich zu Mut, als hätte er Stangen, Zaum und Trense der Welt unter der Faust und regiere an geheimen Schicksalsfäden das Loos des Grafen und seiner Ida.

Alle Leute blieben auf der Straße stehen, als Berner vorüberkam. Man kannte ihn sonst als einen lieben, freundlichen Mann, der gerne jedermann grüßte und hier und dort mit einem sprach; aber heute — nein, es sah zu possierlich aus, wie der gute, alte Herr vor sich hin sprach und lächelte, alle Mädchen in die Wangen kniff, allen Männern zuwinkte, und ein paar Bettelbuben, die sich am Markte prügelten, einige Groschen schenkte, daß sie sich

einen vergnügten Tag machen möchten. Den Präsidenten traf er auf der Treppe; er bot ihm einen guten Morgen, schüttelte ihm recht treuherzig die Hand und dachte sich, wie sich wohl der Alte freuen werde, wenn der polnische Freier angestiegen komme, um sein ehelibliches Töchterchen zu freien. „Alte Exzellenz“, wisperte er ihm ins Ohr, „aus der Heurat des Polen mit der Gräfin Marstein wird — nichts.“ — „Nichts?“ fragte der Präsident mit langem Gesicht. „Nichts? hat Er Nachrichten, Berner? Hat etwa der Hof andere Absichten mit dieser Dame?“

„Was der Hof! was der Staatsminister!“ lachte der Hofrat, „es gibt noch ganz andere Diplomaten als die Herren in der Residenz! Meinst denn du, wenn so ein echter, feuriger Pole liebt, daß ihm das Feuer aus den Kohlenaugen herauspuffert, er werde erst vor dem Staatssekretär den Hut abziehen und fragen: ‚Erlauben Sie gütigst, wollen Ew. Gnaden mir einen Gegenstand für meine zärtlichen Neigungen rekommandieren?‘ Nein, Herr Bruder! Auf Ehre, wir haben das anders gehalten Anno achtundachtzig, und ich mag es dem guten, reichen Jungen nicht verdenken, wenn er es auch so macht.“ — „Wie, so wäre der Graf in eine andere verliebt?“, unterbrach ihn der Präsident.

„Verliebt, wie ich sage, und für die Gräfin so gut wie verloren.“ — „Ei, ei“, sagte der Präsident mit einem klugen Gesicht, indem er die Finger an die Nase legte, „siehst du, das habe ich mir neulich gleich gedacht, daß das Attachement an die hohe Person nicht so gar groß sein müsse. Du weißt von den Aufträgen, die mir in einem Handschreiben des Staatssekretärs zuzufamen; ich richtete mich mit aller Gewissenhaftigkeit nach meiner Vorschrift und bohrte ihn zuerst über die hiesige Gegend an; weiß Gott, ich meine, der Mensch wird mir närrisch, lobt und preist die Gegend bis an den Himmel, hat in den vierzehn Tagen, wie er mich versichert, mit seinen scharfen Augen Lokalschönheiten entdeckt, die ihn unwiderstehlich anziehen und fesseln, ja sogar unser gutes, ehrliches Freilingen, das nun in meinen Augen eben nichts Appartes hat, liebt er so, daß ihm die hellen Thränen liegen. Nun haben wir ja den Goldfisch, denke ich, ja, ja, der Freilinger Kreis ist nicht übel, aber die Gräfin Marstein ist wahr-

scheinlich der Köder; ich wende also das Gespräch auf den Hof und endlich auch auf die Gräfin, da ist er aber so kalt und gleichgültig wie Eis. Ich frage ihn endlich, als er gar nicht anbeißen wollte, ob er die Gräfin denn nicht kenne, und da machte er ein ganz eigenes Gesicht, wie wenn man beim überzuckerten Kalmus endlich auf's Bittere kommt, und sagte: ‚Nicht anders kenne ich sie als par renommée‘. Das ist nun freilich bei der Frau Gräfin nicht das Beste, das man haben kann. Wenn er sie daher nur und zuerst von dieser Seite kennt, so hat der Herr Staatssekretär schlecht manövriert.“

„Weiß Gott, das hat er“, lachte der Hofrat, „ich könnte dir Dinge sagen, doch gedulde dich noch ein paar Wochen, und du siehst den Herrn Grafen als Bräutigam; eine Dame aus der Residenz ist es nicht, an die er sein Herz verlieren wird, nichts destoweniger ist es ein Landeskind unjeres allergnädigsten Herrn, und zwar ein gutes, liebes, schönes —“

„Nun, nun, so arg wird der Engel auch nicht sein“, meinte der Präsident, indem er sich verabschiedete, „aber ordentlich wohl ist es mir, daß es die Gräfin nicht ist, denn ich sammelte mir so unter der Hand Nachrichten über sie, und die lauteten denn doch gar zu fatal.“

War es dem Präsidenten ordentlich wohl, so war es dem Hofrat außerordentlich selig zu Mut, als er vollends die Treppe hinaufstieg, als er näher und näher an das Zimmer kam, als ihn das Mädchen „Wunderhold“ empfing. Er hätte mögen nur gleich mit allem, was er im Herzen und Gedächtnis hatte, herausplagen, aber nein! Hand auf den Mund! so ging's nicht; vor seinem Schicksalspuppenspiel, das er jetzt dirigierte, wäre das Mädchen bis in das Herz hinein errödet und davongelaufen. Daher ließ er seine Gedanken eine kleine Schwenkung rechts machen, um dem Mädchen mit den Plänkeln der Neugierde und mit den schweren Kavalleriemassen der Kühlung in die linke Flanke zu fallen und ihr Herzchen zu nehmen. Darum erzählte er ihr das Unglück des Martiniz, aus seiner eigenen Phantasie that er die rührendsten Farben hinzu, um den tiefen Jammer des Grafen zu schildern.

Doch das bedurfte es ja nicht, des innigliebenden Mädchens Thränen flossen, als er noch nicht zur Hälfte fertig war. Wenn sie sich den fröhlichen, kräftigen Jüngling dachte, geliebt, geachtet von allen und plötzlich so unendlich unglücklich; ja! jetzt hatte sie den Schlüssel zu seinem ganzen Wesen, zu seinem ganzen Betragen.

Jetzt mußte sie, warum er damals, als sie ihn zuerst im Walde sah, so bitter geweint habe; jetzt ward es ihr auf einmal klar, warum er niemals wieder recht fröhlich sein könne. Er hatte seinen liebsten Freund getötet und, wie die Erzählung des alten Dieners merken ließ, unschuldig getötet; je zärter ihr eigenes Gefühl war, desto tiefer fühlte sie den Schmerz in dieser fremden und ihr dennoch so verwandten Brust.

Sie weinte lang', und ihr alter, treuer Freund wagte es nicht, dieses Thränenopfer zu unterbrechen. Noch hatte er ihr aber nichts darüber gesagt, wie der Graf aus seinem Wahnsinn zu retten sein möchte; so schonend als möglich berührte er diese Saite, indem er nicht undeutlich zu verstehen gab, daß ihre Nähe wunderbar auf ihn zu wirken scheine. Sie sah ihn lange an, als ob sie sich besänne, ob sie auch recht verstanden habe; eine hohe Röthe flog über das liebliche Gesichtchen, ein schelmisches Lächeln mitten durch die Thränen zeigte, daß sie dies selbst wohl gedacht habe; sie schien zu zögern, das auszusprechen, was sie dachte, aber endlich warf sie sich an die Brust des alten Mannes, verbarg ihr glühendes Gesichtchen und flüsterte kaum hörbar: „Wenn er durch warme Theilnahme, durch lautere, innige Freundschaft zu retten ist, so will ich ihn retten!“ Sie weinte an Berners Brust leise fort und fort, ihre Schwanenbrust hob und senkte sich, als wolle sie alle sechsunddreißig Schnürlöcher des Korsettchens zumal zerprengen.

Dem Hofrat aber kam dies mitten in seinem Schmerz höchst komisch vor. „Die weint“, dachte er, „weil sie einen schönen Mann und drei Millionen verdienen soll“; er konnte sich nicht enthalten, sie, vielleicht auch um das Mädchen wieder aufzuheitern, recht auszufichern; „ist es doch, als ob es Ihnen blutejjigauer würde, daß Sie den schönen, edlen Grafen aus seinem Wahnsinn=Zege-

feuer herauslangen sollen! Es ist ja nicht die Rede von einem solchen leeren Schnüffel und Musje Unausstehlich, wie sie jetzt zu Tugendenden herumjchlendern; nein, um solche wäre es nicht der Mühe wert, sich die Hand naß zu machen, und wenn sie im Sumpf bis unter die Nase stäten und nicht mehr um Hülfse schreien, sondern nur ein wenig näseln und rüffelnd könnten. Aber nein, da ist der Ausbund von Männerjchönheit, der Mann mit dem interessanten, feurigen Auge, mit der zarten Blässe, welche die Gemüter so anzieht, mit dem feinen Bärtchen über den Lippen, das ein ganz klein wenig sticht, wenn er den würzigen Mund wölbt zum Ku—“

„Nein, es ist zu arg!“ maulte Jdchen und that so ernst und reputierlich wie eine Kartäuserin, und doch mußte das lose Ding die Kniee zusammenpressen, um nicht zu lachen, „zu arg, nicht einmal ein Fünkchen Mitleiden darf man zeigen, ohne daß die böse Welt, den Herrn Hofrat an der Spitze, gleich darüber kritisiert, ob es einem schönen Herrn gegolten oder nicht.“

„Nun, nun“, lachte der Hofrat noch stärker als zuvor, „es kommt immer besser; Sie machen ja, weiß Gott, ein Gesichtchen, als wollten Sie mir nichts dir nichts der ganzen Welt ein Perecht bringen, aber im Hintergrunde lauert doch der Schelm, denn mein Jdchen hat es faustdick hinter den Ohren. Ich mache gewiß nicht, wie Fräulein von Sorben und Frau von Schulderoff, die große Stadtflatsche, aus jedem Maulwurjshaufen einen Hime-laja, aber — wer schaut denn immer hinter dem Vorhang hinüber in den Mond, um den Mann im Mond, wie ihn die bösen Stadtkinder heißen, herauszuäugeln? Aber freilich, die jungen Damen machen jetzt gerne astronomische Versuche, sehen nach den schönen Sternen, welche das schönste Feuer haben, da muß man ja doch auch in den Mond sehen; aber Fräulein Jda wird nicht, wie jener scharfsichtige Astronom, Städte, Festungen, ganze Wälle und Verschanzungen darin erschauen, sondern höchstens die Besatzung selbst, den Ge—“

Jdchen hielt es nicht mehr aus; sie wurde röter als ein Purpurröschchen, sie preßte dem Hofrat die weiche Flaumenhand auf den Mund, daß ihm Hören und Sehen verging, und schmälte ihn

jetzt so tüchtig aus, wie er früher sie selbst geschmält hatte, als sie noch ein ganz kleines, unweises Ding war. „Wie oft habe ich hören müssen“, eiferte sie, „man soll die schönen Püppchen nicht beschmutzen, und Sie, böser Hochverräther, machen ja Ihr armes Püppchen Ida ganz schwarz; wie oft haben Sie gesagt, man solle nicht alles untereinander werfen, sondern jedes Ding ordentlich an seinem Platz lassen, wo es steht, und Sie nehmen da und dort etwas, rudeln und nudeln es recht bunt durcheinander wie ein Apotheker und malen die Leute damit an. Ist das auch recht? Kann das Ihr sonst so geordnetes Oberbuchhaltergewissen vertragen?“

Der arme Hofrat bat nur durch die Augen um Pardon, denn der Mund war ihm so verpettschert, daß er nicht einmal ein Ach! oder Au! hervorgurgeln konnte. Endlich gab sie Pardon, der Hofrat schöpfte tief Athem und jagte endlich: „Das verdient Strafe, und die einzige Strafe sei, daß Sie auf der Stelle über und über rot werden!“ Ida behauptete zwar, das lasse sich nicht nur so befehlen, aber es half nichts, der Hofrat begann:

„So wissen Sie denn, daß der Graf seit einem Jahr Europa durchfliegt, durchrennt, an keinem Orte länger als einen, höchstens zwei Tage verweilt, daß er auch hier eigentlich nur einen Rasttag halten wollte; es sind Wochen daraus geworden, ich gebe Ihnen mein Wort, wegen Ihnen allein ist er hier geblieben.“ Der Hofrat hatte seine Strafe richtig beurteilt, sie schrak zusammen, als er es aussprach.

„Wegen mir wäre er hier geblieben? Meinetwill—“ sie konnte nicht weiter, ein holdes Rächeln geschmeichelter Selbstzufriedenheit schwebte um die roten, frischen Lippen, der zarte Zuckerkorn ward überall zur Flamme, und wie von alters her das weibliche Geschlecht ein tiefes Räthsel für den Forscher war — war es Freude, war es Schmerz? — das überraschte Herzchen machte sich in heißen Thränen Luft. Das hatte der Hofrat nicht gewollt; er wollte wieder von neuem anfangen, wollte die lindernenden Mittel der Fröhlichkeit und des Scherzes auf die Wunde legen, die er so ganz ohne Absicht geschlagen hatte, wollte das Mädchen aufheitern, zerstreuen, aber war es denn möglich, war

das möglich, wenn man dieses Auge in Thränen sah? So mit ihrem Schmerz beschäftigt, hatte er ganz überhört, daß man schon zweimal an der Thüre geklopft habe; leise wurde sie endlich geöffnet, auf dem weichen Fußteppich hallte kein Schritt — Ida war es, als wehe sie ein kühlendes Rüstchen an, es war ihr so wunderwohl und süß zu Mut, sie nahm das Tuch von den weinenden Augen und that einen lauten Schrei, denn vor ihr stand in voller Lebensgröße Graf Martiniz.

Auch dem Hofrat erstarb das Wort auf den Lippen vor Stauen, gerade in diesem Augenblick den Mann zu sehen, von welchem er und Ida gesprochen hatten. Doch der gewandte junge Mann ließ sie nicht lange in diesem peinlichen Stillschweigen, er entschuldigte sich, so unberufen eingetreten zu sein, er habe aber niemand zum Anmelden gefunden, und auf sein wiederholtes Pochen habe niemand geantwortet. Er setzte sich neben Ida und fragte mit der Zutraulichkeit eines Hausfreundes, ob er den Grund ihres Kummers nicht wissen dürfe? Ach! er war ja der Grund dieses Kummers, ihm galten ja diese Thränen, die aus den geheimnißvollen Tiefen des liebevollen Mädchenherzens heraufdrangen.

Sie wollte antworten, die Stimme versagte ihr; sie wollte lächeln, aber ihre unwillkürlich strömenden Thränen strafte sie Lügen; er hatte so freundlich, so zart gebeten, an ihrem Schmerz teilnehmen zu dürfen, daß es sie immer mehr und mehr rührte. Mit einem Feldherrnauge schante der Hofrat in diese wirren Verhältnisse; rasch mußten die Blößen benützt werden. Der Zweck heiligt die Mittel, dachte er, wirf sie beide in einen wirbelnden Strom, sie werden sich eher finden, sich vereint an den Strand hinausretten; er ergriff also sein Hütlein, brach auf und flüsterte dem Grafen laut genug, daß es Ida hören konnte, ins Ohr:

„Und wenn Sie noch zehn Jahre so da sitzen und nach ihrem Kummer fragen, sie sagt Ihnen doch nicht, warum sie weint. Um Sie, bester Graf, weint das Fräulein, weil sie meint, Sie seien unglücklich, und doch nicht helfen kann.“ Mit schnellen Schritten witschte er aus dem Zimmer, es war ihm zu Mut wie einem, der gesäet hat und doch nicht weiß, was aufgehen wird. „Der

Würfel liegt“, sprach er bei sich, als er die Treppe hinabeilte, „er liegt, zählet nun selbst die Augen und vergleichen euer Grad oder Ungrad!“

Entdeckung.

Die beiden jungen Leuten saßen sich gegenüber wie die Götzen; keines wagte von Anfang ein Wörtchen zu sagen, selbst den Atem hielten sie fest an sich. Dem Fräulein hatte der Hofrat durch seinen gewagten Scherz alles Blut aus den rothigen Wangen gejagt; es war ihr, als stäche ihr einer einen Dolch von Giszapfen in das glühende Herz, und ein anderer schütte eine Kufe des kältesten Wassers über sie herab, und im nächsten Augenblick war ihr wieder so brüthig heiß zu Mut, als ob die Feuerflammen-Brandung der Lava in ihren Adern siedet und ein Rheinstrom von rotglühendem, flüssigem Eisen durch alle ihr Nerven sich ergösse. Sie wußte nicht, sollte sie ausspringen und davonlaufen, sollte sie lachen oder vor Unmut über diese Unzartheit weinen, ein tiefer Seufzer entriß sich dem gepreßten Herzen —

Und Martiniz — was hilft in solchen Momenten das vollendetste Studium dessen, was wir Welt nennen? Er war auf Hofbällen von Kaisern und Königen gewesen, er hatte mit einer Fürstin eine Polonäse eröffnet und ihr dabei die Schleppe von der drap d'argenteenen Hofrobe abgetreten, daß ihr die Fesseln vom Leib hingen, und hatte dennoch dabei die Fassung behalten, obgleich die Durchlaucht einen ganzen Kartätschenhagel aus ihrer Augenbatterie auf ihn spielen ließ. Er hatte — doch was konnte es ihm in diesem süßen Augenblick helfen, daß er sich sonst nicht so leicht verblüffen ließ? Der Moment riß ihn hin; sie, die er mit aller Macht heimlicher Glut liebte, sie, die in seinen Träumen allnächtlich ihm erschien und ihn zum Gott machte, sie hatte um ihn geweint, weil sie ihn für unglücklich hielt.

Und als er jetzt zu ihr hinaufblinzelte, als er die rührende Scham auf dem engelreinen Gesichtchen, das holde Lächeln um den Mund, tiefer herab die Schneepracht des Halses, dieses Nackens, dieser Brust ansah — er hatte auf seiner großen Tour alle Galerien der Welt, die Kunstschätze der Malerei, die locken-

den, majestätischen, niedlichen Formen der alten und neuen Bildhauerkunst gesehen, mit wahrhaftem Kunstfleiß studiert, und was waren sie, was war Venus und alle Grazien, was war Madonna und alle die herrlichen heiligen Gesichtchen aller Zeiten und Schulen gegen dieses geheimnißvolle Amorettenköpfchen? Es lag Ein Liebreiz in diesem süßen Wesen. — Er hörte sie seuzzen, eine große, helle Perle hob sich unter den seidnen Wimpern; er ergriff ihre Hand und drückte seinen Mund darauf, sie zog das weiche Wunderpatzchen nicht weg.

„Können Sie zürnen, mein Fräulein“, hub er an, „daß ich zu so ungelegener Zeit“ — er hielt inne, um ihre Antwort zu erwarten — keine Antwort

„Wenn ich gewußt hätte, daß ich Sie nicht heiter finden würde, ich hätte mir gewiß nicht die Freiheit“ — noch keine Antwort.

„Sie haben einem Unglücklichen eine Thräne des Mitleids geschenkt, zarte Herzen wie das Ihrige verstehen einen tiefen Schmerz viel früher als andere, möge Gott Ihnen diese Thränen des Mitgeföhls vergelten, die mir so unendlich wohlthun“ — keine Antwort, nur Perlchen um Perlchen drängt sich über den feinen Rand der Wimpern.

„Sie zürnen mir also dennoch“, jühr Martiniz trübe lächelnd fort, „das beste wird sein, ich nehme mir die Freiheit, Sie ein andermal zu besuchen.“ Er wollte seine Hand aus der ihrigen ziehen, aber Ida hielt ihn fest.

„Herr Graf!“ flüsterte sie leise bittend —

„Warum nennen Sie mich Herr Graf“, antwortete Martiniz, „wie oft haben Sie versprochen, Martiniz, und wenn ich recht gut bin, Emil zu sagen.“

„Martiniz!“ flüsterte sie wieder.

„O, bin ich denn nicht mehr so gut wie gestern, oder sind Sie nicht mehr die freundliche, tröstende Ida wie früher?“

„Emil!“ hauchte sie kaum hörbar, aber in diesem einzigen Wörtchen lag ein so süßer Ton, dem alle Saiten in Emils Brust antworteten; voll namenloser Seligkeit beugte er sich von neuem auf ihre zarte Hand; doch er saßte sich wieder, und es war ihm

zwar jauer genug, aber dennoch kam er bald wieder in den rechten Takt der vertrauenden Freundschaft. Er bat sie, ihn geduldig anzuhören, er wolle ihr sagen, warum er so trübe und traurig durchs Leben gehe, und vielleicht werde sie ihn entschuldigen.

Er erzählte ihr die Geschichte seines unglücklichen Hauses, wie sie der alte Brttzwiß dem Hofrat erzählt hatte; aber den schrecklichen Verdacht, den der alte Diener nur ahnte und sich selbst nicht zu gestehen wagte, bestätigte er. Er erzählte, daß, als er aus jener langen Krankheit wieder zu völligem Bewußtsein und dem Gebrauch seiner Verstandeskkräfte gekommen sei, habe ihm das Leben und die ganze Erde so öde erschienen, daß er seiner Mutter und Schwester die selige Ruhe im Grabe gegönnt, ja beneidet habe; besonders seine Schwester habe er glücklich gepriesen, denn betrogen von dem Mann, den sie liebte, wie hätte sie ferner glücklich leben können?

Muß neue sei damals eine große Bitterkeit in seiner Seele gegen den Italiener aufgestiegen, der nur nach dem jernen Norden gekommen schien, um ein holdes Mädchen auf wenige Stunden glücklich zu machen und dann zu betrügen, einen Freund zu gewinnen und ihn dann zum unerbittlichen Rächer zu machen. Da habe man ihm einen Brief gebracht, den seine Schwester kurz vor ihrem Ende geschrieben habe; er enthielt das Bekenntnis einer tiefen Schuld, einer unwürdigen Schande. Antonio habe lange geahnt, daß er, obgleich ihr Verlobter, doch nicht der einzig Begünstigte sei. Er habe sie in einem Augenblick getroffen, der ihm keinen Zweifel über die Unwürdigkeit der Geliebten gelassen.

Doch zu edel, sie der Schmach und dem Unwillen ihrer Familie preiszugeben, habe er ihr erlaubt, seinen Verlobungsring fortzutragen, in wenigen Wochen wolle er Warschau verlassen und sie nie mehr sehen; ihren Ring, bei welchem sie ihm mit den heiligsten Eiden Treue geschworen, wolle er der nächsten besten Meze schenken.

„Dies war die einzige Strafe“, fuhr Martiniz fort, „die sich der edle, so schändlich betrogene Mann erlaubte. Wie unjelig rauh ich handelte, wissen Sie, mein Fräulein; meinem Sekundanten wollte er die Schande meiner Schwester nicht anvertrauen,

eine persönliche Zusammenkunft mit ihm schlug ich in meiner Wut aus, so stellte er sich denn mit seinem ganzen Unglück, mit seinem noch größeren Edelmut vor die Mündung meiner Pistole. Jenen ganzen Tag, da ich die Schuld meiner Schwester und seine Unschuld erfuhr, wütete ich gegen mich selbst.

„Ich wurde ruhiger, als es Abend wurde, aber zu derselben Stunde, wo er verschieden war, fühlte ich auf einmal seine Nähe, sein blutbedecktes Bild stand vor mir da, meine Seele faßte das Schreckliche nicht, ich versiel in Wahnsinn. Seit jener schrecklichen Stunde naht er mir alle Nacht und zeigt mir seine klaffende Wunde; kein Raum ist ihm zu weit, kein Gebet verschoncht ihn, er würde mir im frohesten Zirkel meiner Freunde erscheinen.

„Nur in eine Kirche scheint er sich nicht zu wagen, und meine letzte Zuflucht ist, mich jede Nacht an den Altar zu retten. Mein Leben ist für jede Freude verloren, mir blüht kein Frühling mehr, die Natur ist mir erstorben; ein rastloser Flüchtling, eile ich über die Erde hin, verfolgt vom Gespenste dessen, den mein unüberlegter Rachedurst erschlug. Ich bin Raim, der seinen edlen Bruder ermordete; ich fliehe und fliehe, bis sich mir eine frühe Grube öffnet, wohin sein blutiger Schatten nicht mehr dringt, wo ich ausruhe, ungekannt, unbeweint, der letzte Sprosse meines Stammes, ohne Denkmal als das der Blumen, die der Frühling aus meiner Nische keimen läßt.“

Ohne Jdas Antwort abzuwarten, hatte sich nach den letzten Worten Martiniz erhoben und war davongeeilt. Er war von seiner eigenen Erzählung so ergriffen, daß er die laute Teilnahme des geliebten Mädchens in diesem Augenblick nicht hätte ertragen können. Ihre zarte, stille Teilnahme, die tausend Zeichen der lautlosen Liebesprache hatten ohnedies schon so heftig auf ihn gewirkt, daß er die rasende Glut in seinem gepreßten Herzen kaum mehr beschwichtigen, daß er sich kaum enthalten konnte, die Thränen, die seinem Unglück flossen, von den zarten Wangen zu küssen. Wie eine trauernde Andromache saß Jda, das Engelsköpfchen auf ihr schneeweißes Händchen gestützt, und ließ die Thränen herab in den Schoß rollen. Nach und nach schien sie aber ruhiger zu werden, sie sah oft auf, und dann lag in dem schönen Auge etwas

so Schwärmerisch-Sinnendes, daß man glauben durfte, sie sinne über einen großen Entschluß nach.

So traf sie Berner, der mit einem Armenjündergesicht zur Thüre hereinkam; es hatte ihm unterwegs, nachdem der erste Kitzel über seinen gewagten Feldherrn-Einfall vorüber war, doch ein wenig das Gewissen geschlagen, daß er die Leutchen so im heillosen Zappel zurückgelassen habe; er mußte sich gestehen, daß die Sache auf diese Manier ebenso leicht ganz über den Haufen gerannt werden konnte; — doch da war er ja der Mann dazu, auch die vereitelsten Verhältnisse wieder zu entwirren. „Haben sie sich auch, wie ungeheißerte Gauderer, ein wenig verfahren“, dachte er, „der alte Berner weiß sie schon wieder ins rechte Gleis zu bringen.“ Als er aber den Grafen nicht mehr traf, als er sah, daß das Mädchen so gar bitterlich weinte und schluchzte, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen — da krießelte es ihm doch den Rücken hinauf, eine Gänsehaut flog über seinen Kadaver und schnürte ihm die Brust zusammen. — „Sicher einen dummen Streich gemacht“, brummte er vor sich hin; da schaute sich Zda nach ihm um, unter den verweinten Augen hervor traf ihn doch ein so mildes Lächeln, daß es ihm wieder wohl und warm wurde, als hätte er den besten Extrait d’Absinthe vor den Magen geschlagen. — „Habe ich ein dummes Streichelchen gemacht, mein Kindchen?“ fragte er kleinlaut, machte aber so verschmitzte, kluge Auglein dazu, daß Zda, so ernst sie sein wollte, lächeln mußte; sie gab ihm die Hand und erzählte ihm, wie sie von Anfang durch seine doch etwas gar zu indiscrete Äußerung sehr außer Kontenance gekommen, daß sie ihm aber jetzt nicht genug danken könne, denn der Graf habe ihr all sein Unglück, sein Leiden erzählt, und sie sei wie von ihrem Leben überzeugt, daß er von seinem Phantome könne befreit werden. Jetzt hatte ja der Hofrat Zda auf dem Punkt, wo er sie haben wollte; jetzt war er mit der ganzen Geschichte auf einmal im klaren und rieb sich unter dem Tisch vor Freuden und lauter Seligkeit die Hände. „Sie können und müssen ihn retten, und darum hat mir mein Genius das tolle Wagesstück von vorhin eingegeben; Sie müssen ihn überzeugen, daß alles Ausgeburt seiner Phantasie ist; Sie müssen machen,

daß er wieder den Menschen angehört, der gute Junge, daß er bei Tag freundlich und gesellig ist und nachts nicht mehr in die Kirche läuft. Ich will davon gar nicht sagen, daß es für seine Gesundheit höchst nachtheilig ist, alle Nacht sich vor einem blutigen Gespenst zu fürchten; aber bedenken Sie nur alle andern Unannehmlichkeiten, die ein solcher Umstand mit sich führt. Der Graf, ist er nun so recht im Feuer, so recht, was man sagt, im Zug — gibt es dann einen herrlicheren, angenehmeren Gesellschaftler als ihn? Da ist alles Leben, alles Feuer, das sprudelt von dem feinsten Wit, von der zartesten Geselligkeit, und um die Zeit, wo gewöhnlich der Champagnerpunsch, den Sie so trefflich zu bereiten wissen, oder Kardinal und für Liebhaber des Roten auch Bischof aufgesetzt werden soll, wenn man glaubt, jetzt geht es erst recht an, da wird er nach und nach ernster und stiller, zieht einmal um das andere die Uhr aus der Tasche oder läßt sie in der Tasche reperitieren, daß man glaubt, er habe ein Glockenspiel im Magen, und — hast ihn gesehen — schleicht er sich sans adieu fort und eilt der Kirche zu; der Mondwirtin kann ich es, ob ich gleich die heiligsten, fürchterlichsten Eide dazu schwöre, noch immer nicht begreiflich machen, daß er nicht auf ganz schlimmen Wegen im Dunkeln schleiche. „Ich weiß das besser“, sagt sie immer; „im Dunkeln ist gut munkeln — das mache mir ein anderer weiß.“ Und dann, wie unangenehm ist ein solches Verhältnis, wenn der Herr Graf einmal in den heiligen Stand der Ehe sich begeben soll. Zur Zeit, wenn da sein Weibchen ihre Tücher und Tücheltchen, ihre Röcke und Röckchen abgeworfen hat, wenn sie im Hemdchen und Nachtkorsettchen ins Bettchen schlüpft, ganz weit hinübrückt, um noch einem Zweiten Platz zum —“

„Was weiß ein alter Hagestolz, wie Sie“, unterbrach ihn das Fräulein eifrig, indem sie ihm mit den weichen Patschchen, über und über errötend, eines hinter das Ohr versetzte, die Knie zusammenknipp, schelmisch lächelte und innerlich beinahe plakte: „Was wissen Sie von Nachtkorsettchen und Schlafhäubchen, solche Dinge gehören ganz und gar nicht in Ihr Fach, und der Schuster, heißt ein altes Sprüchwort, der Schuster bleibe bei seinen Leisten.“

„Leider, Gott erbarm's!“ jenzte und knurrte der alte Kater-Murr-Berner mit komischem Pathos, „leider heißt es bei mir ne ultra crepitam*, ich darf nichts sehen als die hübschen Füßchen und höchstens, aller — allerhöchstens jahrs einmal ein hübsches Wäd—; doch um wieder auf Martiniz zu kommen. Ich habe hin und her gedacht, ich weiß nur Ein Mittel, wie man ihn der Welt wiedergeben kann. Wir mögen über die Thorheit des Gespensterglaubens an ihn hin predigen, solange wir wollen, er gibt uns recht, und in der Nacht sieht er dennoch wieder sein Phantom. Nein, man muß ihm auf ganz anderem Wege beikommen; Sie, Ida, Sie müssen in der Stunde der Mitternacht zu ihm an den Altar gehen, bei ihm bleiben in den Augenblicken der Angst, und ich stehe davor, er wird so viel an Sie denken, daß das Bild seiner Phantasie verschwindet.“

Ida sträubte sich vor diesem Hülfsmittel mit mädchenhafter Scheue; sie gab dem Hofrat zu bedenken, daß das sich aufdringen heiße; was die Welt dazu sagen werde, wenn sie einem landfremden Menschen in die Kirche nachlaufe, und dies und jenes — aber der Hofrat, der das Mädchen von seiner Kindheit an kannte, sah tiefer. Er sah, wie sich in ihr zwar das Mädchenhafte gegen das Unschickliche, das nach den Begriffen der Welt darin liegen könne, sträube, daß aber das Edle und Große, das sie, nur von wenigen gekannt, tief in der stolzen, jungfräulichen Brust verchloß, schon jetzt diesen Rettungsgedanken mit Wärme ergriffen haben müsse, denn in ihrem Auge sah er jenes stille Feuer ernstest Nachdenkens, ihre Brust hob sich stolzer, wie wenn sie eines großen Entschlusses mächtig geworden wäre. Er tröstete sie über den Gedanken, was die Welt sagen würde; unerkannt wolle er sie in der dunklen Nacht in die Kirche führen, „und landfremd“, fuhr er mit schalkhaftem Lächeln fort, „landfremd nennen Sie diesen Menschen? Mir wenigstens ist es in den vierzehn Tagen geworden, wie wenn ich ihn lange, lange gekannt hätte; und wer war es denn, der an jener Ballnacht, als wir den landfremden Menschen zum allererstenmal sahen, sagte: Ich möchte hingehen und fra-

* Nicht über den Leist hinaus!

gen, warum bist du nicht fröhlich mit den Fröhlichen, jage mir deinen Kummer, ob ich nicht helfen kann?“ Es ist etwas im weiblichen Herzen, das sie in einzelnen Momenten so hoch erhebt, daß sie Entschlüsse fassen und ausführen, wovor ein Mann vielleicht sich gescheut hätte. Auch Idas Herz war nicht unempfänglich für solche große Entschlüsse, die der kältere Beobachter mit Unrecht Schwärmerei nennt; sie lehnte sich an die Brust des alten Freundes und kispelte mit geschlossenen Augen kaum hörbar, aber fest entschlossen: „Ich will es thun, denn ich fühle es: der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme!“



Zweiter Theil.

Die Heilung.

Es war vierundvierzig Minuten auf Mitternacht, als aus des Präsidenten Haus ein paar dunkle Gestalten traten; die eine, größere, war in einen dicken Überrock geknöpft, den Hut tief ins Gesicht gedrückt; die andere, kleinere, hatte einen Shawl von dunkler Farbe um den Kopf geschlagen, war tief in einen Karbonaro eingewickelt, der aber zu lang schien, denn die Person, die ihn trug, mußte ihn alle Augenblicke aufnehmen. Die beiden Gestalten schlichen sich dicht an den Häusern hin, gingen mehrere Straßen entlang und verschwanden endlich im Portal der Münsterkirche.

Bald darauf kam ein Mann mit einer Laterne über den Münsterplatz; es war der Freilinger Küster; er schloß schweigend die große, garrende Kirchthüre auf und winkte den beiden Gestalten, einzutreten. Die kleinere schien zu zögern, als scheue sie sich, in den nachtrabenschwarzen Dom zu treten; als aber der Küster mit seiner Laterne voranleuchtete, schien sie mutiger zu werden und folgte, doch sah sie bei jedem Schritt unter dem Shawl hervor, als fürchte sie, irgend etwas Greulichs hinter den großen Säulen hervorgucken zu sehen.

Am Altar machten sie Halt. Der Küster zeigte auf einen breit vorspringenden Pfeiler, von wo aus man den Altar und einen großen Theil der Kirche übersehen konnte, und die beiden Verhüllten nahmen dort ihren Platz; die Laterne gab übrigens so wenig Licht, daß man, ohne näher zu treten, die an dem Pfeiler Sitzenden von dem übrigen Dunkel nicht unterscheiden konnte. Zudem hörte man den Glockenhammer im Turme jurren und zum Schlag

ausholen, der erste Glockenschlag von Mitternacht rollte dumpf über die Kirche hin, und zugleich hallten eilende Schritte den mittleren Säulengang herauf dem Altar zu. Es war Martiniz mit seinem Diener.

Blaß und verstört setzt sich jener, wie er alle Nacht zu thun pflegte, auf die Stufen des Altars.

Zuerst sah er still vor sich hin, er weinte und jenzte, und wie in jener Nacht, da ihn der Küster zum erstenmal gesehen hatte, rief er mit wehmütiger, bittender Stimme: „Bist du noch immer nicht verjöhnt? Kannst du noch immer nicht vergeben, Antonio?“ Seine Stimme tönte voll und laut durch die Gewölbe der Kirche, aber kaum war der letzte Laut verhallt, da rief eine silberreine, glockenhelle Stimme wie die eines Engels vom Himmel: „Er hat vergeben!“ Freudiger Schrecken durchzuckte den Grafen, seine Wangen röteten sich, sein Auge glänzte, er streckte seine Rechte zum Himmel hinauf und rief: „Wer bist du, der du mir Vergebung bringst von den Toten?“ Da rauschte es an jenem vorjpringenden Pfeiler, eine dunkle Gestalt trat hervor, der Graf trat bebend einen Schritt zurück, sein Haar schien sich emporzusträuben, sein Blick hing starr an jeder Bewegung des Nahenden, die Gestalt kam näher und näher, der milde Schein der Laterne empfing sie, noch einige Schritte und — der dunkle Mantel fiel, ein seraphähnliches Wesen, — Ida — mit der Taubenfrommheit eines himmlischen Engels schwebte auf den Grafen zu. Dieser war in ein willenloses Hinstarren versunken, noch immer glaubte er einen Bewohner höherer Räume zu sehen, bis ihn die süße, wohlbekanntete Stimme aus der Betäubung weckte:

„Ich bin es“, flüsterte, als sie ganz nahe zu ihm getreten war, das nuttige, engelschöne Mädchen, „ich bin es, die Ihnen die Vergebung eines Toten verkündigt. Ich bringe sie Ihnen im Namen des Gottes, der ein Gott der Liebe und nicht der Qual ist, der dem Sterblichen vergibt, was er aus Übereilung und Schwachheit gesündigt, wenn ernste Reue den Richter zu verjöhnen strebt. Dies lehrt mich mein Glaube, es ist auch der Ihrige; ich weiß, Sie werden ihn nicht zu schanden machen. Du aber“, setzte sie mit feierlicher Stimme hinzu, indem sie sich gegen das Schiff der

Kirche wandte, „du, der du durch die Hand des Freundes siehst, wenn du noch diesseits Ansprüche hast an dieses reuevolle Herz, so erschein' in dieser Stunde, zeige dich unseren Blicken oder gib ein Zeichen deiner Nähe!“ Tiefe Stille in dem Gotteshause, tiefe Stille draußen in der Nacht, kein Lüftchen regte sich, kein Blättchen bewegte sich. Mit selbigem Lächeln, mit dem Sieg der Überzeugung in dem strahlenden Auge wandte sich Ida wieder zum Grafen: „Er schweigt“, sagt sie, „sein Schatten kehrt nicht wieder, — er ist verjöhnt!“

„Er ist verjöhnt“, jubelte der Graf, daß die Kirche dröhnte, „er ist verjöhnt und kehrt nicht wieder! O Engel des Himmels, Sie, Sie haben ihn gebannt, Ihre treue Freundschaft für mich Unglücklichen, die ebenso hoch, ebenso rein ist als Antonios Treue und Großmut, sie hat den blutigen Schatten verjöhnt, wie kann ich Ihnen danken —“

„Danken Sie dem, der stark war in mir Schwachen“, jagte Ida, indem sie ihm sanft die Hand entzog, die er gefaßt und mit glühenden Küßten bedeckt hatte, „wollen Sie aber mir etwas mehr gönnen als das Bewußtsein, dem Freunde genügt zu haben, so danken Sie mir dadurch, daß Sie sich wieder den Menschen schenken, daß Sie wieder heiter und froh sind, wie es Menschen gebührt, denen Gott die schöne Erde zu einem Ort der Freude geschenkt hat.“ Sprachlos faßte er das zarte Händchen wieder und drückte es an sein klopfendes Herz, sein freundiges Lächeln, ein seliger Blick sagten ihr, daß er erfüllen wolle, was sie ihm geheißten.

Der Hofrat war indes näher getreten und hatte mit freundiger, zuweilen etwas schalkhafter Miene die schöne Gruppe betrachtet. Man konnte aber auch nichts Schöneres sehen. Der hohe, schlanke, junge Mann mit dem zarten, sprechenden Gesicht, aus dem jetzt alle Wehmut, alle Trauer gewichen war, das jetzt nur Freude und Glück aussprach, an seiner Seite die feine Seraphgestalt mit dem lieblichen Engelsköpfchen, das aus den sinnigen, schmelzenden Augen so freudig, so schmachtsend an jenem hinaufjah, — sie beide umstrahlt von dem ungewissen, milden Schein der Laterne, an den Seiten und im Hintergrund der Altar

und die wunderbarlich geformten Bogen und Säulen des majestätischen Tempels. „Nun“, dachte Berner, „sei es um ein paar Wochen, dann sind wir zu guter Tageszeit wieder hier am Altar, dort auf den Stufen steht dann der Herr Pastor primarius, und weiter unten müssen mir die beiden Leutchen dort knien; der Herr Pastor spricht dann den Segen und sie sind kopu—“

Es zupfte ihn etwas am Rockschöß, er sah sich um. Der alte Brttzwisl stand hinter ihm und wischte sich einmal über das andere die alten Augen, die vor seliger Nührung übergingen. „Das ist Ihr Werk, Herr Hofrat“, schluchzte er, „möge es in Zeit und Ewigkeit —“ — „Sei still“, flüsterte Berner, „dein Werk ist es, denn hättest du nicht endlich geschwagt, so spukte der Herr Antonio nach wie vor.“

Der alte, treue Diener nahm aber das Lob nicht an, „nun am Ende ist es doch der Himmelsengel dort“, schluchzte er weiter, „der es vollbracht hat, ohne sie hätten wir anzetteln können, was wir hätten wollen, wir hätten doch nichts zuwege gebracht. Morgenden Tages schreibe ich alles dem alten Herrn Onkel, und der kann nicht anders, er muß seinen Segen zu der holdseligen, zukünftigen Frau Gräfin—“ Ein Wink seines Herrn unterbrach ihn, er eilte zu ihm hin, küßte die Hände des Grafen und den Saum von Idas Gewand und brachte dann, wie ihm der Graf befahl, Idas Mantel. Scherzend, als ging es von einem Ball nach Hause, hing Martiniz dem holden Mädchen den Mantel um und hüllte ihr das Köpfchen so tief in den Shawl, daß nur noch das feine Näschen hervorjah; der Hofrat führte sie, der stillselige Graf ging neben seiner Ketterin her, und Berner wurde gar nicht eifersüchtig, daß diese das Gesichtchen immer nur dem Grafen und viel seltener ihm zuwandte.

Brttzwisl und der Küster, der ganz traurig schien, daß seine Thalerquelle doch endlich versiegt war, schlossen den Zug. „So Gott will“, sagte zu ihm der alte Diener, als er die Thüre schloß, „sind wir zum letztenmal nachts da drinnen gewesen; dir soll es übrigens dennoch nichts schaden, alter Kautz; wenn deine durstige Seele nach einem Glas Wein verlangt, so komme nur zum alten Brttzwisl in den Mond, da setzen wir uns denn hinter den Tisch,

die Frau Wirtin muß Alten geben, und wir trinken dann auß Wohlsein meines Herrn und des schönen Fräuleins.“

Neue Entdeckung.

Der alte Brtzwißl kam am andern Morgen mit einem Gesicht, auß welchem man sich nicht recht vernehmen konnte, zum Hofrat; er wünschte mit freundlichem Grinsen guten Morgen und zischte doch dabei, wie wenn er Rhabarber zwischen den Zähnen hätte, ein „wenn nur das heilige Kreuzdonner—“ oder „wenn nur das Mohren-Kraut=Stern=Elementerchen“ um das andere heraus. Er rapportierte, daß er einen Brief von der alten Excellenz, dem Oheim, habe, worin ihm dieser ankündige, daß er seine Briefe nach Tüfelbronn, einer Badeanstalt zwischen Freilingen und der Residenz seitwärts gelegen, zu schicken habe „Der Ruckuck!“ rafaunte der alte, treue Knecht, „hätte der alte Herr nicht die vierzehn Meilen weiter machen können; jetzt wäre er hier in Freilingen und schaute das Glück seines Herrn Bruderjohnes mit leiblichen Augen, könnte nebenbei auch den Hochzeitvater vorstellen! Was hilft mich das, daß er wieder schreibt: ‚Brtzwißl, scheue keine Kosten, wir können es ja bezahlen, wenn der Himmel unserm Emil wieder gesunden Menschenverstand verleihen will.‘ Was hilft mich das? In allen Nestern von Italien, Frankreich, Schweden, Norwegen, England, Holland, wo wir herumfuhren, habe ich keine Kosten geschenkt; ich mag gar nicht denken, was nur die Doktores kosteten, wenn ich allemal die Antwort bekam: ‚Reise weiter! Zerstreuung hilft! Glückliche Reise.‘ — Jetzt, wo wir hier Zerstreuung und Freude umsonst hatten, wo ein Engelschen meinen armen Herrn kuriert hat, jetzt soll ich keine Kosten scheuen? Was hilft da der verfluchte Mammon? Kann ich dem Fräulein sechs Louissdors geben wie einem Doktor oder Professor?“

So knurrte der alte Kauz bei dem Hofrat; die Worte pullerten ihm nur so hervor, es war ihm ganz ernstlicher Ernst mit der Sache, und er war auß sich und die ganze Welt ergrimmt, daß er jetzt nicht stande pede eine Hochzeit herbezgen konnte. Der Hofrat sah ihn ganz erstaunt an und hielt sich den Bauch vor Lachen;

so koutisch kam ihm des alten Gesellen Wüten vor: „Alter Narr!“ rief er endlich, „muß man dir denn die Nase draußstoßen und eine Brille aufsetzen, daß du findest, was du suchst? Kannst du dich denn nicht hinsetzen und die ganze Geschichte von den letzten vierzehn Tagen deinem alten Herrn schreiben und dabei einfließen lassen, daß dein Herr zum Sterben in das Mädchen verschammet sei? Und wenn der Herr Onkel das weiß, nun ja — das Fräulein ist von gutem Adel, ich sehe nicht ein, was für ein besonderes Hindernis —“

„Weiß Gott, so thu' ich“, rief Brtzwijl und setzte vor Freunden den Respekt so ganz aus dem Auge, daß er einen Klagen sprung in die Luft machte, „aber eines fehlt doch immer noch; mein Herr sollte nur erst mit dem Fräulein im reinen sein; aber geben Sie acht, geben Sie acht, der macht uns einen Streich! Er ist so blöde, so furchtjam —“

Wenn er es nur gewußt hätte, der alte Brtzwijl! Sein Herr saß, indem sein Diener von seiner Blödigkeit perorierte, bei Ida auf dem Sofa, der Präsident, der nur so auf ein Viertelstündchen in seiner Tochter Boudoir eingesprochen hatte, neben ihm. Was es doch eine eigene freie Kunst um das Augenparlieren ist; da schwanken jetzt die guten Leutchen ein langes und breites mit dem Herrn Papa von Bergen und liegenden Gründen, nebenher hielten sie sich die schönsten Reden durch versthlene Blicke, mit einer Beredsamkeit, einem rednerischen Feuer, von dem selbst Cicero in seiner Rednerkunst keine Ausschlüsse gibt, und wovon auch kein Wörtchen weder in der Syntax der deutschen Sprachlehren noch in den verschiedenen Rhetoriken und ästhetischen Vorlesungen steht, die alljährlich von den Kathedern abgehaspelt werden. Der Präsident taute immer mehr auf, denn Martini sprach von einem bedeutenden Güterkauf, den er in hiesiger Gegend im Sinne habe, und der gute Präsident glaubte nicht anders, als seine Aufmunterungen haben den Grafen auf diesen vernünftigen Gedanken gebracht, und wenn er es vollends dazu bringen könnte, daß der Graf die Gräfin Marstein — er gratulierte sich schon im voraus zu einem allergnädigsten Handschreiben, besah lächelnd seine Brust, wo nächstdem das Großkreuz des Zivil-Verdienstordens

paradieren werde, nannte Martiniz seinen neuen Landsmann und sein liebes Gräschen und zog sichernd und schmalzend über seine vortrefflich gelungene Negoziation zum Zimmer hinaus.

Das Tête-à-Tête.

Solange er da war, war es dem Grafen und Ida ziemlich leicht zu Mut; zwar prickelte es beiden ein wenig ängstlich im Herzen, denn das Wiedersehen nach einem so wichtigen Moment, wie die gestrige Mitternacht war, führt immer eine kleine unabweisbare Verlegenheit mit sich; man ist nicht sicher, den Ton gleich wiederzufinden, in welchem man sich verlassen hat. Denn das ist keinem Zweifel unterworfen, daß man wie in jedem Gespräch, so auch in dem Flüstern der angehenden Liebe abends wärmer ist und in einer Viertelstunde weiter kommt, als den Morgen nachher, wo schon der Verstand mehr mit der Phantasie über die Haushaltung rechnet. Daher war es Martiniz auf den ersten Augenblick des Alleinseins mit Ida bange; er war so traulich von ihr geschieden, er hätte ihr gestern abend alles, alles sagen können, wovon sein Herz so voll war — und jetzt, jetzt hatte er wieder allen Mut verloren. Er hatte mit den ersten Damen von vier großen Reichen geschertzt und gelacht, ohne sich von den imposantesten Schönen verblüffen zu lassen — wo war sein Mut, seine Gewandtheit diesem Mädchen gegenüber. Es war aber auch unmöglich, bei dem Engelkind die Fassung zu behalten; — erfreute der herrliche Tannenwuchs, das Ungezwungene, Graziöse der Haltung das Auge, war man beinahe geblendet von dem Lilienschnee der Haut, von der jungfräulichen Pracht des Mabafterbusens, war man entzückt von dem Rosenjamt der blühenden Wangen, von den zum Kuß geöffneten Korallenkissen, war man wunderbar bewegt von dem lieblichen Kontrast, den ihre brandbrand-brand-raben-raben-kohlen-tinten-schwarzen Ringellockchen und orientalisches geschweißten Brauen mit den Cyanenaugen machten, war man hingerissen von dem Zauberlächeln, das die Grübchen in den Wangen, die Perlen hinter dem schöngeformten Mund zeigte, hätte man hinfliegen mögen, die zarte Taille

mit dem einen Arm zu umfassen, mit dem andern das Amorettenköpfchen recht fest Mund auf Mund zu drücken — oh! so durfte sie ja nur das Auge aufschlagen, durfte nur jenen Blick voll jungfräulicher Hoheit auf den sündigen Menschen und seine Begierden herabbliken lassen, so schlich man sich so duchs und geschmiegt hinter die Grenzbarrieren der Bescheidenheit zurück, als haben einen zehn Paszvitatoren und zwanzig Gendarmen dahinter zurückgedonnerwettert. — Das ist der Zauber reiner Jungfräulichkeit. Man sage, was man will, von Verdorbenheit der Sitten und daß kein reputierliches Frauenzimmer mehr allein auch nur eine Meile weit reisen könne; an den Männern liegt es wahrhaftig nicht, sondern an jenen selbst, die ohne den Schutz- und Geleitsbrief jungfräulicher Keinheit in Blick und Mienen hinausgehen. Der Graf war kein solcher Geck wie viele unserer heutigen jungen Herren, welche glauben, jedes Herz, das sie lognettieren, müsse auch unwillkürlich von ihrer interessanten Erscheinung hingegriffen sein. Nein, seinem scharfen Auge war es nicht entgangen, wie Ida diese saubern Herren, als sie sich mit ihrer dreisten, handgreiflichen Unverschämtheit an sie drängten, hatte ablaufen lassen; wenn auch ihm keine solche Zurechtweisung bevorstand, wenn er sich auch schmeicheln durfte, von diesem Phönix von Mädchen vor allen ausgezeichnet worden zu sein, wenn er sich auch eines höhern Wertes bewußt war, wer stand ihm dafür, daß nicht dieses Mädchen, das gewiß auf ihre Freundschaft einen hohen Wert legte, sich tief beleidigt fühlen werde, wenn er zärtlichere Gefühle äußerte, wer stand ihm dafür — zwar der Hofrat hatte es ihm zu duzend Malen mit den fürchterlichsten Eiden geschworen, daß es nicht so sei, aber was wußte der Hofrat von den Heimlichkeiten eines tiefen Mädchenherzens, wer stand ihm dafür, daß sie nicht schon einen anderen, würdigeren lie—

Nein! er konnte den Gedanken nicht ertragen, die ganze Nacht hatte es ihn gepeinigt; die guten Betten, über welche er jeden Morgen der Frau Mondwirtin viel Schönes gesagt hatte, waren hart und schneidend wie die Latten, auf welche er sonst seine ungezogensten Manen geschickt hatte; die Kopfkissen — Jakobs Stein muß ein Eiderdunpfühl dagegen gewesen sein, denn er konnte ja

darauſ ſchlafen und ſogar eine Himmelsleiter träumen, die ihn in den Himmel — es peinigte ihn den ganzen Morgen und Vormittag, biß er endlich den Rieſenentſchluß faßte, ſich Gewißheit zu verſchaffen.

Noch auf der Treppe hatte er Löwenmut, er ſtieg die Stufen hinan, als wären es die ſchiefen Seiten einer feindlichen Batterie; noch ſolange der Papa dabei ſaß, flüſterte er ſich zu, daß er mehr Mut beſiße, als er gedacht habe; ihr Blick ſchien ihm heute beſonders glänzend, ſchien ihn ſelbſt aufzunehmern. Aber nein, es war ja nur das gewöhnliche freunſchaftliche Wohlwollen; er wünſchte den Papa zum Fenster oder in ſeine Kanzlei, und doch hätte er ihn, als er ging, beim Frackzipfel nehmen und feſthalten mögen. Jetzt Mut! — aber es ſchnürte ihm die Kehle zuſammen, er konnte nicht anfangen, alles ſchien ihm zu gemein, zu trivial für dieſe Stunde —

„Warum ſo ſtill und trübe, Martiniz?“ fragte Ida, als der Graf noch immer keine Worte finden konnte. „Sie ſind doch wohl nicht krank?“ Wie wohl that ihm dieſe Teilnahme! — Das Geſpräch war eingeleitet, und dennoch konnte er nicht weiter. Da fiel ihm auf einmal ein Gedanke ein — er beſchloß, ihn auszuführen; er nahm noch einmal das Thema von vorhin auf und ging die Landſitze, die ihm angeboten worden waren, einzeln durch. Auf allen war Idchen bekannt, und wie unendlich hübſch ſtand es dem Mädchen, wenn ſie ſo von der Landökonomie ſo funterbunter plapperte, wie ihr das Schnäbelchen gewachſen war. Es war ihm, als läße er ſchon mit ihr abends vor der Thüre ſeines Schloßchens, die Kinderchen alle um ihn her im Gras, wie es auf ſeines Vaters Schloß gehalten wurde, und neben ihm, neben ihm Ida als züchtiges, hübſches, allerliebſtes Frauchen; und wie ſie dann — nein, es war zu hübſch, wenn er es ſich ſo vorſtellte, — wenn ſie dann ſorglich die Kinder hineinſchickte — und ſelbſt aufſtand — und ihn bei der Hand nahm — und die andere Hand ihm auf die Stirne legte, — und, ja — und dann ſagte: „Männchen, es macht hier unten ſchon etwas kalt, wollen wir nicht zu Bet—“

„Da ſiße ich ſchon ein gutes Halbviertelſtündchen“, unter-

brach Ida mit fröhlichem Lachen sein Selbstgespräch, „und sehe Ihnen zu, wie Sie so gar nachdenklich sind, als wollten Sie die Quadratur des Kreises ausklügeln; wo haben Sie nur Ihre Gedanken, gewiß saßen Sie schon auf irgend einem Landgut und janneten nach, wie lustig Sie sich dort die Tage vertreiben wollen?“

„Ach“, antwortete Emil, „so lustig wird es wohl dort nicht werden, wenn man so allein, so ganz allein auf der Erde ist.“

„Nun, das kommt ja nur auf Sie an, Sie können sich die Einöde froh machen, können Freunde zu sich bitten —“

„Freunde?“ fragte Martiniz mit sonderbarem Ausdruck der Stimme; „es ist wohl etwas Gutes um Freunde, aber sie kommen und gehen, und das Herz verlangt nach etwas Bleibendem.“

— „Wer bedenkt“, antwortete Ida mit gerührtem Blick auf den jungen Mann, „wer bedenkt, wie viel Sie schon verloren haben, wird Sie um diese Ansicht nicht scheuten; Sie haben recht, es ist nichts Bleibendes auf der Erde.“ So hatte aber der Graf auch wieder nicht gemeint. „Nein“, sagte er, „es hieße dem Leben seinen schönsten Reiz ablügen, wollte man dies so streng behaupten, etwas ist, was dem Mann in jedem Wechsel bleibt, Ihnen darf ich es sagen, was ich meine; Ihnen, die in dem ersten Augenblick dem Unglücklichen ihre zarte Theilnahme schenkte, die durch die zarten Bande der Gastfreundschaft mein Herz wieder für die edlen Freuden der Geselligkeit öffnete, die, wenn alle Menschen mich verkannten oder über mein Unglück spotteten, mir treue Theilnahme und reichen Trost gewährten, die mir aus gläubiger, frommer Freundschaft selbst in jene Schreckensstunde, die mich von den Menschen verbannte, nachfolgte, die den Fluch von mir nahm, der mich von Land zu Land rastlos fortscheuchte, dir, du reines, holdes, ewig heiteres Engelstind darf ich sagen, was mir fehlt, du hast mir ja immer geholfen, mir fehlt — sei du es mir — ein liebes Weib —“

Mit steigendem Erstaunen war Ida der Rede Emils gefolgt — ihr Auge hing an seinen Lippen, ihre Hand zitterte in der Feingebildetheit, denn sie meinte nicht anders, als ein neues noch fürchterlicheres Geheimniß zu vernehmen. Mit einem Schrei der Überraschung, der Freude, der Verlegenheit, flog sie daher vom Stuhle

auf, als er endete. — „Herr Graf — Marti —“, flammelte sie in steigender Verlegenheit, ihr Gesicht brannte in den hohen Gluthen bräutlicher Scham.

„Mein Mädchen, meine Ida“, flüsterte Martiniz und zog sie zu sich herab in seine Arme, er nannte sie mit den süßesten Schmeichelnamen, „o laß mir noch einen Glauben, noch eine Hoffnung, laß mir noch einen Trost, den deiner Liebe“. — „Mein Emil!“ hauchte sie aus den süßen Lippen hervor — und der Graf preßte sie in stürmlichem Entzücken an die Brust, wollte eben den ersten, heiligen Kuß reiner Lie —

Da schmetterten Posthörner die Straße herab, ein schwerer Reisewagen rasselte dröhnend über das Pflaster und hielt vor des Präsidenten Haus, aufgeschreckt wie ein Reh flog Ida aus des Grafen Armen und riß das Fenster auf — aber erbleichend trat sie zurück — „Mein Gott im Himmel!“ rief sie, „es ist die Gräfin Marstein.“ — Die Saat des Bösen reißt schnelle.

Das Unkraut im Weizen.

Die höllischen Latwerge und Rhabarbermütschen aus der Leumundfiederei Schulderoff und Komp. thaten ihre Wirkung vollkommen. Kaum hatte Onkel Sorben, eine jener Hoffeelen, die durch Intrigen geboren, mit Intrigen großgezogen werden und sicher einmal an einer Intrige sterben, die sie gegen den Tod oder den Meister Urian anzetteln — Onkel Sorben hatte kaum den Brief seiner liebenswürdigen Posaunen — Seraphs — Nichts zu Gesicht bekommen, als er wie wütend nach seinem Stadtwagen schrie. War doch die Geschichte so geschickt, so fein eingädelt gewesen, und Geschenke — vom Herrn eine Dose, vom Staatssekretär ein Staatssouper, von der Gräfin ein Paar Pferde und sonst noch was, was ein alter Kauz wie er nie verschmäht, und dies alles sollte ihm so ein naseweises Ding, die kaum hinter den Ohren trocken, wegliebängeln.

Die Röte des Zornes lag noch auf seinem Gesicht, als er bei der Gräfin vorgelassen wurde; er traf sie allein, nur der Rittmeister Sporeneck, ihr täglicher Gesellschafter, war dort. Der letz-

tere hatte einen Brief in der Hand, aus welchem er soeben etwas Unangenehmes vorgelesen haben mochte, denn die Gräfin schien mit Mühe sehr heiter zu sein, ihr kolossaler Busen wogte ungestüm auf und ab.

„Gyzellenz“, krächzte Sorben aus seiner angegriffenen Brust hervor, „Gyzellenz! da bekomme ich soeben ganz sonderbare Nachrichten von Ihrem Zukünftigen aus Freilingen.“ — Die Gräfin und der Rittmeister warfen sich bedeutende Blicke zu, aber der grane Hofmann ließ sich nicht merken, daß er es gemerkt habe — „ja, aus Freilingen; er soll dort en passant ein galantes Verhältniß mit einer jungen Dame, des Präsidenten von Sanden Tochter, angeknüpft haben; solches wäre nun unter andern Umständen ziemlich gleichgültig, Gyzellenz werden sich aber vielleicht noch aus dem Brief aus Warschau erinnern, daß der Herr Graf ein Schwärmer genannt wurde, und einem solchen, wissen Sie wohl, ist nicht zu tr—“

„Nicht zu trauen, da haben Sie recht, lieber Sorben, da haben Sie recht, und ich danke Ihnen für Ihren Eifer. Die Sache ist übrigens einmal so weit eingeleitet, daß das Gräschen daran muß, es mag wollen oder nicht; — was schreibt sein Onkel?“

Diese Querfrage brachte den Geheimrat beinahe ganz außer Fassung, denn sein Gewissen sagte ihm, daß er in dieser Hinsicht ein gewagtes Spiel spiele. Als nämlich Graf Martiniz ins Land kam, als man überall von seinem Reichthum sprach, der Staatssekretär ihn für eine gute Prijs erklärte und alle Segel aufspannte, um ihn für die Gräfin zu kapern, da wollte es Sorbens Glückstern, daß ihm eine bedeutende Rolle zufiel.

Er hatte in Karlsbad den alten Onkel Martiniz kennen gelernt und stand jetzt noch in einiger Korrespondenz mit ihm. Sein Geschäft war es daher, den alten Polen für die Heirat seines Neffen mit der Gräfin Marstein zu gewinnen; er hatte sich auch nicht anders gedacht, als er werde leichtes Spiel haben, der alte Graf wußte ja nichts von den fatalen Verhältnissen der Marstein, und — ja, es mußte gehen, er schrieb dem alten Martiniz und trug ihm gleichsam die Hand der Gräfin für den Neffen an. Mittlerweile hatte er, um sich bei der Gräfin, die dem regieren=

den Hauſe ſo nahe verwandt war, wichtig und unentbehrlich zu machen, viel von ſeinem großen Einfluß peroriert, den er auf ſeinen Intimus, den alten Martiniß, habe, und jedesmal, ſo oft auf die Heirat die Rede kam, ganz zuverſichtlich geſagt: „Es fehlt ſich gar nicht, der alte Pole muß wollen, was ich will, und damit holla!“

Das Ding hatte aber doch einen Haken; der Graß hatte ſeinem Karlsbader Freund wieder geantwortet, „daß dieſe Verbindung mit einer ſo erlauchten Dame ſeinem Neffen wie dem ganzen Hauſe Martiniß nicht anders als zur größten Ehre gereichen könne, und daß er ſich unendlich freue, die ſchöne Gräfin einmal als ſeine Schwiegernièce zu umarmen“. Bis hieher war es nun ganz gut, jezt aber kam der Haken. „Was übrigens ſein Votum in der Sache betreffe“, ſchrieb er weiter, „ſo müſſe er ſich mit Wünſchen begnügen, denn er habe den Grundſatz, in ſolche Affairen ſich auch nicht im geringſten einzumischen; ſein Neffe kenne ihn auch von dieſer Seite vollkommen und wiſſe, daß er ihn zu keiner Verbindung weder zu- noch abratet werde. Er ſolle einmal nach Liebe heiraten; natürlich nicht unter ſeinem Stand, wenn er aber dieſe Grenze nicht überſchreite — gebe er ſeinen Segen zu jeder Wahl.“

Das war nun ein verzweifelter Haken; Sorben hatte ſich vorgeſtellt, der Alte werde bei einer Gräfin Marſtein ſogleich mit beiden Händen zugreifen und ſie dem Herrn Neveu als Frau Gemahlin präſentieren ohne weitere Sperranzien; wahrhaftig, man mußte im Norden noch weit, ſehr weit in der Kultur zurück ſein, daß man von einer Heirat nach Liebe ſprechen konnte; doch der Karren war ſchon einmal verfahren und konnte auf dieſer Seite nicht mehr herausgehändert werden, der alte Herr von Sorben dachte alſo: „vogue la galère¹, der alte Narr muß wollen!“ machte gute Miene zum böſen Spiel und jagte dem Staatsſekretär und der Gräfin, der alte Martiniß ſei vollkommen damit einverſtanden. Ein böſes Gewiſſen behielt er aber bei der Sache noch immer; wenn ja das Gräſchen Goldſiſchchen doch

¹ Franz., d. h. möge das Schiff dahinjegeln, ſ. v. w.: es ſei gewagt!

nicht anbeißen mochte — nein! er konnte den Gedanken nicht ausdenken, er wäre ja um Ehre und Reputation gekommen — denn auf seine Nachricht von dem alten Grafen hin hatte man sich nicht mehr geniert und von der Verbindung als von etwas, das sich von selbst verstünde, überall gesprochen.

Wie jetzt die Sachen standen, ging ihm das Wasser bis an die Kehle, und die fatale Querfrage der Gräfin, was schreibt sein Onkel, hätte ihn beinahe außer aller Kontenance gebracht. Doch er faßte sich und antwortete mit der heitersten Miene von der Welt:

„Der ist, wie ich schon oft gesagt habe, durchaus damit einverstanden, und diese Verbindung liegt ganz in seinen Wünschen!“

„Wie? ganz in seinen Wünschen, damit einverstanden — das sind nicht die Ausdrücke, die Sie mir früher sagten, erinnern Sie sich, Sie sagten mir, er schreibe, er sei von selbst auf den Gedanken gekommen, daß sein Neffe mich —“

Höllenangst, Höllepein nagte in Sorbens Brust; nein! wenn er kompromittiert würde, doch da galt kein Befinnen mehr: „Vollkommen damit einverstanden, meine Gnädige, so vollkommen, sage ich, daß er selbst zuerst auf den glücklichen Gedanken kam.“

„Nun, was wollen wir weiter“, fuhr die Gräfin ruhig fort, „mein Gräschen wird nicht ungehörjames Söhnchen spielen wollen, denn die drei Milllionen, die er von dem Onkel erben soll, und die, wie Sie mir sagen, wegfallen, wenn er mich nicht —“

Sorben schnitt greuliche Gesichter; es war ihm, als sollten ihm die hellen Thränen hervorstürzen, daß er sich so dumm verplaudert hatte, und dennoch sollte er lächeln und freundlich sein; er grinste daher furchtbar wie einer, der *Asa foetida*¹ oder recht bitteres Salzkonfekt im Mund hat, und doch zuckerhonigsüß dabei aussehen will.

Das Unkraut wächst.

Der Rittmeister hatte bis jetzt noch kein Wort gesprochen; aber die Miene des alten Fuchses mochte ihm doch nicht so ganz

¹ *Asa foetida*, Stink-Mant oder Teufelsdreck genannt, ist ein Gummiharz von widerlichem Geschmack.

ipafhaft vorkommen, als ſie ausſehen ſollte; „mir ſcheint es, als dürfe man die Sache nicht nur ſo gehen laſſen, wie ſie geht, und am Ende warten, ob der Graf gehorſam ſein will oder nicht, denn hole mich der —, verzeihen Sie, gnädige Gräfin — wenn ich ſelbſt drei Millionen hätte wie der Goldſiſch, der jetzt in Freilingen vor Anker liegt, ſo thäte ich nach meinem Sinn, und nicht wie mein alter Oheim wollte.“

„Das heißt alſo“, rief die Gräfin pikirt, „Sie würden Ihrem Kopf folgen, auch zu den Füßen des Fräulein Ida liegen und die Gräfin Marſtein reſüſieren?“

„Wie Sie nur ſo reden mögen“, antwortete der Rittmeiſter empfindlich, „Sie wiſſen ja ſelbſt, wie ich mit Ida ſtehe; aber ich wollte damit ſagen, daß der Graf Sie ſehen muß; und hat er Sie nur erſt einmal geſehen, nun, ſo ſtehe ich davor, daß er keine weitere Vergleichung anſtellt, ſondern zu Ihren Füßen liegt.“

Die Geſchmeichelte ſchlug ihn mit der Eventaille¹ auf die Hand und meinte ſelbſt, indem ſie einen Blick in den deckenhohen Spiegel warf, daß dieſer Rat vielleicht ſo übel nicht wäre, auch Sorben ſchien er das einzige Rettungsmittel in ſeiner peinlichen Lage; kommt die nur erſt einmal hinter den Polen, dann ſei ihm Gott gnädig; denn wenn die einen lieben und von einem geliebt ſein will, dann koſtet es vierundzwanzig Stunden, und er iſt im Neg.

Sie hielten jetzt großen Kriegsrat. Die Nachrichten, die der Rittmeiſter von ſeinem Kameraden Schulderoff aus Freilingen erhalten und kaum zuvor der Gräfin mitgeteilt hatte, ſtimmten auf ein Haar mit dem überein, was Fräulein Sorben ihrem Onkel geſchrieben hatte. Über den Thatbeſtand war alſo nicht der geringſte Zweifel mehr. Aber wie dem Grafen beikommen? —

„Iſt ſie denn wirklich ſo hübjch?“ fragte Sorben, um die feindliche Stellung recht genau zu reſognoſzieren.

„Hübjch?“ lachte die Gräfin bitter; „hübjch? nun, das müſſen Sie ihren primo amoroso, den Rittmeiſter, fragen; wenn durcheinander geſitztes Rabenhaar, ein Maul voll geſunder Zähne, ein

¹ Éventail (franz.), der Fächer.

Paar rote Bäckchen, eine gedrechselte Hopfenstange von Körper, die mir die Nerven angreift, weil man sie nicht berühren darf, ohne fürchten zu müssen, daß man eines der zarten Gliederchen abnickt“ — bei der kolossalen Riesenfürassierfigur der Gräfin war dies nicht zu befürchten — „wenn dies alles für hübsch gelten soll, so ist sie wunder schön. Ha, ha, ha! wunder schön! Nun, und das — muß man ihr lassen, viel Welt und bon ton hat sie auch. Denken Sie sich, ich lasse mich herab, sie mir letzten Winter präsentieren zu lassen, lade sie zu meinen Soirees und Hausbällen ein, aber siehe da, Mamsell Zümpferlich setzte mir keinen Schritt wieder ins Haus; ob dies nicht eine Sottise ohnegleichen ist? Und als ich mich einmal bei ihrer Frau Pate, die einen Affen an ihr gefressen haben mußte, als ich mich bei der Fürstin Romanow beklagte, warum die junge Dame sich so impertinent gegen mich betrage, was meinen Sie, daß ich zur Antwort erhielt? Denken Sie sich, das gute Kind sei zu unverdorben und keusch, als daß sie sich in meinen Cercles gefallen könnte! Dergleichen kann man von der Fürstin sich sagen lassen und es ohne Replik einstecken, aber, ma fois, sonst von niemand. Also zu unverdorben und keusch! Nun, der Herr Rittmeister da wird von ihrer Keuschheit zu sprechen wissen; wie ist es damit? Gesehen Sie!“

Der Rittmeister versicherte zwar auf das heiligste, daß er Ida immer nur als ein reines Kind der Natur gefunden habe, aber sein höhnisches Teufelslächeln bei diesen Schwüren, die Art, mit welcher er den Stuhbart bis an die Ohren zurückriß und die Augen eintriff, ließ fast erraten, daß er mehr wisse und erfahren habe, als er sagen wolle.

„Nun“, jagte Sorben, „wenn die Aktien so stehen, so ist es nicht schwer zu agieren. Sie, Exzellenz heben den Grafen durch Ihre Reize aus dem Sattel, der Rittmeister aber Ida, und zwar dadurch, daß er den Grafen eifersüchtig macht; er darf nur dem süßen Schwärmer schwören, daß er die Gunst des Fräuleins Engelrein noch nie ganz genossen habe, und dazu ein Gesicht machen, wie wir es eben gesehen haben, so muß der gute Mann abgeföhlt sein, als sei er nie entbraunt gewesen.“

„Aber wie soll dies alles gesehehen? Wir können doch die

Mansjell Zümpferlich nicht mit Extrapoſt kommen laſſen, da ſie erſt vor vierzehn Tagen die Reſidenz verlaſſen hat, und der Graf iſt auch nicht ſo ſchnell zu meinen Füßen citiert, als Sie ſich wohl vorſtellen.“

„Iſt gar nicht nötig“, replizierte Sorben, indem er ſeine Karte immer hübscher miſchte, „nicht nötig; wie wäre es, ja, das wäre am Ende das beſte, wenn Sie ſelbſt nach Freilingen gingen und dort dem ganzen Spaß auf einmal ein Ende machten?“

Der Gedanke ſchien der Gräfin nicht übel zu gefallen. „Wahrhaftig, es wäre ſo übel nicht“, antwortete ſie ſinnend, „der alte Präſident, wahrhaftig, ich quartiere mich ſelbſt bei ihm ein; erſt vor einem Jahr hat er mich eingeladen, wenn ich einmal auf der Durchreiſe auf meine Güter durch Freilingen komme, bei ihm abzuſteigen. Das wäre ein zu hübscher Spaß, Fräulein Ida in ihrem eigenen Hauſe den Galan abzuſpannen; nein, der Einfall iſt göttlich, und ich bin faſtentſchloſſen, ihn auszuführen.“ Sorben atmete wieder freier, als er die Gräfin auf ſo gutem Wege jah; jetzt konnte, jetzt mußte ja noch alles gut werden, und ſein Anſehen, ſeine Ehre war gerettet; er that ſich nicht wenig auf ſeinen Wiß zu gut, mit welchem er ſo hübsch die Bolte geſchlagen und ſein zweifelhaftes Spiel korrigiert hatte; noch einmal riet er dringend zur Reiſe und empfahl ſich.

Als er fort war, geſtand die Gräfin ihrem Cicisbeo¹, daß ſie nach Freilingen reiſen werde, und zwar gleich morgen, aber nur unter einer Bedingung, nämlich er müſſe ſie eſkortieren; einmal würde ihr die Reiſe zu langweilig ohne ihn, und dann habe ſie ihn auch höchſt nötig, um Ida bei dem Grafen aus dem Felde zu ſchlagen. Der Rittmeiſter ſagte freudig zu; eine Reiſe mit einer ſolchen Frau war eine herrliche Ausſicht; daß er als Reiſeſtallmeiſter den Wein nicht zu ſchonen habe, wußte er wohl; nach Freilingen war es drei Tagreiſen, wie angenehm ließ es ſich bei der Gräfin im Wagen ſitzen, wie intereſſant ließen ſich die Verhältniſſe weiter ſpielen, wenn man abends ins Nachtquartier einrückte; — und dann, er küßelte ſich ſchon mit dem Gedanken, ſich

¹ Cicisbeo (ital.), d. h. Galan, der Hausfreund.

an Ida zu rächen, in die er, er mußte es sich zu seiner Schande gestehen, bis zum Tollwerden verliebt war, und die ihm nicht einmal ein Klüßchen — nein, es war zu unverschämt; bei andern hatte er nach den ersten Präliminarien beinahe ohne Schwertstreich gesiegt, und dieses Landpomeränzchen hatte ihm so imponiert, daß er es nicht wagte, nachdem sie ihn einmal mit Verachtung abgewiesen hatte, noch einmal einen Versuch zu machen; und diese Blame war ausgekommen, man wußte es sogar in dem kleinen Nest Freilingen, zwanzig Meilen von der Residenz; sein Kamerad Schulderoff, die ehrliche Haut, hatte ihn beschworen, sich zu räch—. Es mußte sein; Rache wollte er nehmen an der stolzen Jungfrau, daß ihr die Haut schaudern sollte.

Am andern Morgen fuhr ein Reifewagen mit den gräßlich Marsteiniſchen Wappen zum Thor hinaus; bald nachher jagte der Rittmeister von Sporeneck mit seinem Jockei hintendrein, eine Stunde vor der Stadt gab er das Pferd dem Jockei und setzte sich in den gräßlichen Reifewagen, und fort ging es über Stock und Stein, bis man den Münsterturm von Freilingen sah. Dort stieg er aus, küßte noch einmal eine schöne Hand, die ihm aus dem Wagen geboten wurde, saß auf und ritt auf einem Umweg in die Stadt, wo er sich im Gasthof zum Goldenen Mond einquartierte.

Trübe Augen.

Ida fühlte einen tiefen Stich im Herzen, als sie die Gräfin aus dem Wagen steigen sah. „Nun adieu, Liebes- und Lebensglück“, seufzte sie, indem sie einen trüben Blick über Martiniz hinfliegen ließ und zur Treppe eilte, um den erlauchten Gast zu empfangen, „nun adieu, Liebesglück, wenn dieses Weib in mein Leben greift!“

Sie zerdrückte eine Thräne des Unmuths über ihr Geschick und ging weiter. So ungefähr muß es jenen unschuldigen Tierchen zu Mut sein, wenn sie die Riesenschlange erblicken und, von ihrem grenlichen Anblick übertäubt, nicht auf ihre Flucht denken, sondern in geduldiger Resignation dem Verderben entgegengehen.

Mit jener Leichtigkeit und Grazie, die man in höheren Verhältnissen von Kindheit an studiert, wußte die Gräfin schnell über

das Unangenehme der ersten Augenblicke hinüberzukommen. Sie war die Freundlichkeit, die Herzlichkeit selbst. So weit hatte es freilich Ida in der Bildung nicht gebracht, daß sie denen, die sie nicht lieben konnte, wie ihren wärmsten Freunden begegnete. Auch war sie die Überraschte und die Gräfin die Überraschende, daher war Ida etwas besaugen und zeremoniös beim Empfang der hohen Dame, aber ihr natürlicher Tact sagte ihr, daß sie jede andere Rücksicht beiseite setzen müsse, um nur die im Auge zu haben, die Gräfin, die nun einmal ihr Gast war, anständig und würdig zu behandeln.

Um wieviel edler waren die Motive, welche Ida bei ihrem Betragen leiteten, als die der Gräfin! so verschieden als Natur und Kunst. Die Marstein wußte gegen jeden, auch wenn sie ihn bitter haßte und ihm hätte den Dolch in den Leib rennen mögen, freundlich und leutfelig zu sein. Sie konnte ihm etwas Verbindliches sagen, wenn sie das bitterste Wort auf der Zunge hatte. Aber so sind jene Gesellschaftsmenschen, die nichts Höheres kennen, als sich zu produzieren. Wenn man in ihre Cercles tritt, glaubt man in die alten Zeiten zu kommen, wo noch alles so brüderlich und freundlich war; da ist alles übertüncht, alles hat den schönen Anstrich der Geselligkeit, aber man soll nur einmal hinhorchen, wie es da über die ehrlichen Leute hergeht, wie medikant da alles bekrittelt wird, wie da der Bruder, der Freund gewiß sein darf, von dem, der ihm gerade noch so schön gethan, ohne Schonung bitter bespöttelt zu werden.

Aber ist es nicht überhaupt in der Welt so? Sucht nicht immer einer dem andern soviel als möglich Abbruch zu thun? Wohl dem, der es dahin gebracht hat, daß er ruhig in dieses böse Treiben hineinsieht und dazu lächelt. Mit Ruhe und dem Bewußtsein, Gutes gewollt zu haben, in der zufriedenen Brust lache ich über den Spott meiner Neider, über die hämischen Bemühungen jener Falchmünzer, die mit schnöder Schadenfreude aus allem, was man je gesagt und gedacht, nicht gesagt und nicht gedacht hat, Gift saugen und in ihrer frechen Leumundfiederei ein Gebräu zusammenkochen, das sie gerne mir untergeschoben möchten!

Sie sind zu bedauern, solche schlechte Menschen, die, von Neid

und Scheelucht gestachelt, so ganz den wahren Lebenszweck aus dem Auge verlieren, glücklich und brüderlich untereinander zu wohnen! So denke ich und viele Tausende mit mir über jene bösen Menschen in den gesellschaftlichen Zirkeln und in der Welt überhaupt, so denken wir und lachen, denn: „das Spiel des Lebens sieht sich heiter an, wenn man ein sicheres Glück im Herzen trägt, und froher kehrt sich, wenn ich es gemustert, zu meinem schönern Eigentum zurück“¹.

So dachte auch Ida, als sie an der Hand der Gräfin die Treppe hinaufstieg; ein tröstender Gedanke lag recht hell in ihrer Seele, sie verglich ihren innern Wert mit dem ihres Gastes und dachte, wenn Martiniz mich liebte, wie ich ihn liebe, so wird er diese Frau verachten, und wenn — ach, sie durfte den Gedanken nicht recht ausdenken, ohne daß ihr das Wasser in die Augen trat — nun, wenn er an sie verloren geht, so habe ich wenig verloren.

Es gab einen sonderbaren, aber schönen Anblick, wenn man die beiden Damen so nebeneinander hingehen sah. Gräfin Urstein, eine kolossale Figur — sie hätte ohne Anstand in jedem Garderegiment dienen könne — voll, üppig gebaut, in ihren Bewegungen lag etwas Imposantes, Majestätisches, Gebietendes, in ihren Mienen eine Hoheit, die an Übermut grenzte. Ihre dunklen Augen hatten das holde, mädchenhafte Niedererschlagen schon lange verlernt und rollten mit einem unstillen Feuer umher, als suchten sie lüstern einen Gegenstand der Begierde, oder als musterten sie alles umher, ob auch die gehörige Ehrfurcht gegen einen Sprößling eines so hohen Hauses bewiesen werde. Ihr Gang war etwas schwerfällig, weil die korpulente Figur für die in die feinsten Pariser Atlaschuhe eingepreßten Füße etwas zu schwer war.

Neben ihr die leichte, schlanke, sylphidenähnliche Gestalt Ida; nein dieser Kontrast! Sie hielt sich zwar kerzengerade wie eine Tanne, aber doch war das holde Lockenköpfchen ein wenig vorwärts geneigt, das sanfte Auge oft niedergeschlagen in Demut, zeigte dennoch, wenn sie es aufschlug, so glänzenden Mut, so feurige Lust und Liebe, so gebietenden Ernst, daß es durch die sanfte Beredsamkeit überzeugender gebot als das Kollauge der gebie-

¹ Vgl. Schillers „Piccolomini“, 3. Aufzug, 4. Auftritt.

tenden Gräfin. Und um wieviel anziehender war das Schelmengrübeln=Lächeln des süßen Mädchens als das schrankenlose Lachen und Surren der Gräfin, die durch ihre rauhe, tiefe Stimme jedes Ohr verletzete. So schwebte Ida neben der Gräfin hin, so wie Juno und Hebe traten sie in das Zimmer.

Martiniz sah finster durch die Scheiben auf den Wagen hinab, der ihn so unbarmherzig aus dem süßesten Moment seines Lebens herausgerafft hatte. Er verwünschte den Gast, der gerade jetzt kommen mußte, wo er endlich seinem Herzen Luft gemacht, wo er dem Mädchen, das er liebte, das er anbetete, seine Gefühle gestanden hatte, wo er Gegenliebe, süße, verschämte Gegenliebe in ihren sanften Augen las, wo, wie von Engeln des Himmels gesungene „mein Emil“ von ihren Lippen tönte, wo er, das Engelskind im Arm, die Seligkeit erwideter Liebe in der Brust, Himmel und Erde vergaß und auf diese würzigen Purpurlippen, auf die bräutlich errötenden Wangen den ersten, seligen Ku—

Die Gräfin agiert.

Die Flügelthüren flogen auf, und Ida, hocherrötend beim Anblick des Geliebten, führte die Gräfin herein. Sie zitterte, von so vielen gegeneinander kämpfenden Empfindungen bestürmt, die Stimme wollte ihr beinahe versagen, als sie den Grafen Martiniz der Gräfin Marstein vorstellte. Sie sah die Erz-Generalstokette erröten, sie sah, wie sie den bildschönen Mann mit ihren Feuerrädchen beinahe zu versengen drohte; es zuckte ihr ganz eifrig in das liebende, ängstliche Herzchen hinein, als die Gräfin sich in einer nachlässigen Stellung auf den Sofa warf, ihr zurief, sie möchte sich doch gar nicht genieren und ihre Arrangements treffen, die ein so plötzlicher Überfall wie der ihrige immer notwendig macht, sie möchte sich doch durchaus nicht genieren, der Graf werde schon die Gnade haben, sie zu unterhalten.

„Da sei Gott gnädig“, flüsterte Ida in sich hinein, indem es ihr fröstelnd und doch wieder siedheiß durch alle Glieder ging, „wenn die so fortmacht, so müssen wir ja alle samt und sonders, den Grafen mit eingeschlossen, zu ihren Füßen knien.“

Sie nahm ihre Schlüssel und ging; aber noch in der Thüre warf sie einen Blick auf Martiniz zurück, so voll Liebe und Besorgnis, als müßte sie ihn bei einem reißenden Tier allein lassen.

„Ein liebes Kind, die Ida“, wandte sich die Gräfin an Martiniz, der schweigend und gedankenvoll neben ihr Platz genommen hatte; „ein liebes Kind, schade nur, daß man sie so bald aus der Pension genommen hat, ehe sie noch die letzte Vollendung, das freiere Sichbewegen angenommen hat. Nun, das macht sich noch gerade immer noch, wenn auch hier nicht gerade der Ort ist, wo sie anständige Vorbilder dazu haben mag, in größeren Städten findet sich dies eher.“

Sie hielt inne, als erwartete sie eine Antwort von dem Grafen, diesem aber schien sein Kopf mit dem Herzen Ida nachgesprungen zu sein, und jetzt erst, als die Gräfin nicht mehr sprach, nahm er sich zusammen und beantwortete ihre Frage durch ein leises Kopfnicken.

„Warte, ich will dich schon aufmerken lehren“, dachte die Marstein, der die Zerstreung des jungen Mannes nicht entgangen war; „in einer Hinsicht ist es gut, daß das Fräulein aus der Residenz wegtam, Sie können sich gar nicht denken, unsere Herren waren ganz rabiat, als sie so lieblich aufblühte, die Straße vor dem Haus der Madame la Truiaire wurde nicht leer von den Anbetern, und natürlich, ein solches Mädchen hat denn doch auch ein Herzchen und fühlt sich durch diese Aufmerksamkeit geschmeichelt. Übrigens, das muß man ihr lassen, mit dem größten Anstand wußte sie den Herren zu imponieren und sie sogar zu verschrecken, daß sie nun freilich bei dem Rittmeister von es nicht ebenso machte, kann man ihr nicht verdenken.“

„So—o?“ fragte der Graf, indem ein dunkles Rot seine Wangen überzog, „der Rittm—“ — „Nun ja“, lachte die Gräfin, „da ist es auch kein Wunder, daß sie ihn liebte und vielleicht noch liebt; wo ist denn in der Residenz ein Damenherz, das er zu überwinden sich vorsetzte und das er nicht überwunden hätte. Er hat zwar etwas leichte Grundsätze, ist aber sonst ein artiger Mensch, an fond ist es übrigens dennoch gut, daß man das Mädchen schnell aus der Pension nahm, denn sehen Sie — doch da kommt

sie ja selbst“, lachte sie Ida entgegen, die mit liebenswürdiger, wirklicher Geschäftigkeit Thee für ihren Gast brachte; beinahe hätte sie das ganze zierliche Dejeuner auf den Boden fallen lassen, denn der Graf — was mußte ihm nur begegnet sein, er saß da, bleich wie der Tod, den starren Blick auf sie geheftet —

„Nun, da erzähle ich“, fuhr die Gräfin Satanas, die mit teuflischer Freude das zarte Band, das diese liebenden Herzen kaum erst umschlungen hatte, zu zerreißen strebte, „da erzähle ich gerade dem Herrn Grafen Ihre Affaire mit dem Rittmeister und wie ich die arme Ida bedauere, daß man sie so grausam herausriß aus der Wonne der ersten Lie—“

„Gnädige Frau!“ rief Ida mit den Tönen des Schreckens und setzte die Tasse nieder, die in ihrer zitternden Hand zu klirren begann —

„Nun, so erschrecken Sie doch nicht so, daß ich aus der Schule schwache; das nimmt man bei uns nicht so genau; wahrhaftig, der Papa hätte auch keine ungeschicktere Zeit zu Ihrer Zurückberufung wählen können —“

„Ich muß Sie bitten, gnädige Frau - “

„Ei, so lassen Sie doch die gnädige Frau“, fiel ihr die Marstein ins Wort, „ich kann das Wort Frau nicht ausstehen. Es ist mir gar nicht, als ob ich Frau wäre, und wahrhaftig, ich bin es ja eigentlich gar nicht“, setzte sie naiv und mit einem schalkhaften Lächeln gegen Martiniz hinzu, „ich lebte nur ein paar Wochen mit meinem Herrn Gemahl, Gott hat uns kein Kind beschert, und da bin ich ja eigentlich so gut als Mädchen.“

Ida schlugen die Flammen ins Gesicht; solche frivole Äußerungen mußten ihre unentweichten jungfräulichen Ohren hören, ohne daß sie diese wegwerfende Gemeinheit bestrafen konnte; und dann das dumme Aufziehen mit dem Rittmeister, es war ja kein wahres Wort an der Sache; sie konnte gar nicht begreifen, was nur die Gräfin damit wollte; hatte sie ihn denn nicht so gut abgetrumpft wie jeden andern? Was mußte nur Martiniz von ihr denken! Sie nahm sich vor, bei der nächsten Gelegenheit ihn zu überzeugen, daß gewiß an der Geschichte mit dem Rittmeister kein wahres W—. Aber nein, wie sah der Graf aus! Er hatte die Lip-

pen zusammengeknüpft, daß sie ganz weiß wurden, sein Auge rollte unftet umher, schien sie zu fuchen, zu faffen, und doch ſchlug er es nieder, ſo oft er ihrem Blick begegnete; es war ihr ganz bange ums Herzchen, als ahne ſie irgend ein Unglück; ſie klügelte hin und her, was ihm ſein könnte, und fand immer nichts.

Die Gräfin zog ſich jetzt in ihre Zimmer zurück, um ſich umzukleiden. Ida ſah ihr mit leichterem Herzen nach, denn ſie hoffte — ſie geſtand es ſich nur ſo halb und halb, daß ſie es hoffte, aber ſie hoffte, der Graf werde vielleicht an dem Geſpräch von vorhin fortmachen, aber ſie täuſchte ſich bitter; er ſagte kaum ja oder nein, wenn ſie ihn etwas fragte, finſter ſah er immer vor ſich hin, und nach ein paar Minuten ſprang er auf und ging. Was hatte man ihm doch gethan? Es war und blieb ihr unbegreiflich. Endlich aber fiel ihr ein, der Ritter — ja, das war es, eiferſüchtig war der gute Graf. Sie mußte lachen, als ihr der Gedanke kam. Sie fühlte ſich ſo rein und unſchuldig, daß es ihr ein leichtes ſchien, den Grafen zu überzeugen; aber Strafe ſoll er leiden, der Unartige, nahm ſie ſich vor; wenn er mir die Marſtein zu viel anſieht, ſo will ich immer von dem Rittermeiſter ſprechen und ihn recht böß machen.

Das gute, fröhliche Kind; wie wenig dachte ſie daran, was Eiferſucht Böſes anrichten könne, wie wenig ahnte ſie, was ihrer wartete.

Eiferſucht.

Das Gift, das die Gräfin Natterzunge ausgeſprüht hatte, wirkte viel tödlicher auf Martiniß, als man hätte denken ſollen. Ein anderer hätte entweder der Gräfin keinen Glauben beigemeſſen, hätte gedacht, nun das iſt ſo das gewöhnliche Sekkieren¹ und wieder Sekkieren unter den Damen, und damit holla; aber auf ſein Gemüt, das kaum erſt von ſeinem Trübfinn, von ſeinem Mißmut, ſeinem Unglauben an die Welt geheilt war, auf ihn machte es einen viel tieferen Eindruk; dieſes Mädchen, das ſo hoch ſtand in ſeiner Meinung, auch dieſe ſollte ſo leicht wägen wie alle? Auch ſie ſollte

¹ Sekkieren (vom ital. seccare), d. h. beläſtigen, quälen.

so zwanzig, dreißig Liebchächtchen und am Ende noch eine rechte tüchtige Amour mit einem leichten Rittmeister gehabt haben?

Aber wie? wenn er sich recht fragte, was ging es denn ihn an, ob ein Mädchen in der Residenz sich verliebt oder nicht, ob sie einem Rittmeister viel oder wenig Gehör gibt? was ging es denn ihn an? Das flüsterte ihm sein tief zerrissenes Herz zu, daß, daß sie die Maske der hohen, reinen Jungfrau so künstlich vorhielt, daß sie ihn begünstigte, ja er durfte sagen, an sich zog, während sie noch einen andern, wie es schien, Untwürdigen im Herzen trug; aber vielleicht, es war ja doch möglich, vielleicht war es doch nicht wahr, vielleicht hatte jener nur sich eingebildet, von ihr geliebt zu werden, und er, er war vielleicht doch ihre erste Lie—

„Bitte unterthänigst um Vergebung, wenn ich störe“, schnatterte ein Jockey, der während des Grafen Selbstgespräch ins Zimmer gekommen war, „der Herr Rittmeister von Sporeneck —“

„Was Teufel! hatte nicht die Marstein jenen Sporeneck genannt? Sollte er hier sein?“

„Lassen sich Erzellenz zu Gnaden empfehlen“, fuhr jener fort, „und ob der Herr Graf dem Herrn Rittmeister nicht eines Ihrer Zimmer vornheraus abtreten wollten?“

Da hatte er es ja; ein Zimmer sollte er abtreten, weil gerade gegenüber Das Boudoir, Besuch- und Schlafzim— nein, er konnte es nicht thun, diese Forderung war zu unverschämmt — gedankenlos starrte er den Bedienten an, der ihm die Unglücksbotschaft hinterbracht hatte. Dieser glaubte, der Graf wolle noch weitere Aufträge von seinem Herrn, und schnatterte weiter:

„Die Zimmer im oberen Stock sind zwar auch nicht zu verachten, aber mein Herr hat gesagt, es sei ihm nur um die schöne Aussicht, und da hat er gemeint, Erzellenz könnten vielleicht eines von den drei —“

„Nein! —“ rief der Graf mit einem so schrecklichen Ton und rollte so finster die Augen dazu, daß dem armen Jockey ganz wind und weh dabei wurde und sich das Abschiedswinken des Grafen nicht zweimal vormachen ließ.

Da hat er es ja sonnenhell, daß ihm das Licht in den Augen weh that, da hat er es; der Rittmeister, nichts Gewisseres, war

bestellt worden und hatte jetzt noch die Unverschämtheit, ihm ein Zimmer abzufordern, daß er besser hinüber zu seiner Dulcinea — Nein, in diesem Tone konnte es nicht fortgehen; die Wehmut war stärker als die Bitterkeit und wurde Herr über sie; er warf sich in sein Sofa und weinte bitterlich. So war gewiß noch kein Mensch getäuscht worden wie er; der Zufall, der blinde Zufall läßt ihn ein Mädchen finden, so hold, so schön, so ganz Unschuld und reine Jungfräulichkeit; er muß sie lieben, und wie glücklich ist er in dieser Liebe; Trost, Freude, Ruhe, Dinge, die er seit langer, langer Zeit nicht gekannt, ziehen wieder ein in sein Herz, er fühlt sich glücklich, wie er selbst damals, als noch sein Haus in Fülle des Glücks und der Freude prangte, nie gefühlt hatte, er sah, ja er durfte es sich gestehen, er sah das Morgenrot der ersten, zarten, jungfräulichen Liebe auf ihren Wangen aufgehen, und diese Liebe galt ihm; mit einem Zaubererschlag schuf sie aus ihm, dem Unglücklichsten der Sterblichen — den Glücklichsten. Jetzt hatte er ja alles, was die kühnsten Wünsche nur verlangen mögen: Gesundheit, Jugend, hohe Geburt, Ehre und Ansehen, Geld, daß er den Markt von Freilingen mit Thalern hätte belegen lassen können, ohne daß er es sonderlich gefühlt hätte, es fehlte ihm nichts mehr als das eine, ein holdes, tugendhaftes Weib, und auch dieser hohe Wurf war ihm gelungen, er hielt im seligsten Moment seines Lebens ein Mädchen im Arm, ein Mädchen, für dessen Tugend er sein Leben gegeben hätte; da sendet in dem Augenblick, wo er sein Herz hingeben will, der Himmel eine Dame, die unwillkürlich den Schleier ein wenig lüftet und ihn das Mädchen ein wenig näher kennen lehrt, die ihn merken läßt, daß dieses Auge nicht zum erstenmal von Liebe leuchte, dieser keusche Mund nicht zum erstenmal geküßt werde, die, wenn man es gleich in der großen Welt nicht so genau nimmt, doch selbst eingestand, daß es gut sei, daß man das Mädchen aus einem unschicklichen Verhältnis herausgerissen — abjehentlich! ein Teufel in Engelsgestalt — an eine Schlange, an eine Kokette hat er sein Herz verloren, da, wo er schüchtern mit der verschämten Zartheit erster Liebe um ein einziges Küßchen gebeten hatte, da hatten andere geschwelgt! Er schämte sich wie ein Primaner, der die Rute

bekommen hatte, so betrogen, so schände angeführt worden zu sein; er gönnte ihr, obgleich sein Herz dabei blutete, er gönnte ihr den Rittmeister, es reute ihn beinahe, daß er ihm sein Logis versagt hatte, alle Zimmer hätte er ihm geben sollen, er wollte morgen in alle Weite fortziehen. — Und dennoch drängte es ihn, noch da zu bleiben; wenigstens rächen wollte er sich an ihr, er wollte hinüber zu ihr, wollte sehen, wie sie sich jetzt gegen ihn betragen würde, wollte sehen, ob sie jetzt, da der rechte Liebhaber gekommen, ob sie jetzt noch die Stirne habe, ihn wie bisher an der Nase herumzuziehen; tausenderlei nahm er sich vor, ihr zu sagen, aber das eine war ihm zu spitzig und schneidend, er wollte ihr nicht so arg wehthun, das andere war ihm zu weich, zu gefühlvoll, er wollte ihr nicht zeigen, wie tief sie sein Herz verletzt habe — das beste schien ihm, er wollte ganz und gar nichts mit ihr reden, wollte thun, als ob gar keine Ida in der Welt sei, oder als sei sie ihm wenigstens sehr gleichgültig, wollte ihr zeigen, daß er sie verachte.

Die Stunde, zu der man gewöhnlich beim Präsidenten Thee trank, hatte schon geschlagen; er wischte sich daher schnell die letzte Thräne, die er der Dirne getweint haben wollte, hinweg, besorgte eilends seine Toilette, warf sich in die Kleider, preßte das weich gewordene Herz mit beiden Händen zusammen und ging dann den schweren Gang hinüber in jene Zimmer, wo er einst so unendlich glücklich gewesen war.

Der neue Nachbar.

Es war, als sei ein feindlicher Dämon mit der Gräfin in Präsident's Haus eingezogen. In wenigen Stunden war alles, das ganze ruhige, stille Leben des Hauses verändert. Alles rannte und flog, um den hohen Gast zu bedienen; es war ein Jagen und Treiben, ein Rennen und Laufen, daß man glaubte, der Feind sei vor den Thoren. Der ärgste war der Präsident selbst; ganz still verklärt schlüpfte er in allen Ecken des Hauses umher, zankte und hantierte, daß die Konfusion nur noch ärger wurde, und ihn sein Mädchen, das vor Haushaltungsgechäften und Herzensangelegenheiten

nicht wußte, wo ihr der Kopf stand, ihn um Gotteswillen bat, sie doch ganz allein machen zu lassen. Es war aber auch kein Wunder, daß er sich ein wenig verrückt gebärdete. Der Himmel hing ihm voller eigenhändig-durchlauchtigster Belobungs-schreiben, voll großer Verdienstkreuze mit breitem Band über die Brust, voll Dotationen und Standeserhöhungen; jetzt war er in seinem Esse, jetzt konnte er negoziieren und zeigen, daß er nicht umsonst in Regensburg und Weklar in seiner frühen Jugend Diplomatie studiert hatte. Was er mit seinen kühnsten Wünschen nicht für möglich gehalten hätte, führte ihm ganz bequem der Zufall in die Hände. Der Staatssekretär hatte ihm aufgetragen, dafür zu sorgen, daß Martiniz sich ankaufe und für die Idee einer Verbindung mit der Marstein gewonnen werde; es hatte ihm wahrhaftig schon manche Sorge gemacht, ob er diesen Ausbruch allerhöchsten Vertrauens auch gehörig rechtfertigen werde. Jetzt gab der Himmel der Gräfin ein, auf ihre Güter zu reisen. Was doch nicht der Zufall thut! Ohne daran zu denken, daß es wirklich einmal in Erfüllung gehen könne, denn der gerade Weg führte zwei Meilen seitwärts an Freilingen vorbei, hatte er einmal in der Residenz in einem Anfall von galanter Laune der Gräfin das Versprechen abgenötigt, einmal auf ihrer Reise bei ihm einzusprechen. Und wie glücklich fügte es sich jetzt; sie, die beim Herrn alles galt, die er behandelte wie seine eigene Tochter und ihr alles zu Gefallen that, sie, nach deren Wink die ersten Chargen sich richten mußten, die, ohne daß man es merkte, an ganz geheimen Fäden das Land regierte, sie besuchte ihn.

Aber sie sollte auch gehalten werden, als wäre sie in ihrem eigenen Hause, daß sie recht viel Schönes und Gutes höheren Orts von ihm und seinem Hause sagen konnte. Kaum hatte sie geäußert, sie finde Idas Zimmer im ersten Stock so hübsch, so mußte das Fräulein das Feld räumen und in die zweite Etage wandern. Es kam dem Mädchen fauer an, als sie so die Plätze wechseln mußte, und in ihrem traurigen, ahnungsvollen Herzen wollte es ihr beinahe bedünken, als sei dies eine schlimme Vorbedeutung. Und es wahr ihr auch gar nicht zu verdenken; sie hatte das Fenster mit der Gstraße so gerne gehabt, dort saß sie am liebsten, dort

laß, dort arbeitete sie, sie durfte ja nur das Köpfchen ein wenig heben, den blauseidenen Vorhang nur ein wenig aufheben, nur einen kleinen Viertelsseitenblick hinüberwerfen, so sah sie ja auch schon ihn; und jetzt sollte sie der verhaßten Nebenbuhlerin, die ja offenbar nur gekommen war, um den Grafen in ihre Fesseln zu schlagen, jetzt sollte sie dem üppigen Weib, die gewiß alle Künste der Fensterkofferterrie aufbieten werde, ihr heimliches Plätzchen am Fenster, ihr lauschiges Schlaftübchen abtreten und dafür, weiß Gott wie lange, in den weiten, unheimlichen Zimmern des obern Stockes wohnen. Mit Senzen richtete sie ihre kleine Haushaltung oben ein. Der Stickerahmen, die Staffelei, die Toilette, die paar Kistchen und Kästchen waren bald gestellt; jetzt setzte sie einen Stuhl ins Fenster, sie probierte, ob man nicht auch von da in den ersten Stock des Mondes hinabsehen könne; es ging wohl, aber sie sah nichts, als die Wolken seiner Gardinen, er mußte schon heraussehen, wenn sie ihn von diesem Platz aus zu Angesicht bekommen sollte, und das merkte sie schon, einen steifen Hals konnte sie sich füglich gucken, wenn sie immer das Köpfchen hinabbog; „doch was schadet das“, lächelte sie, „das thut' ich ihm schon zu Gef—“

Mit einem Schrei des Entsetzens sprang sie auf; hatte sie recht gesehen, oder hatte ihr nur die Phantasie dieje Gestalt — als sie von der Bel-Etage des Mondes zurückkehrte und ihr Blick zufällig an den Fenstern des zweiten Stockes vorbeistreifte, erblickte sie — „nein, was bin ich für ein Kind“, dachte sie, „wie wäre es möglich, was könnte er nur hier zu thun haben?“ Sie wagte noch einen Blick — richtig, der Rittmeister von Sporeneck lag geradeüber von ihr im Fenster und bückte und verbengte sich herüber und that und lächelte so vertraut und so freundlich, als hätte er sie jahrelang gekannt.

Voll Unmut über den Unverschämten riß sie an der seidenen Schnur, welche den Store am Fenster emporhielt, und rauschend rollte der Vorhang zwischen sie und den verhaßten Lüstling. Dieser Mann war ihr der widerwärtigste auf der Erde; er war ein schöner, kräftiger Soldat, gebildet, von glänzendem Witz, angenehm in der Unterhaltung; er wußte den Bescheidenen zu spielen,

aber nicht länger als ein paar Tage, dann — das Mädchen, das er belagerte, mußte ja in dieser Frist kirre gemacht sein, dann kehrte er seine wahre Seite heraus, sein Auge wurde lüstern, seine Reden lockend, schlüpfrig, mußten jedes zarte, weibliche Ohr aufs tiefste beleidigen, wenn es nicht schon ganz für ihn gewonnen war. So hatte er sich auch Jda genähert. Das unschuldige Kind hatte Gefallen an seinen Gesprächen, die ihr ein wenig mehr Gehalt zu haben schienen als die der übrigen jungen Herrn, sie ging oft in seinen Wig, in seine heitere Laune ein. Er aber hatte sich ein raffendes Dementi bei diesem Mädchen gegeben. Er hatte sie in eine Klasse gerechnet mit den verdorbenen Kindern der Residenz, die, zur Jungfrau herangewachsen, unter dem Schleier der Sittsamkeit eine kaum verhaltene Lüsterheit, ein sündiges Sinnen und Begehren verbergen. Diese hatte er immer bald aufs Eis geführt, und waren sie nur einmal in einem Wörtchen geglitticht und geschlüpfert, husch —; so hatte er auch bei Jda endlich, nachdem er alle edlern Farben hatte spielen lassen, die herausgetehrt, die jede andere geblendet hätte, aber vor dem strengen Blick der reinen Jungfrau nicht Farbe hielt. Mit Schanden, man sagt sogar mit einer tüchtigen Ohrfeige war er abgezogen, erklärte Jda überall für ein Gänschen, schwor ihr bittere Rache und warf sich in die Arme der Marstein, wo ihm ohne langweilige Präliminarien bald wurde, was er bei Jda durch tausend Künste umsonst gesucht hatte.

„Das ist aber auch zu abscheulich“, dachte Jda, „so wenig sich zu genießen!“ Denn daß die Gräfin ihren Liebhaber mitgenommen, daß er auf keinem andern Wege nach Freilingen gekommen sei, das hatte sie gleich weggehakt. Weiter dachte sich aber das gute, unschuldige Kind nichts dabei. Sie kannte zwar die grundlose Schlechtigkeit der Marstein so ziemlich, sie wußte, daß diese gekommen sei, um den Grafen zu gewinnen; aber das ahnete sie nicht, daß man den Rittmeister nur dazu mitgenommen haben könnte, um sie von Martiniz' Herzen loszureißen, um sie in eben jenem Lichte zu zeigen, in welchem sie die Gräfin sah. Nein, an diesen wahrhaft höllischen Plan dachte das engelreine Herzchen, das allen Menschen gerne ihr Gutes gönnte, nicht. Und wie sollte sie auch daran gedacht haben. Sie glaubte ja gar nicht anders, als

die Gräfin könne von ihrer Liebe zu Martiniz auch nicht die leiseste Ahnung haben, wußte ja sogar sie kaum seit Stunden, daß sie ihn so recht innig liebe, hatte sie ja doch all ihre Sehnsucht, alle ihre Liebe recht tief und geheimnißvoll im Herzchen verschlossen, und niemand könne, glaubte sie, da hineinsehen, als vielleicht höchstens Mart— ja er mußte ja gefühlt haben, daß sie ihm gut sei, sonst hätte er wohl nicht jenes Geständnis gewagt, daß er sie lie—

Aber da schellte es schon zum zweitenmal in des Vaters Zimmer; wahrhaftig, die Theestunde war da, und noch manches war zu rüsten; die Gedanken an Rum und Zitrone, Zucker und Thee, Milch und Brötchen, Tassen und Löffelchen verdrängten alle anderen; sie flog die Treppe hinab, um schnell alles zu ordnen. Dort stand schon Papa und flüsterte ihr zu: „Schicke dich nur; es sind allerhand Besuche da, und du könntest leicht mehr Rum brauchen als das Bouteillchen da!“

Trau — schau — wem?

Als Jda in das Theezimmer trat, stellte ihr der Präsident, nein, sie hätte mögen gerade in den Boden sinken — „Siehe da, Jda“, sagte er, „ein Bekannter von dir aus der Residenz, Herr von Sporeneck, hat uns diesen Abend mit seinem Besuch beehrt. Nun, das wird mein Kind freuen; wenn so einer von euch Herren in unser kleines Freilingen hereinkommt, ist es gleich ein Jubel und ein Fest für alle Mädchen, die nur einmal in der Residenz waren; da werden dann allemal in Gedanken alle Bälle und die kleinsten Touren noch einmal durchgetanzt und in der Erinnerung viel getollt; ich kenne das“, setzte der freundliche Alte hinzu, indem er sein Töchterchen in die Wange knipp, „war auch einmal jung und kenne das.“ Er ging weiter und ließ den Rittmeister vor Jda stehen.

Diese wurde bald blaß, bald rot und zitterte, als sollte sie gerade umfallen. Dieser Mensch, den sie so schnöde abgewiesen hatte, dieser konnte es wagen, in ihres Vaters Haus zu kommen?! Sollte sie ihn nicht öffentlich prostituieren, ihn einen impertinenten Menschen heißen und fort schicken? Doch nein, sie wußte, wie

heilig das Gastrecht ihrem Vater war, sie wollte ihn schonen. — So hing sie ihren Gedanken nach und bemerkte nicht, wie der Rittmeister schon seit einigen Minuten neben ihr stand und an sie hin sprach; jetzt kam sie wieder zu sich — was mußte nur der Graf denken, wenn sie so lange bei dem Menschen stand, mit welchem sie die Marstein bei ihm so verdächtig gemacht hatte; ihre Augen suchten den Geliebten — er saß neben der Gräfin, traulich hatte sie ihre Hand auf die seine gelegt, unverwandt sahen beide nach ihr und dem Rittmeister herüber — die Gräfin mit höhnischer Schadenfreude, mit triumphierendem Blick, der Graf starr und finster, als sehe er etwas, das er gar nicht für möglich gehalten hätte.

Und so war es ihm auch; noch waren immer Zweifel in ihm aufgestiegen, ob denn auch wirklich alles so sei, wie die Marstein gesagt hatte, wie sein Mißtrauen ihm zuflüsterte; zwar das Hiersein des Rittmeisters — doch er konnte ja auch in Geschäften an das hiesige Regiment geschickt worden sein; dann die Zumutung, ihm ein Zimmer Ida gegenüber abzutreten; nun ja, das war allerdings stark, und der böse Geist wollte ihm zuflüstern, daß dies schon sehr viel beweise. Aber sein besserer Sinn siegte doch wieder; das alles bewies ja nur höchstens, daß der Rittmeister in Ida verliebt sei, von ihrer Seite hatte er ja keinen Beweis gesehen. Aber recht Achtung wollte er geben auf Ida, das war sein Entschluß gewesen, als er durch die hell erleuchtete Enfilade¹ von Präsident's Zimmeru ging.

Er war heute einer der ersten und in den hohen weiten Zimmern beinahe niemand, den er näher kannte, oder mit welchem er in ein Gespräch sich hätte einlassen mögen; daher ging er allein und in tiefen Gedanken durch die Zimmer. Da tippte es ihm leise auf die Schultern; wenn das Ida — dachte er; er sah sich freundlich um — es war die Gräfin; sie verwickelte ihn bald in ein Gespräch, aus welchem er sich nicht so bald herauswirren konnte; das fatalste war, daß er dem Redegang der Gräfin Plapperinsky immer folgen mußte, um nicht zerstreut zu erscheinen, und doch ging ihm immer der Rittmeister und sein Logis im Kopf herum.

¹ Eine Reihe von Zimmern in einer Linie, so daß man bei geöffneten Mitelthüren durch alle Zimmer sehen kann

„Nein, aber sagen Sie selbst, Graf“, fuhr sie fort, nachdem sie in einer Pause wieder Atem geschöpft hatte, „sagen Sie selbst, kann man artiger und aufmerksamer für seine Gäste sein als Ida? Denken Sie sich, meine Coffres und Wachen¹ waren schon in den obern Stock gebracht worden, es wohnt sich dort ganz hübsch, zwar sind die Zimmer nicht so elegant eingerichtet wie hier unten, doch Sie wissen selbst, auf Reisen macht man keine so großen Ansprüche, besonders wenn man so schnell und unangemeldet kommt wie ich; ich war also schon ganz zufrieden in meinem Sinn und ließ auspacken; da kommt das gute, liebe Engelskind, denken Sie sich, und ruht nicht eher, bis ich von ihrem schönen Boudoir, Schlafzimmerchen und allem hier unten Besitz nehme, und sie selbst zieht in ihrem Edelmut hinauf in den obern Stock. Nein, sagen Sie selbst, kann man die Gastfreundschaft weiter treiben als die gute Ida?“

„Sehr viel, sehr viel!“ preßte Emil heraus, es war ihm, als schnürte ihm etwas die Kehle zusammen, als ob eine eiskalte Hand ihm in die Brust führe und das warme, liebeblühende, treue Herz umdrehete und schmerzlich hin und her reiße. Jetzt war es ja sonnenklar, entschieden war jetzt die fürchterliche Verstellungskunst dieser — — Dirne, die so schändlich mit ihm gespielt hatte; daß zwischen dem Logis des Rittmeisters und ihrer ungemainen Gefälligkeit gegen die Gräfin ein geheimer Zusammenhang stattfand, konnte ein Blinder sehen.

Er lachte, es war das Lachen der Verzweiflung, und die ganze Hölle lachte aus ihm heraus. „Wahrhaftig, ein großes Opfer“, sagte er mit schrecklicher Lustigkeit zu der Gräfin, „eine ungeheure Großmuth, die ganz allein aus der allerausgedehntesten Nächstenliebe und Gastfreundschaft hervorgeht!“ Die Gräfin Marxstein-Satanas wußte wohl, daß sie sein Herz mit glühenden Zangen zwickte, wußte auch nur gar zu gut, woher die Logisveränderung kam, aber so vollständig, so schnell hatte sie sich ihren Sieg, ihren höllischen Triumph nicht vorgestellt.

Sie hatte ja nie so recht geliebt, sie wußte daher auch nicht,

¹ Rucksacklisten auf Reisewagen.

daß die stärkste, glühendste Liebe zugleich die schwächste und empfindlichste ist!

Jetzt kam auch der Rittmeister, der mit Empfehlungen an den Präsidenten reichlich versehen war; der Graf bebte zurück vor ihm. Dieses gierige Auge, dieses höhnische Lächeln, diese falsche, schlaue, lauernde Miene, so ganz ohne höhere Bedeutung, ohne edlere Züge, diesen Menschen konnte Ida lieben. Er hätte jedem unter die Nase gelacht, der ihm vor zwei Tagen, als er noch an die Engelsunschuld des lieben Mädchens glaubte, hätte weismachen wollen; er hätte jeden einen Schurken geheißt, der dieses heilige, keusche Geschöpf mit diesem Mann, in dessen Gesicht schon alle Leidenschaften gewühlt hatten, nur im leisesten Verdacht gehabt hätte; — jetzt mußte er ja selbst daran glauben. Wie ein Kind ließ er sich von der Marstein leiten, sie zog ihn zu sich nieder, sie spielte die Verwunderte, den Rittmeister hier zu sehen, sie ließ manche giftige Bemerkung schlüpfen — er hörte nichts, er sah nichts, nur ein Gedanke beschäftigte ihn, er wollte recht haarscharf achtgeben, wenn sie käme, wie sie sich gegen Sporeneck benehmen würde. Die Thüre ging auf, sie kam; an der Hand des Vaters ging ihr der Geliebte entgegen, er sah, wie sie ihr Entzücken unterdrückte, wie Blässe und Röte auf ihrem Gesicht wechselten, wie sie ganz versunken in Liebe dem Rittmeister zuhörte, und wie glühende Dolche fuhr die bitterste Eifersucht durch sein Herz: — „Sehen Sie nur hin, Graf“, flüsterte ihm die Marstein ins Ohr, „sehen Sie nur, wie glücklich die Leutchen dort sind! Das ist ein Erzählen, das ist eine Wonne, daß man einander nach ein paar Wochen wieder hat; daß sie sich nicht auf der Stelle abherzen und küssen, ist alles!“

Dem Grafen wurde grün und gelb vor den Augen. — Jetzt nahte Ida, der Gesellschaft am Theetisch ihr Kompliment zu machen; die Röte des Unmuths und der Verlegenheit lag noch auf dem Gesichtchen und gab ihm einen so eigenen Reiz, daß der Graf nur um so tiefer fühlte, wie schrecklich sich hier die Natur vergriffen und nun ein so falsches, zweideutiges Herz eine so herrliche Gestalt gezogen, warum sie gerade ihr, die es so gar nicht verdiente, diese sanften Taubenaugen, dieses holde Grübchen in

den Wangen, dieses bezaubernde, huldvolle Lächeln gegeben. Sie verneigte sich gegen die Gesellschaft, die Gräfin drohte ihr lächelnd mit dem Finger, sie errötete von neuem; sie mußte noch die Zuckerdose herbeiholen, sie hätte einen viel näheren Weg gehabt, aber sie machte einen Umweg an Martiniz vorüber, er wagte nur einen Viertelseitenblick — auf ihn war ihr strahlendes Auge gerichtet, ihm lächelte sie, ihm flüsterte sie im Vorbeigehen kaum hörbar zu: „Guten Abend, Freund! warum so ernst und düster?“

Er fühlte den süßen Hauch an seiner Wange, ein solcher Gruß hätte ihn sonst bis in den dritten Himmel erhoben, ein solches Zauberwort hätte sonst alle Wolken von seiner Stirne gebannt und die traurigsten Falten geebnet. Heute — er blieb starr und stumm; nein, eine solche Erz-General-Armee-Rokette mußte es ja auf dem weiten Erdenrund nicht geben! Ist fünf Minuten außer sich, weil sie den alten Liebhaber wieder sieht, und um es doch mit dem neuen nicht zu verderben, flüsterte sie ihm — Nein! jetzt sprudelte das Maß ihrer Schuld über. Der reine, wahrheitsliebende Jüngling konnte ihr verzeihen, daß sie einen so zweideutigen Menschen, wie dieser Sporeneck offenbar sein mußte, ihr Herz schenkte, er konnte ihr verzeihen, obgleich es ihm das Herz brechen wollte, daß sie mit ihm ein so grundsalsches Spiel gespielt hatte, er konnte es der schwachen weiblichen Natur beimessen, daß sie sich, als der alte Liebhaber nahte, so ungeheure Blößen gab, er konnte dies alles verzeihen, daß sie aber auch jetzt noch ihr Spiel fortspielen wollte, daß sie Zweien auf einmal gehören wollte, nein, das ging über seine Begriffe, er mußte, seine Natur wollte sich dagegen sträuben, wie sie wollte, es war ihm, als müsse er sie verachten. Aber sie hatte recht, obgleich in einem andern Sinn; seine Ehre forderte es, daß er nicht da saß wie ein armer Sünder, über welchen der Stab gebrochen wurde; wenn auch besiegt, durfte er nicht traurig aussehen; er wollte, er mußte lustig sein, und sollte sein Herz dabei aus allen Wunden bluten.

Der Hohn gegen die ganze Welt, der in der Brust des Tiefgekränkten aufstieg, gab ihm Kraft dazu; eine Lustigkeit bemächtigte sich seiner, die er seit Jahren nicht gekannt hatte; er riß das

Gespräch an sich, er strahlte von Witz und Leben, daß alle weibliche Herzen dem herrlichen Mann, dem schönen, witzigen Grafen zuflogen. Allen galt sein Gespräch; sein feuriges Auge schien jeder Dame etwas Schönes sagen zu wollen, ausschließlich aber galt es der Gräfin. Er wußte selbst nicht, was ihn antrieb, ihr so sehr als möglich den Hof zu machen, aber es war ein dunkles Gefühl in ihm, als müsse es Ida recht tief verletzen, wenn er die Gräfin so sehr auszeichne, wenn er alle Damen für sich gewinnen wollte und ihr, ihr allein keinen Blick, kein Lächeln gönnte, nicht einmal zu hören schien, wenn sie hie und da ein Wörtchen mit einschlüpfen lassen wollte.

Und in der That, er erreichte seinen Zweck voll — kommen; er hatte es getroffen, tief bis ins innerste Leben getroffen, dieses treue Herz, das nur für ihn, mit dem Feuer der ersten jungfräulichen Liebe nur für ihn schlug! Ihr Blick hing an seinen Lippen, sie freute sich anfangs, daß er so fröhlich sei, sie glaubte nicht anders, als die paar Wörtchen, die sie ihm zuflüsterte, haben ihn aus seiner finstern Laune hervorgezaubert; ihr kleines Herzchen triumphtierte; als sie aber sah, wie er sich an alle wandte, nur an sie nicht, wie auch nicht ein Blick der Freundin galt, wie er nur für die Marstein zu leben schien; als sie seinen schneidenden Hohn, die grelle Lustigkeit, den schillernden Witz, der ihm sonst gar nicht eigen war, bemerkte, da ahnete ihr wohl, daß ihm jetzt ein anderes Gestirn aufgegangen sein müsse, das seinen Einfluß auf ihn übe; und wer konnte dies sein, als die, die ihr von jeher feindlich entgegengetreten war. — Die Marstein! Der Glanz der üppigen Rose hatte ihn geblendet, was konnte es ihm auch ausmachen, daß er nebenbei das Veilchen zertrat? Sie klagte nicht, sie weinte nicht, aber eine furchtbare Blässe lag auf dem holden Engelsgesichtchen, ein wehmütiges Lächeln spielte um ihren Mund, sie sah ja alle die leise geahnten Hoffnungen ihres Herzens, die sie, ach nur in einem einzigen seligen Augenblicke, recht klar sich gestanden hatte, sie sah sie alle mit einemmal versinken und — mit dem Freunde untergehen. Von Anfang war es ihr noch, als flattere eine Art ängstlicher Eifersucht in Gestalt einer Fledermaus durch den kaum dämmernden Morgenhimmel ihrer Liebe;

dann aber war alles stille Nacht in ihr; es blieb ihr nichts mehr als ein großer Schmerz; sie fühlte, daß sie diesen ewig, ewig in ihrem treuen Busen tragen werde.

Der Gram der Liebe.

Wie es an jenem Abend war, ebenso war es auch in den nächsten Tagen. Der Hofrat hätte vielleicht alles bald wieder ins Gleis bringen können, aber das Unglück wollte, daß er in wichtigen Angelegenheiten an demselben Abend verreisen mußte, an welchem die Gräfin ankam. Die Gräfin schrieb, so oft sie es unbemerkt thun konnte, an den Rittmeister in den Mond hinüber und spornte ihn an, Ida nur noch immer mehr zu verfolgen. Nach den letzten Briefen schien es zwar wegen ihr selbst nicht mehr nötig zu sein, weil sie den Grafen schon so umgarnt zu haben glaubte, daß an kein Entrinnen zu denken sei. Dem war aber nicht also. Dem Grafen, der nur durch die Brille der Eifersucht sah, wollte es trotz seiner Resignation fast das Herz abdrücken, daß Ida in solchen Verhältnissen mit dem Rittmeister sei. Wenn er bei Präsident's war, ach, es war ja nicht wie ehemals; sonst war sie ihm wohl bis an die Treppe entgegengesprungen, hatte mit lachendem Mund ihn geneckt oder ihm eine neue Schnacke aufgetischt, hatte ihn dann unter Tollen und Lachen hereingezogen ins Zimmer, dort war dann das Mäulchen gegangen wie ein oberflächliches Mühlchen, und keine fünf Minuten hatte sie ruhig sitzen können, ohne daß sie aufgesprungen wäre, dort was zu holen, hier was zu zeigen, und welche Freude gewährte es dann, das Mädchen dahin hüpfen zu sehen, ihr Gang war dann Tanz, alles war Leben, alles Grazie und Anmut, es war, wie wenn über die ganze Gestalt ein zauberisches Lächeln gewoben gewesen wäre, und jetzt — und jetzt?

Kalt und ernst sah sie ihn an, wenn er kam; oft wollte es ihn zwar bedünken, sie sehe schon an, um ihm wie sonst entgegenzuhüpfen, da mußte sie aber wohl an den Sporenceker denken, denn sie neigte sich so abgemessen, als wäre er ihr ganz und gar fremde; oft kam es ihm sogar vor, als liege etwas so Wehmütiges in dem lieben Gesichtchen, das er sich nicht anders erklären konnte, als

daß es sie reue, ihn so am Narrenjeil geführt zu haben, daß sie sich schäme, so unverhofft demaskiert worden zu sein. Zuzeiten wünschte er sich auch den Hofrat herbei, um mit ihm über das Mädchen und seine grenzenlose Skotterrie zu sprechen.

Daß doch die Männer gewöhnlich so grausam sind und nicht sehen, was so offen vor den Augen liegt! Sie lesen in Taschenbüchern und Romanen alle Folgen unglücklicher, verschmähter Liebe, alle Zeichen eines gebrochenen Herzens; sie können es sich auch in der Phantasie recht lebhaft vorstellen, wie ein gutes, liebes Engelskind mit einem vom Gram der Liebe gebrochenen Herzen aussehen müsse, sie nehmen sich vor, das nicht zu vergessen, aber wenn es drauf und dran kommt, wenn sie selbst aus Übermut oder thörichter Eifersucht ein schönes, nur für sie schlagendes Herz gekränkt, — geknickt, — gebrochen haben, da merken sie es nicht, sie können sogar noch ein recht ungläubiges Hohngelächter der Hölle aufschlagen, wenn man ihnen die stille Thräne im trüben Auge, den wehmütig aufsprechenden Zug um den Mund zeigt, wenn man sie aufmerksam macht auf die immer bleicher werdenden Wangen; „das wird man seine Gründe haben“, lachen sie, und gehen ungerührt vorüber, und denken nicht, daß man auch ohne Doktor und Apotheker am gebrochenen Herzen sterben könne.

Die Eifersucht macht blind; nirgends schien dieser Ausspruch besser in Erfüllung zu gehen als hier bei Martiniz und Ida.

Für ihren thränenstarken Blick, für ihren wehmütigen Ernst wußte er tausend Gründe anzugeben, wußte sich mit wieder tausend Vermutungen zu quälen und zu härmen, die rechte fand er nicht. Es war eine wunderbare Veränderung vorgegangen mit diesem Mädchen in den paar Tagen. Sonst das Leben, die Fröhlichkeit selbst, geht ernst und abgemessen. Die bleicheren Wangen, das trübere Auge, das ja so deutlich von thränenvollen Nächten, von gramersfüllten Träumen sprach, wollte niemand verstehen, am wenigsten der, um welchen diese stille Thränen flossen. Es war ihr oft zu Mut, als sollte sie nur eben die heißen, ausgeweinten Augen zuschließen und sich in das Grab legen lassen; dort, wenn die Erde so kühl um die vier Bretter und zwei Brettchen, welche die arme Ida umschließen, sich legen werde, dort, wo

sie nicht mehr gefoltert werde von dem Anblick, wie ihr geliebter Jüngling näher und näher, enger und enger in die Schlingen jener Sirene sich verwickelte — dort, dachte sie, müsse es gut schlummern sein. Denn das war ihr ja das ärgste nicht, daß sie zurückgesetzt war, nicht daß sie es war, die er verließ, um sich dem Triumphzug der allgemeinen Siegerin anzuschließen, nicht das brach ihr das Herz; zwar, es hatte ihr Mühe und Thränen gekostet, bis sie es dahin gebracht hatte, daß sie nicht mit Bitterkeit daran dachte, daß er, als kaum das Geständnis seiner Liebe über seinen Lippen war, schon andern Sinnes sein konnte. Aber sie hatte überwunden, sie war tief in sich eingekehrt; aus den geheimnisvollen, unergründlichen Tiefen der heiligen jungfräulichen Brust hatte sie Mut heraufgeholt, um den Gedanken zu ertragen, daß der, den sie liebe, einer andern angehören könne.

Aber dagegen sträubte sich mit aller Macht ihr keusches, bräutliches Herz, daß er jene, auf welche die Kinder in der Residenz mit Fingern deuteten und sich ihre Schandthaten erzählen, daß er an jene verloren gehen sollte. Wäre er ein Mann gewesen, der frech mit ihrem armen, unerfahrenen Herzchen gespielt hätte, sie hätte es ertragen, daß er bei der Gräfin dafür büßen sollte; aber Emil — ihr feiner, weiblicher Takt, der darin so weit und so scharf sieht, sagte ihr, daß er noch ein Keuling in der Liebe sei, daß er sein Herz frei bewahrt habe, bis sie ihn kennen gelernt habe, daß sie seine erste Reigung gewesen sei; und doch er, der so namenloses Unglück schon erduldet hatte, auch er sollte durch dieses Weib unglücklich werden? Ach, wie oft wünschte sie sich ihren alten Freund, den Hofrat, herbei. Ihm hätte sie alles, alles vertraut, auch jenen Augenblick der seligen Liebe, wo er ihr gestand, daß er sie liebe, wo er sie umschlang und an sein pochendes Herz drückte, wo er sie mit den süßesten Schmeichelnamen der Zärtlichkeit genannt, wo ihr Mund sich schon zum ersten, heiligen Kuß der Liebe ihm entgegengewölbt hatte. Dies alles war ja längst vorüber, war begraben, tief, tief in ihrem Herzen, mit aller Hoffnung, aller Sehnsucht, die es einst erweckt hatte; aber Berner durfte es wissen, ihm hätte sie alles gesagt und ihn dann zum warnenden Schutzgeist für den Grafen aufgerufen.

Aber er war noch nicht zurück, darum verschloß sie ihren Schmerz in die Seele; aber mit Angst und Zittern sah sie, wie der Graf um die Marstein flatterte, wie die Fliege um das Licht. Alle Beispiele von den sinnlichen Lockungen dieser Sirene, die man sich in der Residenz in die Ohren geflüstert, fielen ihr bei: wie leicht konnte er in einem unbewachten Augenblick, hingeworfen von den verführerischen Reizen der üppigen, buhlerischen Dame Potiphar — sie errötete von dem Gedanken, und preßte die Augen zu, als sollte sie was Schreckliches sehen. Wenn etwas solches geschah — dann war er der Gräfin und dem Satan auf ewig verschrieben.

Feine Nasen.

So verdeckt hier jedes sein Spiel spielte, so geheim alle diese Fäden gesponnen, angeknüpft und nach und nach zu einem dichten Gewebe verschlungen wurden, so merkte man doch hin und wieder, was vorging. Fräulein Sorben und die alte Schuleroff wurden von Tag zu Tag durch die getreuen Rapporte des Rittmeisters von Sporeneck über den Stand der Dinge belehrt. Ihre scheelblickenden Augen glänzten vor Freude, wenn sie wieder Neues erfuhren. Der Graf war ihnen ein verlornen Posten, den Fräulein Ida weder mit Thränen noch Gebet wieder herauszuhauen konnte.

Nichts war ihnen aber größeres Labjal, als das Fräulein von der traurigen Gestalt selbst, wie sie Ida nannten. Daß sie ernster, blässer, trüber war als sonst, war weder ihrem noch des Rittmeisters Scharfblick entgangen, und eine wahrhaft teuflische Schadenfreude, die sich in einem vierstimmigen Gelächter Luft machte, besiel sie, als Sporeneck erzählte, daß er sie durch seinen Lubus, mit welchem er hinter seinen Gardinen nach Idas Fenster visitierte, bitterlich habe weinen sehen.

Aber Fräulein von Sorben sorgte auch dafür, daß Ida in ihrer Verzweiflung sich nicht dem Rittmeister in die Arme werfen konnte; sie hatte alle ihre Geistes- und Körperreize theils vor ihm entfaltet, theils durchschimmern lassen, und ihrem scharfsinnigen Auge konnte es nicht verborgen bleiben, daß er ganz bezaubert davon war. Es ist nur schade, daß er auf die Liebe so

trefflich eingefchult war, daß er sechs oder acht der zärtlichsten Liebſchaften zumal haben konnte und jede die Betrogene war. So hatte also die beleidigte Dame den naſeweifen Backfiſch, der ſich erdreißet hatte, in ihrer Gegenwart Grafen in ſich verliebt zu machen, zwei Liebhaber auf einmal weggepußt. „Da kann man ſehen“, ſagte ſie zu ſich, „was die Routine macht. Das armeſelige Ding iſt kaum ſechzehn Jahre geweſen, ich habe ſie noch in den Windeln geſehen und ſie will ſich mir gleichſtellen. Aber das Affengeſicht hat jetzt ſeinen Lohn, man hat dem unreifen Ding den Mund ſauber abgewiſcht, hat ihr die verliebten Angelein ausgepußt, daß ſie ſieht, daß in der ganzen Welt vierundzwanzig vor ſechzehn kommt.“

Aber auch der alte Brtzwiſſ, die gute, ehrliche Seele, hatte das Ding ſo ein wenig gemerkt. Als ſie damals miteinander aus der Kirche gekommen waren — ſeitdem hatte der ſchreckliche Wahnsinn ſeinen Herrn kein einziges Mal mehr befallen — damals hatte er ſich ein Herz gefaßt und zu dem Grafen geſagt: „Wie doch das Fräulein ſo hübſch, ſo tauſenddonnernetz ausjah am Altar; bassa manelka, wie müßte ſie erſt ausſehen bei Tag und als Bräutchen—!“ Dem Grafen ſchien der Gedanke nicht übel einzuleuchten, denn er hatte zufrieden gelächelt und geſagt: „Nun, was nicht iſt, kann noch werden.“ Er aber hatte ſich ſolgenden Tages gleich hingefeßt und an den alten Herrn Grafen geſchrieben: „So und ſo, und dem gnädigen Fräulein und ſonſt auf Gottes weitem Erdboden niemand iſt man die Rettung meines Herrn ſchuldig. Es kann aber auch in ſechs Herrenländern kein ſolches Wunderkind mehr geben. Die jelige Komteſſe war doch auch nicht, mit Reſpekt zu vermelden, aus Bohnenſtroh, aber Gott weiß, ſie reichte dem ſchönen Fräulein das Waſſer nicht. Und vornehm ſieht ſie aus, als wäre ſie allerwenigſtens ein Stück von einer Prinzeß. Der junge Herr iſt aber auch rein in ſie verſchoſſen, und ich meine, daß es nicht menſchenmöglich geweſen wäre, ihn zu kurieren, außer durch ſo große Inbrunſt und Liebhaberei. Das hat ja auch ſchon der deutſche Doktor prophezeit, wie ich Guer Erzellenz, meinem gnädigſten Herrn Grafen, vermeldet habe.“

So lautete die Freudenepistel an den alten Onkel, worin die Errettung vom Wahnsinn gemeldet wurde. Die Freude wollte dem alten Diener beinahe die Herzkammerthüre zersprengen, bis er die Buchstaben alle aufs Papier gemalt hatte. Bisher hatte er allwöchentlich Bericht erstatten müssen. Da hatte es denn aus Italien, Frankreich, Holland, vom Genfer See, am Rhein, an der Seine und an der Nordsee immer geheißt: „Der Herr Graf befindet sich noch im alten Zustand.“ — „Die Krankheit scheint zuzunehmen.“ — „Die Ärzte wußten wieder nichts.“ — „Die Ärzte geben ihn auf.“

Hier in dem unscheinbaren Städtchen, hier endlich sollte das Heil, der Stern des Segens aufgehen. Er konnte sich die Freude des alten Herrn denken, der so ganz an Emil wie an einem Sohn hing; er sah schon im Geiste, wie der Herr Graf lächeln, die Hände reiben und rufen werde: „Nun in Gotts Namen, macht Hochzeit!“

Aber jetzt mußte der Teufel ein Ei in die Wirtschafft gelegt haben, denn sein Herr — der sah gar nicht mehr so glücklich und selig aus wie damals, als jene Freudenbotschaft abging — er war niedergeschlagen, traurig; fragte der alte Brctzwiß, dem aus alten Zeiten eine solche Frage zustand, was ihm denn fehle, so erhielt er entweder gar keine Antwort, oder der Graf stöhnte so schmerzlich, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen und sagte dabei: „Du kannst mir doch nicht helfen, alte Seele!“

Es wollte ihm nun gar nicht recht gefallen; er flügelte hin und her, was es denn wohl sein könne, das seinen Herrn auf einmal so stuzig und truzig mache — da ist ein Gast drüben bei Präidents, eine große dicke, so halb Jungfer, halb Frau, hat die vielleicht Ukraut gestr —

Ja, das konnte sein, das schien dem alten Brctzwiß sogar wahrscheinlich; wenn er aber dieser nachsief und das schöne Fräulein im Stich ließ — nein, er wollte seinem Herrn nichts Böses wünschen, aber da soll ihm doch das siedende Donnerwetter auf den Leib — er schlug zu diesem Gedanken so grimmig auf seines Herrn Rock zu, den er im Hansgang ausklopfte, daß der Staub in dichten Wolken umherflog: „Ja, da wollte ich“, rief er in seinem Selbstgespräch weiter und klopfte immer schrecklicher, „wenn

du die dicke Trutzschel nimmst und das schöne Fräulein, die dich aus den Klauen des schwarzen Teufels herausklaubte, wenn du die fahren läßt, alles siedende Schwefelpech des Fegefeuers soll dich dann kreuzmillionenmal —

„Wen denn?“ fragte eine tiefe Stimme hinter ihm. Er sah sich um und glaubte nun gleich in den Boden sinken zu müssen. Ein großer, ältlicher Mann mit feinen, klugen Gesichtszügen, in einem schlichten Reiseüberrock, dem nur ein vielfarbiges Band im Knopfloch einige Bedeutung gab, stand vor ihm. „Alle gute Geister!“ stammelte endlich Brttzwiß, indem er den Fremden noch immer mit weit aufgerissenen Augen anstarrte — „wie kommen Erw. Er—“

„Halt' jezt dein Maul von dergleichen“, sagte der Herr mit dem Ordensband freundlich, „ich reise inkognito und brauche diesen Firlefanz nicht; wo ist dein Herr?“

Starr und stumm bückte sich der alte Diener mehrere Mal, führte dann den fremden Herrn den Korridor entlang zur Thüre seines Herrn, erwißchte dort noch einen Rockzipfel, küßte diesen mit Inbrunst und sah zu seiner großen Herzensfreude, wie sein junger Herr mit einem Ausruf der Freude dem Fremden in die Arme sank.

Der Fremde war aber niemand anders als —. Doch gerade fällt uns ein, daß der Herr, wie er sich gegen Brttzwiß äußerte, „inkognito“ reiset, und es wäre daher auch von uns höchst indiskret, wenn wir dieses Inognito früher verrieten, als der fremde Herr selbst für gut findet, es abzulegen.

Der Herr Inkognito.

Ein stiller, aber scharfer Beobachter erschien jezt auf dem Schanplatz, es war der fremde Herr, den der Graf unter dem Namen eines Herrn von Ladenstein bei dem Präsidenten einführte. Die Empfehlung eines Hausfreundes, wie der Graf war, hätte schon hingereicht, ihn in diesem Hause willkommen zu machen; aber die vom Alter noch nicht gebeugte Gestalt des alten Herrn voll Würde und Anstand, sein sprechendes Gesicht, erwarben ihm

Achtung, und als vollends der Präsident, ein Kenner in solchen Dingen, das Theresienkreuz¹ auf seiner Brust wahrnahm, stieg seine Achtung zur Verehrung. Er wußte, daß, wer dieses Zeichen trug, ein Ritter im vollen Sinn des Wortes war, und daß ein solcher sich gewiß einer That rühmen durfte, die nicht die Laune des Glücks oder hohe Protektion zu einer glänzenden erhoben, sondern die, aufgesucht unter der Gefahr, hohen Mut und tiefe Einsicht bewährte.

Vorzüglich Ida fühlte sich von diesem Mann wunderbar angezogen. Seit der Spannung zwischen ihr und Martiniz hatte sie immer mit geheimem Widerwillen der Theestunde, sonst ihre liebste im ganzen Tag, entgegengesessen. Der Graf kam entweder gar nicht, oder sehr spät, oder unterhielt er sich mit der Marstein. Die Sorben und andere dergleichen Fräulein und Damen kamen ihr schal und langweilig vor, daß sie glaubte, nicht eine Stunde bei ihnen sitzen zu können; der Rittmeister, dessen Geschäfte beim hiesigen Regiment noch immer nicht zu Ende gehen wollten, war ihr am fatalsten von allen.

Sein erstes war immer, daß er sich mit seinem Stuhl neben sie drängte und dann so bekannt und vertraut that, als wären sie Zeltkameraden, er half ihr Thee einschenken, Arrak und Milch unherreichen und verrichtete alle jene kleine Dienste, die einem begünstigten Liebhaber von seiner Dame erlaubt werden. Dabei nahm er sich oft die Freiheit, ihr in die Ohren zu flüstern, aber die gleichgültigsten Dinge, etwa ob sie noch mehr Milch oder noch mehr Zucker bedürfe, sah aber dabei aus, wie wenn er die zärtlichste Liebeserklärung gewagt hätte.

Daher kam ihr der alte Ladenstein sehr zu statten. Sie sorgte dafür, daß er neben sie zu sitzen kam, und nun durfte sie doch für diesen Abend sicher sein, daß der Rittmeister nicht ihr Nachbar würde.

Und wie angenehm war seine Unterhaltung! Alles, was er

¹ Achteckiges Kreuz, dessen vorderer, runder Mittelshild die Umschrift „Fortitudini“ (d. h. der Tapferkeit) trägt; es ist das Ordenszeichen des Maria-Theresia-Ordens, eines österreichischen militärischen Verdienstordens für eine „besondere heroische That“, den Maria Theresia 1757 zur Erinnerung an den Sieg bei Kolin stiftete.

sagte, war so tief und klar gedacht, so angenehm und interessant, und trotz seines grauen Haares, trotz seiner sechzig Jährchen, die er haben mochte, war eine Kraft, ein Feuer in seinen Reden, das einem Jüngling keine Schande gemacht hätte. Aber auch dem alten Herrn schien das Mädchen zu behagen; sein ernstes Gesicht heiterte sich zusehends auf, seine lebhaftesten Augen wurden glänzender — solch ein Mädchen hatte er selten getroffen, und er war doch auch ein Bißchen in der Welt gewesen. Diesen klaren Verstand, dieses richtige Urtheil, diese Gutmütigkeit neben so viel Humor und Witz, er war ganz entzückt. Und überall war sie zu Haus; er bewunderte die wunderherrlichen Blumen, die sie machte; man kam von diesen auf die natürlichen Blumen, auf seltene Pflanzen. Er beschrieb ihr eine Blume, die so wunderschön aussehe, und die sich zu Guirlanden gar hübsch ausnehmen würde, aber der Name fiel ihm nicht ein. Kaum hatte er die Form der Blätter erwähnt, so sagte sie ihm auch schon, daß die Blume *Calla aethiopica*¹ heißen müsse, weiß blühe, und auch „Äthiopische Drachenwurz“ genannt werde. Er bekam ordentlich Respekt vor dem holden Kind, das so gelehrt sein konnte; aber da war nicht jenes Prahlen mit Kenntnissen, das man bei gelehrten Damen so oft findet. Nein, als die Blume abgemacht war, sprach sie auch kein Wörtchen mehr von Botanik, und es war, als habe sie nie davon gesprochen.

Er kam auf die neueste Litteratur und pochte da an; wahrhaftig, sie hatte alles gelesen und zwar nicht nur, was man so aus Leihbibliotheken bekommt oder in einem Almanach findet; nein! sie hatte interessante Geschichtswerke gelesen und eigentlich studiert. Aber auch daraus machte sie nichts Großes. Je wichtiger das Werk war, desto bescheidener war ihr Urtheil, und dabei that sie so unbefangen, als ob jedes Mädchen dergleichen gelesen hätte. Und als sie auf ausländische Litteratur kamen, als sie von Lord Byron, seinen herrlichen Gedichten und seinem unglücklichen Ende sprachen, als der alte Herr mit dem Theresienkreuz ihn dennoch glücklich pries, weil sein Geist sich höher als alle

¹ Eine Stierpflanze aus der Gattung *Richardia Kunth.*, mit großen, pfeilsförmigen Blättern und weißen Blüten Scheiben.

andere geschwungen, weil er den Menschen und die ganze Natur so tief erkannt habe: da antwortete ihm, nein, es ging über seine Begriffe, antwortete ihm die kleine Wetterhexe mit Byrons eigenen Worten, als hätte sie seinen „Manfred“ eben erst gelesen:

„The tree of knowledge is not that of life.“ *

Er war ganz selig, der alte Herr; ein solches Mädchen hatte er in vielleicht zwanzig Jahren nicht gefunden. Und das schnepperle und hepperte mit seinem lieben hübschen Schnäbelchen so unschuldig in die Welt hinein, das blickte ihn mit seinen frommen Taubenaugen, in welchen doch wieder ein wenig der lose Schalk saß, so wundervoll an, er war ganz weg und dankte dem Grafen tausendmal, als sie wieder in den Mond zurückgekommen waren, daß er ihn mit einem so interessanten Geischöpf bekannt gemacht habe.

Emil auf der Folter.

Dieser sah ihn wehmütig an und seufzte: „Glauben Sie mir“, sagte er, „auch ich war einst erfüllt von diesem Himmelskind; auch mir war sie eine Erscheinung wie aus Jenseits, wie des großen Dichters Mädchen aus der Fremde; ich sah, wie sie mit ungetrübtem Frohsinn und dennoch mit einer Würde, einer Höhe jedem eine Gabe reichete; mir, wähnte ich, mir habe sie der Gaben schönste aufbewahrt — ach! da gewahrte ich, daß schon ein anderer diesen Kranz zerpfückt —“

„Nein, ich kann's nicht glauben“, rief der ehrwürdige Theresienritter, „dieses Mädchen kann nicht so niedrig denken, kann nicht das tiefe, herrliche, jungfräuliche Herz an einen Windbeutel verlieren, wie der Sporeneck ist, dessen leichtes Wesen, dessen Gemeinheit ihr ja gleich den ersten Augenblick nicht verborgen bleiben konnte!“

„Aber, mein Gott“, rief Emil ungeduldig, „habe ich Ihnen nicht gesagt, was mich die Gräfin merken ließ, was ich mit eigenen Augen sah? Nehmen Sie doch nur zum Beispiel, daß sie ihm gleich in den obern Stock nachzog, um ihn recht vis-à-vis zu haben —“

* Erkenntnißbaum ist nicht des Lebens Baum.

„Beweist viel, recht sehr viel und doch wieder nichts, gar nichts, denn ein so kluges Mädchen wie die Ida trägt ihre Liebe nicht so schamlos zur Schau.“

„Aber die Gräfin sagt mir ja, die Gräfin —“

„Eben die Gräfin sagte dir alles, Freundchen, und eben der Gräfin traue ich nicht, dazu habe ich meine vollkommen begründeten Ursachen. Ich habe sechzig Jahre in der Welt gelebt, du erst deine zwanzig, darum darf ich auch meinem Blick trauen, denn ich bin unparteiisch und schaue nicht durch die grüne Konversationsbrille der Eifersucht. Ich habe diesen Abend Dinge gesehen, die mir gar nicht gefielen; doch der Erfolg wird lehren, daß ich recht hatte.“

So sprach der alte Theresier mit dem Grafen; doch auf ihn schien es wenig Eindruck zu machen, denn er murmelte: „Weiß alles, und ist alles gut, wenn nur der verdammte Rittmeister nicht wäre!“

Der Rittmeister.

Was doch oft an einem kleinen, unscheinbaren Zufall das Glück der Menschen hängt! So fragte an diesem Abend der Kellner die beiden Fremden, ob sie unten an der Tafel oder hier oben in ihren Appartements speisen wollen? Der Graf, der seit des Hofrats Reise abends selten mehr hinabgekommen war, stimmte dafür, auf dem Zimmer zu speisen, indem er sich schlechte Unterhaltung unter den Offizieren, Majestoren, Ober- und Unterjustizleuten versprach. Der ältere Herr aber redete ihm zu; man sehe und höre doch manches unter den Gästen, was zum Nachdenken oder zur Augen- und Ohrenweide dienen könne — sie gingen. Gerade an diesem Abend hatte der Rittmeister von Sporenack einige Freunde der Garnison zu sich auf ein Abendbrot in den Mond gebeten.

Sie hatten schon auf seinem Zimmer mit Rheinwein angefangen und waren bereits ganz fortdial. Der Rittmeister hatte auch alle Ursache, ein kleines Sieges- und Jubelfest zu veranstalten. Die Gräfin hatte ihm, wie gewöhnlich durch ihre Zofe, die mit seinem Bedienten in telegraphischer Verbindung stand.

geschrieben, daß Idas Niederlage jetzt vollkommen sei. Der Graf sei nie so warm gegen sie gewesen wie diesen Abend, und sie sehe nächstens einer Erklärung von seiner Seite entgegen. Das hatte der Rittmeister seinen Vertrauten, dem Lieutenant von Schulderoff und einigen andern vorgetragen, man stieß an, auf das neue gräfliche Paar und auf den galanten Hausfreund, und so kam man auch, weiß nicht wie, darauf, ob man nicht den Grafen auch einmal ein wenig schrauben sollte. Sie stimmten alle darüber ein, daß dies sehr dienlich wäre, um Unterhaltung für den heutigen Abend zu haben, und sie machten sich auch gar kein Gewissen daraus. „Ja, wenn er Soldat wäre, dann wäre es etwas anderes; einen Kameraden schraubt man nicht gerne, aber solch ein ziviles Gräfchen, das in der Welt umherreißt, um den Damen schön zu thun und sein Geld auf die langweiligste Manier totzuschlagen — nun, das kann man mit gutem Gewissen.“

Mit diesem löblichen Vorsatz hatten sich die Marszöhne nicht weit von der Stelle placiert, wo Martiniz gewöhnlich zu sitzen pflegte und harrten, ob er nicht komme. Er kam und mit ihm der andere Gast, aber diesmal ohne Ordensband, denn er hatte nur einen unscheinbaren Oberrock an. Martiniz und der ältere Herr unterhielten sich flüsternd miteinander; um so lauter waren die Kriegsgötter; die Pfropfen der Champagner-Bouteillen fingen an zu springen, und in kurzem waren die Herren allesamt kreuzfidel und erzählten allerlei Schnurren aus ihrem Garnisonsleben. Die übrigen Gäste hatten sich nach und nach verlaufen. Das Kapitel der Hunde und Pferde war schon abgehandelt, und der Rittmeister hielt es jetzt an der Zeit, die Schraube anzuziehen. Er gab also Schulderoff einen Wink, und dieser ergriff sein Champagnerglas, stand auf und rief: „Nun Bruder Sporeneck, eine Gesundheit recht aus dem Herzen — deine Ida!“

Auf flogen die Dragoner von ihren Sitzen, tippten die feinen Lilienkelche aneinander und fogen den weißen Gisch mit einer Wollust aus, als hätte die Gesundheit ihnen selbst gegolten. Martiniz biß die Lippen zusammen und sah den Theresienritter an.

„Auf Ehre, ein Götterkind, Herr Bruder“, fuhr Schulderoff fort, „ich wäre selbst im Stande gewesen, sie zu lieben, hätte ich

nicht deine frühern Rechte gewußt und mich daher bescheiden zurückgezogen.“

„Auf Ehre, ich hätte es ihr wohl gönnen mögen“, antwortete der großmütige Liebhaber, „wenn man so einen Winter allein zubringen soll, ist es für ein junges, warmes Blut immer fatal, wenn es sich nicht Luft machen soll. Einen braven Kerl, wie du bist, hätte ich ihr zum Intermezzo wohl gewünscht, wäre mir lieber gewesen, als hören zu müssen, daß mir so ein fremder Gelbschnabel ins Nest habe sitzen wollen.“

Das Herzblut fing dem Grafen an zu kochen. In solchen Ausdrücken von einem Mädchen reden zu hören, das er liebte und ehrte — es war beinahe nicht zu ertragen, doch hielt er an sich, denn er wußte, wie schlimm es ist, in einem fremden Lande ohne ganz gegründete Ursache Händel anzufangen.

„Hattest du bange?“ lachten die Reiter den Rittmeister an.

„Nicht im geringsten“, replizierte dieser; „ich kenne mein Täubchen zu gut, als daß ich hätte eifersüchtig werden sollen; wenn auch zehn solcher Wichte ins Nest gefressen wären, sie hätte sich doch von keinem andern schnäbeln lassen, als von ihrem Hähnchen.“

Allgemeines Gelächter applaudierte den schlechten Wit. Der Graf — es war ihm kaum mehr möglich, anzuhalten; er sah voraus, es werde so kommen, daß ihm nur zwei Wege offen stehen würden, entweder sich zu entfernen oder loszubrechen.

Unschuld und Mut.

Das erstere war jetzt nicht mehr möglich; seine Würde als Abkömmling so tapferer Männer ließ einen solchen Rückzug nicht zu, und was würden seine Mauen gesagt haben, wenn er so vom Kampfplatz sich weggestohlen hätte. Die nächste schickliche Gelegenheit mußte entscheiden.

„Nun, Brüderchen“, sagte ein anderer zum Rittmeister, „wir sind hier so ziemlich unter uns, gib weich, beichte uns ein wenig, wie stehst du mit der kleinen Präsidentin?“ Der Rittmeister spielte von Anfang den Zarten, Zurückhaltenden, endlich aber auf vieles

Zureden gab er wirklich weich und — rühmte sich heimlich von ihr erhaltener Begünstigungen, die Emils Blut zu Eis erstarren ließen. Plötzlich aber, wie eine Erleuchtung von oben, trat ihm das Bild des unschuldigen, engelreinen Kindes, mit ihrem sanften Blick, mit ihrem keuschen, jungfräulichen Erröten vor das Auge — nein! nein! rief es mit tausend Stimmen in ihm, es kann ja nicht wahr sein, so weit verfehlt sich der Himmel nicht, daß er die heiligste Unschuld auf die Züge einer Neze malte. Er stand auf und stellte sich dicht vor den Rittmeister: „Von wem sprechen Sie da, mein Herr?“ fragte er ihn. Der Rittmeister konnte sich nichts Erwünschteres denken, als daß endlich die Engelduld von dem zivilen Gräfschen gewichen sei. Er wollte ihn mit einem Blicke einschüchtern und setzte daher an, die Augen recht an ihn hinrollen zu lassen; da kam er aber an den Faltschen.

Er begegnete einem jener Glutblicke, die dem Grafen so eigen waren; Hoheit, Mut, Zorn, alles sprühte auf einmal wie mit einem Feuerstrom aus diesen Augen auf ihn zu, daß er die seinigen betroffen niedererschlug. „Was fällt Ihnen ein; was künmert Sie unser Gespräch? Es ist hier niemand, der danach zu fragen hätte.“

„Sie haben“, fuhr der Graf mit großer Mäßigung fort, „Sie haben dem ganzen Zimmer hier mit vernehmlicher Stimme ihre Sottisen erzählt, es hat also auch jeder das Recht, zu fragen, von wem Sie sprachen, und ich frage jetzt!“

„Mein Herr, das kommt mir schnackisch vor“, lachte der Rittmeister; „es kann doch wahrhaftig jeder von seinem Schätzchen reden, ohne daß ein anderer sich darein zu legen hätte. Wenn Sie übrigens durchaus uns mit Ihrer Gesellschaft beehren wollen, Kellner, noch einen Kelch hieher für den Herrn da!“

„Ist unnötig“, rief der Graf, „es ist mir durchaus nicht um Ihre werthe Gesellschaft zu thun, sondern nur die Frage, die ich an Sie that, möchte ich gerne beantwortet haben.“

„Nun ja“, schnarrte Sporeneck, „wenn Sie sich durchaus in meine Herzensangelegenheiten mischen müssen, was ich übrigens nicht sehr delikat finde: ich habe von Fräulein Ida von Sanden, meiner Nachbarin, gesprochen.“

„Und von dieser Dame wagen Sie auf so freche Weise zu sprechen, wie Sie vorhin thaten?“

„Wer will es mir wehren?“ lachte der Rittmeister und maß den Grafen von oben bis unten, wobei er übrigens sich hütete, seinem Auge zu begegnen. „Wer will es mir wehren, ein jeder kann zu seinem Heu Stroh sagen!“

„Sie beharren also auf dem, was Sie von der Dame aus-sagten!“

„Dame hin oder her“, antwortete der Rittmeister, „Sie fangen an, anmaßend zu werden; ich werde vor Ihnen und zehn solcher — Polacken behaupten, was ich sagte.“

„Nun ja“, sagte der Graf, indem er sich stolz aufrichtete und an die übrigen Offiziere, die bisher mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatten, wie der Graf geschraubt würde, sich wandte, „nun ja, so muß ich nur Sie bedauern, meine Herrn, daß Sie sich auf diese Art unterhalten lassen von diesem erbärmlichen Lügner.“

„Donner und alle Teufel“, fuhr der Rittmeister auf, „wie kommen Sie mir vor, Herr! Ich glaube, Sie haben Platz zwischen den Rippen für blaue Bohnen.“

„Thun Sie, was Ihnen beliebt“, sagte der Graf, „ich wohne hier und bin auf Nr. 2 zu finden.“ Er ging, der alte Theresienritter mit ihm. „Das ist spaßig“, lachte der Rittmeister, obgleich es ihm nicht recht frei von der Brust wegging, „das ist spaßig, daß ich in Freilingen einen kleinen Gang zu machen habe!“

Die Dragoner saßen noch ganz verdukt über den schnellen Ausgang der Schrauberei. „Hol' mich der Teufel“, sagte ein alter Lieutenant, „das Kerlchen nahm sich doch so übel nicht bei der Sache; er hat einen verfluchten Anstand, und es ist, als wäre er schon mehr dabei gewesen!“

Man beriet sich jetzt, was zu thun sei, man verteilte die Rollen, Schulderoff sollte des Rittmeisters Sekundant sein, den alten Lieutenant bestimmte man, Martiniz denselben Dienst zu leisten, wenn er nicht sonstwo einen Sekundanten aufreiben könnte. Der Rittmeister zeigte eine ungemeine, spaßige Fröhlichkeit, meinte, es müsse sich ganz herrlich ausnehmen, wenn so ein Herrchen vom

Zivil eine Pistole losbrenne; den übrigen war es übrigens nicht so ganz wohl zu Mut; das schnelle Ende des Streites hatte aus allen Köpfen den Champagnerdampf weggeblasen, man dachte doch ernstlich an die Affaire, und manchen wollte es bedünken, daß sie doch im heillosen Übermut herbeigeführt worden sei. Man äußerte dies auch unberhohlen gegen Sporeneck, und auch er schien so etwas zu denken; doch versteckte er diese Gedanken hinter lustigem Lachen und beauftragte Schulderoff, sogleich zum Grafen zu gehen, um die Sache ins reine zu bringen. Nach einer Viertelstunde kam dieser wieder sehr ernst zurück und sagte: „Sporeneck, morgen früh acht Uhr, auf Pistolen.“

Diese lakonische Meldung machte einen ganz eigenen Eindruck auf die Gesellschaft; es war allen, als sei doch etwas Ungerechtes vorgefallen, und keinem war es recht behaglich, an morgen zu denken. Man bestürmte Schulderoff mit Fragen, wie er es aufgenommen und dergleichen, er erzählte:

„Die beiden Fremden seien in ziemlich ruhigem Gespräch miteinander im Zimmer auf und ab gegangen, als er eingetreten sei. Sie haben ihn sehr höflich und zuvorkommend empfangen, er aber habe seinen Auftrag ausgerichtet und den Grafen zuerst gefragt, ob er seine Beleidigung zurücknehmen wolle. Dieser habe ganz ruhig mit nein geantwortet, worauf er ihn gefordert; sie seien auf Pistolen einig geworden und haben die Wiese hinter dem Gottesacker zum Kampfplatz ausgewählt. Für einen Sekundanten lasse er danken, der alte Herr, der bei ihm ist, werde ihm sekundieren.“ Der Rittmeister schien vor Freude außer sich zu sein, daß er seinem Rivalen mit guter Manier eines auf den Pelz brennen könne; er wollte mit dem Champagner weiter machen, die nüchtern gewordenen Kameraden ließen es aber nicht zu, baten ihn, auf morgen recht fest auszuschlafen und versprachen, um sieben Uhr alleamt bei Schulderoff zu frühstücken.

Noch einmal zieht er vor des Liebchens Haus

Als Ida am Morgen, der zu dem Duell festgesetzt war, kaum aufgestanden, eben sich mit der Toilette beschäftigte, hörte sie

Pferdegetrappel gegenüber am Mond; sie trat ans Fenster und schob den Vorhang ein wenig zurück, es standen drei Pferde vor dem Wirthshaus, wovon sie das eine bestimmt für das von Martiniz erkannte. „Wo er nur hinreiten mag an diesem kalten Tag, ob er —“ der Gedanke an eine plötzliche Abreise ohne Abschied durchblitzte sie, daß ihr die hellen Perlen in den zarten Wimpern hingen. Doch sie hatte ja darüber einen Trost, der sie zugleich tief betäubte: die Gräfin war ja noch hier; sie wußte nichts von seiner Abreise, er konnte also doch nicht so schnell reisen. Endlich glaubte sie Emils Stimme aus dem Thorweg herauf zu hören: „Adieu, Madam, adieu!“ es galt offenbar der Mondwirthin; o wie gerne wäre sie in diesem Augenblicke die Ehehälfte des Mondwirths gewesen, um ihn zu sehen und das freundliche Adieu von seinen Lippen zu hören!

Der alte Brttzwißl, die gute, treue Seele, sprang hervor, ergriff den Zügel von Martiniz' Pferd und stellte ihn zum Aufsitzen zurecht, jetzt kam Mart— nein, ein Offizier in fremder glänzender Uniform. Jetzt kam auch der alte Herr von Ladenstein, der sie gestern so trefflich unterhalten hatte; wo blieb aber nur Emil? Der alte Herr, heute mit vielen Orden behängt, schwingt sich auf sein Pferd; jetzt auch der Offizier. „Eine schöne, geschmackvolle Uniform“, dachte Ida; wenn sie nicht irrte eine polnische oder russische, vielleicht ein Bekannter von Martiniz; aber die Gestalt kam ihr so bekannt vor, wie, sollte etwa Em— doch nein, er war ja nicht Soldat und trug auch keinen Orden, und diesem glänzte der Wladimir in Diamanten auf der Brust — wenn er, eine kleine Neugierde ist ja verzeihlich, wenn er doch nur den hohen Manentalkopf ein wenig hintersekte, daß sie sein Gesicht sehen könnte.

Jetzt war alles in Richtigkeit, der alte Herr schaute am Haus herauf und stieß den Offizier an, er richtet das Haupt auf, er jah herauf — es war Emil von Martiniz.

Wie schön, wie götter schön war dieser Mann. Wie herrlich kleidete ihn die Uniform! wie hingegossen saß er auf seinem stolzen Roß; die dunkeln Locken stahlen sich unter dem Sturmband des Tschapkas hervor und beschatteten die blendend weiße Stirne; das dunkle Auge voll hohen Ausdrucks hatte heut' eine Bedeu-

tung, die sie beinahe noch nie an ihm gesehen; stolz und frei, als wollte es in einem Blick eine Welt ermessen, schweifte es her und hin; — er klopfte den zierlichen, schlangengebogenen Hals des schönen Tieres, das er ritt, er sah so kampflustig, so mutig aus, als halte er an der Seite seiner Mänen, und es werde in schmetternden Tönen Marsch, Marsch geblasen; sie konnte nicht mehr anders, sie dachte nicht mehr an ihr Neglige, sie öffnete das Fenster und sah heraus. Man konnte nichts Schöneres sehen als das Mädchen, wie es hier im Fenster stand. Die Auglein sahen so klar und freundlich aus dem Köpfchen, die Bäckchen von der kalten Morgenluft geröthet, das Mäulchen so süß und küßlich, um das feine, liebe Gesichtchen ein zartes, reinliches Nachthäubchen, der Hals frei und dann ein Spenzerchen, so weiß wie frisch gefallener Schnee, über Nacken und Brust herab. Tausend Böckchen und Stränge, die, vom mutwilligen Morpheus entfesselt, unter dem Häubchen sich durchgestohlen hatten — das ganze Wunderkind sah aus wie ein süßer Morgentraum —

Noch einmal sah der Graf nach diesem Engelsbild herauf, das in der Glorie der jungfräulichen Unschuld, mit der Wehmut gekränkter und doch verzeihender Liebe zu ihm herab sah — noch einmal, vielleicht das letzte Mal hienieden, warf er einen seiner Feuerblicke zu ihr hinauf, und eine Thräne blitzte in seinem Auge; jetzt aber stieß er seinem Pferde beide Sporen in den Leib, daß es wuterfüllt kerzengerade aufstand, unwillkürlich bog sich seine Hand nach dem Mund, er warf ihr einen herzlichen Kuß zu: „Adieu, mon cœur!“ rief er, und dahin flogen die Reiter, in einem Augenblick war nichts mehr von ihnen zu sehen.

„Was war das, wem galt das?“ fragte sich Ida, als sie sich ein wenig von ihrem Staunen erholt hatte. Er sah so zärtlich herauf, er warf einen Kuß herauf — wem flog er zu? Ihr oder der Grä — konnte diese nicht auch im Fenster gestanden sein, konnte er nicht ihr den Kuß zugeworfen? — Sie mußte Gewißheit haben, sie schickte schnell hinab, zu fragen, ob die Gräfin schon aufgestanden sei? — Erzellenz lagen noch schukhtief in den Federn und schliefen. „Also mir, mir —“, lächelte das stillselige Mädchen vor sich hin, schaute hinaus und zehumal wieder hinaus nach

dem Fleckchen Erde, wo er gehalten, wo er ihr seinen Gruß, seinen Kuß zugewinkt hatte. Aber wie, konnte er nicht nach der Gräfin Fenster gewinkt haben? Konnte er nicht ihr seinen Kuß geschickt haben, nur um sie, die er doch gesehen haben mußte, zu tranken? Doch nein, ihr hatte ja sein Blick gegolten, sie hatte tief in seine dunkeln Liebessterne hineingesehnt, nach ihrem Fenster hatte er gegrüßt, sie, sie war die Glückliche; wie weit er sich auch verirrt hatte, sie fühlte, daß sein besserer Sinn ihn dennoch zu seiner Ida zog.

Jetzt versank sie in angenehme Träume; sie wiederholte sich, wie engelhübsch er ausgesehen habe; sie nahm sich vor, wenn sie wieder recht gut miteinander wären, ihn recht auszuschnäueln, daß er sich nie vor ihr in der Kleidung hatte sehen lassen, die ihm so wunderschön stand. So träumte sie, das liebliche, bräutliche Mädchen, sie ahnete nicht, welchen gefährlichen Gang der Geliebte ging, und daß die Parze so schnell den Faden ihres Glückes zerreißen, daß dann das Herz, an dem sie so gerne ruhte, für immer ausgeschlagen haben würde, daß die kühnen, liebesprühenden Augen schnell sich zu jenem eisernen Schlummer schließen werden, aus welchem auch die süßeste Stimme, das zärtlichste Klagen der Liebe nicht aufweckt.

Das Duell.

Vor der Stadt hatten die drei Reiter ihre Pferde angehalten und ließen sie jetzt im Schritt dem bestimmten Ort zugehen; sie schwiegen eine Zeitlang, und jeder schien seinen besondern Gedanken nachzuhängen. Emil's Brust erfüllte die Qual aller Zweifel an Ida. Es war ihm da einmal, als stehe sie, wie er sie eben gesehen hatte, in blendend reiner Unschuld vor ihm und flüsterte ihm mit sanfter Stimme Vorwürfe zu, daß er auch nur einen Augenblick habe an ihr zweifeln können; dann kamen wieder alle Qualen der Eifersucht über ihn, er wiederholte sich alles, was er zwischen ihr und Sporeneck bemerkt hatte, und das Billet von gestern — „Nein! sie ist schuldig“, rief er laut und unmutig. Gestern abend nämlich, als Schulderoff sie verlassen hatte, war Brückzwilf gekommen und hatte einen kleinen Zettel gebracht, der

wahrscheinlich dem Rittmeister entfallen sein müsse. Er war offen, Emil konnte sich nicht enthalten, einen Blick hineinzuwerfen und ward weiß wie die Wand. Schweigend reichte er Ladenstein das Billet, und dieser las:

„Du mußt noch das Strumpfband haben, das Du mir leßthin mutwilligerweise abgebunden hast; ich brauche es notwendig. Ist Dir übrigens an einem Zeichen Deiner Dame gelegen, so kannst Du etwas anders haben. Willst Du eine Bu-fenschleife? Willst Du ein Schnürband von meinem Korsettchen?“

„Das ist freilich stark“, hatte Ladenstein gesagt, nachdem er gelesen, „kennst du die Handschrift?“ — „Von wem soll es sein, als von ihr, die mich um mein Lebensglück betrogen? Hätte ich den Wisch da um eine Stunde früher gehabt, ich hätte den Rittmeister wahrhaftig nicht getadelt, daß er von seinem zärtlichen Liebchen so ausdrucksvoll sprach!“

„Kennst du Idas Handschrift?“ fragte der alte Herr noch einmal; „es kommt hiebei sehr viel darauf an, daß du sie genau kennst.“

Emil mußte gestehen, daß er noch nichts von Idas Hand gesehen; es könne es ja aber doch gar niemand anders geschrieben haben, denn die Adresse lautete ja an Herrn von Sporeneck. Der alte Herr hatte den Kopf dazu geschüttelt und gesagt, daß dieses Billet der ganzen Sache eine andere Wendung geben könnte; jetzt sei er aber schon einmal gefordert, und darum könne vor Ausgang des Duells nicht mehr davon gesprochen werden, nachher werde sich vielleicht manches aufklären. Dieses Billet war nun auch auf dem Wege zum Kampfplatz Emil in den Sinn gekommen und hatte ihm jenen lauten Ausruf: „Sie ist dennoch schuldig“, entlockt.

Der Alte reichte ihm die Hand hinüber und sagte freundlich ernst: „Urteile nicht zu frühe. Du gehst einen gefährlichen Weg, nimm nicht die Schuld mit dir, ungehört verdammt zu haben. Du bist der letzte Martiniz. Schlägt eine Kugel hier unter den Wlademir, so ist es vorbei mit dir und dem Heldenstamm, dessen Namen du trägst. Du schlägst dich für die Ehre einer Dame, so lange du für sie kämpfst, darfst du nicht an ihrer Tugend zwei-

sein, sonst ist deine Sache nicht gut. Denke dir das Mädchen so hold und engelrein, wie du sie sahst, als wir zu Pferd stiegen, wie du ihr, von ihrem heiligen Anblick übermannt, dein zärtliches Liebewohl zuriefst — und du wirst freudiger streiten.“

Emil hörte nur mit halbem Ohr; seine ganze Aufmerksamkeit war auf den Platz gerichtet, dem sie sich naheten; sie bogen um die Ecke der Mauer des Gottesackers; sein Gegner war schon auf dem Platz, er nahm sein Roß zusammen und sprengte majestätisch im kurzen Galopp an.

Sporeneck und seine Begleiter waren auf einem andern Weg herausgeritten und hatten auf der Wiese den Grafen erwartet. Sie hatten ihre besten Uniformen angezogen, alles gewischt und gebürstet, als ginge es zur Hochzeit, denn sie wollten dem Grafen und seinem Begleiter durch Glanz und militärische Würde imponieren. Wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie den strahlenblitzenden, in den schönsten Farben schimmernden Mann ansprengen sahen. Sie trauten ihren Augen kaum, wie gewandt, wie flink das zivile Gräschen vom Sattel sprang, mit welchem Anstand er die Zügel seinem Diener zuwarf, sich dann zu ihnen wandte und seine Honneurs machte. Die Diamanten des Wladimir, der goldene, vom Vater ererbte Ehrensäbel glänzten im Morgenrot, der ganze Mann hatte etwas Gewaltiges, Gebietendes, Königliches, das sie beinahe mit Ehrfurcht bewunderten.

„Alle Teufel, wer hätte das gedacht“, flüsterte Sporeneck; „hätte ich das gewußt — weiß Gott, die Uniform der polnischen Garde, wo jeder Rittmeister für einen Obersten in der Linie zieht! Nein, wenn ich gewußt hätte, daß er Soldat ist, dann wäre es wohl etwas anderes gewesen.“

„Und alle Wetter“, fuhr ein anderer fort, „sieh nur den alten Graukopf, wie der behängt ist, eins — zwei — drei — sieben Orden hat das Kerlchen und noch obendrein einen Stern! Siehe, das Theresienkreuz — und weiß Gott, den Kommandeur der Ehrenlegion, das muß ein fixer Kerl sein.“

Der alte bekreuzte und besternte Herr nahte sich Schulderoff, zog ganz gelassen und kaltblütig eine reich mit Brillanten besetzte Uhr heraus. „Herr Kamerad“, sprach er, „wenn's gefällig ist.“

Dieser hatte sich von seinem Staunen kaum erholt; er hatte die Äußerung des Rittmeisters gehört, daß, wenn er gewußt hätte, daß der Graf Soldat wäre, er die Sache vielleicht nicht so weit getrieben hätte; er versuchte daher, noch einmal mit dem alten Herrn zu parlamentieren; doch die Unterhandlungen zerfielen sich an dem harten Sinn des Grafen, man maß die Schritte ab, man schüttete frisches Pulver auf die Pfannen — fertig!

Sporenack hatte den ersten Schuß. „Nun, wenn es denn einmal sein muß“, sagte er, drückte ab und — den Kaspak riß es dem Grafen von dem Kopf, mitten durch war die Kugel gegangen, er stand unverletzt. Ein sonderbares Feuer sprühte aus seinem Auge, als er jetzt die Pistole aufnahm; es war ihm, als stehe Antonios blutende Gestalt vor dem Rittmeister und wehre ihm ab, zweimal setzte er an, zweimal ließ er das Pistol wieder sinken. Da rief der Rittmeister mit bitterem Lachen: „Wird's bald, Herr Kamerad?“ und in demselben Augenblick krachte es, Sporenack schwankte und fiel.

Er hatte genug, gerade unter der Brust hatte die Kugel durchgeschlagen; der Regimentsarzt der Dragoner machte ein bedenkliches Gesicht und gab wenig Hoffnung. Man brachte ihn in die Wohnung eines der Offiziere, der vor der Stadt wohnte — in tiefem Ernst, schweigend ritt der Graf und sein Begleiter zur Stadt zurück.

Fingerzeig des Schicksals.

Die Dragoner waren seit der Entdeckung, daß der Graf Offizier sei, die Artigkeit selbst. Alle Stunden kam einer, um zu rapportieren, wie der Verwundete sich befinde; aus ihren Reden, die sie hie und da über die Geschichte fallen ließen, wurde man zwar nicht ganz klug, aber so viel merkte Martiniz und der alte Herr, daß der Rittmeister, indem er sich geheimer, von Iza erhaltener Begünstigungen rühmte, gewaltig gelogen habe. Von dem Duell war übrigens bis jetzt noch nirgends etwas bekannt geworden; den Reitknecht des Rittmeisters hielt man in dem Haus vor dem Thore fest, daß nicht etwa durch ihn etwas ansäme, die übrigen hatten sich das Ehrenwort gegeben, nichts zu verraten.

Mehr denn achtmal war die Kammerzofe der Gräfin im „Mond“ gewesen und hatte heimlich nach dem Rittmeister gefragt und allemal den Bescheid erhalten, er sei auf der Jagd. Endlich kam auch, wahrscheinlich auf der Gräfin Anstiften, ein Diener von Präsidens, um den Grafen zu bitten, nachmittags hinüberzukommen, er schlug es ab, denn er war noch zu aufgereggt von dem blutigen Morgen, als daß er mit der Gräfin, die ohnehin ihn immer sehr langweilte, hätte konversieren mögen.

Endlich, als es schon Abend war, kam Schulderoff, der jetzt auch wie ein umgekehrter Handschuh war, und brachte bessere Nachricht. Man hatte die Kugel herausgenommen, die Ärzte behaupteten, es sei kein edlerer Teil verletzt. Zugleich lud er den Grafen und Herrn von Ladenstein ein, mit ihm zu gehen und den Kranken, dem es gewiß Freude machen würde, zu besuchen. Sie gingen mit.

In einem der letzten Häuser der Vorstadt lag der Rittmeister. Als die beiden Fremden mit Schulderoff die Treppe hinaufkamen, gerieten die übrigen Offiziere augenscheinlich in einige Verlegenheit. Sie flüsternten etwas mit Schulderoff, das ungefähr lautete, als sei der Kranke nicht recht bei sich und phantasiiere allerhand verwirrtes Zeug, das nicht wohl für einen Fremden geeignet sei. Lieutenant Schulderoff begann sich aber nicht lange. Er erklärte, daß er es auf die Gefahr hin, seinen Freund zu beleidigen, über sich nehmen wolle, die Fremden einzuführen, weil der Kranke es vor einer Stunde selbst noch gewünscht habe.

Sie traten ein. Der Rittmeister war sehr bleich, sonst aber nicht entsetzt, nur daß sein Auge unstill umherirrte. Sie hatten ausgemacht, daß zuerst Ladenstein ans Bett treten solle, um zu probieren, ob ihn der Kranke erkenne. Es geschah so. Sporeneck sah ihn lange an und sagte dann hastig seine Hand: „Ach, sind Sie es, Herr Geheimer Rat von Sorben?“ rief er, „was schreibt der Alte aus Polen? Darf der Graf die Marjsten heiraten?“

Die Anwesenden waren alle höchst betreten, als der Verwundete so aus der Schule schwagte; Schulderoff gab dem alten Herrn zu verstehen, es möchte doch vielleicht besser sein, wenn er zu einer andern Zeit wieder käme; es scheine, der Kranke erhebe sich zu sehr.

Der alte Herr schien es aber nicht verstehen zu wollen; sein Auge nahm einen sonderbaren Ausdruck von forschendem Ernst an, der den Lieutenant unwillkürlich zum Schweigen brachte; der Kranke aber fuhr fort: „Laß dich nicht von diesen da forttreiben, lieber Sorben, du kannst mir jetzt einen großen Dienst erweisen. In meinem Zimmer ist ein Koffer, in diesem eine Kassette; laß dir von Schuldoroff die Schlüssel geben und schließ auf. Dort findest du ein Strumpfband mit goldenem Schloß —“ er hielt inne, als ob er nachsänne, der Graf aber trat in der höchsten Spannung näher, um jedes Wörtchen zu verschlingen, das er sprechen würde. — „Und richtig, „Honny soit qui mal y pense“¹ ist darauf gestickt. Das bringst du der Gräfin, sie hat den Kameraden dazu am linken Bein, und sagt, das sei das Band, um welches sie mir geschrieben habe, ich könne heute nicht selbst kommen. Ja — und weiter sage ihr, mit der Ida sei es nichts, ich habe es satt, dem spröden Ding die Kour zu schneiden, nur um das Gräschen eifersüchtig — ja, halt, bei dem Grafen fällt mir ein, sage ihr, den Grafen soll sie mir in Ruhe lassen, er sei kein Ofenhocker, sondern ein braver Soldat, und wenn sie ihm ferner noch was anhaben wolle, so habe sie es mit mir zu thun.“

Erschöpft sank er auf die Kissen zurück, als er so gesprochen hatte. Schuldoroff stand in einer Ecke und schalt sich selbst aus, so thöricht gehandelt zu haben und die Fremden in diesem kritischen Moment zu dem Rittmeister geführt zu haben. Gerne hätte er in seinem Unmut den beiden etwas Hartes gesagt, aber der Graf hatte ihm durch sein Betragen und seinen Stand, der alte Herr durch seine vielen und bedeutenden Ordenszeichen so imponiert, daß er nicht wagte, sich ihnen anders als mit der zuvorkommendsten Höflichkeit zu nahen. Die übrigen Dragoner waren aber von beiden ganz entzückt; in des Grafen Uniform verliebten sie sich ganz und gar, und wie geehrt und gehoben fühlten sie sich, daß ein Kommandeur der Ehrenlegion, ein alter Ritter des Theresienordens sie mit der größten Freundlichkeit „Herr Kamerad“ titulierte.

¹ D. h. „Ein Schelm, wer Arges dabei denkt“, ist die Umschrift des englischen Hosenbandordens.

Es dauerte aber keine fünf Minuten, so war auch Schuldereoff ganz von dem Alten gewonnen. Dieser führte ihn nämlich in eine Ecke und machte ihm unter der Bedingung, daß er es nicht als Kränkung aufnehme, die Proposition, ob er nicht für den Rittmeister, der jetzt doch so entfernt von Hans sei, ein kleines Anlehen von ihm annehmen wolle.

„Lieber Gott“, sagte er, „ich weiß, wie es in der Garnison ist; habe auch lange gedient; mit dem besten Willen bringt man es selten so weit, daß man immer einen großen Notpfennig in Bereitschaft hat. Einer muß immer dem andern aushelfen, und da ich jetzt gleichsam auch hier in Garnison liege, Herr Kamerad — ich denke, wir könnten darüber einig sein.“

Der herzliche Ton, mit welchem dies Anerbieten gemacht wurde, rührte den Lieutenant zu Thränen. Es konnte ihm nichts mehr zu statten kommen als ein solches Anlehen; er hatte kein Geld, die Mama hatte kein Geld, die Kameraden hatten auch kein Geld, und er wäre am Ende genötigt gewesen, sich an die Gräfin zu wenden, und doch war ihm diese in der tiefsten Seele zuwider, lieber hätte er sein Pferd verkauft — da kam ihm nun das Anerbieten des alten Kameraden sehr erwünscht; es war so natürlich und ehrenvoll angetragen, daß er ohne Bedenken einschlug, und von dieser Stunde an wäre er, und wenn ihn Frau Mama, Fräulein Sorben, die Gräfin und alle Höllengeister am Kollett gepackt hätten, für die beiden Fremden durchs Feuer gegangen.

Licht in der Finsternis.

„Nun, was sagst du zu dieser Geschichte?“ sprach der alte Herr zu Martiniz, als sie wieder in ihrem Zimmer waren; „was sagst du zu der schönen Strumpfbandgeschichte?“ — „Nun, was werde ich dazu sagen“, antwortete Emil nachdenklich, „daß er mit der Gräfin in einem sehr unanständigen Verhältnis steht. Aber erklären Sie mir nur, was plauderte er nur von einem alten Sorben und von einem Grafen, der die Gräfin Marstein heiraten sollte?“

„Das will ich dir schwarz auf weiß zeigen“, sagte jener und

zog einen Paß Briefe hervor, den er Emil zur Durchsicht gab. Es waren jene Briefe, welche der alte Sorben an den älteren Grafen Martiniz geschrieben hatte, um womöglich eine Heirat zwischen Emil und der Marstein zu bewirken. Immer eifriger las Emil, immer zorniger und düsterer wurden seine Züge, der alte Herr ging indessen auf und ab und betrachtete den Lesenden. Endlich sprang dieser auf und rief: „Nein, das ist zu arg! das ist nicht auszuhalten, mit mir ein solches Spiel spielen zu wollen! Was sagen Sie zu diesen Briefen, wie reimen Sie dies alles zusammen?“

Der alte Herr setzte sich zu Emil nieder, legte seine Hand zufräulich auf seine Schulter und sprach: „Ich habe dir leztthin gesagt, daß ich sechzig Jahre habe und du zwanzig, daß ich also auch manches kälter betrachte und darum schärfer als du. Schon damals ahnete ich manches, jezt durch die Irrreden des Rittmeisters ist mir auf einmal alles klar. Daß dich in diesen Briefen die Gräfin durch den schlechten Kerl, den alten Sorben, zu angeln sucht, siehst du wohl ein; sie hört nun durch Kundschafter oder wie es sonst gegangen sein mag, du siehest hier und, wie du nicht leugnen kannst, in einem zärtlichen Verhältnis mit Ida. Daß der Gräfin daran lag, dich oder vielmehr dein Vermögen nicht hinauszulassen, kannst du dir denken. Daher kam sie eilends hieher, um dich zu erobern; dazu gehörte aber auch, daß sie Ida von deinem Herzen losriß, und wie konnte dies besser sein als durch den Rittmeister. Wie dieser mit der Gräfin stand, wissen wir aus dem Strumpfbandbillet, das also von ihr ist; wie er aber mit Idchen, dem keuschen, reinen Engel, stand — und hat er sein ganzes Leben hindurch gelogen, so war er wenigstens in seinem Wundfieber wahr — erinnerst du dich, daß er mir auftrug, der Gräfin zu sagen, daß mit dem spröden Mädchen nichts anzufangen sei? Da hast du jezt den ganzen Plan, Freundchen, so und nicht anders verhalten sich die Sachen. Was sagst du nun dazu?“

Ganz versunken in Schmerz und Wehmut saß der Graf neben ihm. Er hatte sein Gesicht in das Taschentuch gedrückt und weinte heftig. „O Ida, wie tief habe ich dich beleidigt“, flüsterte er;

„was war ich für ein Thor, wie war ich so stockblind, um nicht gleich alles einzusehen. Wie war ich so grausam und konnte das gute, sanfte Engelskind, das mir so gut war, das mich so liebhatte, so tief kränken und beleidigen!“

Dem alten Herrn wurde angst und bange, Emil möchte, wenn die Reue sein Gemüt zu sehr angreife, wieder in seinen Wahnsinn verfallen, aus welchem ihn das Mädchen so wundervoll errettet hatte. „Solange man lebt, kann man alles wieder gut machen“, sagte er zu dem Weinenden, „und namentlich ist nichts leichter zu schlichten als kleine Rathbalgereien unter Liebenden. Sei darum getrost und glaube, es wird sich alles noch gut machen.“ Und nun setzte er dem Grafen auseinander, daß er sich sobald als möglich mit seinem Mädchen versöhnen müsse; aber dabei dürfe er nicht stehen bleiben; er zeigte ihm, wie viel er diesem Mädchen schuldig sei, wie sie ihn zuerst mit der Welt wieder ausgeöhnt habe, wie sie nachher erhaben über alle mögliche falsche Deutung jenes unglückbringende Gespenst (seiner Phantasie) entfernt, wie sie mit unendlicher Freundschaft allem aufgeboten habe, ihn zu zerstreuen und zu erheitern. „Wahrlich“, schloß er, „diesem Mädchen bist du mehr schuldig, als daß du ihr den argen Verdacht mit dem Rittmeister abbittest — du bist, ich sage es offen, du bist ihr deine Hand schuldig, so sehr sich auch“, setzte er schalkhaft lächelnd hinzu, „so sehr sich auch dein Herz dagegen sträuben mag!“

Es hat selten ein geistlicher Witwentröster, wenn er auch noch mit zehnmal größerer Salbung sprach, mit so großem Effect sein „Amen, gehe hin und thue also“ gesagt, als der alte Herr auf dem Sofa neben dem Grafen. Die Thränen waren schnell getrocknet von den glühenden Strahlen, die aus dem dunkeln Auge sprühten, ein holdes Lächeln spielte um seinen Mund, das ganze Gesicht war anmutig verklärt, er sprang auf, er ergriff die Hände des guten Alten und preßte sie an sein lautpochendes Herz, an die glühenden Lippen: „Oh, wie Herrliches verheißen Sie mir, Sie, Sie muntern mich dazu auf, wozu mich mein Herz schon lange zog; oh, wie kann ich Ihnen danken, mein väterlicher Freund, mein guter, teurer D—“ Doch halt, beinahe hätten wir das In-cognito des Herrn von Ladenstein gebrochen und Namen genannt

und Dinge geplaudert, die jetzt noch verschwiegen werden müssen. Der alte Herr schloß Emil in die Arme und ging dann an die Thüre. „Brätzwiß, alter Kerl, komm' herein und theile die Freude deines Herrn; er will Hochzeit machen und das sobald als möglich!“

Der alte Diener machte ein sauerfüßes Gesicht, als ob er ein Rhabarbertränklein im Mund hätte und sollte es als den trefflichsten Xeres loben. „So—o?“ sagte er, „nun, da muß ich ja gratulieren!“ — „Nun wie, alter Kauz“, sagte Ladenstein, „du scheinst dich nicht recht zu freuen, gefällt dir denn die Braut nicht, die sich dein Herr erlesen?“

„Nun“, antwortete Brätzwiß, „sie ist schön, die Frau Gräfin —“

„Wer spricht denn von der Gräfin?“ sagte sein Herr, „Fräulein Ida meinen wir!“

„Was?“ rief der alte Diener und geberdete sich wie wahnsinnig, denn jetzt hatte er wirklichen süßen Xeres im Mund, „das Wunderengelkind? Also hat Gott Ihr Herz gelenkt zum Guten? Fräulein Ida soll meine Frau Erzellenz werden? Hurra, das ist einmal schön —“

Man mußte seinem Jubel Gehalt thun, er wäre sonst spornstreichs durch die Straßen geraunt und hätte die Nachricht an allen Ecken verkündigt. Das helle Wasser der Freude stand der alten treuen Seele in den Augen, er küßte dem alten Herrn und dem Grafen die Wöcke, und beiden war es ein neuer schöner Beweis, wie das Mädchen Wunderhold alle Herzen bezauberte, hatte sie ja doch, die holde Frühlingssonne, den alten eingeschnurrten winterlichen Eisbären aufgeweicht und zum tollenden Kind gemacht.

Rene und Liebe.

„Und nun noch eine Bitte“, sagte der glückliche Graf zu seinem Retter und Ratgeber, „jetzt noch eine Bitte; ich habe dem armen Kind diese Tage her so wehe gethan, ich sah es ihr an, wie ich ihr Herzchen gebrochen habe, lassen Sie es mich heute noch gutmachen!“

Der alte Herr meinte zwar, es möchte heute schon zu spät sein und er solle seine Ungeduld bis morgen zügeln, aber der Graf hat immer dringender. „Kann ich es dulden, daß sie noch eine Nacht mir böse ist, daß sie auch nur noch eine Thräne über mich weint? Nein, heute abend noch bitte ich ihr ab, was ich gefrevelt habe; aber in dem Salon, wo die Gräfin, die an allem Unheil ganz allein schuldig ist, auf mich lauert, macht sich eine solche Veröhnung nicht gut; Sie müssen mir schon dazu helfen. Gehen Sie hinüber, wenn ich nicht irre, hat Ida versprochen, Ihnen ihre Zeichnungen zu zeigen. Ich schleiche nach, wenn Sie mit Ihnen hinaufgeht, und vor Ihnen habe ich mich ja nicht zu genieren.“

„Will dir auch den Platz ganz und gar nicht versperren. Nun, in Gottes Namen, komm'. — Wenn so ein Herzchen von vierundzwanzig Jahren siedet und hämmert, da hilft es nichts mehr, zu raten und zu predigen. Das Hammerwerk geht fort, ob so ein alter Meister Dieterich ‚halt‘ sagt oder nicht. Aber das sage ich dir, den fatalen Frack da ausgezogen und dein Kollett an, den Familienehrensäbel umgehängt, daß du auch etwas gleich siehst; darfst dich, weiß Gott! vor König und Kaiser darin sehen lassen, darum tritt als Soldat auf, wenn du dein Mädchen zum erstenmal ans Herz drückst.“

„Zum erstenmal ist es nun nicht“, lachte der Graf, indem er den goldenen Säbel umschnallte, „aber leider war die erste Umarmung gleichsam das unterbrochene Opferfest unserer Liebe, denn die Gräfin kam dazwischen, als ich schon den Mund zum ersten Küsschen spitzte.“

„Kamerad, das hast du schlecht gemacht“, belehrte ihn schmunzelnd der alte Theresienritter, „wenn man einmal so weit ist, so muß ausgeküßt werden und wenn eine Kartätschenkugel zwischendurch fahren wollte, so stand es wenigstens im Reglement zu meiner Zeit, denn es ist in der Natur nichts Schädlicheres und Furchterlicheres als ein unterbrochener Kuß.“

Der Graf versprach, folgsam zu sein und sich ein andermal streng an das Reglement des alten Herrn zu halten.

In Präsidents Haus war man beim Thee versammelt, als der alte Herr von Ladenstein hinüberkam. Die Gräfin wollte ihn

jogleich ins Gebet nehmen und schmälern, wo denn die Herren heute alle bleiben, er aber gab ihr kurz zur Antwort, daß die Bewohner des Mondes und einige andere Herren auf der Jagd gewesen seien. Sie fragte sehr wichtig, ob man doch keinen Bock geschossen habe, und wollte sterben vor Lachen über ihr eigenes Bonmot. Der Alte aber dachte: „Lache du nur immer zu, wenn du wüßtest, wie nahe dich der Bock angeht, der geschossen worden ist, du würdest nicht lachen; doch wer zuletzt lacht, lacht am besten!“

Er erinnerte Jda an ihr Versprechen, ihm ihre Zeichnungen und Malereien zu zeigen. Sie nickte freundlich ein Ja und stieg vor ihm die Treppe hinan, daß er kaum folgen konnte. Es sah etwas kunterbunter in dem Zimmer aus, das sie, weil sie der Gräfin Platz machen mußte, einstweilen bewohnte. Sie entschuldigte sich daher bei dem alten Herrn: „Machen Sie doch nur keinen falschen Schluß auf meine Ordnungsliebe, lieber Ladenstein“, sagte sie, „aber die Gräfin hat uns aus aller Ordnung herausgejagt, und besonders mir kam sie gar nicht sehr geschickt, denn sie hat mich aus meinen vier Wänden, die ich so hübsch eingerichtet hatte, herausgejagt und nicht eher geruht, bis ich hier heraufzog.“

„So, das hat die Gräfin gewollt!“ sagte der Alte, dem es immer klarer aufging, daß jene ein falsches Spiel spiele; er schrieb es sich ad notam, um den Grafen noch mehr zu überzeugen. Sie schloß jetzt ihre Klappe auf und breitete ihren Schatz vor ihm aus. Der Alte vergaß auf einige Augenblicke, daß er ja dies alles nur als Vorwand gebrauchen wollte; er war Kenner und ein wenig streng gegen die gewöhnlichen Dilettantinnen in der Kunst; er konnte es nicht ausstehen, wenn man die grellsten, fehlerhaftesten Zeichnungen, wenn sie nur von einer schönen Hand waren, „wunder schön und genial gedacht“ fand; er hatte hundertmal gegen diese Allgemeinheit der Kunst geeifert, wodurch sie endlich so gemein würde, daß ein jeder Sudler ein Raffael oder jede Dame, die den Baumschlag ein wenig nachmachen konnte, ein Claude Lorrain¹ würde. Aber hier bekam er Respekt! Da war nichts über-

¹ Claude Lorrain (1600—82), eigentlich Claude Gellée, französischer Landschaftsmaler.

judelt oder schon als Skizze weggeworfen; nein, es war alles mit einem Fleiß behandelt, mit einer Sorgfalt ausgeführt, die man leider heutzutage selten mehr findet, und die man gerade an den größten Kunstwerken alter Meister so hochschätzen muß.

Des Mädchens thränen schwere Miene, die seit einiger Zeit sie selten verließ, heiterte sich unwillkürlich auf, als sie sich von einem so tiefen Kenner, als welcher der alte Herr sich zeigte, belobt, sogar bewundert fand; er stieß auf Kartons, zu denen sie sich als Urheberin bekannte, und sie waren alle meisterhaft, er wand das letzte Blatt in der Mappe um, und hielt überrascht inne; sie wollte ihm die Zeichnung entreißen, sie bat, sie flehte — es half nichts, es war ein zu bedeutendes Altstück, als daß er es hätte unbetrachtet aus den Händen gelassen. Es stellte eine ihm unbekante Kirche vor, am Altar stand eine hohe, erhabene Figur — bei Gott, bis zum Sprechen ähnlich — Emil; der tiefe, wehmütige Ernst, der sonst in seinen Zügen lag, war herrlich aufgefaßt und wiedergegeben. Man fürchtete, wenn man in diese Züge sah, ein namenloses Unglück zu erfahren, das auf den feinen Lippen schwebte. Zur Seite standen zwei Männer, wovon er nur den einen kannte, es war der alte Brückwiel; auch in diesem nichts weniger als malerischen Gesicht war die ehrliche Gutmütigkeit, die innige, ergebungsvolle Teilnahme an dem Schicksal seines Herrn trefflich ausgedrückt. Weiter im Hintergrund sah man zwei Figuren, die, weil sie im Schatten standen, kaum flüchtig angedeutet waren; doch glaubte er in der einen die Zeichnerin selbst zu erkennen. An dem Bilde war außer der Ähnlichkeit der Gesichter und der gelungenen Anordnung der Gruppen auch die Verteilung des Lichtes höchst genial ausgeführt; es war nämlich Nacht in der Kirche und die Helle ging nur von einer trübe brennenden Laterne aus, so daß nun die wunderherrlichen Licht- und Schattenpartien, das Verschweben der Helle im Dunkel auf ergreifende Weise angegeben war.

Die Zeichnung an sich hätte seine innigste Bewunderung erregt, aber er kannte auch gar wohl den Moment, der hier dargestellt war; er kannte die Gestalt, die sich so bescheiden ins Dunkel gestellt hatte: es war die Retterin seines geliebten Jünglings;

gerührt sah er zu ihr herab, auch sie war tief ergriffen. War es der furchtbare Moment des Wahnsinns, wie sie ihn erlebt und gesehen hatte, war es der Gedanke, daß der, den sie rettete, der nachher aufgelöst von Dankbarkeit nur ihr gehört hatte, daß dieser auf die ersten Lockungen einer Kofette sie verlassen hatte? — Sie stand, das holde Amorettenköpfcgen tiefgesenkt, voll Wehmut da; Thräne um Thräne stahl sich aus ihren Augen und rieselte über die Wangen herab.

Er sah sie einige Augenblicke an und teilte stillschweigend ihren Kummer. Doch er konnte ja alles gutmachen, er konnte die Thränen in Lächeln verwandeln. „Sein Sie nur ruhig, gutes, herziges Kind; der tolle Patron da, den Sie so gut getroffen haben, der soll Ihnen abbitten, soll alles wieder gutmachen.“

Sie sah fragend an ihm hinauf und schüttelte dann wehmütig lächelnd das Köpfcgen, als wollte sie sagen: „Das ist jetzt alles vorbei und hat ein Ende.“ Er aber ließ sich nicht aus seinem Konzept bringen. „Wetten wir diese Zeichnung“, sagte er, „der undankbare Junker Obenhinaus muß heran und muß wieder brav und mild sein und seine Ida lieb—“

Das Mädchen ward feuerrot. „Herr von Ladenstein“, sagte sie, zwischen Wehmut und Unmut kämpfend, „ich hätte nicht geglaubt, daß Sie—“

„Nun, wenn Sie nicht glauben, so muß ich Ihnen den Glauben in die Hände geben“; damit schritt er zur Thüre und riß sie auf.

Versöhnte Liebe.

Das Mädchen war sprachlos vor Staunen; es wußte nicht, wie ihm geschah und traute seinen Augen nicht. In glänzender Uniform, schön und freundlich wie der Tag, ganz hingegossen in reuevoller Zärtlichkeit lag Emil vor ihr auf den Knien, hatte ihr Händchen gefaßt und preßte heiße, glühende Küsse der Liebe darauf. Sie wollte die Hand zurückziehen, sie zog ihn mit herauf, und ehe sie sich es recht versah — doch das konnte man doch nicht sagen, sie sah sich mit einem blitzschnellen Viertel-Seitenblicken nach Ladenstein um, doch der schien gar nicht auf sie beide zu

achten, denn er schaute unverwandt durch die Scheiben in die Nacht hinaus — also ehe sie sich kaum recht versah, lag sie in des Grafen Armen, fühlte sie seine Lippen auf ihren Lippen und — „solch ein Kuß das ist ein Kuß!“

Und nun bat der arme Sünder um Verzeihung; er sagte ihr, wie ihn die Gräfin so eifersüchtig gemacht hatte, wie er geglaubt habe, der Rittmeister mache ältere Rechte geltend, wie er in der Verzweiflung der Gräfin die Kour gemacht, wie er — nun, er hatte sich stark versündigt, aber sie ließ ihn nicht weiter reden, mit dem ersten Wort seiner Reue war ja auch ihr Kummer verschwunden, sie legte ihm das weiche, zarte Pflaumenhändchen auf den Mund und wisperte ihm errötend zu, daß sie alles vergeben und vergessen wolle; und jetzt ging es von neuem los: da wollte er erstens ein kleines Küßchen zum Zeichen der Vergebung, dann den größeren Veröhnungskuß, dann einen langen dito, daß sie ihm nimmer böß sei, dann einen noch längeren, daß sie ganz gewiß nimmer zürne, dann den ganz ellenlangen zur Erlaubnis, daß er morgen zum Papa gehe und um sie anhalte.

„Aber Kinder, es wird spät“, sprach endlich schon zum drittenmal der alte Herr und tippte Ida auf das Armchen, das den reuevollen Geliebten umschlungen hielt, daß sie erschrocken und über und über bepurpurt aufsprang und nicht wußte, wohin sie sehen sollte, denn an diesen Zeugen hatte sie in ihrer Seligkeit gar nicht mehr gedacht. — „Kinder, es wird spät, und die Bilder könnten alle schon zehnmal gezeigt sein; wir müssen hinunter zur Gesellschaft.“

„Nur ich nicht“, bat Martiniz, „mir graut, vom Himmel, in dem ich war, herabzusteigen in einen nüchternen, irdischen Thee.“

Es wurde ihm zugestanden, aber unter der Bedingung, daß er morgen recht bald kommen solle. Ladenstein versprach, ihn selbst hinüber zu spedieren, und trieb immer wieder zum Ausbruch. Nun, so unbarmherzig konnte er doch nicht sein, den allereinzigen Gutenachtkuß mußte er gestatten. Er wurde in zwölf kleine Portionen verteilt und nach alter Vorschrift eingegeben, und jetzt endlich trennte man sich.

Idchen war es ganz schwindlig zu Mut; tausend Gedanken stiegen in ihr auf und nieder; sie hatten gar nicht alle recht Platz in dem Köpfchen und drängten und trieben sich daher wirbelnd um und um. Nur eines war ihr recht klar und deutlich, daß sie recht glücklich, unendlich glücklichselig sei, daß er sie gek —. Sie errötete vor dem Gedanken, und dennoch spitzte sie das Mäulchen und probierte es noch einmal im Geiste, wie sie es gemacht hatten, daß es so wunder süß schmeckte.

Nein, so ging es nicht, sie mußte sich zusammennehmen, ehe sie zur Gesellschaft ging; es war ihr, als sollte sie allen Menschen um den Hals fallen und ihnen ihr stilles Glück verkünden. So ging es nicht — da mußte man es gleich merken; sie stellte sich vor den deckenhohen Spiegel und probierte recht ernsthafte oder gleichgültige Gesichter, aber sie mochte es machen, wie sie wollte, immer guckte wieder ein lustiges Köpfchen mit einem spitzigen Mäulchen aus dem reinen, hellen Glas. Endlich schalt sie sich selbst recht aus, nannte sich einen Rindskopf, einen Wildfang und alles Mögliche, und siehe, da ging es endlich; mit dem gleichgültigsten Gesicht von der Welt trat sie wieder ins Zimmer und behielt zu ihrer eigenen Verwunderung die gleichgültige Miene, bis man sich verabschiedete.

Doch nein, einmal wäre sie beinahe herausgeplatzt, und sie hatte zu beißen und zu schlucken, daß kein Richern hervorkam.

Die Gräfin beklagte sich noch einmal gegen die Sorben, die jetzt ihre Gesellschaftsdame spielte, daß der Graf heute sich gar nicht habe sehen lassen: „Das verzeihe ich ihm in den nächsten zwei Tagen nicht“, setzte sie preziös hinzu, indem sie die arme Ida dabei fixierte und dachte: „Die verberstet vor Neid“, während es nur unterdrücktes Lachen war, was dem lustigen Amorettenköpfchen um die Lippen zuckte — „wenn er morgen früh mich zu besuchen kommt, wird er nicht angenommen, nachmittags — nicht angenommen, und abends, nun da will ich ihm ein so saures Gesicht machen, daß er nicht mehr daran denkt, uns einen ganzen Tag zu negligieren.“

„Der arme Graf, wie ihn das mitnehmen wird!“ lächelte Fräulein von Sorben mit einem schadenfrohen Blick auf Ida.

„Der arme Graf!“ dachte sie und lachte still in sich hinein; sie konnte sich denken, wie arg dieser schreckliche Vorfall ihn angreifen werde.

Die Freiwerber.

Schon seit einer langen halben Stunde hatte am andern Morgen Ida an ihrem Fenster gelauscht. Um neun Uhr, ehe der Vater in die Session ginge, hatte Martiniz kommen wollen, um mit ihm zu sprechen, es war Viertel, er kam noch nicht. Daß der Vater ihn erwarten würde, wußte sie wohl, denn der Graf hatte sich anmelden lassen, aber sie fürchtete, der Präsident möchte übler Laune werden, wenn er so lange warten müsse. Ihr Herzchen pochte so ungeduldig, alle Augenblicke wechselte das Rot auf ihren Wangen, der bräutliche Busen flog auf und nieder voll banger Erwartung. Es kann aber auch für ein Mädchen keine erwartungsvollere Stunde geben als die, wenn der Geliebte zum Vater oder zur Mutter gehen will, um sein Mädchen anzuhalten. Freude und Angst, Besorgniß und frohe Hoffnung wechseln dann auf dem lieblichen Brautgesichtchen, ein tiefer Seufzer, wohl auch ein leises Gebet entsteigt dann dem kindlichen Herzen, das zum erstenmal geteilt ist zwischen der Anhänglichkeit an die Eltern und der Liebe zu dem, der sie zu seinem Frauchen machen will.

Zwar konnte Ida nicht zweifeln, daß der Vater diese Partie für sie sehr anständig finden würde, aber sie kannte ihn, wie er alles nach den Dienstverhältnissen abwog. Konnte er nicht aus Furcht vor der allerhöchsten Ungnade nein sagen, weil man in der Residenz den Grafen für eine Andere bestimmt hatte; und dann der Dunkel des Grafen — sie hatte vom Hofrat gehört, daß es einen solchen gebe, einen ältlichen, etwas gränklichen Mann, von dem der Graf sehr abhängig sei; wird er auch seine Einwilligung geben? —

Auch vor der Gräfin war ihr bange. Zwar es lag kein geringer Triumph darin, die Gegnerin, die alle Höllekünste aufgeboten hatte, Emils Herz von ihr abzureißen, überwunden zu haben, aber sie scheute sich doch beinahe ebensosehr vor dem Zorn der

Gewaltigen, als sie sich freute zu sehen, was sie für ein Gesicht machen werde, wenn man ihr es ankündige.

Endlich — ja er war es; in seiner glänzenden Uniform wie gestern trat er heraus — mit ihm Ladenstein; nein, wie aber dieser gepuzt war! Sie hatte, als sie sich bei Hof präsentieren ließ, einmal einen . . . sehen Gesandten gesehen, gerade so war er gekleidet; der Frack starrte von goldner Stickerei, ein handbreites Ordensband ging ihm über die Brust quer herab, auf der Brust — was tausend, da hatte er ja sogar einen Stern! „Nun, das muß doch ein vornehmer Herr sein, der Herr von Ladenstein“, dachte Jda und machte große Augen, „und sonst sieht er doch ganz schlicht aus.“

Es kam die Treppe herauf, es pochte an ihrer Thüre, gewiß wollte Emil noch einmal — nein, es war nur Ladenstein, aber auch dieser war ihr willkommen. Aber so freundlich er lächelte, so war es ihr doch, als könne sie heut' nicht so ungeniert sein als früher. Sie machte einen tiefen, tiefen Hof-Galla-Knix, als er so bebändert, besternt und übergoldet zu ihr eintrat, und wußte nicht gleich recht, wie sie ihn empfangen sollte; er aber lachte ihr gerade ins Gesicht: „Ich weiß wohl, woran es liegt, daß mich Fräulein Jda nicht empfängt wie einen alten Freund, die paar Ellen Band da! Ei, ei, das hätte ich doch nicht gedacht, daß sich eine junge Dame dadurch gleich so einschüchtern ließe!“ Sie sammelte sich und lachte sich jetzt selbst recht aus, daß sie ihn so steif und förmlich wie eine ungeheure Respektsperson empfangen habe; er zog sie zutraulich zu sich auf den Diwan und erzählte, daß Emil in diesem Augenblick mit seiner Werbung vor dem Papa stehe, und sie hoffentlich recht bald als Bräutchen umfangan werde.

Das Mädchen ward feuerflammtrot, sie hatte sich noch von keinem Menschen Braut nennen hören, es war ihr ein so ungewohntes Wörtchen, und doch kam es ihr selbst wieder vor, als sei es ihr recht bräutlich zu Mut.

„Er selbst“, fuhr der freundliche Alte fort, „sei als Reservebataillon und Hinterhalt aufgestellt; er habe sich darum mit all einem Flitterpuß angethan, um damit dem Herrn Papa=Brä-

sidenten, wenn er etwa noch einiges Bedenken tragen sollte, über den Hals zu fallen.“

„Da ward recht nachdenklich, als sie aus Ladensteins Mund hörte, daß es denn doch fehlen könne, und sagte: „Ach, vor meinem Vater ist mir nicht so bange, der gibt am Ende schon nach, wenn ich ihn recht schön bitte, aber der Onkel.“ — „Nun, was für ein Onkel ist denn das?“ fragte Ladenstein aufmerksam und neugierig.

„Emils Onkel, wissen Sie denn nichts von dem? Ach Gott! Das soll ein gar böser alter Herr sein“ — Ladensteins Gesicht zog sich immer mehr in die Länge bei diesen Nachrichten — „das hat mir Hofrat Berner, der den jungen Grafen und seine Verhältnisse kennt, gesagt; von ihm hängt Emil ab, denn er soll ihn so liebhaben wie seinen Vater, und der alte Herr soll auch sehr viel an dem Nessen thun“ — es zuckte wie tiefe Rührung in Ladensteins Gesicht — „wenn nun dieser die Sache erfährt“, setzte sie traurig hinzu, „wenn er dem Grafen eine Schönere, eine Bessere ausgesucht hätte, wenn er nein sagt.“

„Oh, er sagt nicht nein, er kann keine Bessere finden“, unterbrach sie der alte Herr voll wunderbarer Rührung.

„Keine Treuere wenigstens nicht, keine, die ihn mehr ehren würde; ach, wenn man nur den erweichen könnte; sehen Sie, Ladenstein“, sagte sie unter Thränen lächelnd, „ich habe mir eine kleine List ausgedacht, es ist zwar eine Kriegslift, aber doch wohl eine erlaubte, und Sie habe ich dazu ausersehen, daß Sie mir dabei helfen. Sie kennen die Szene aus der Kirche, die ich Ihnen gestern zeigte, die habe ich nun ganz eigentlich für den alten Martiniz entworfen. Sehen Sie, wenn er etwa zweifelt, daß ich seinem Nessen so recht von Herzen gut bin, so — das thun Sie mir schon zu Gefallen, und Sie kennen den alten Herrn gewiß — so zeigen Sie ihm die Gruppe da, sagen Sie ihm, ich sei es gewesen, die seinen Emil von dem schrecklichen Wahn befreite; wollen Sie?“ —

Der alte Herr nickte ihr stumm seine Einwilligung zu, die hellen Thränen rollten ihm durch die gefurchten Wangen, er war so tief gerührt, daß er nicht sprechen konnte; er saßte ihre

Hand und zog sie an seine Lippen. Endlich faßte er sich doch wieder, er wischte die Thränen hinweg, er war freundlich wie zuvor und fand auch die Sprache wieder.

„Ich will es ihm geben, dem alten Gesellen“, sagte er lächelnd, „ich kenne ihn so gut wie mich selbst und darf sagen, daß ich sein innigster, bester Freund bin; haben Sie keine Sorgen, Töchterchen, der Alte schlägt mit Freuden ein, aber das Bild da soll er haben, und wie ich ihn kenne, wird er es hoch anschlagen, es wird sein bestes Kabinettstück sein.“

Fortsetzung der Freier.

Sie wurden von Emil unterbrochen, der in stürmischer Eile Ladenstein zum Präsidenten hinabrief. Dieser ging und ließ die beiden allein. Emil sagte seinem Mädchen, daß der Papa durchaus nicht abgeneigt scheine, nur habe er bange, was der Hof dazu sagen werde; er für seinen Teil könne diese Bedenklichkeiten nicht begreifen, denn offenbar gehe es den Hof nicht im mindesten etwas an, wen er heiraten wolle. Ida konnte wohl ahnen, was ihr Vater unter diesen Bedenklichkeiten wegen des Hofes verstand, aber sie scheute sich, den Geliebten darüber zu belehren. Es wäre aber auch Sünde gewesen, ihn in seinem Glück zu stören; er saß so selig neben dem bräutlichen Mädchen, er war so trunken von Wonne und Glück, daß er nichts anderes mehr zu hören und zu denken schien als sie.

Man konnte aber auch nichts Holberes, Lieblicheres sehen als das Mädchen. Ihr Auge glänzte voll Liebe und Seligkeit, auf den Wangen lag das heilige Fröhrot der bräutlichen Scham, um den Mund spielte ein reizendes Lächeln, das bald Verlegenheit über den ihr so ungewohnten Stand einer Braut, bald Wonne und Freude verriet.

„Mein holdes, einziges, mein bräutliches Mädchen“, rief der glückliche Martiniz, nachdem er sie lange mit seinen trunkenen Blicken angeschaut hatte. „Mein lieber, guter Emil“, kispelte sie und sank in seine Arme und barg ihr tief errötendes Köpfchen an seiner Brust. Aber obgleich es ihm Freude machte, das Engels-

Kind so an sein treues Herz geschmiegt zu sehen, das schöne Haar mit seinen Ringellöckchen zu betrachten und in den herrlich gewölbten Nacken, so rein und weiß, so glänzend wie aus Wachs geformt, niederzublicken, so machte ihm doch diekehrseite mehr Freude. Er faßte das Engelsköpfschen an dem sanften Kinn und hob es aufwärts, wie mild, wie treu blickten ihn diese Augen an, wie würzig wölbten sich die Purpurlippen ihm entgegen. Er schlang den Arm um den schlanken Leib, er preßte sie an sich und zog in langen, langen Küßten das süßeste Leben in sich ein.

Nein, wahrhaftig, so sonderbar war ihr in ihrem ganzem Leben nicht zu Mut gewesen wie in diesen Augenblicken; es prickelte und zuckte ihr durch alle Nerven, durch alle Glieder und Gliedchen bis hinaus in die Fingerspitzen, bis hinab in den großen Zehen; es war ihr so wohl, so wonnig zu Mut, als sollte sie, aufgelöst in innige Liebe, vergehen. Sie wollte ihn ansehen, und hatte doch das Herz nicht dazu, sie wollte sich schämen, und schalt sich wieder aus über die Thorheit, denn es war ja ihr Bräutigam —; nein, das fiel ihr eben siedendheiß ein, es war noch nicht ihr Bräutigam, Papa hatte ihm seine Einwilligung noch nicht zugesagt — es schickte sich doch nicht so recht, sie wandt sich verschämt aus seinen Armen, und wollte eben sagen, daß er doch ein wenig einhalten —

Da ging die Thüre auf, und mit freudestrahlendem Gesicht, den lächelnden Präsidenten an der Hand, schritt Ladenstein herein. „Ich gratuliere“, rief er, „der Herr Papa willigt ein.“ Ida flog an den Hals ihres Vaters; sie weinte, sie lachte in einem Atem, sie streichelte seine Wangen und küßte ihn und war ein so munteres, wohligeßes Kind, als habe er ihr eine hübsche Puppe zum Weihnachten oder als Geburtstagsangebinde geschenkt.

Auch Emil war aufgestanden und zum Präsidenten getreten; er fragte ihn voll Freude, „ob es ihm erlaubt sei, ihn Vater zu nennen?“

Der Präsident lächelte und zeigte auf Ladenstein. „Nachdem, was seine Excellenz Ihr Herr D—“ — ein Wink des alten Herrn machte, daß er sich schnell korrigierte — „was Herr von Ladenstein mir sagte, ist durchaus kein Zweifel mehr in mir, der dieser Verbindung entgegen wäre.“

Die Glücklichen sanken sich in die Arme, sie umarmten sich, den Vater, den guten Ladenstein, ja es schien fast, als möchten sie noch mehr Zeugen ihres Glückes. Und nun ging es an ein Akkordieren wegen der Hochzeit, der Graf wollte lieber heut' als morgen und hätte gern sein liebes Bräutchen nur so im Hauskleidchen, wie sie da stand, ins Münster geführt; aber dagegen sträubte sie sich selbst; sie sah gar zu naiv aus, als sie so ernsthaft sagte: „Nein, wenn es einmal sein muß, so muß es auch recht sein. Im Hausüberröckchen traut man kein reputierliches Fräulein. Der Präsident stimmte bei, er sagte, sie haben ja noch gar nichts, wo sie nur ihr Haupt hinlegen könnten, keine Wohnung, keinen Stuhl, kein Bett!“

Aber dagegen protestierte wieder Ladenstein feierlich: „Ein Vierteljahr ist viel zu lang, und was den Ort betrifft, wo sie ihr Haupt hinlegen könnten, da habe ich ein so anständiges Plätzchen ausersehen, wie man es nur wünschen kann. Da ist —“ — er zog eine große Schreibtischplatte hervor, nahm mehrere Papiere heraus und entfaltete sie — „da ist ein gerichtlich ausgefertigter Kaufbrief von Schloß und Herrschaft Groß-Lanzau, drei Viertelstunden von hier, angekauft für den Herrn Grafen Emil von Martiniz, wenn Sie ihn kennen, und ihm von seinem Oheim zur Morgengabe übermacht, kann heute schon bezogen werden, wenn es ihm gefällig ist.“

Die drei machten große Augen; Emil stürzte dem alten Herrn an den Hals: „Mein tenner, väterlicher —“

„Still, still, ist schon gut“, unterbrach ihn der alte Herr, indem er ihm die Hand auf den Mund legte, „bedenke dein Versprechen; ich habe hier nur den Geschäftsträger gemacht, danke deinem Onkel, wenn er einmal da ist!“ — „Ach, wo ist er denn, der gute Onkel“, rief Ida, „daß ich ihm danken kann für seine unendliche Güte!“

„Wird auch kommen zu seiner Zeit“, antwortete Ladenstein, indem ihm eine Thräne der Rührung im Auge blinkte, „er wird schon kommen und eine Freude an seinem holden Töchterchen haben, einstweilen soll ich Idchen in seinem Namen küssen.“ Er gab ihr einen recht väterlichen Kuß auf die schöne Stirne.

Der Präsident hatte indeß die Papiere durchgesehen, je länger er las, desto größer und staunender wurden seine Augen; ehrfurchtsvoll faltete er die Papiere zusammen und sagte: „Nein, das ist zu arg, das ist zu viel, bedenket Kinderchen, nicht nur das herrliche Groß-Lanzau mit dem schönen neuen Schloß ganz durch und durch elegant ausmöblirt, mit Stallung und Pferden, mit Scheunen und Knechten, mit Wäldern und Feldern, weiß Gott, seine zweimalhunderttausend Thaler unter Brüdern wert, nein, bedenkt auch noch —“

„Still! alter Herr“, unterbrach ihn Ladenstein, „macht kein solches Wejen von dem Zeug; Ihr wißt, der alte Martiniz kann es geben und gibt es gern. Da ist auch noch etwas in den Papieren für das liebe Bräutchen, nämlich ein kleines Schlößchen, hart am Fluß, ein Stündchen von hier, man hat mir gesagt, daß Jdchen immer gerne an jenem Plätzchen gewesen sei, und deswegen hat es der Herr Onkel seiner lieben Nichte erb- und eigentümlich zum Brautgeschent übermacht.“

Voll freudigen Schreckens schlug das Mädchen die Hände zusammen: „Doch nicht mein liebes Blauenstein?“ rief sie.

„Eben dasselbe“, antwortete Ladenstein und überreichte ihr die Schenkungsakkte.

Sie konnte es nicht fassen, sie tanzte mit dem großen Brief im Zimmer umher wie närrisch und rief immer. „Mein Blauenstein, mein liebes, herziges Blauenstein!“ daß die drei unwillkürlich über die possierliche Freude des Mädchens lachen mußten.

Es ist aber auch wahr, man kann nichts Schöneres sehen als dieses Blauenstein. Ein allerliebstes Schlößchen mit fünf bis sechs elegant eingerichteten Zimmern und einem Salon, auf drei Seiten von einem schönen Wald umgeben, und die vierte Seite, die Fassade des Schlößchens, gegen den schönen Fluß geöffnet, und eine paradiesische Aussicht hinüber in Thäler und Berge — und dieses lauschige, liebliche Plätzchen ihr ganz eigen, ihr, dem fröhlichen Bräutchen, und dort zu wohnen als Frauchen mit ihrem Emil — gewiß, ein solcher Gedanke hätte manche andere tanzen gemacht!

Und jetzt hatte der Präsident auch nicht das geringste mehr

einzuwenden, und die Hochzeit wurde vor den Ohren des erröthenden Mädchens auf die nächste Woche festgesetzt. Heute abend aber wollte Papa-Präsident große Gesellschaft geben und dort das junge Paar als Braut und Bräutigam präsentieren.

Das Coiree.

„Was aber der Präsident Sanden die thut“, sagten die Freilinger, als jetzt die Lafaien in der Stadt umherstrogen und zum Souper einluden. Die meisten dachten, es geschehe der Gräfin Marstein zu Ehren, bei welcher er sich auf alle mögliche Weise zu insinuieren suchte, um später einmal Minister zu werden.

Als man aber abends in den Salon des Präsidenten trat, wurde man noch mehr von diesem „Dickethun“ überzeugt. Außer den prachtvollen Lüsters, die gewöhnlich bei Gesellschaften angezündet wurden, war eine ganze Galerie der geschmackvollsten Wandleuchter von Bronze angebracht, und Walratlichter, so durchsichtig und klar wie Glas, eine ganz nagelneue Erscheinung für Freilingen, strahlten ein Feuermeer von sich. Die Wände waren mit Festons von Blumen und grünen Zweigen geschmückt, die sich in den deckenhohen Spiegeln zu einem ganzen Wald von Kränzen und Guirlanden vervielfältigten. Ein ganzer Hausrat der prächtigsten Kristalls, Vasen, Teller, Becher, Platten, Schüsseln, Bouteillen blinkte mit seinen geschliffenen Figuren in tausend vielfarbigen Lichtern. Das schwerste Silber an Bestecken und Leuchtern ward heute aufgesetzt, und jedermanniglich war erstaunt über diese Pracht.

Einige aber, die feinere Nasen hatten als die übrigen, legten die Finger daran und klügelten hin und her, was dies alles zu bedeuten habe; denn man wußte so ziemlich allgemein, daß der alte Sanden ohne Not und wichtige Ursache nicht so viele Umstände mache. Doch aus seinem Gesicht konnte man nicht recht vernehmen, was er in petto habe. Er empfing seine Gäste höchst freundlich, aber zeremoniös, sprach mit keinem sehr viel und lange, sondern theilte sich überall und allen mit. Die Gräfin — nun, die kam endlich, sah aber nicht darnach aus, als ob ihr das Fest ge-

höre, denn sie war, wie gewöhnlich, prachtvoll, aber nicht gerade festlich gekleidet.

Die einzigen von allen Gästen, die mit ihren Erwartungen so ziemlich am nächsten ans Ziel trafen, waren wohl Lieutenant Schulderoff und seine Kameraden. Sie waren seit der Duellgeschichte die eifrigsten Freunde des Polen geworden und hatten ihre geheime Schadenfreude daran, daß der Goldfisch wahrscheinlich der Marstein, welche die Garnisonsoffiziere sehr über die Achsel angesehen und ganz obenhin behandelt hatte, ent schlüpfen würde. „Wenn die Jda doch keinem von uns gehören soll, hatte Schulderoff geäußert, so gönne ich sie am liebsten dem Martiniz; er ist Soldat und, das muß man ihm lassen, brav wie der Teufel, stand er doch da, als die blaue Bohne auf ihn zurrte, als wär' es ein Schneeglöckchen, so kalt und fest habe ich in meinem Leben keinen sich schießen sehen. Und am Ende hatte er doch recht, denn Sporeneck räsonierte doch über die Jda, daß es mir selbst das Herz im Leib hat zerreißen wollen. Das kommt aber von niemand her als von der Marstein, die den guten Jungen, den Sporeneck, zum Teufel moduliert hat, und nebenbei kommt es auch von meiner Frau Mama mit ihrer ewigen Planmacherei, mich unter die Hanbe zu bringen, und nebenbei auch von der falschen Kage, der Sorben, die gegen jedermann ergrimmt ist, wer nicht von ihren Reizen hingerissen wird.“

So urteilte der Lieutenant und mit ihm seine Kameraden; so sehr hatte die Uniform und der Orden auf Martiniz' Brust die ganze Sache verändert.

Endlich war die ganze Gesellschaft beisammen. Man konverbierte in dem festonnierten Saal, ehe man zu den Spieltischen ging, und die Gräfin hatte den größten Hof um sich, denn man dachte nicht anders, als sie müsse doch vielleicht die Königin des Festes sein. Es fehlte niemand mehr; doch ja, Martiniz und Ladenstein fehlten noch, die Gräfin suchte vergebens mit ihren rastlosen Blicken nach dem ersteren. Sie hatte eine tüchtige Schelte einstudiert, um ihn für seine Vernachlässigung zu strafen; überhaupt hatten sich ihr heute so sonderbare Gedanken aufgedrängt — der Graf, der sich doch sonst an sie angeschlossen, dem sie so

merklich als möglich ihre Neigung zu ihm gezeigt hatte, war zwei Tage gar nicht für sie sichtbar; sie wußte, daß er heute im Haus gewesen, und doch hatte er sie nicht besucht; der Rittmeister — der war ihr nun ganz unbegreiflich und sie war bitter böse auf ihn. Im ganzen war er ihr gleichgültig, denn ihre Neigungen waren sehr flüchtiger Natur, auch war ihr der Graf jetzt bei weitem interessanter, und sie gestand es sich selbst, sie hätte ein Wohlwollen zu ihm, das beinahe Liebe war — aber dennoch, sollte der Rittmeister noch immer der Cavalier servant sein, und dennoch konnte er es wagen, zwei Tage sich nicht mit einem Blick sehen zu lassen. Wenn er auf die Jagd geritten war, wie die übrigen Offiziere äußerten, so hätte er wenigstens ein Billet an sie hinterlassen können — aber sie wollte es ihm entgelten.

Der Arme; er lag gerade jetzt auf seinem Schmerzenslager und fluchte die fürchterlichsten Flüche, daß er sich jemals in die Dienste dieser Sirene begeben habe.

Die Braut.

Auch Ida fehlte noch in der Gesellschaft; nun, sie hatte wahrscheinlich noch manches für die Bewirtung zu sorgen und zu rüsten. Endlich — der Präsident hatte sich heimlicher Weise weggeschlichen — endlich ging die Thüre auf, ein allgemeines Flüstern der Erwartung rauschte durch den Saal — herein trat ein großer, ältlicher Herr, in reicher, prächtiger Kleidung, mit Sternen und Orden besäet — wir kennen ihn schon — an seinem Arm ein holder, verschämter Engel voll Huld und Muth, demüthig und doch voll wunderbarer Majestät — Ida.

Aber wie das Mädchen heute gepuht war, das Blondenkleid, man hatte noch nichts so Feines, Zartes, Geschmackvolles gesehen. — Um den Schwanenhals ein Perlenstück, der, es waren scharfe Kenner in dem Saal, aber sie schwuren hoch und teuer, mit den fürchterlichsten Flüchen, „er sei unschätzbar und nicht in diesem Lande gekauft!“ Im zierlich geordneten Haar einen Solitär, die Gräfin hätte heulen mögen, daß sie den ihrigen hatte in der Residenz lassen müssen — er war in Kost und Logis bei Salomon

Moses Söhnen — und doch hätte er gegen dieses Wasser, gegen die funkenprühende Kraft dieses Steines verbleichen müssen! —

Hatten die Gäste schon dieses Paar mit weit aufgerissenen Augen angestarrt, so riskierten sie jetzt, vor Verwunderung den schwarzen Star zu bekommen, denn jetzt trat der Präsident ein, an der Hand führte er einen Jüngling hoch und schlank, in prachtvoller, pompöser Uniform, den Diamantorden auf der stolz gewölbten Brust, an der Seite einen mit flunkernden Steinen überjäteten Säbel, in der Hand seinen Kalpak, woran die Agraffe, ein Familienstück, von Kennern auf zweimalhunderttausend Thaler geschätzt wurde; der Präsident mit seinem strahlenden Jüngling trat näher — es war Emil.

Der Kreis der erstaunten Gäste öffnete sich — der Präsident empfing aus Ladensteins Hand sein Mädchen, so trat er mit dem Pärchen in den Kreis — die Gräfin mochte ahnen, was vorging, denn sie schoß wütende Blicke auf die drei, ihr Busen flog auf und nieder; tief und bescheiden neigte sich Ida, das Engelkind, und errötete über und über, der Graf aber schaute fröhlich, stolz, mit seinem siegenden Glutblick im Kreise umher, der Präsident verbeugte sich und begann:

„Verehrten Freunde, ich habe Sie eingeladen, ein glückliches Ereignis meines Hauses mit mir zu begehen — meine Ida hat sich heute verlobt mit dem Grafen Emil von Martiniz.“ Von Anfang tiefe, tiefe Stille, man hätte eine Mücke können trappen hören — unwillkürlich flogen die Blicke der erstaunten Gäste nach der Gräfin, denn sie, sie mußte ja nach ihren Kalkülen die Braut sein, dann öffneten sich die Schleusen der Beredsamkeit, ein ungeheurer Strom von Gratulationen, gegenseitigen Lobpreisungen brach über die Dame, man hörte kein eigenes Wort nicht, so gingen wie in einer Windmühle, wenn der Nordost bläst, die Mäuler und Mäulchen.

Endlich fand auch die Gräfin Worte, sie hatte, das überjah sie mit einem Blick, das Schlachtfeld verloren. Jetzt galt es, sich geordnet zurückzuziehen und dem Feind, wo sie eine Blöße erspähen konnte, noch eine tüchtige Schlappe zu geben. Sie hatte schnell gefunden, was sie wollte. Sie eilte auf Ida zu, umarmte

sie herzlich und wünschte ihr Glück zu ihrer Verbindung. „Aber dennoch, Minderchen“, setzte sie hinzu und wollte freundlich aussehn, obgleich ihr das grüne Kleidfeuer aus den Augen sprühte und ihr Mund krampfhaft zuckte, „dennoch weiß ich nicht, ob ihr ganz klug gethan habt. Das Mutter war, soviel ich weiß, aus keinem alten Haus, und Sie selbst, Graf, müssen wissen, wie Ihr Oheim, der Minister, darüber denkt, wenigstens, soviel ich mir von ihm habe sagen lassen, wird er diese Verbindung nun und nimmermehr zugeben.“

Ida war ganz bleich geworden, sie dachte im Augenblick nicht daran, daß nur bösslicher Wille und Neid die Gräfin so sprechen lasse, das Wasser schoß ihr in die Augen, sie warf einen bittenden, hilfesuchenden Blick auf Ladenstein und Martiniz; jener stand auf der Seite und sah ernst, beinahe höhnisch der Gräfin zu, Emil aber sagte ganz kalt und gelassen:

„Wissen Sie das so gewiß, gnädige Frau?“ Diese Gleichmut reizte sie noch mehr; eine hohe Röthe flog über ihr Gesicht, die Augen strahlten noch tüdischer: „Ja, ja, das weiß ich gewiß“, rief sie, „ein Freund Ihres Herrn Onkels, der Geheime Rat von Sorben, hat mir über diese Sache hinlänglich Licht gegeben, daß ich weiß, daß er diese Mesalliance nie genehmigen wird, Sie werden es sehen!“

„Und dennoch hat er sie genehmigt“, antwortete eine tiefe, feste Stimme hinter ihr. Erschrocken sah sie sich um: es war der alte Ladenstein, der sie mit einem höhnischen sprechenden Blick ansah; sie konnte seinen Blick nicht aushalten und maß ihn daher mit stolzem Lächeln, hinter das sie ihre Wut verbarg, von oben bis unten. „Das müßte doch sehr schnell gegangen sein“, jagte sie und schlug eine gellende Lache auf, „noch vor fünf Tagen lauteten die Nachrichten hierüber ganz anders, der Herr von Sorben sagt mir —“

„Er hat Sie belogen“, entgegnete der alte Herr ganz ruhig.

„Nein, das wird mir zu stark“, rief die hohe Dame gereizt, „von einem Mann wie Herr von Sorben bitte ich in andern Ausdrücken zu sprechen; wie können Sie wissen, was der alte Herr von Martiniz —“

„Er steht vor Ihnen, gnädige Gräfin“, sagte der alte Herr und beugte sich tief, „ich heiße, mit Ihrer Erlaubnis, Dagobert Graf von Ladenstein = Martiniz.“

Ehe er noch ausgesprochen hatte, lag Ida an der besternten Brust des Oheims, vergoß Thränen der Freude und der Wonne und suchte vergeblich nach Worten, ihr Entzücken auszusprechen. Die Gräfin stand da, wie zu einer Säule versteinert, doch hatte sie, sobald sie wieder Atem hatte, auch Fassung genug, zu sprechen; so freundlich und herablassend als möglich wandte sie sich an das junge Paar: „Nun, da wünsche ich doppelt Glück, daß ich mich geirrt habe. Hätte es Seiner Excellenz früher gefallen, seine Maske abzunehmen, so würde ich Ihr Glück auch nicht auf einen Augenblick gestört haben.“

Sie ging, von außen ein Engel, im Herzen eine Furie; sie wünschte in ihrem wutkochenden Herzen alles Unglück auf das Haupt der unschuldigen Ida. Wütend kam sie zu der Sorben, die mit Frau von Schulderoff in einer Fenstervertiefung bei einem Glas Punsch sich von dem Schrecken erholte, der ihr in alle Glieder gefahren war. „An allem Unheil ist Ihr sauberer Herr Onkel schuld, Fräulein Sorben“, rief die Wütende, „warum hat er uns mit falschen Nachrichten bedient, warum hat er uns nichts gesagt, daß der alte Narr hier herumspukt unter falschem Namen, oh, ich möchte —!“ Der orangefarbene Teint von Fräulein Sorben war ins Erdfahle übergegangen, sie hatte die stille Wut und machte sich hie und da nur durch ein unartikuliertes Richern Luft, indem ihr das helle Thränenwasser in den Augen stand.

„Und keinen Hufen Landes sollen sie mir kaufen, das Polenpack! solange mein Oheim noch Herr im Land ist; nach ihrem Polen mögen sie ziehen, und das Affengesicht, den naseweisen, dürreren Backfisch, mögen sie mitnehmen und dort meinetwegen für Geld sehen lassen!“

„Ach, das ist ja gerade das Unglück“, seufzte Frau von Schulderoff, „daß wir sie in der Nachbarschaft behalten; denken sich Excellenz, wie der alte Narr sein Geld zum Fenster hinauswirft; zum Hochzeitgeschenk, erfahre ich soeben, hat er ihnen Groß-Lanzau und das freundliche nette Blauenstein gekauft!“

„Gekauft?“ preßte die Gräfin zwischen den Zähnen, die sie ganz verbissen hatte, heraus, „gef—“

„Denken Sie sich, gekauft um dreimalhunderttausend Thaler und ihnen geschenkt; ob man etwas Tolleres hören kann?“

„Das fehlte noch!“ knirschte die Gräfin und rauschte weiter.

Präliminarien.

Indessen war Ida glücklich, selig zwischen dem Geliebten und dem Oheim. Dieser Oheim, sie hatte sich ihn als einen grämlichen, alten Herrn vorgestellt; dieser war es, der hie und da in Gedanken ihr Glück noch gestört hatte. Sie wußte ja, wie Emil an ihm hing, wie es ihn betrüben würde, wenn jener sein Verhältnis zu Ida ungünstig aufnahm. Und jetzt, nein, sie wußte sich nicht zu fassen vor lauter Seligkeit. Der freundliche, gütige Ladenstein hatte sich wie durch einen Zauberichlag in die gestrenge Exzellenz, den Minister Grafen von Martiniz, verwandelt, und doch blieb er so freundlich, väterlich, traulich wie zuvor; sie wußte nicht, wem von beiden sie das nette, lustige Amorettenköpfchen zuwenden sollte, sie lachte und tollte, gab verkehrte Antworten und schnepperte, wie ihr das Schnäbelchen gewachsen war. Es war das glücklichste Kind, die holdeste, vollendetste Jungfrau und das lieblichste, anmutigste Bräutchen unter der Sonne in einer Person.

Einer der Glücklichsten im Saal war aber Hofrat Berner. Heute abend erst war er zurückgekommen, hatte sich nur schnell in die Toilette geworfen und schnurstracks zu Präsidents, und das erste war, als er in den Salon trat, daß er hörte, wie der Präsident seine Kinder präsentierte; er hätte mögen aus der Haut fahren vor teilnehmendem Jubel seines alten treuen Herzens. „Das ist mein Wert“, lächelte er vor sich hin, „ganz allein mein Wert; es konnte nicht anders gehen, nachdem es einmal eingefädelt war.“ Aber wie riß er die Augen auf, als er von einer Gräfin Marstein, von einem alten Grafen Martiniz, welche auch hier seien, hörte. „Nun, da muß es was Tüchtiges gesetzt haben“, dachte er, „das Beste wird sein, ich frage Idchen selbst.“

Das Brautpaar empfing ihn mit Jubel, und Martiniz stellte ihn sogleich dem alten Grafen vor, denn er hatte ihm viel von diesem alten Freund und Rathgeber ihrer Liebe erzählt. Ida gestand ihm, daß sie ihn oft schmerzlich vermißt habe; auch Martiniz äußerte dies und versprach, ihm alles sobald als möglich zu erzählen.

„Lassen wir die Brautleutchen, alter Freund“, unterbrach Graf Martiniz seinen Neffen, indem er den Hofrat am Arm nahm und mit sich fortzog; „lassen wir sie; uns Alten liegt es ob, für das Glück der Jungen zu sorgen. Man hat mir gesagt, daß Sie, lieber Hofrat, sich so trefflich darauf verstünden, ein Festchen zu arrangieren. Ich war in früheren Jahren einmal Oberhofmeister, das fügt sich nun ganz vortrefflich. Da wollen wir nun, wir zwei, beide miteinander etwas zusammenschustern, wie man es hier zu Land noch nicht sah.“

Der Hofrat war es zufrieden, und der Graf machte ihm jetzt seine Vorschläge. Morgens sollten sie getraut werden. „Nicht zu Haus, das kann ich für meinen Tod nicht leiden, die Hauskopulationen reißen jetzt so ein, daß sie fast zur Mode werden, als wäre eine vornehme Ehe nicht dieselbe wie eine geringe; als wäre der Altar Gottes nicht für alle und jeden; aber der Fluch kommt gewöhnlich bald nach. Hat man sich in den gewöhnlichen Zimmern, wo man sonst tollte und lachte, wo man, sobald der Altar weggeräumt ist, tafelt und tanzt, hat man sich da trauen lassen, so kommt einem auch das neue Verhältnis so ganz gewöhnlich vor, daß man bald davor keine Ehrfurcht mehr hat.“ — Also in der Kirche; nachher sollten die Gäste hinausfahren nach Blauenstein.

Der Hofrat machte große Augen, und als er hörte, daß dies die neue Besingung des lieben Pärchens sei und daß Groß-Lanzau auch noch dazu gehöre, er hätte, wenn es sich nur halbwegs geschieht hätte, ein paar Kapriolen in die Luft gemacht — nach Blauenstein, dort mußte das Schloß festlich geschmückt sein und zu essen, was man nur Feines und Gutes haben kann, nachher — die beiden Alten sahen sich an, und beiden zuckte der kleine, sarkastische Schelm um den Mund, denn beiden fiel ein, daß sie

noch Junggesellen seien — „nun nachher“, fuhr der Graf fort, „muß das Brautpaar eine kleine Reise machen, und wir beide gehen als garde de dame auch mit, bestellen die Pferde auf den Stationen, daß die jungen Eheleuten in ihrem Landau nicht inkommodiert werden, wir beide aber spiegeln und erfreuen uns an dem Glück, das wir, ich und Sie, lieber Hofrat, zusammen gemacht haben.“

Dem Hofrat, obgleich er lächeln wollte, stand doch eine Thräne der Rührung im Auge; er drückte dem edelmütigen Polen die Hand und erklärte sich bereit, mit ihm selbst um die Erde zu reisen. „Und wann soll die Hoch—“

„Über acht Tage soll die Hochzeit sein“, rief der alte Herr; und der Präsident, der gerade hinzugetreten war, rief es nach und lud sämtliche versammelte Gäste dazu ein.

Bzurüstungen.

Es war ein sonderbarer Anblick, den des Präsidenten Haus in diesen Tagen gewährte. Das Klennen und Laufen der Schneider und Schneiderinnen, Nähterinnen, Schuster, Schreiner, Schlosser, Küster, Bäcker, Fleischer, Köche, Kaufleute u. s. w. wollte gar kein Ende nehmen. Beinahe in jedem Zimmer sah man, auf jeder Treppe stieß man auf einen Handwerker, und alle thaten, als ob von ihrer Nadel oder Pfriemen die ganze Hochzeit abhinge.

Machten aber diese schon wichtige Gesichter — huh! da grauste einem ordentlich, es lief wie eine dicke Gänsehaut über den Körper, wenn man den Hofrat sah. Er war in diesen Tagen der Vorbereitung viel magerer und bleicher geworden, seine Augen lagen tief und entzündet, ein Zeichen, daß er viel bei Nacht wachte; und es war auch so; bei Tag lief er sich beinahe die Füße ab wie die Hündin des Herrn von Münchhausen aufschneiderischen Angedenkens, da war zu bestellen und zu besorgen, er lief hin und her, in alle Ecke und Ende der Stadt, ja man will ihn an mehreren Orten zugleich gesehen haben.

Bei Nacht — nein, es war ein Wunder, daß der Mann nicht schon längst tot war, nachdem er sich müde gelaufen, müde

gejorgt, müde gesehen, müde geschwagt, müde gescholten, müde erzählt hatte — kam erst kein Schlaf über ihn.

Er streckte sich ins Bett, ließ zwei Wachskerzen und einigen Glühwein auf den Nachttisch setzen, in einem großen Korbe standen vor ihm Bücher, ein ganzer Schatz von Festen; da war das seltene Werk: „Wahrhafte und akkurate Beschreibung des solenneſten Feſtins am Hofe Ludwigs XIV.“ Ferner: „Der allzeit fertige maître de plaisir, für Hofleute, vornehme Feſtlichkeiten und anderen Kurzweil.“ „Der galante Junker, oder wie Tänze, Schmäuſe, Hochzeiten, Kindtaufen u. ſ. w. am ſchönſten zu arrangieren.“ Sogar das Feſtbüchlein von Krummacher¹ hatte er ſich aus dem Buchladen kommen laſſen, denn er dachte nicht anders, als es müſſen darin allerhand neue und nie geſehene Feſtlichkeiten erzählt ſein. Er ſoll ſich übrigens ſehr geärgert haben, als dem nicht alſo war.

Aus dieſer Feſtbibliothek nun, die er Stück für Stück mit der größten Geduld und Aufmertſamkeit durchlas, machte er ſich Handgloſſen und Auszüge; er kam aber dadurch am Ende ſelbſt mit ſich in Streit, denn das ſah er ein, wenn man alle die ſchönen Sachen, die er ſich auſnotiert hatte, ausführen wollte, ſo müßte man vierzehn Tage lang Hochzeit halten, und doch konnte er nicht mit ſich einig werden, was er weglaſſen ſollte. So lebte er in einem ewigen Zappel, ja, es war ordentlich rührend anzusehen, wenn er hie und da bei Ida biß zum Tode ermüdet in ein Sofa ſank, den brechenden Blick auf ſie heftete, als wollte er ſagen: „Sieh, für dich opfere ich mein Leben auf.“

Und Ida? Habt ihr, meine ſchönen Leſerinnen, je ein geliebtes Bräutchen geſehen oder waret ihr es einmal oder — nun, wenn ihr es ſelbſt noch ſeid, gratuliere ich von Herzen, nun, wenn ihr ein ſolches ſüßes Engelnkind kennt, mit dem bräutlichen Erröten auf den Wangen, mit dem verſtohlenen Lächeln des küßlichen Mundes, der ſich umſonſt bemüht, ſich in ehrbare Matronen-

¹ Hr. Adolf Krummacher (1768—1845), bekannter Parabeldichter, gab 1810 „Das Feſtbüchlein, eine Schrift fürs Volk“ (3 Teile: 1. Der Sonntag, 2. Das Chriſtfeſt, 3. Das Neujahrſfeſt) heraus.

faltten zusammenzuziehen, mit der süßen, namenlosen Sehnsucht in dem feuchten, liebetrunkenen Auge, wenn ihr sie gesehen habt in jenen Augenblicken, wo sie dem geliebten Mann, dem sie nun bald ganz, ganz angehören soll, verstoßen die Hand drückt, ihm die Wange streichelt, wenn sie den weichen Arm vertrauensvoll um seine Hüfte schlingt, wie um eine Säule, an der sie sich anlehnen will, hinauftrauen, gegen die Stürme des Lebens Schutz suchen will, wenn sie mit unaussprechlichem Liebreiz die seidenen Wimpern aufschlägt und mit einem langen Blick voll Ergebenheit, voll Treue, voll Liebe an ihm hängt, wenn die Schneehügel des wogenden Busens sich höher und höher heben, das kleine, liebevolle Herzchen sich ungeduldig dem Herzen des Geliebten entgegendrängt — kennet ihr ein solches Mädchen, so wißt ihr, wie Ida ausjah; kennet aber ihr ein solches Engelkind, ihr Tausende, die ihr einsam unter dem Namen Jungesellen über die Erde hinschleicht, ohne wahre Freude in der Jugend, ohne Genossin eures Glückes, wenn ihr Männer seid, ohne Stütze im Alter — wißt ihr eine solche frische Hebeblüte und ein fröhliches Amorettenköpfchen, das etwa auch so warme Küßchen, auch so liebevolle Blicke spenden könnte wie Ida, o, so befehret euch, solange es Tag ist; wenn sie sich euch vertrauensvoll im Arme schmiegt, wenn sie das Lockenköpfchen an eure Brust legt, aus milden Taubenaugen zu euch aufblickt, mit dem weichen Saumpatschchen die Falten von der Stirne streichelt — ihr werdet mir danken, euch den Rat gegeben zu haben.

Und Emil? Nun, ich überlasse es meinen Leserinnen, sich einen recht bildhübschen Mann aus ihrer Bekanntschaft zu denken, zu denken, wie er den Arm um sie schlingt, ihnen recht sinnig ins Auge blickt und sie küßt —

Nun erschrecken Sie nur nicht! es thut nicht weh; Sie haben sich einen gedacht? — Ja? — Nun, gerade so sah Emil von Martiniz als Bräutigam aus.

So sah ihn auch die Gräfin; das Herz wollte ihr beinahe bersten, daß der herrliche Mann nicht ihr gehören sollte. Eines Morgens, ehe man sich's verjah, sagte sie adieu, ließ packen und — weg war sie.

Hochzeit.

Und endlich war der schöne Tag gekommen.

Was nur halbwegs laufen konnte, war heute in Freilingen auf den Beinen, und der polnische Graf und Fräulein Jda von Sanden waren in aller Mund. Vor der Kirchthüre schlugen und drängten sich die Leute als wie vor einem Bäckerladen in der Hungersnot. Alle Stühle in der Kirche waren besetzt, und von Minute zu Minute wuchs der Andrang.

Aber zum Hauptportal, den Gang hinauf bis an den Altar durfte kein Mensch, das hatte sich ein Mann ausgewirkt, der heute stille, aber tief an dem Glück des Brautpaares teilnahm; dieser Mann war der Küster. Er hätte viel darum gegeben, wenn er der versammelten Menge hätte sagen dürfen: „Sehet, der Herr Bräutigam, es war just nicht ganz recht richtig mit ihm; er hatte allerhand Affairen mit Herrn Urian, der ihn allnächtlich hieher in die Münsterkirche trieb. Da herein konnte er aber nicht, und ich, der Küster von Freilingen, habe ihm allnächtlich zu seiner Freistatt verholfen, war auch dabei, wie das Wunderkind, das jetzt seine Braut ist, ihn erlöst hat von dem Übel, das mir, nebenbei gesagt, alle Tage einen harten Thaler einbrachte; habe ich es nicht gleich damals zu dem alten Polacken gesagt, daß die beiden Liebesleuten noch einmal in meine Kirche und vor meinen Altar kommen würden?“

So hätte er gerne zu den Freilingern gesprochen; es juckte ihn und wollte ihm beinahe das Herz abdrucken, daß er sich nicht also in seiner Glorie zeigen durfte, aber — er that sich doch auch wieder nicht wenig darauf zu gut, daß er, was nicht jeder kann, so gut das Maul halten könne. Aber seine Attention hatte er dem Pärchen bewiesen, daß es eine Freude war. Vom Portal bis zum Altar waren Blumen gestreut, er hatte es sich etwas kosten lassen und keine kleine Haß deswegen mit seiner Liebsten gehabt, aber diesmal hatte er doch durchgedrungen und seinen eigenen Willen gehabt.

Jetzt kam Gerassel die Straße herauf; dem alten Küster schlug

das Herz, jetzt, ja sie mußten es sein, der große Glaswagen des Präsidenten fuhr vor; darin saßen der Präsident und Emil. „Ach, der schöne Offizier!“ schrien die Freilinger und machten lange Hälse. „Wie prächtig, wie wunderbar!“ flüsterten die Mädchen, denen das Herz unter dem Nieder lauter pochte; aber man konnte auch nichts Schöneres sehen.

Er hatte die Staatsuniform angelegt, sie schloß sich um den herrlichen, schlanken, heldenkräftigen Körper, wie wenn er damit geboren worden wäre; das sonst so bleiche, ernste Gesicht war heut' leicht gerötet und verherrlicht durch einen Schimmer von holder Freundlichkeit; sein stolzes, glänzendes Auge durchlief den Kreis, er traf den Küster, der in einem fort Büdcling über Büdcling machte, gerührt und freundlich reichte er ihm die Hand und stellte sich neben ihn unter das Portal.

Jetzt raffelte es wieder die Straße herauf. Ein Wagen, noch glänzender, geschmackvoller als der erste; er gehörte zu der neuen Remise des Grafen und war heute von Blauenstein hereingefahren worden. Der alte Brtkzwisl, der in höchster Gala mit noch einem Kameraden hintendrauf stand, sprang ab, riß die Glashüre auf, schlug klirrend den Tritt herab — jetzt regt sich kein Atem mehr in der ganzen großen Menge, jedes Auge erwartungsvoll auf die geöffnete Thüre geheftet. Der alte Graf, angethan mit all seinen Orden, der Hofrat, mit dem himmlischen Ehrenzeichen der Freundschaft auf dem Gesicht, stiegen aus und postierten sich an den Schlag. Jetzt wurden ein Paar glacierte Handschuhe sichtbar, jetzt ein Füßchen, es war nicht möglich, etwas Kleineres, Niedlicheres zu sehen als die winzigen, weißseidene Schuhe — jetzt — ein Lockenköpfchen, ein Paar selig glänzende Augen, ein Paar überpurpurte Wangen, ein lächelnder Mund — hübsch stand das Bräutchen zwischen den alten Herren. Ein Kleid von schwerem, weißem Seidenzeug schlang sich um den jugendlich frischen Körper, wie darüber hingehaucht war ein Oberkleid vom feinsten Spitzengrund, ein Geschenk des Oheims, und mit der reichen Blondengarnierung, in welche es endigte, mit der Diamantenschnalle und dem aus Venezianer Ketten geflochtenen Gürtel, welcher den wunderniedlichen Blumenleib zusammenhielt,

wenigstens seine achttausend Thaler wert. Und die Brajseletts mit den großen Steinen und das Diadem, um das sich der Myrtenkranz schlang! Nein, wer sich auch nur ein wenig auf Steine verstand, dem mußte hier der Mund wässern; aber war nicht alles dies im Grund unbedeutende Façon, um den herrlichsten Edelstein, das Wunderkind selbst, einzufassen?

Sie traten in die Kirche; das in Seligkeit schwimmende Bräutchen vergaß nicht, im Vorübergehen dem Küster einen recht freundlichen Gruß zuzuwinken, daß ihn die Menge ehrfurchtsvoll angaffte und nicht begreifen konnte, wie der alte Schnapsbruder zu so hoher Bekanntschaft gelangt sei. Gruster und ernster wurden die Züge Idas, als sie sich dem wohlbekannten Altar näherte. Ihr Auge begegnete dem Auge Emils, des Grafen und des Hofrats, die mit Blicken des Dankes und der Rührung an ihr hingen. Hier war ja ihr Siegesplatz, wo das mutige Mädchen mit hingebender Liebe gegen den bösen Feind der Schwermut und des Trübfinnes gekämpft und gesiegt hatte.

Mühsam rang sie nach Fassung; die Freude, daß sich alles so schön gefügt hatte, wurde zur heiligen Rührung in ihr; noch einmal durchslog sie die Erinnerung an den ersten Blick des Grafen bis hieher zu dieser Stätte, und ihr Auge wurde feucht von Entzücken. Als aber die Trauung begann, als der würdige Diener der Kirche, dem man das Geheimnis anvertraut hatte, in einer kurzen, aber gehaltvollen Rede von den wunderbaren Tüchtungen Gottes sprach, der oft aus Tausenden sein Werkzeug zur Beglückung vieler wähle, da strömten ihre Thränen über: „Ja“, dachte sie bei sich selbst, „es ist erfüllt, was damals ahnungsvoll meine Seele füllte: der Zug des Herzens ist Gottes, ist des Schicksals Stimme!“ Und viele Thränen flossen, denn auch die Augen derer, die einst den Jammer des edlen Jünglings gesehen hatten, gingen über.

Wie ein Engel Gottes kam sie dem alten Oheim vor, als sie am Altar ihre Hand in die seines Neffen legte; wie ein Engel, der mit freundlichem Blick, mit treuer Hand den Menschen aus der dunklen Irre des Lebens zu einem schönen, lichten Ziele führte.

Der Schmaus.

Schnurstracks von der Kirche ging es hinaus nach Blauenstein. Eine ganze Karawane von Wagen und Reitern zog dem wohlbekanntem Landau, in welchem die neugebackenen Eheleute saßen, nach. Der Hofrat war vorangeeilt, um alles zu leiten. Sechs Böller riefen ihnen ihre Freudengrüße entgegen, als sie in die Grenze ihres Eigentumes einfuhren. Ein donnererschlagähnliches Wirbeln von Pauken und Trompeten empfing sie am Portal des schönen Schlosses, und als alle Wagen aufgefahren waren, als Emil sein Weibchen auf den Balkon herausführte, um die herrliche Gegend zu übersehen, da gab der Hofrat das Zeichen, und ein schrankenloses Vivat, Hurra und Hallo erfüllte die Luft.

Paar und Paar zog man jetzt durch das Schloß, um alles in Augenschein zu nehmen. Es wandelte die Gäste beinahe ein Grauen an vor dem Hexenmeister, dem alten Martiniz. Das Schloß — es war zwar niedlich, geschmackvoll, bequem gebaut, lag wunderschön und hatte Gärten und Felder, wie man sie selten sah, aber vor vierzehn Tagen war dies alles noch leer gestanden, Tapeten waren abgerissen, herabgehangen, im Saal war Haber aufgeschüttet gewesen, kurz, man hatte gesehen, daß es eine gute Weile nicht bewohnt war, und mancher Käufer hätte nicht geglaubt, innerhalb eines halben Jahres mit der Restauration fertig werden zu können. Und jetzt — die behaglichste Eleganz, die man sich denken konnte; diese Trümeaus, ein Gardist mit sieben Fuß hätte sich, und hätte er noch einen ellenlangen Federbusch auf dem Hut gehabt, perfekt am ganzen Leib von der Zehenspitze bis zum äußersten Federchen darin sehen können. Diese breitarmigen Lüfters, diese Kristalllampen, diese geschmackvollen Sofas, Theetische, Toiletten, Etageren, diese Pracht von Porzellan, Beinglas, Kristall, Silber an Servicen, Leuchtern, Vasen, an allem, was nur die feinste Modedame sich wünschen kann, gar nichts war vergessen! Die Freilinger wandelten wie in einem Feenpalast umher, und die Mädchen und die Frauen; Ida wandelte zwar wie eine Königin in dieser Herrlichkeit, als hätte sie von Jugend auf

darin gelebt, aber man hörte doch so manches Sprüchlein vom blinden Glück und Zufall, die einen im Schlafe heimsuchen.

Jetzt riefen die Trompeten zur Tafel, und da war es, wo Hofrat Berner seine Lorbeer erntete. Die neue Dienerschaft des jungen, gräßlichen Paares hatte er schon so instruiert, daß alles wie am Schnürchen ging, und zwar alles auf dem höchsten Fuß, denn wenn einer der Gäste nur vom silbernen Teller ein wenig aufsah, der mit seinem Nachbar konversierte, husch! war der Teller getauscht, und eine neue Speise dampfte ihm entgegen. Aber auch in der Küche hatte er gewaltet, und es hätte wenig gefehlt, so hätte er aus lauterem Eifer, alles recht delikate zu machen, sich selbst zu einem Ragout oder Hajchee verarbeiten oder zu einer Gallerte einsieden, wenn nicht gar mit einiger Zuthat von Zucker zu einer Marmelade oder Gelee einkochen lassen. Auch ihn hielten die Damen für einen zweiten Oberon, der eine ewige reichbesetzte Tafel aus dem Boden zaubern kann. Denn solche Speisen zu dieser Jahreszeit, und alles so fein und delikate gekocht.

Da war:

Suppe à la Tortue.

Coullisuppe¹ von Fasänen mit Reis.

Hors d'œuvres.

Pastetchen mit Salpicum² von Brießlen.

Rabliau mit Kartoffeln und Sauce hollandaise.

* * *

Rindfleisch au naturel.

Englischer Braten mit Sauce espagnole.

Gemüse.

Spargeln mit Sauce Bœuf.

Grüne Erbsen mit Brießlen grillés.

Entrées.

Junge Hühner mit Saucen aux fines herbes.

Finacière von Brießlen und Klöß.

Schinken à la Malliote garni des Atelles, Sauce Malaga.

Feldhühner en Salmi.

Ralbskopf à la Tortue.

Fricandeau à la Provençale.

Braten.

Ralbszschlegel.

Rehbraten.

Feldhühnerbraten.

Rapaunenbraten.

Welschen à la Perigord.

¹ D. h. durchgeseigte Kraftbrühe.

² Ein feines Ragout, das zum Füllen kleiner Pasteten verwendet wird.

Süße Speisen.

Gelé von Madera.
 Crème von Erdbeeren.
 Compotte melle garnie.
 Crème panachée melle.
 Punsch-Tourte deccré de fruits.
 Tartelets de Apricot.

Chocolade-Tourte montée.
 Guß-Tourte au confiturs.

Salat viererlei.

Desert.

Bunsch à la Glace.
 Crème à la Vanille.

Schluß.

Als das Desert aufgetragen wurde, entschlüpfte, unbemerkt von den bechampagnerten Gästen, die junge Frau. Sie warf den schweren Hochzeitstaat ab und erwählte unter der reichen Garderobe ein allerliebsteß Keisekleidchen, denn nach der Tafel sollte gleich eingeeßen und ein wenig in die Welt hinausgefahren werden; so wollte es der alte Graf.

Sie erschrak selbst, als sie in den Spiegel sah, nein, so wundergrazienhübich hatte sie noch nie ausgesehen; das Überröckchen schloß so eng und passend, das Keisehäubchen, die hervorquellenden Löckchen gaben dem Köpichen einen wundervollen Reiz. Die Bäckchen waren so rosig, die Auglein glänzten so hell und klar im Widerschein ihres bräuntlichen Glückes, kleine, kleine Schelmchen saßen in den Grübchen der Wangen und schienen allerlei wunderbare Geheimnisse zu flüstern von Sehnsucht und Erwartung; das Mäulchen so spizig wie zum Küssen zeigte immer wieder die Perlen, die hinter dem Purpur verborgen waren.

Die sechs Kammerjungfern, Lisette, Babette, Trinette, Phillette, Minette und wie sie alle hießen, schlugen vor Verwunderung über ihre wunderniedliche gnädige Frau die Hände zusammen: „Diese herrliche, jugendliche Frische! dieser Mabafterbusen, der alle Nestel des Korsettchens zu zer Sprengen droht“, sagte Minette; „diese weißen Arme“, flüsterte Phillette, „diese Füßchen“, dachte Trinette weiter, „diese Wäd—“

„Der Herr Graf wird ganz selig sein“, wisperte Lisette der Babette zu, doch nicht so leise, daß es den Ohren der jungen Gräfin entging. Sie wollte thun, als hätte sie nichts gemerkt, aber ward

feuerflammrot von der Stirne bis herab in das Halsstück, und als vollends Babette, die das schneeweiße Nachtzeug in die Wache packte, mit einer höchst naiven Frage in die Quere kam, da hielt sie es nicht mehr aus, ganz dunkel überpurpurt entschlüpfte sie den sechs dienstbaren Geistern und lief wie ein gecheuchtes Reh in den Speisesaal.

Allgemeiner Jubel empfing die holde Reisende, alles war darin einverstanden, daß ihr diese Tracht noch besser stehe als der Brautstaat; kein Wunder, es war ja das Pilgerkleid, in welchem sie ins gelobte Land der Ehre reiste.

„Warum bist du nur so über und über rot“, fragte Emil sein holdes Weibchen, indem er sie näher an seine Seite zog; „hat dir jemand was gethan?“

Sie wollte lange nicht heraus. „Die Babette“, flüsterte sie endlich und errötete von neuem, „die Babette hat so dumm gefragt.“

„Nun, was denn?“ fragte der neugierige Herr Gemahl. Aber da stockte es wieder; zehnmal setzte sie an; sie wollte gerne eine Lüge erfinden, aber das schickte sich denn doch nicht am Hochzeitstag, und doch — es ging nicht; er mußte bitten, flehen, drohen, betteln sogar; endlich, nachdem er hatte versprechen müssen, die Augen recht fest zuzumachen, flüsterte sie ihm ins Ohr: „Sie hat mein Nachtzeug eingepackt, und da hat sie gefragt, ob sie das deine auch dazu packen soll.“ Selig schloß der Graf sein Engelsweißchen in die Arme, er wollte antworten, aber seine Antwort verhallte im Geräusch der aufbrechenden Gäste.

Die Wagen waren vorgefahren, man verabchiedete sich. Der Graf nahm sein Mädchen um den Leib und trug sie schnell hinab in den Wagen, denn dort beschloß er, ihr zu antworten.

Auf dem Balkon drängten sich die Gäste, die Champagnergläser in den Händen; sie riefen, vermücht mit den neuen Unterthanen des Grafen, ein tausendstimmiges Vivat in den Wagen hinab. Ida drückte ihr Köpfchen an die Brust des Geliebten. Er winkte, die Pferde zogen an, und dahin fuhr Emil und seine glückliche Ida.

Nachschrift.

Es ist ein schöner Brauch unter guten Menschen, die sich lieben und getrennt sind, daß sie gewisse Tage des Jahres festsetzen, in welchen sie sich von nahen und entfernten Orten her sammeln, sich wiedersehen und die Strahlen ihrer Liebe von neuem an der allgemeinen Flamme anzünden. So halte ich es seit langen Jahren mit meinen Freunden, die das Schicksal nach Ost und nach West verschlagen. Auch heuer war ich hingereist an den Ort, den wir zu unserem Rendezvous bestimmt hatten. Als ich an dem stattlichen Weißen-Hirschen B. vorfuhr, lagen schon manche Fenster voll, und wie wohl thut da das freundliche, jubelnde: „Er ist's, er ist's“, das von schönen Lippen herab dem Freunde entgegentönt!

Ich traf sie alle, alle meine Lieben, da war meine holde, sinnige Doralice und ihr Stern, da war die loje, naive Bally und ihr Geheimer Kriegsrat, da war Graf Law und seine Alchementine, da war meine süße Mimili, da war Herr von Gstavayé mit seinem Elji, da war mein russisches Lisli, selbst Sponjeri, mein lieber Sponjeri, ich hieß ihn nur immer den Grünmantel, hatte sich aus Venedig eingefunden und Emeline Mellinger mitgebracht, da war auch Fanny und ihr Graf, der Generalbevollmächtigte, Kilian mit Zulchen. Da war Molly und ihr Justizrath, da war die herzige Pina und ihr Gatte, Agnes und Rose, Rosamunde und der Graf Oliva, das liebe Dijon-Röschchen, A Lotilde, und ihr Sekretär¹. — Meine Freude war unaussprechlich, ich flog wie ein Ball von einem Arm in den andern, und das Küssen wollte gar kein Ende nehmen. Endlich saßte man sich, daß es doch zu einem vernünftigen Gespräch kam. Freilich trübte der Tod unserer Magdalis und ihres treuen Wilibald, die uns im Leben so nahe standen und auch nach ihrem Tode so innig verschwistert mit uns fortleben, die ersten Augenblicke des Wiedersehens; aber nachdem wir

¹ Sämmtlich Namen aus Claurenschen Romanen.

ihnen das Totenopfer inniger Thränen geweiht, kehrte die holde Freude wieder bei uns ein.

Wir tollten, lachten und schäkerten, der Weiße Hirsch saßte kaum so viele Gäste, und manches Pärchen mußte sich mit einem Bettchen behelfen.

So lebten wir schon seit zwei Tagen in Sauss und Brauss und brachen dem Weißen Hirschwirt beinahe das Haus ab, da — wir saßen gerade beim Kaffee, da fuhren Wagen vor; wir drängten uns alle an die Fenster und schlugen den fremden Menschenkindern ein Schnippchen, denn — gut Essen und Trinken konnten sie wohl bekommen, aber Betten — Logis — ohne unsere Bewilligung kein Fleckchen, und landfremde Leute mochten wir gerade nicht gerne unter uns haben. In einem prächtigen Landau mit vier Postpferden bespannt, saß ein Herr und eine junge Dame; sie hoben die Köpfe in die Höhe —

„Mein Gott, das ist ja Graf Martiniz!“ rief ich, und zugleich rief Bally: „Gi der Tausend, das ist ja Ida Sanden!“ Ich sprang gleich hinab, um sie heraufzuführen; sie folgten willig nebst noch drei andern ältlichen Herren, welche der zweite Wagen entladen hatte. Ida und Bally flogen einander in die Arme; sie hatten sich in der Residenz, wo Bally lebt, kennen gelernt und liebten einander innig. Der Graf zog mich zu den beiden jungen Damen, um welche die übrigen schon einen dichten Kreis geschlossen hatten. „Sehen Sie“, sagte er zu mir, „das ist seit gestern mein liebes Frauchen.“

Da fanden sich also alte Bekannte zusammen. Ich hatte den Grafen in Hamburg kennen gelernt. Damals saßte ich tiefe Zuneigung zu ihm, sie wurde zur Freundschaft, und er gestand mir seine schreckliche Leiden. So wenig ich an solche Visionen glaubte, so war ich doch der Meinung, daß ihn Liebe zu einem guten, reinen Mädchen zerstreuen, retten könnte, und wie herrlich hatte sich dieses gemacht; er war fröhlich, selig, war durch die Liebe dieses Engels der Menschheit wieder geschenkt.

Auch in den drei andern Gästen, der Leser wird unschwer den alten Martiniz, den Präsidenten und den Hofrat in ihnen erkannt haben, lernte ich wackere, liebenswürdige Männer kennen.

Schon den ersten Abend war es uns allen, als haben wir das holde Pärchen schon jahrelang gekannt, so trefflich paßten sie zu unserem Sinn, zu unserem ganzen Wesen. Der junge Graf erzählte uns seine Geschichte, und wenn wir bedachten, wie zufällig er nach Freilingen, wie zufälliger auf jenen Ball, wo er Ida fand, gekommen war, wie ebenso zufällig der alte Oheim auf einer Geschäftsreise diese Gegenden berührt, dem Neffen eine Überraschung bereiten wollte und als Deus ex machina mitwirkte und die Ränke der bösen Marstein vereiteln half, wahrlich, wir mußten diese Tügingen bewundern und fanden den alten Spruch bestätigt:

„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.“

Noch zwei Tage blieb das junge Paar unter uns und reiste dann, als auch wir alle uns wieder nach Ost und nach West zerstreuten, weiter.

Noch in der letzten Stunde erlaubte mir Emil, seine Geschichte der Welt zu erzählen.

Es soll mich innig freuen, wenn ihre innige, treue Liebe Beifall findet, sie sind es wert; alle, die sie kennen, lieben sie, und ich darf sagen, sie sind ein Herz, eine Seele mit mir, sie sind auch wieder durch den Zug des Herzens ganz die Meinigen geworden.

H. Claren.



Kontrovers-Predigt

über

H. Claren und den Mann im Monde,

gehalten

vor dem deutschen Publikum

in der Herbstmesse 1827

von

Wilhelm Sauff.

Text: Ev. Matth. VIII, 31 -32.

Allen Verehrern

der

Clarenschen Muse

widmet diese Blätter

in bekannter Hochachtung

der Verfasser.

Ehrwürdige Versammlung, andächtige Zuhörer!

Die Apostel, besonders der heilige Paulus, als er zu Rom predigte, verschmäheten es nicht, auch häusliche, bürgerliche Angelegenheiten der Gemeinde zu Gegenständen ihrer Betrachtungen zu machen. Es läßt sich zwar mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie belletristische Gegenstände nicht berührt haben, daß sie litterarische Streitigkeiten nicht, wie man zu sagen pflegt, auf die Kanzel brachten; denn sie hatten Wichtigeres zu thun; nichtsdestoweniger aber geschah dies einige Jahrhunderte später, und man trifft in den Kirchenvätern nicht undeutliche Spuren, daß sie über allerhand litterarische Subtilitäten, sogar über die Tendenz und den Stil ihrer Gegner auf dem kirchlichen Rednerstuhl gesprochen haben.

Berühmte Kanzelredner neuerer Zeit haben oft und viel, zum Beispiel über das Theater, gepredigt, oder über das Tanzen am Sonntag, oder über das Singen unzüchtiger Lieder, andere wieder über das Spielen, namentlich das Kartenspielen, und einen habe ich gehört, der in einer Besperpredigt das Schachspiel in Schutz nahm und nur bedauerte, daß es ein Heide erfunden.

Und wenn es die Pflicht des Redners ist, meine Freunde, der Gemeinde darzuthun, welchen Irrthümern sie sich hingebende, welche böse Gewohnheiten unter ihr herrschen, wenn es die Natur der Sache erfordert, bei einer solchen Aufdeckung von Irrthümern und bösslichen Gewohnheiten bis ins Einzelne und Kleinste zu gehen, weil oft gerade dort, recht ins Auge fallend, der Teufel nachgewiesen werden kann, der darin sein Spiel treibt, so kann es niemand befremden, wenn wir nach Anleitung der Textesworte miteinander eine Betrachtung anstellen über:

Den Mann im Monde von S. Claren.

und zwar betrachten wir

- I. Wer und was ist dieser Mann im Mond, oder — was ist sein Zweck auf dieser Welt?
- II. Wie hat er diesen Zweck verfolgt, und wie erging es ihm auf dieser Welt?

I.

Andächtige Zuhörer! Kontrovers-Predigern, namentlich solchen, die vor einer so großen Versammlung reden, kommt es zu, den Gegenstand ihrer Betrachtung so klar und deutlich als möglich vor das Auge zu stellen, damit jeder, wenn ihn auch der Herr nicht mit besonderer Einsicht gesegnet hat, die Sache, wie sie ist, sogleich begreife und einsehe. Es hat in unserer Litteratur nie an sogenannten Volksmännern gefehlt, d. h. an solchen, die für ein großes Publikum schrieben, das, je allgemeiner es war, desto weniger auf wahre Bildung Anspruch machen konnte und wollte. Solche Volksmänner waren jene, die sich in den Grad der Bildung ihres Publikums schmiegen, die eingingen in den Ideenkreis ihrer Zuhörer und Leser und sich, wie der Prediger Abraham a Sancta Clara¹, wohl hüteten, jemal sich höher zu versteigen, weil sie sonst ihr Publikum verloren hätten. Diese Leute handelten bei den großen Geistern der Nation, welche dem Volke zu hoch waren, Gedanken und Wendungen ein, machten sie nach ihrem Geschmack zurecht und gaben sie wiederum ihren Leuten preis, die solche mit Jubel und Herzenslust verschlangen. Diese Volksmänner sind die Zwischenhändler geworden und sind anzusehen wie die Unternehmer von Gassenwirthshäusern und Winkelschenken. Sie nehmen ihren Wein von den großen Handlungen, wo er ihnen echt und lauter gegeben wird; sie mischen ihn, weil er dem Volke anders nicht munden will, mit einigem gebranntem Wasser und Zucker, färben ihn mit roten Beeren, daß

¹ Abraham a Sancta Clara, mit seinem Laiennamen Ulrich Megerse geheißen (1644—1709), Hofprediger in Wien, bekannt durch seine mit derben Volkswitzen, Pöffen und Schnurren gewürzten Predigten und Schriften

er lieblich anzuschauen ist, und verzapfen ihn ihren Kunden unter irgend einem bedeutungsvollen Namen.

Diese Gassenwirthe oder Volksmänner treiben aber eine schändliche und schädliche Wirtschaft. Sie fühlen selbst, daß ihr Gebräu sich nicht halten würde, daß es den Ruf von Wein auf die Dauer nicht behalten könnte, wenn er nicht auch veraufche. Daher nehmen sie Tollkirichen und allerlei dergleichen, was den Leuten die Sinne schwindelnd macht. Oder, um die Sache anders auszudrücken: sie bauen ihre Dichtungen auf eine gewisse Sinnlichkeit, die sie, wie es unter einem gewissen Teil von Frauenpersonen Sitte ist, künstlich verhüllen, um durch den Schleier, den sie darüber gezogen haben, das lüsterne Auge desto mehr zu reizen. Sie kleiden ihr Gewerbe in einen angenehmen Stil, der die Einbildungskraft leicht anregt, ohne den Kopf mit überflüssigen Gedanken zu beschweren, sie geben sich das Ansehen von heiterem, sorglosem Wesen, von einer gewissen gutmütigen Natürlichkeit, die lebt und leben läßt, sie sind arglose Leute, die ja nichts wollen, als ihrem Nebenmenschen seine „oft trüben Stunden erheitern“ und ihn auf eine natürliche, unschuldige Weise ergötzen. Aber gerade dies sind die Wölfe in Schafskleidern, das ist der Teufel in der Kutte, und die Krallen kommen frühe genug ans Tageslicht.

Wem unter euch, meine Andächtigen, sollte bei dieser Schilderung nicht vor allem jener beifallen, der alljährlich im Gewande eines unschuldigen Blumenmädchens auf die Messe zieht und „Vergißmeinnicht“¹ feilbietet. Ich weiß wohl, daß dort drüben auf der Emporkirche, daß da unten in den Kirchstühlen manche Seele sitzt, die ihm zugethan ist, ich weiß wohl, daß er bei euch der Morgen- und Abendsegen geworden ist, ihr Nähermädchen, ihr Pnzjungfern, selbst auch ihr sonst so züchtigen Bürgerstöchterlein, ich weiß, daß ihr ihn heimlich im Herzen traget, ihr, die ihr auf etwas Höheres von Bildung und Geschmack Anspruch machen woltet, ihr Fräulein mit und ohne Bon, Ihr gnädigen Frauen und andere Mesdames. Ich weiß, daß er das A und das

¹ Titel eines von Claren jährlich herausgegebenen Almanachs.

Der eurer Litteratur geworden ist, ihr Schreiber und Ladendiener, daß ihr ihn beständig bei euch führt, und wenn der Prinzipal ein wenig beiseite geht, ihn schnell aus der Tasche holt, um eure magere Phantasie durch einige Ballgeschichten, Champagnertreffen und Musterschmäuse anzuseuchten; ich weiß, daß er bei euch allen der Mann des Tages geworden ist, aber nichtsdestoweniger, ja, gerade darum und eben deswegen will ich seinen Namen aussprechen, er nennt sich Claren. Anathema sit!

Vor zwölf Jahren laset ihr, was eurem Geschmack gerade keine Ehre machte, Spies und Cramer¹, mitunter die köstlichen Schriften über Erziehung von Lafontaine²; wenn ihr von Meißner³ etwas anders gelesen, als einige Kriminalgeschichten zc., so habt ihr euch wohl gehütet, es in guter Gesellschaft wiederzujagen; einige aber von euch waren auf gutem Wege, denn Schiller fing an, ein großes Publikum zu bekommen. Gewinn für ihn und für sein Jahrhundert, wenn er, wie ihr zu sagen pflegt, in die Mode gekommen wäre; dazu war er aber auch zu groß, zu stark. Ihr wolltet euch die Mühe nicht geben, seinen erhabenen Gedanken ganz zu folgen. Er wollte euch losreißen aus eurer Spießbürgerlichkeit, er wollte euch aufrütteln aus eurem Hinbrüten, mit jener ehernen Stimme, die er mit den Silberklängen seiner Saiten mischte, er sprach von Freiheit, von Menschenwürde, von jeder erhabenen Empfindung, die in der menschlichen Brust geweckt werden kann, — gemeine Seelen! Euch langweilten seine herrlichsten Tragödien, er war euch nicht allgemein genug. Was soll ich von Goethe reden? Kaum, daß ihr es über euch vermögen konntet, seine Wahlverwandtschaften zu lesen, weil man euch sagte, es finden sich dort einige sogenannte pikante Stellen — ihr konntet ihm keinen Geschmack abgewinnen, er war euch zu vornehm.

Da war eines Tages in den Buchladen ausgehängt: „Mi-

¹ über Spies und Cramer vgl. Anmerk. Bd. II, S. 319.

² Aug. Heinr. Jul. Lafontaine (1759 – 1831), deutscher Romanschriftsteller, Verfasser sehr matter und empfindsamer Familienromane.

³ Aug. Gottl. Meißner (1753 – 1807), Großvater des Dichters Alfred Meißner, seiner Zeit beliebter Schriftsteller, doch ohne große Bedeutung, Verfasser von Romanen und Erzählungen.

mili, eine Schweizergeschichte.“¹ Man las, man staunte. Siehe da, eine neue Manier zu erzählen, so angenehm, so natürlich, so rührend und so reizend! Und in diesen vier Worten habt ihr in der That die Vorzüge und den Gehalt jenes Buches ausgesprochen. Man würde lügen, wollte man nicht auf den ersten Anblick diese Manier angenehm finden. Es ist ein ländliches Gemälde, dem die Mumut nicht fehlt; es ist eine wohlklingende leichte Sprache, die Sprache der Gesellschaft, die sich zum Geselz macht, keine Saite zu stark anzuschlagen, nie zu tief einzugehen, den Gedankenflug nie höher zu nehmen als bis an den Pfazond des Theezimmers. Es ist wirklich angenehm zu lesen, wie eine Musik angenehm zu hören ist, die dem Ohr durch sanfte Töne schmeichelt, welche in einzelne wohlklingende Akkorde gesammelt sind. Sie darf keinen Charakter haben, diese Musik, sie darf keinen eigentlichen Gedanken, keine tiefere Empfindung ausdrücken, sonst würde die arme Seele unverständlich werden oder die Gedanken zu sehr affizieren. Eine angenehme Musik, so zwischen Schlafen und Wachen, die uns einwiegt und in süße Träume hinüberkullt. Siehe, so die Sprache, so die Form jener neuen Manier, die euch entzückte.

Das zweite, was euch gefiel, hängt mit diesem ersten sehr genau zusammen, diese Manier war so natürlich. Es ist etwas Schönes, Erhabenes um die Natur, besonders um die Natur in den Alpen. Schiller ist auch einmal dort eingekehrt, ich meine mit Wilhelm Tell. Sein Drama ist so erhaben, als die Natur der Schweizerlande, es bietet Ausichten, so köstlich und groß, wie die von der Telskapelle über den See hin, aber nicht wahr, ihr lieben Seelen, der ist euch doch nicht natürlich genug? Zu was auch die Seele anfüllen mit unnützen Erinnerungen an die Thaten einer großen Vorzeit? Zu was Weiber schildern wie eine Gertrude Stauffacher oder eine Bertha, oder Männer wie einen Tell oder einen Melchthal? Da weiß es Claren viel besser, viel natürlicher zu machen! Statt großartige Charaktere zu malen, für welche er freilich in seinem Kasten keine Farben finden mag, malt

¹ Eine der bekanntesten Erzählungen von H. Claren, oft über Gebühr geschmückt.

er euch einen Hintergrund von Schneebergen, grünen Waldwiesen mit allerlei Vieh; das ist pro primo die Schweiz. Dann einen Krieger neuerer Zeit, mit schlanker Taille von 8 Zollen, etwas bleich (er hat den Freiheitskrieg mitgemacht), das Eisenerne Kreuz im Knopfloch &c. Das ist der Held des Stückes. Eine interessante Figur! nämlich Figur als wirklicher Körper genommen, mit Armen, Taille, Beinen &c. und interessant, nicht wegen des Charakters, sondern weil er etwas bleich ist, ein Eisernes Kreuz trägt und so ein Ding von einem preussischen Husaren war. Neben diesen Helden kommt ein frisches, rundes „Dingelchen“ zu stehen, mit kurzem Röckchen, schönen Zwistelstrümpfen &c. Kurz, das Inventarium ihres Körpers und ihres Anzuges könnt ihr selbst nachlesen oder habt es leider im Kopfe. Das Schweizerkind, die Mimili, ist nun so natürlich als möglich, d. h. sie geniert sich nicht, in Gegenwart des Kriegers das Busentuch zu lüften und ihn den Schnee und dergleichen sehen zu lassen, daß ihm „angst und bange“ wird, einiger Schweizerdialekt ist auch eingemischt, der nun freilich im Munde Clarens etwas unnatürlich klingt; kurz, es ist nichts vergessen, die Natur ist nicht nur nachgeahmt, sondern förmlich kopiert und getreulich abgeschrieben. Aber leider ist es nur die Natur, so wie man sie mittelst einer Camera obscura abzeichnen kann. Der warme Odem Gottes, der Geist, der in der Natur lebt, ist weggeblieben, weil man nur das Kostüm der Natur kopierte. Zeichnet die nächste beste Schweizer-Milchmagd ab, so habt ihr eine Mimili, und freilich alles so natürlich als möglich.

Das dritte, was euch so gut mundete an dieser Geschichte, war — das Rührende. Wann und wo war der Kummer der Liebe nicht rührend? Es ist ein Motiv, das jedem Roman als Würze beigegeben wird wie bittere Mandeln einem süßen Kuchen, um das Süße durch die Vorkost des Bitteren desto angenehmer und erfreulicher zu machen. Ihr selbst, meine jungen Zuhörerinnen, und ich habe dies zu öfteren Malen an euch gerügt, verseht euch gar zu gerne in ein solches Liebesverhältnis, wenn nicht dem Körper, doch dem Geiste nach. Wenn ihr so dasitzet und nähset oder stricket und über eure Nachbarn gehörig geklatscht habt,

kommt gar leicht in eurer Phantasie das Kapitel der Liebe an die Reihe, und ihr träumet und träumet und vergeisset die Welt und die Maschen an eurem Strickstrumpf. Wenn man nachts durch den Wald geht, so denkt man gerne an arge Schauererzählungen von Mord und Totschlag; gerade so machet ihr es. Je greulichlicher der Schmerz eines Liebespaares ist, von welchem ihr leset, desto angenehmer fühlet ihr euch angeregt. Da wollet ihr keine Natürlichkeit, da soll es recht arg und türkisch zugehen, und wie den spanischen Inquisitoren, so ist auch ein solches Autodafee ein Freudenfest. Je länger die Liebenden am langsamen Feuer des Kummers braten, je mehr man ihnen mit der Zange des Schicksals die Glieder verrenkt, desto rührender kömmt es euch vor, und doch habt ihr dabei immer noch den Trost in petto, daß der Autor, der diesen Jammer arrangiert, zugleich Chirurg ist und die verrenkten Glieder wieder einrichtet, zugleich Notar, um den Heiratskontrakt schnell zu fertigen, zugleich auch Pfarrer, um die guten Leutchen zusammenzugeben. Ihr habt recht, ihr guten Seelen! Ihr wollet nicht gerührt sein durch tiefere Empfindungen, man darf bei euch nicht jene Moll-Horde anschlagen, die durch die Seele zittern, wer wollte auch mit einer Holzharfe auf einer Kirchweih aufspielen! Da ist der schnarrende Contrebaß Meister, und je „gräßlicher“ es zugeht, desto rührender ist es.

Ich komme aber auf den vierten Punkt der Minilismantier, nämlich auf — das Reizende. Die drei andern Punkte waren das Schaßkleid, das ist aber die Kralle, an der ihr den Wolf erkennet, der im Kleide steckt, jenes war die Rutte, unter welcher er unschuldig wie der heilige Franziskus sich bei euch einführt, aber siehe da, das ist der Pferdefuß, und an seinen Spuren wirst du ihn erkennen. Und was ist dieses Reizende? Das ist die Sinnlichkeit, die er aufregt, das sind jene reizenden, verführerischen, lockenden Bilder, die eurem Auge angenehm erscheinen. Es freut mich, zu sehen, daß ihr da unten die Augen nicht aufschlagen könnet; es freut mich, zu sehen, daß hin und wieder auf mancher Wange die Röthe der Beschämung aufsteigt; es freut mich, daß Sie nicht zu lachen wagen, meine Herren, wenn ich diesen Punkt berühre. Ich sehe, ihr alle verstehet nur allzuwohl, was ich meine.

Ein Lessing, ein Klopstock, ein Schiller und Jean Paul, ein Kavalis¹, ein Herder waren doch wahrhaftig große Dichter, und habt ihr je gesehen, daß sie in diese schmutzigen Winkel der Sinnlichkeit herabsteigen mußten, um sich ein Publikum zu machen? Oder wie? Sollte es wirklich wahr sein, daß jene edleren Geister nur für wenige Menschen ihre hehren Worte aussprachen, daß die große Menge nur immer dem Marktchreier folgt, weil er köstliche Zoten spricht und sein Bajazzo possierliche Sprünge macht? Armseliges Männervolk, das du keinen höheren geistigen Genuß kennst, als die körperlichen Reize eines Weibes gedruckt zu lesen, zu lesen von einem Marmorbuxen, von hüpfenden Schneehügeln, von schönen Hüften, von weißen Knien, von wohlgeformten Waden und von dergleichen Schönheiten einer Venus Bulgivaga. Armeliges Geschlecht der Weiber, die ihr aus Claueren Bildung schöpfen wollet. Errödet ihr nicht vor Unmut, wenn ihr leset, daß man nur eurem Körper huldigt, daß man die Reize bewundert, die ihr in der raschen Bewegung eines Walzers entfaltet, daß der Wind, der mit euren Gewändern spielt, das lüsterne Auge eures Geliebten mehr entzückt als die heilige Flamme reiner Liebe, die in eurem Auge glüht, als die Götterfunken des Witzes, der Laune, welche die Liebe eurem Geiste entlockt? Verlorene Wesen, wenn es euch nicht kränkt, euer Geschlecht so tief, so unendlich tief erniedrigt zu sehen; gepuzte Puppen, die ihr euren jungfränklichen Sinn schon mit den Kinderschuhen zertreten habt, leset immer von anderen gepuzten Puppen, bepflanzt immer eure Phantasie mit jenen Vergißmeinnichtblümchen, die am Sumpfe wachsen, ihr verdienet keine andere als sinnliche Liebe, die mit den Flitterwochen dahin ist.

Siehe da die Anmut, die Natürlichkeit, das Rührende und den hohen Reiz der Mimilismenier. Lasset uns weiter die Fortschritte betrachten, die ihr Erfinder machte. Wie das Unkraut üppig sich ausbreitet, so ging es auch mit dieser Giftpflanze in der deutschen Litteratur. Die Mimili-Manier wurde zur Mimili-Manie, wurde zur Mode; was war natürlicher, als daß Claueren

¹ Dichtername des Romantikers Friedr. von Hardenberg (1772 - 1801).

eine Fabrik dieses köstlichen Zeugens auflegte, und zwar nach den vier Grundgesetzen, nach jenen vier Kardinaltugenden, die wir in seiner Mimili fanden. Bei jener Klasse von Menschen, für welche er schreibt, liegt gewöhnlich an der Feinheit des Stoffes wenig; wenn nur die Farben recht grell und schreiend sind. Möchte er nun selbst diese Bemerkung gemacht haben, oder konnte er vielleicht selbst keine feineren Fäden spinnen, keine zarteren Nuancen der Farben geben, sein Stoff ist gewöhnlich so unästhetisch und grob als möglich angelegt; ein sadengerades Heiratsgeschichtchen, so breit und lange als möglich ausgedehnt, von tieferer Charakterzeichnung ist natürlich keine Rede; Kommerzienräte, Husarenmajors, alte Tanten, Ladenjünglinge comme il faut &c. Die Dame des Stückes ist und bleibt immer dasselbe Holz- und Gliederpüppchen, die nach Verhältnissen kostümiert wird, heiße sie nun Mimili oder Bally, Magdalis oder Doralice, spreche sie schweizerisch oder hochdeutsch, habe sie Geld oder keines, es bleibt dieselbe. Ist nun die Historie nach diesem geringen Maßstabe angelegt, so kommen die Ingredienzien.

Bei den Ingredienzien wird, wie billig, zuerst Rücksicht genommen auf das Franenvolk, das die Geschichte lesen wird. Erstens, einige artige Kupfer mit schönen „Engelsköpfchen“, angethan nach der „allernagelfunkelneuesten“ Mode. Diese werden natürlich in der Fabrik immer zuvor entworfen, gemalt und gestochen und nachher der resp. Namen unten hingeschrieben. Sündigerweise benützt der gute Mann auch die Porträts schöner fürstlicher Damen, die er als Quasi-Mushängeschild vor den Titel pappt. So hat es uns in der Seele wehe gethan, daß die Großfürstin Helena von Rußland¹, eine durch hohe Geistesgaben, natürliche Anmut und Körper Schönheit ausgezeichnete Dame, bei dem Tornisterlieschen (im Bergißmeinnicht 1826) gleichsam zu Gebatter stehen mußte.

Zweitens, ein noch bei weitem lockenderes Ingredienz ist die Toilette, die er trotz den ersten Modehändlerinnen zu machen ver-

¹ Die Großfürstin Helene (Paulowna Charlotte Maria) von Rußland (1807—73) war eine Tochter des Herzogs Paul von Württemberg und seit 1824 mit dem Großfürsten Michael von Rußland vermählt.

steht. Wer wollte es Virgil übelnehmen, wenn er den Schild seines Helden beschreibt; wer lacht nicht gerne auf die kriegerischen Worte eines Tasso, wenn er die glänzenden Waffen seines Rinaldo oder Tancred singt. Es sind Männer, die von Männern, es sind edle Sänger, die von Helden singen. Überwiegt aber nicht der Ekel noch das Lächerliche, wenn man einen preußischen Geheimen Hofrat hört, wie er den Fuß einer Dame vom Kopf bis zu den Zehenspitzen beschreibt; es kommt freilich sehr viel darauf an, ob auf dem hohlen Schädel seiner Mimilis ein italienischer Strohhut oder eine Toque von Seide sitzt, ob die Federn, die solche schmücken, Marabu- oder Straußfedern oder gar Paradiesvögel sind; und dann die niedlichen „Säckelchen“ von Ohrgehörmeide, Halsbändern, Brasseletts zc., daß „einem das Herz puppert“, und dann die Brüßler Kanten um die wogende Schwannenbrust, und das gestickte Ballkleid, und die durchbrochenen Strümpfe, und die seidenen Pariser Ballschuhe, oder ein Negligee wie aus dem leichtesten Schnee gewoben, und dieses Überröckchen, und jenes Mäntelchen, und dieses Spizenhäubchen, aus dem sich die goldenen Ringellöckchen hervorstecken. O sancta simplicitas! Und ihr kneipt, um mich seiner Sprache zu bedienen, ihr kneipt die Knie nicht zusammen, meine Damen, und wollet euch nicht halb zu Tode lachen über den köstlichen Spaß, daß ein preußischer Geheimer Hofrat eurer Zoje ins Handwerk greift und euch vorrechnet, was man im Fußladen der Madame Fressini haben kann? Leider, ihr lachet nicht! Ihr leset den allerliebsten Modebericht mit großer Andacht, ihr sprecht, das ist doch einmal eine Lektüre von Geschmack; nichts Überirdisches, Romantisches, tout comme chez nous. bis außs Heude hat er uns beschrieben, der delizjöse Mann, der Claren!

Ein drittes Ingredienz für Mädchen sind die magnifiken Bälle, die er alljährlich gibt. Hu! wie da getanzt wird, daß das Herzchen „im Vierundsechzigstel-Takt pulsiert!“ Wie schön! Vornehme Damen, die bei Präsident's A., bei Geheimerats B., bei dem Bankier C. oder gar bei Hofe Zutritt haben, finden alles „haarklein“ beschrieben, von der Polonäse bis zum Kotillon. Arme Landfräulein, die nur in das nächste Städtchen auf den Kasino-

ball kommen können, lesen ihren Claren nach, ihre Phantasie trägt sie auf den herrlichen Ball bei Hof und „der Himmel hängt ihnen voll Geigen“. Putzjungfern, welche Ballkleider verfertigen, ohne sich selbst darin zeigen zu können, Kammermädchen, die ihre Dame zu dem Ball „aufgedonnert“ haben, nehmen beim Schein der Lampe ihren Claren zur Hand, treten unter dem Tische mit den tanzlustigen Füßen den Takt eines Schnellwalzers und träumen sich in die glänzenden Reihen eines Fastnachtballes! Treffliches Surrogat für tanzlustige Seelen, köstliche Stallfütterung für Schafe, die nicht auf der Weide hüpfen können!

Als ein viertes treffliches Hauptingredienz für liebevolle, weibliche Seelen ist das vollendete Bild eines Mannes, wie er sein soll, zu rechnen, das Claren zu geben versteht. In der Regel zeichnen sich diese Leute nicht sehr durch hohe Verstandesgaben aus, doch wir wollen diesen Fehler an Claren nicht rügen; wo nichts ist, sagt ein altes Sprüchwort, da hat der Kaiser das Recht verloren. Statt des Verstandes haben die Vergißmeinnicht-Männer herrliche Rabenlocken, einen etwas schwindjüchtigen Teint, der sie aber schmachtend und interessant macht, unter 5 Fuß 6 Zoll darf keiner messen; kräftige, männliche Formen, sprechende Augen, die Hände und Füße aber wie andere Menschen. Sie sind gerade so eingerichtet, daß man sich ohne weiteres auf den ersten Augenblick in sie verlieben muß. Dabei sind sie meistens arm, aber edel, stolz, großmütig und heiraten gewöhnlich im fünften Akt. Auf welche edle weibliche Seele sollte ein solcher Held neuerer Zeit nicht den wohlthwendigsten Eindruck machen, wenn sie von ihm liebt? Sie schnitzelt das Bild des Obergesellen oder Jagdschreibers oder Apothekergehilfen, das sie im Herzen trägt, so lange zu-recht, bis er ohngefähr gerade so aussieht wie der Aller schönste im allerneuesten Jahrgang des allerliebsten Vergißmeinnicht.

Fünftens: Von schimmernden Lüsters, von deckenhohen Trümeaus, von herrlichen Sofas, von seengleicher Einrichtung, von Sepiamalerei und dergleichen wäre hier noch viel zu reden, wenn es die Mühe lohnte.

Gehen wir, andächtige Versammlung, über zu den Ingredienzien und Thaten für Männer, so können wir hier leicht

zwei Klassen machen: 1) Zuthaten, die das Auge reizen, 2) Zuthaten, die den Gaumen figeln.

Unter Nummer 1) ist vor allem zu rechnen die Art, wie Claren seine Mädchen beschreibt. Um zuerst von ihrem geistigen Wert zu sprechen, so gilt hier dasselbe, was von den Männern gesagt wurde, eine tiefe, edle, jungfräuliche Seele weiß kein Claren zu schildern, und wenn er es wüßte, so hat er ganz recht, daß er nie eine Thekla¹, eine Klotilde² oder ein Wesen, das etwa ein Titan³ oder Horion⁴ lieben könnte, unter seiner Affenfamilie mittanzeln läßt. Was das Äußere betrifft, so macht er es wie jener griechische Künstler, der aus sieben schönen Mädchen sich eine Venus bilden wollte. Aber er vergißt den hohen Sinn, der in der Sage von dem Künstler liegt. Sechs zogen vorüber und zeigten dem entzückten Auge stolz die entseesselten Reize ihrer Jugend. Die siebente, als die Gewänder fallen sollten, errötete und verhüllte sich, und der Künstler ließ jene sechs vorübergehen und bildete nach diesem Vorbild jungfräulicher Hoheit seine Göttin. Nicht also Claren; die sechs hat er wohl aufgenommen, der siebenten, als sie verschämt, verhüllt, errötend nahte, hat er die Thüre verschlossen.

Und jetzt, meine Herren, jeket euch her, macht es euch bequem, der große Meister gibt ja das Panorama aller weiblichen Reize. Siehe die entseesselten Locken, die auf den Mabafter der Schultern niederfallen, siehe — doch wie? Soll ich alle jene erhabenen, ausgesetzten Epitheta wiedergeben, die sich mit Schnee, mit Eisenbein, mit Rosen gatten? Ich bin ein Mann und erröte, erröte darüber, daß ein Mann aus der sogenannten guten Gesellschaft die sittenlose Frechheit hat, alljährlich ein ausführliches Verzeichniß von den Reizen drucken zu lassen, die er bei seinem Weibe fand!

Als Tasso jene Strophen dichtete, worin die Gesandten Gottfrieds am Palast der neuen Circe die Nymphen im See sich ba-

¹ Vgl. Schillers „Wallenstein“.

² Vgl. Jean Pauls „Hesperus“.

³ Vgl. Jean Pauls „Titan“.

⁴ Vgl. Jean Pauls „Hesperus“.

den sehen¹, glaubet ihr, seine reiche, glühende Phantasie hätte ihm nicht noch lockendere Bilder, reizendere Wendungen einhauchen können als einem Claren? Doch, er dachte an sich, er dachte an die hohe, reine Jungfrau, für die er seine Gefänge dichtete, er dachte an seinen unbefleckten Ruhm bei Mit- und Nachwelt, und siehe, die reichen Locken fallen herab und strömen um die Nymphen und rollen in das Wasser, und der See verhüllt ihre Glieder. Aber, si parva licet componere magnis², was soll man zu jener skandalösen Geschichte sagen, die H. Claren in einem früheren Jahrgang des *Freimütigen*³, eines Blattes, das in so manchem häuslichen Zirkel einheimisch ist, erzählt?

Rechne man es nicht uns zur Schuld, wenn wir Schändlichkeiten aufdecken, die jahrelang gedruckt zu lesen sind. Eine junge Dame kommt eines Tages auf Clarens Zimmer. Sie klagt ihm nach einigen Vorreden, daß sie zwar seit 14 Tagen verheiratet und glücklich verheiratet, aber durch einen kleinen Ehebruch von einer Krankheit angesteckt worden sei, die ihr Mann nicht ahnen dürfe. H. Claren erzählt uns, daß er der engel-schönen Dame gesagt, sie sei nicht zu heilen, wenn sie ihm nicht den Grad der Krankheit et cetera zeige. Die Dame entschließt sich zu der Prozedur. Ich dünkte, das Bisherige ist so ziemlich der höchste Grad der Schändlichkeit, zum mindesten ein hoher Grad von Frechheit, dergleichen in einem belletristischen Blatt zur Sprache zu bringen. Eine Dame, glücklich verheiratet, seit 14 Tagen ein glückliches Weib und Ehebrecherin! Aber nein! Der Faun hat hieran nicht genug; er ladet uns zu der Prozedur selbst ein; er rückt den Sessel ans Fenster, er setzt die Dame in Positur, er beschreibt uns von der Zehenspitze aufwärts seine Beobachtungen!!!

Ich wiederhole es, man kann von einem solchen Frevel nur zu sprechen wagen, wenn er offenkundig geworden ist, wenn man die Absicht hat, ihn zu rügen. Warum in einem öffentlichen Blatte etwas erzählen, was man in guter Gesellschaft nicht

¹ Vgl. Tassos „Befreites Jerusalem“, 15. Gesang, Strophe 58 ff.

² Latein., d. h.: „Wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf“.

³ „Der Freimütige oder Unterhaltungsblatt für gebildete Leser“, herausgegeben von W. g. Ruhn (1784–1829).

erwähnen darf? Aber das ist H. Claren, der geliebte, verehrte, geachtete Schriftsteller, der Mann des Volkes. Schande genug für ein Publikum, das sich Schändlichkeiten dieser Art ungestraft erzählen läßt!

In die eben erwähnte Kategorie von berechnetem Augenreiz für Männer gehören auch die Situationen, in welchen wir oft die Heldinnen finden. Bald wird uns ausführlich beschrieben, wie Magdalis aussah, als sie zu Bette gebracht wurde, bald wei-det man sich mit Herrn Stern an Doralicens Angst, zu zwei schlafen zu müssen, bald hört man Bally im Bade plätschern und möchte ihrer naiven Einladung dahin folgen, bald sieht man ein Kammermädchen im Hemde, das sichernd um Pardon bittet, der glühenden, durch alle Nerven zitternden Küsse, der Blicke beim Tanze abwärts auf die Wellenlinien der Tänzerinnen und dergleichen nicht zu gedenken; Honigworte für Leute, die nichts Höheres kennen als Sinnlichkeit, köstlich kandierte Zoten für einen verwöhnten Gaumen, treffliches Hausmittel für junge Wüstlinge und alte Gecken, die mit ihrer moralischen und physischen Kraft zu Rande sind, um dem Restchen Leben durch diese Reizmittel aufzuhelfen!!

Ein zweites Reizmittel für Männer sind jene Thaten, die den Gaumen kitzeln. „Heda, Kellner, hieher sechs Flaschen des brüffelnden Schaumweins; ha, wie der Kork knallend an die Decke fährt! Eingesehnt, läßt ihn nicht verrauchen; jetzt für jeden zwei, drei Duzend Austeru draufgesetzt.“ Ist diese Sprache nicht herrlich? Wird man nicht an Homer erinnert, der immer so redlich angibt, was seine Helden verspeisten; freilich gab er ihnen nur gewöhnliches „Schweinsfleisch“, und die Weinsorten rühmt er auch nicht besonders; aber ein Claren ist denn doch auch etwas anderes als Homer; wer wollte es übelnehmen, wenn er die Körte fliegen läßt und Austeru schmanst, 500 Stück zum ersten Anfang?

Ich kannte einen jener bedauerungswürdigen Menschen, die man in glänzendem Gewand, mit zufriedener Miene auf den Promenaden umher schlendern sieht. Ihr haltet sie für das glücklichste Geschlecht der Menschen, diese Pflastertreter; sie haben nichts zu thun und vollauf zu leben. Ihr täuschet euch; oft hat

ein solcher Herr nicht so viel kleine Münze, um eine einfache Mittagskost zu bezahlen, und was er an großem Gelde bei sich trägt, kann man nicht wohl wechseln. Einen solchen nun fragte ich eines Tages: „Freund, wo speißet Ihr zu Mittag? Ich sehe Euch immer nach der Tafelzeit mit zufriedener Miene die Straße herabkommen, mit der Zunge schmalzend oder in den Zähnen stochernd, bei welchem berühmten Restaurant speißet Ihr?“

„Bei Claren“, gab er mir zur Antwort.

„Bei Claren?“ rief ich verwundert, „erinnere ich mich doch nicht, einen Straßenwirt oder Garloch dieses Namens in hiesiger Stadt gesehen zu haben.“

„Da habt Ihr recht“, entgegnete er, „es ist aber auch kein hiesiger, sondern der Berliner, H. Claren —“

„Wie, und dieser schickt Euch kalte Küche bis hierher?“

„Kalte und warme Küche nebst ehlichem Getränke. Doch ich will Euch das Rätsel lösen“, fuhr er fort, „ich bin arm, und was ich habe, nimmt jährlich gerade der Schneidertonto und die Rechnung für Zuckerwasser im Kaffeehause weg; nun bin ich aber gewöhnt, gute Tafel zu halten, was fange ich in diesen Zeiten an, wo niemand borgt und vorstreckt? Ich kaufe mir alle Jahre von ersparten Groschen das herrliche Vergißmeinnicht von H. Claren, und ich versichere Euch, das ist mir Speisekammer, Keller, Fischmarkt, Konditorei, Weinhandlung, alles in allem. Ihr müßt wissen, daß in solchem Büchlein auf zwanzig Seiten immer eine oder zwei, wie ich sie nenne, Tafelseiten kommen. Ich sehe mich mittags mit einem Stück Brot, zu welchem an Festtagen Butter kommt, nebst einem Glase Wasser oder dünnem Biere an den Tisch, speise vornehm und langsam, und während ich kaue, lese ich im „Vergißmeinnicht“ oder in „Scherz und Ernst“¹. Seine Tafelseiten werden mir nun zu delikaten Suppentafeln, denn mein Teller ist nicht mehr mit schlechtem Brot besetzt, meine Zähne malmen nicht mehr dieses magere Gebäck, nein, ich esse mit Claren, und der Mann versteht, was gute Küche ist. Was da an Tisänen, Gänseleberpasteten, Trüffeln, an seltenen Fischen, an —

¹ Titel einer in vier Serien erschienenen Sammlung der meisten Erzählungen Clarens.

„Genug“, fiel ich ihm ein, „und Eure Phantasia läßt Euch satt werden; aber könntet Ihr hiezu nicht das nächste beste Kochbuch nehmen? Ihr hättet zum mindesten mehr Abwechslung.“

„Ei, da ist noch ein großer Unterschied! Sehet, das verstehet Ihr nicht recht; in den Kochbüchern wird nur beschrieben, wie etwas gekocht wird, aber ganz anders im Vergißmeinnicht; da kann man lesen, wie es schmeckt, Claren ist nicht nur Mundkoch und Vorschneider, sondern er kaut auch jede Schüssel vor und erzählt, so schmeckte es; und wie natürlich ist es, wenn er oft beschreibt, wie diesem die Sauce über den Bart herab geträufelt sei, oder wie jener vor Vergnügen über die Trüffelpastete die Augen geschlossen. Überdies hat man dabei den herrlichsten Flaschenkeller gleich bei der Hand, und wenn ich das Glas mit Dünnbier zum Munde führe, schiebt er mir immer im Geiste Trimadera, Bordeang oder Champagner unter.“

So sprach der junge Mann und ging weiter, um auf sein großes Clarenisches Traktament, der Verdauung wegen, zu promenieren.

„Was ist Rumford¹ gegen einen solchen Mann“, sprach ich zu mir; „jener bereitet aus alten Knochen kräftige Suppen für Arme und Kranke; ist aber hier nicht mehr als Rumford und andere? Speißt und trinkt er nicht durch eine einzige Auflage des Vergißmeinnicht fünftausend Mann? Wenn nur die Phantasia des gemeinen Mannes etwas höher ginge, wie wohlfeil könnte man Spitäler, ja sogar Armeen verproviantieren? Der Spitalvater oder der resp. Lieutenant nähme das Vergißmeinnicht zur Hand, ließe seine Kompanie Hungernder antreten, ließe sie trockenes Kommißbrot speisen und würde ihnen einige Tafelseiten aus Claren vorlesen.“

Doch von solchen Thorheiten sollte man nicht im Scherz sprechen, sie verdienen es nicht, denn wahrer bitterer Ernst ist es, daß solche Niederträchtigkeit, solche Wirtshauspoesie, solche Dich-

¹ Benj. Thomson Graf von Rumford (1753—1814), bekannter Physiker, 1783—99 in München thätig, durch viele gemeinnützige Einrichtungen um das Wohl der Armen verdient. Nach ihm benannt die hier erwähnte Rumfordische Suppe, aus Knochen, Blut und andern billigen Stoffen hergestellt.

tnugen à la carte, wenn sie ungerügt jede Messe wiederkehren dürfen, wenn man den gebildeten Pöbel in seinem Wahn läßt, als wäre dies das Manna, so in der Wüste vom Himmel fällt, die Würde unserer Litteratur vor uns selbst und dem Auslande, vor Mit- und Nachwelt schänden!

Doch ich komme, meine verehrten Zuhörer, noch auf einen andern Punkt, den man weniger Ingredienz oder Zuthat, sondern Sauce piquante nennen könnte: das ist die Sprache. Man wirft nicht mit Unrecht den Schwaben und Schweizern vor, daß sie nicht sprechen, wie sie schreiben, aber wahrhaftig, es gereicht H. Claren zu noch größerem Vorwurf, daß er so gemein schreibt, wie er gemein und unedel zu sprechen und zu denken scheint. Man hat in neuerer Zeit manches verschrobene und verschränkte Deutsch lesen müssen, waren es Wendungen aus dem 15. Jahrhundert, waren es Sätze aus einer spanischen Novelle, es wollte sich in unserer reichen, herrlichen Sprache nicht recht schicken. Ohrzerreißend waren auch die Kompositionen, die Voß nach Analogie Homers vornahm; aber man kann Männer dieser Art höchstens wegen ihres schlechten Geschmacks bedauern, anklagen niemals; denn es lag dennoch ein schöner Zweck ihrem wunderlichen Handhaben der Sprache zu Grunde. Was soll man aber von der geffizientlichen Gemeinheit sagen, womit der Erfinder der Mimilis = Manier seine Produkte einkleidet? König Salomo, wenn er noch lebte, würde diesen Menschen mit einem Freudenmädchen vergleichen. Sie geht einher im Halbdunkel, angethan mit köstlichen Kleidern, mit allerlei Flimmer und Federputz auf dem Haupte. Du redest sie an mit Ehrfurcht, denn du verehrst in ihr eine wohlherzogene Frau aus gutem Hause, aber sie antwortet dir mit wieherndem Gelächter, sie gesteht, sie müsse lachen, daß „sie der Voß stößt“; sie spricht in Worten, wie man sie nur in Schenken und auf Blauen Montags = Tänzen hören konnte, sie enthüllt sich, ohne zu erröten, vor deinen Augen und spricht Zoten und Zötchen dazu. Wehe deinem Geschmack, wehe dir selbst und deinem sittlichen Wert, wenn dir nicht klar wird, daß die, welche du für eine anständige Frau gehalten, eine feile Dirne ist, bestimmt zum niedrigsten Vergnügen einer verworfenen Klasse.

Wozu ein langes Verzeichniß dieser Sprachjünden hieher setzen, da ja das Buch, über welches wir sprechen, „Der Mann im Monde“, ein lebendiges Verzeichniß, ein vollständiger Katalog seiner Worte, Wendungen, Farben und Bilder ist? Es ist die Sance, womit er seine widerlichen Frikasséen anseuchtet, und je mehr er ihr jenen echten Wildbretgeschmack zu geben weiß, der schon auf einer Art von Fäulniß und Moder beruht, desto mehr sagt sie dem verwöhnten Gaumen seines Publikums zu.

Noch ist endlich ein Zuthätchen und Ingredienzchen anzuführen, das er aber selten anwendet, vielleicht weil er weiß, wie lächerlich er sich dabei ausnimmt; ich meine jene rührenden, erbaulichen Redensarten, die als auf ein frommes Gemüt, auf christlichen Trost und Hoffnung gebaut erscheinen sollen. Als uns der Fastnachtsball und das erbauliche Ende der Dame Magdalis unter die Augen kam, da gedachten wir jenes Sprichworts: „Junge S...n, alte Bettschwestern“; wir glaubten, der gute Mann habe sich in der braunen Stube selbst bekehrt, sehe seine Sünden mit Zerknirschung ein und werde mit Pater Willibald selig entschlafen. Das Tornisterlieschen, Bielliebchen und dergleichen überzeugten uns freilich eines andern, und wir sahen, daß er nur per anachronismum den Michermittwoch vor der Fastnacht gefeiert hatte. Wie aber im Munde des Unheiligen selbst das Gebet zur Sünde wird, so geht es auch hier: er schändet die Religion nicht weniger, als er sonst die Sittlichkeit schändet, und diese heiligen, rührenden Szenen sind nichts anders als ein wohlüberlegter Kunstgriff, durch Nührung zu wirken, etwa wie jene Bettelweiber in den Straßen von London, die alle Vierteljahre kleine Kinder kaufen oder stehlen und mit den unglücklichen Zwillingen seit zehn Jahren weinend an der Ecke sitzen.

Zum Schlusse dieses Abschnittes will ich euch noch eine kleine Geschichte erzählen. Es kam einst ein fremder Mensch in eine Stadt, der sich Zutritt in die gute Gesellschaft zu verschaffen wußte. Dieser Mensch betrug sich von Anfang etwas linksich, doch so, daß man manche seiner Manieren übersehen und zurechtlegen konnte. Er hielt sich gewöhnlich zu den Frauen und Mädchen, weil ihm das Gespräch der Männer zu ernst war, und jene lausch-

ten gerne auf seine Rede, weil er ihnen Angenehmes sagte. Nach und nach aber fand es sich, daß dieser Mensch seiner gemeineren Natur in dieser Gesellschaft wohl nur Zwang angethan hatte; er sprach freier, er schwahte den Ohren unschuldiger Mädchen Dinge vor, worüber selbst die älteren hätten erröthen müssen. Wie es aber zu gehen pflegt: das Lüsterne reizt bei weitem mehr als das Ernste, Sittliche; zwar mit niedergeschlagenen Augen, aber offenem Ohr lauschten sie auf seine Rede, und selbst manche Zote, die für eine Bierchenke derb genug gewesen wäre, bewahrten sie in seinem Herzen. Der fremde Mann wurde der Liebling dieses Zirkels. Es fiel aber den Männern nach und nach auf, daß ihre Frauen über manche Verhältnisse freier dachten als zuvor, daß selbst ihre Mädchen über Dinge sprachen, die sonst einem unbescholteneu Kind von 15—16 Jahren fremd sein müssen.

Sie staunten, sie forschten nach dem Ursprung dieser schlechten Sitten, und siehe, die Frauen gestanden ihnen unumwunden: „Es ist der liebenswürdige, angenehme Herr, der uns dieses gesagt hat.“ Viele der Männer versuchten es mit Ernst und Warnung, ihn zum Schweigen zu bringen; umsonst, er schüttelte die Pfeile ab und plauderte fort. Die Männer wußten nicht, was sie thun sollten, denn es ist ja gegen die Sitte der guten Gesellschaft, selbst einen verworfenen Menschen die Treppe hinabzuwerfen. Da versuchte einer einen andern Weg. Er setzte sich unter die Frauen und lauschte mit ihnen auf die Rede des Mannes und merkte sich alle seine Worte, Wendungen, selbst seine Stimme. Und eines Abends kam er, angethan wie jener Verderber, setzte sich an seine Seite, ließ ihn nicht zum Worte kommen, sondern erzählte den Frauen nach derselben Manier, mit nachgeahmter Stimme, wie es jener Mann zu thun pflegte. Da fanden die Vernünftigeren wenigstens, wie lächerlich und unsittlich dies alles sei. Sie schämten sich, und als jener Mensch dennoch in seinem alten Ton fortfahren wollte, wandten sie sich von ihm ab, er aber stand beinahe allein und zog beschämt von dannen.

„Wo Ernst nicht hilft, da nimm den Spott zur Hülfe“, dachte jener, und wohl ihm, wenn es ihm gelang, den Wolf im Schaafsfleide zu verjagen.

Meine Freunde! Dasselbe, was in dieser Geschichte erzählt ist, daselbe wollte auch der Mann im Monde, und das war ja unsere erste Frage: er wollte den Erfinder der Mimili-Manier zu Ruh und Frommen der Litteratur und des Publikums, zur Ehre der Vernunft und Sitte lächerlich machen.

Wie er diesen Zweck verfolgte, ob es ihm gelingen konnte, ist der Gegenstand der folgenden Fragen.

II.

Haben wir bisher nachgewiesen und darüber gesprochen, welchen Zweck der Mann im Monde zu verfolgen hatte, indem wir den Gegenstand, gegen welchen er gerichtet war, nach allen Seiten auseinandersetzen, so kommt es uns zu, andächtig miteinander zu betrachten, wie er diesen Zweck verfolgte.

Es gibt verschiedene Wege, wie schon in der Parabel vom angenehmen Mann angedeutet ist, verschiedene Wege, um ein Laster, eine böse Gewohnheit oder unsittliche Ansichten aus der sittlichen Gesellschaft zu verbannen. Das Erste und Natürlichste bleibt immer, einen solchen Gegenstand mit Ernst, mit Gründen anzugreifen, seine Anhänger von ihrem Irrtum zu überführen, seine Blöße offen vor das Auge zu bringen. Diesen Weg hat man auch mit dem Clarenschen Anflug zu wiederholten Malen eingeschlagen. Ihr alle, meine Zuhörer, kennet hinlänglich jene öffentlichen Gerichte der Litteratur, wo die Richter zwar, wie bei der heiligen Feme, verhüllt und ohne Namen zu Gericht sitzen, aber unverhüllt und unumwunden Recht sprechen; ich meine die Journale, die sich mit der Litteratur beschäftigen. Wie es in aller Welt bestechliche Richter gibt, so auch hier. Es gab einige, freilich an Obskurantismus laborierende Blätter, welche jedes Jahr eine Fanfare bliesen zu gunsten und Ehren Clarens und seines Neugeborenen. Dem Vater wie dem Kindlein wurde gebührendes Lob gespendet und das Publikum eingeladen, einige Thaler als Patengeschenk zu spendieren. Doch zur Ehre der deutschen Litteratur sei es gesagt, es waren und sind dies nur einige Winkelblätter, die nur mit Modeartikeln zu thun haben.

Bessere Blätter, bessere Männer als jene, die um Geld lobten,

scheuten sich nicht, so oft Clarens Muse in die Wochen kam, das Produkt nach allen Seiten zu untersuchen und der Welt zu sagen, was davon zu halten sei. Sie steigerten ihre Stimme, sie erhöhten ihren Tadel, je mehr die Lust an jenen Produkten unter euch überhandnahm; sie bewiesen mit triftigen Gründen, wie schändlich eine solche Lektüre, wie entwürdigend ein solcher Geschmack sei, wie entnervend er schon zu wirken anfange. Manch herrliches Wort wurde da über die Würde der Litteratur, über wahren Adel der Poesie und über euch gesprochen, die ihr nicht erröthet, ihm zu huldigen, die ihr so verstockt seid, das Häßliche schön, das Unsaubere rein, das Kleinliche erhaben, das Lächerliche rührend zu finden. Woran lag es aber, daß jene Worte wie in den Wind gesprochen scheinen, daß, so oft sich auch Männer von wahren Wert dagegen erklärten, die Menge immer mehr Partei dafür nahm? Man müßte glauben, der Herr habe ihre Herzen verstockt, wenn sich nicht noch ein anderer Grund fände.

Jene Institute für Litteratur, die kein Volk der Erde so allgemein, so gründlich aufzuweisen hat wie wir, jene Journale, wo auch das Kleinste zur Sprache kommt und nach Gesetzen beurteilt wird, die sich auf Vernunft und wahren Wert der Kunst und Wissenschaft gründen, sie sind leider nur für wenige geschrieben. Wer liest sie? Der Gelehrte, der Bürger von wahrer Bildung, hin und wieder eine Frau, die sich über das Gebiet der Leihbibliothek erhoben hat. Ob aber Claren für die sie schreibt? Ob seine Manier diejen schädlich wird? Ob sie ihn nur lesen? Und wenn sie ihn lesen, wird ihnen die Stufe von Bildung, auf welcher sie stehen, nicht von selbst den Takt verleihen, um das Berwerfliche einzusehen? Und wenn unter hundert Menschen, welche lesen, sogar zehn wären, die sich aus jenen Instituten unterrichten, verhallt nicht eine solche Stimme bei neunzig andern?

So kam es, daß Claren zu wiederholten Malen angegriffen, getadelt, gescholten, verhöhnt, bis in den Staub erniedrigt wurde; er — schüttelte den Staub ab, antwortete nicht, ging singend und wohlgenut seine Straße. Wußte er doch, daß ihm ein großes, ansehnliches Publikum geblieben, zu dessen Ohren jene Stimmen nie drangen, wußte er doch, daß, wenn ihn der ernste Vater mit

Verachtung vor die Thüre geworfen wie einen räudigen Hund, der seine Schwelle nicht verunreinigen soll, das Töchterlein oder die Hausfrau eine Hinterthüre willig öffnen werde, um auf die Honigworte des angenehmen Mannes zu lauschen, der Ernst und Scherz so lieblich zu verbinden weiß, und ihm von den ersparten Milchpfennigen ein Sträußchen Bergißmeinnicht abzukaufen.

Man könnte sich dies gefallen lassen, wenn es sich um eine gewöhnliche Erscheinung der Litteratur handelte, die in Blättern öffentlich getadelt wird, weil sie von den gewöhnlichen Formen abweicht oder unreif ist oder nach Form und Inhalt den ästhetischen Gesetzen nicht entspricht. Hier kann höchstens die Zeit, die man der Lectüre einer Gespenstergeschichte oder eines ehrlichen Ritterromans widmete, übel angewendet scheinen, oder der Geschmack kann darunter leiden. Solange für die jugendliche Phantasie, für Sittlichkeit keine Gefahr sich zeigt, mögen immer die Richter der Litteratur den Verfasser zurechtweisen, wie er es verdient; das allgemeine Publikum wird freilich wenig Notiz davon nehmen. Wenn aber nachgewiesen werden kann, daß eine Art von Lectüre die größtmögliche Verbreitung gewinnt, wenn sie diese gewinnt durch Unsitlichkeit, durch Lüsterheit, die das Auge reizt und dem Ohr schmeichelt, durch Gemeinheit und unreines Wesen, so ist sie ein Gift, das um so gefährlicher wirkt, als es nicht schnell und offen zu wirken pflegt, sondern allmählich die Phantasie erhitzt, die Kraft der Seele entnervt, den Glauben an das wahrhaft Schöne und Edle, Keine und Erhabene schwächt und ein Verderben bereitet, das bedauerungswürdiger ist als eine körperliche Seuche, welche die Blüte der Länder wegrafft.

Ich habe euch vorhin ein Bild entworfen von dem Wesen und der Tendenz dieses Claren; nach allen Theilen habe ich ihn enthüllt, und wer unter euch kann leugnen, daß er ein solches Gift verbreite? Wer es kann, der trete auf und beschuldige mich einer Lüge! Männer meines Volkes, die ihr den wahren Wert einer schönen, kräftigen Nation nicht verkennet, Männer, die ihr die Phantasie eurer Jünglinge mit erhabenen Bildern schmücken wollt, Männer, die ihr den keuschen Sinn einer Jungfrau für ein hohes Gut erachtet, ihr, ich weiß es, fühlet mit mir. Aber

ihr müßt auch gefühlt, gesehen haben, daß jene öffentlichen Stimmen, die den Marktschreier rügten, der den Verblendeten Gift verkauft, nicht fest in eure Häuser gedrungen sind. Ich habe gefühlt wie ihr, und der Ausspruch jenes alten Arztes fiel mir bei: „Gegen Gift hilft nur wieder Gift.“ Ich dachte nach über Ursache und Wirkung jener Mimili-Manier, ich betrachtete genau die Symptome, die sie hervorbrachte, und ich erfand ein Mittel, worauf ich Hoffnung setzte. „Aus denselben Stoffen“, sprach ich zu mir, „mußt du einen Teig kneten, mußt ihn würzen mit derselben Würze, nur reichlicher überall, nur noch pikanter; an diesem Backwerk sollen sie mir faulen, und wenn es ihnen auch dann nicht widersteht, wenn es ihnen auch dann nicht wehe macht, wenn sie an dieser ‚Trüffelpastete‘, an diesem ‚Austernschmaus‘ keinen Ekel fassen, so sind sie nicht mehr zu kurieren, oder — es war nichts an ihnen verloren.“

Zu diesem Zweck schenkte ich nicht die Mühe, die reiche Bibliothek von „Scherz und Ernst“, die üppig wuchernde Sumpfpflanze „Bergißmeinnicht“ nach allen ihren Teilen zu studieren. Je weiter ich las, desto mehr wuchs mein Grimm über diese nichtige Erbärmlichkeit. Es war eine schreckliche Arbeit; alle seine Kunstworte (termini technici), alle seine Wendungen, alle seine Schnörkel und Arabesken, jene Kostüms, worein er seine Püppchen hüllt, alle Nuancen der Sinnlichkeit und Lüsterheit, jenen feinen, durchsichtigen Schleier, womit er dem Auge mehr zeigt als verhüllt, alle Schattierungen seines Stils, jenes kokettierende Abbrechen, jenes Hindeuten auf Gegenstände, die man verschweigen will, dies alles und so vieles andere mußte ich suchen, mir zu eigen zu machen. Ich mußte einknehen auf seinen Ballen, bei seinen Schmäusen, ich mußte einknehen in seiner Gar Küche und die rauchenden Pasteten, den dampfenden Braten, den schmorenden Fisch beriechen, alle Sorten seiner Weine mußte ich kosten, mußte den Kork zur Decke springen lassen, mußte die „brüselnden Bläschen im Lilien-Kelchglas auf und nieder tanzen“ sehen — und dann erst konnte ich sagen, ich habe den Claren studiert.

Dann erfand ich eine Art von Novelle, in der Manier, wie Claren sie gewöhnlich gibt, etwas mager, nicht sehr gehaltvoll,

und dennoch zu zwei Teilen lang genug. Notwendiges Requisite war nach den oben angedeuteten Gesetzen: 1) Ein junger, schwächlicher, etwas bleicher, rabengelocter Mann, unglücklich, aber steinreich. 2) Die Heldin des Stücks, ein tanzendes, plauderndes, naives, schönes, lusternes, mitleidiges „Dingelchen“, dem das Herzchen alsbald vor Liebe „puppert“, dem die Liebe alles Blut aus dem Herzen in die Wangen „pumpt“. (Welch gemeines Bild, von einem Weinfäß entlehnt, eines Küfers würdig!) 3) Ein Spiritus familiaris, wie wir ihn beinahe in allen Clarenschen Geschichten treffen, ein altes, freundliches „Kerlchen“, das den Liebenden mit Rat und That beisteht. 4) Ein neutraler Vater, der zum wenigsten Präsident sein muß. 5) Ein paar Furien von Weibern, die das böse, eingreifende Schicksal vorstellen. 6) Einige Husarenlieutenants und Dragoneroffiziere, nach seinen Modellen abkonterfeit. 7) Ein alter Dufel, der mit Geld alles ausgleicht. 8) Bediente, Wirte et cetera. So waren die Personen arrangiert, das Stück zu Faden geschlagen, und jetzt mußte gewoben werden. Hier mußte nun hauptsächlich Rücksicht darauf genommen werden, daß man sein Dessein immer im Auge behielt, daß man immer daran dachte, wie würde er, der große Meister, dies weben? Das Gewebe mußte locker und leicht sein, keiner der Charaktere zu sehr herausgehoben und schattiert. Es wäre z. B. ein Leichtes gewesen, aus Ida eine ganz honette, würdige Figur zu machen; der Charakter des Hofrat Berner hätte mit wenigen Strichen mehr hervorgehoben werden können; man hätte aus der ganzen Novelle ein mehr gerundetes, würdiges Ganze machen können; aber dann — war der Zweck verfehlt. So flach als möglich mußten die verschiedenen Charaktere auf der Leinwand stehen, steif in ihren Bewegungen, übertrieben in ihrem Herzeleid, grell in ihren Leidenschaften, sinnlich, sinnlich in der Liebe. Jene Novelle an sich hat keinen Wert, und dennoch hat es mich oft in der Seele geschnitten, wenn ich eines oder das andere der gesammelten „Zuthätchen“ einstreuen, wenn ich von feinem Marmorbusen, stolzer Schwanenbrust, jungfräulichen Schneehügeln, Mabasterformen et cetera sprechen mußte, wenn ich nach seinem Vorgange von schönen „Wäd—“, von süßen „Kü—“ (was nicht Küche bedeutet),

von wollüstigen Träumen schreiben sollte; wenn die Liebesglut zur Sprache kam, die dem „jungfräulichen Kind“ wie glühendes Eisen durch alle Adern rinnt, daß sie alle andere Tücher wegwirft und die leichte Bettdecke herabschieben muß! Ich habe gelacht, wenn ich nach Anleitung seines Gradus ad parnassum¹ als Beiwort zu den Haaren „Kohltrabenschwarz“ oder „Flachsperücke“ setzen mußte, wenn man statt der Augen „Feuerräder“ oder „Liebessterne“ hat, Korallenlippen, „Perlenchnüre“ statt der Zähne, Schwanenhälse samt dito Brust, Knie, die man zusammen „kneipt“, weil man vor Lachen „bersten“ möchte; Wäd— und Füßchen zum Kü— und dergleichen lächerlich gemeine Worte. Nachdem gehörig getollt, gejodelt, getanzt, geweint, abgehärmt war, nachdem, wie natürlich, das Laster besiegt und die Tugend in einem herrlichen Schleppkleide mit Brüsseler Kantten, Blumen im Haar auf die Bühne geführt war, wurden als Morgengabe mehrere Millionen Thaler, einige Schlösser, Parks, Gründe et cetera aufnotiert und Hochzeit gehalten. Da gab es nun ein „erschreckliches Hallo, daß man nicht wußte, wo einem der Kopf stand“, es wurde trefflich gespeißt und getrunken und das selige Liebespaar beinahe bis in die Brautkammer befördert.

Das ist der Ur- und Grundstoff, wie zu jedem Clarenschen Roman, so auch zum Mann im Monde; auf diese Art suchte er seinen Zweck zu erreichen, durch Überfüllung Gtel an dieser Manier hervorzubringen, die Satire sollte ihm Gang und Stimme nachahmen, um ihn vor seinen andächtigen Zuhörern lächerlich zu machen. Mit Vergnügen haben wir da und dort bemerkt, daß „Der Mann im Monde“ diesen Zweck erreichte. Jeder vernünftige, unparteiische Leser erkannte sein Absicht und, Gott sei es gedankt, es gab noch Männer, es gab noch edle Frauen, die diese öffentliche Klüge der Mimili-Manier gerecht und in der Ordnung fanden.

Öffentliche Blätter, deren ernster, würdiger Charakter seit einer Reihe von Jahren sich gleich blieb, haben sich darüber ausgesprochen, haben gefunden, daß es an der Zeit sei, dieses geschmacklose, unsittliche, verderbliche Wesen an den Pranger zu

¹ Bezeichnung für die Wörterbücher zum Gebrauch beim Versmachen

ſtellen. Tadel mich keiner, ehrwürdige Verſammlung, daß ich, ein junger Mann, ohne Verdienſte, ohne Ansprüche auf Sitz und Stimme in der Litteratur, es wagte, den Hochberühmten anzugreifen. Steht doch jedem Leſer das Recht zu, ſeine Meinung über das Geleſene, auf welche Art es ſei, öffentlich zu machen, ſteht doch jedem Mann in der bürgerlichen Geſellſchaft das Recht zu, über Erſcheinungen, die auf die Bildung ſeiner Zeitgenoſſen von einigem Einfluß ſind, zu ſprechen.

Ich bin weit entfernt, mich mit dem großen jüdiſchen König und Harfeniſten David vergleichen zu wollen, aber hat nicht der Sohn Iſais, obgleich er jung und ohne Namen im Lager war, dem Rieſen Goliath ein ſteinernes Bergiſſmeinnicht an die freche Stirne geworfen, ihm in Scherz und Ernst den Kopf abgehauen und ſolchen als Luſtſpiel vor ſich hertragen laſſen? Wir freilich haben die Jungfrauen nicht geſungen: „Er hat Zehentauſend geſchlagen“ (worunter man die Zahl ſeiner Anhänger verſtehen könnte), denn die Jungfrauen ſind heutzutage auf der Seite des Philiſters; natürlich, er hat ja, wie Aſmus¹ ſagt:

„— Federn auf dem Hut
Und einen Klunker dran.“

Selbſt die jüdiſchen Rezenſenten haben ſich undankbarerweiſe gegen mich erklärt. Leider hat ihre Stimme wenig zu bedeuten in Iſrael.

Gehen wir aber, in Betrachtung, wie es dem Mondmanne auf der Erde erging, weiter, ſo ſtoßen wir auf einen ganz ſonderbaren Vorfall. Als dieſes Buch, dem neben der Weiſe und Sprache des Erfinders der Mimili-Manier auch ſein angenommener Name nicht fehlen durfte, in alle vier Himmelsgegenden des Landes ausgegeben wurde, erwarteten wir nicht anders, als Claren werde „geharniſcht bis an die Zähne“ auf dem Kampfplatz der Kritik erſcheinen, uns mit Schwert und Lanze anfallen, ſeine Knappen und dienenden Reiſigen zur Seite. Wir freuten

¹ Pſeudonym des Dichters Matth. Claudius (vgl. Anmerk. Bd. 2, S. 50), in deſſen Gedichte „Die Geſchichte von Goliath und David in Reime gebracht“ (Strophe 1) es heißt: „Er hatte Treſſen auf dem Hut Mit einem Klunker dran“.

uns auf diesen Kampf, wir hatten ja für eine gute Sache den Handschuh ausgeworfen. Vergebens warteten wir. Zwar erklärte er, was schon auf den ersten Anblick jeder wußte, dieser Mann im Monde sei nicht sein Kind, aber statt, wie es einem berühmten Litterator, einem namhaften Belletristen geziemt hätte, wie es sogar seine Ehre gegenüber von seinen Anbetern und Freunden verlangte, öffentlich vor dem Richterstuhl litterarischer Kritik nach ästhetischen Gesetzen sich zu verteidigen, begnügte er sich, als Gegengewicht das „Tornister-Lieschen“ auf die Wag-schale zu legen, und ging hin, vor den bürgerlichen Gerichten zu klagen, man habe seinen Namen mißbraucht. Hatte man denn die paar Buchstaben H. Cl a u r e n angegriffen? War es nicht vielmehr seine heillose Manier, seine sittenlosen Geschichten, sein ganzes unreines Wesen, was man anfocht? Konnten Schöppen und Beißiger eines bürgerlichen Gerichts ihn rein machen von den litterarischen Sünden, die er begangen? Konnten sie mit der Blut von Tinte, die bei diesem Vorfall verschwendet wurde, ihn rein waschen von jedem Fleck, der an ihm klebte? Konnten sie ihm, indem sie ihm ihr bürgerliches Recht zusprachen, eine Achtung vor der Nation verschaffen, die er längst in den Augen der Gutgesinnten verloren? Konnten sie, indem sie genugsam Sand auf das Geschriebene streuten, das, was er geschrieben, weniger schließ-lich machen?

Wenn aber, andächtige Versammlung, der Gerichtshof H. Cl a u r e n als wirklich vorhanden angenommen hat, so hat er damit nur erklärt, daß man Cl a u r e n s Namen nicht führen dürfe, daß es unrechtmäßigerweise geschehen sei, daß man die acht Buchstaben, die das non-ens bezeichnen, H. C. l. a. u. r. e. n. in derselben Reihenfolge auch auf ein anderes Wort gesetzt habe. In einer andern Reihenfolge wäre es also durchaus nicht unrecht gewesen, und wie viele Anagramme sind nicht aus jenen mythischen acht Buchstaben zu bilden, z. B. Hurenlac, oder Harnceul. Der Geheime Hofrat Karl Heun bezeigt eine außerordentliche Freude über diesen Spruch und glaubt, somit sei die ganze Sache abgethan, und er habe recht. Wie täuscht sich dieser gute Mann! War denn jene Satire „Der Mann im Monde“ gegen seinen an-

genommenen Namen gerichtet? Namen, Herr, thun nichts zur Sache; der Geist ist's, auf den es abgesehen war. Und die Richter vom Gßlinger Gerichtshof, konnten und wollten die je entscheiden, ob die Tendenz, die Sprache, das ganze Wesen von Seiner Wohlgeborenen Schriften sittlich oder unsittlich sei, ob sie Probe halten vor dem Auge, das nach kritischen Gesetzen urtheilt und nach den Vorschriften der Aesthetik, in welches Gebiet doch die Schriften eines Claren gehören? Der Name, nicht die Sache, konnte nach bürgerlichen Gesetzen unrecht sein; aber versuche er einmal, nachdem er mit Glück seinen Namen verfochten, auch seine Sache, den Geist und die Sprache seiner Schriften zu verteidigen! — —

— — — — — Bedenke:

Auch das Schöne muß sterben, das Menschen und Götter entzückte,
Doch das Gemeine steigt lautlos zum Ortus hinab.¹

Wohl dem Namen Claren, wenn er dann trotz so manchem Vergißmeinnicht vergessen sein wird, denn nach wenigen Jahrzehnten verschwindet der Scherz, und ernst richtet die Nachwelt. Da wird man fragen: Von welchem Einfluß war dieser Name auf seine Mitwelt? Was hat er für die Würde seiner Nation, für den Geist seines Volkes gethan? Und — man wird nach Werken, nicht nach Worten richten.

Bei den alten Aegyptiern war es Sitte, wenn man die Könige der Erde wiedergab, Gericht zu halten über ihre Thaten. Man hat in unseren Tagen diese schöne Sitte erneuert, so oft einer unter den Dichtern, den Königen der Phantasie, hinübergangen war. Über Jean Paul vernahmen wir das schöne merkwürdige Wort: „Gute Bücher sind gute Thaten!“ Wird man von Claren dasfelbe sagen?

Doch genug davon; noch hat weder Claren, noch ein Ge-

¹ Vgl. Schillers Gedicht „Nänie“, erste und letzte Zeile.

richtshof der Erde den Mann im Monde nach seinem innern Wesen widerlegt; wir sind begierig, ob und wie es geschehen werde.

Und nun zum Schlusse noch ein Wort an euch, verehrte Zuhörer. Habt ihr bis hieher mir aufmerksam zugehört, so danke ich euch herzlich, denn ihr wißt jetzt, was ich gewollt habe. Schmerzen würde es mich übrigens, wenn ihr mich dennoch nicht verständiget, nicht recht verständiget. Es möchte vielleicht mancher mit unzufriedener Miene von mir gehen und denken: der Thor predigt in der Wüste; sollen wir denn jeglichem heiteren Geistesgenuß entsagen, sollen wir so ganz asketisch leben, daß unsere Taschenlektüre Klopstocks „Messias“ werden soll?

Mitnichten! und es wäre Thorheit, es zu verlangen; als der Schöpfer dem Sterblichen Wit und Laune, Humor und Empfänglichkeit für Freude in die Seele goß, da wollte er nicht, daß seine Menschen trauernd und stumm über seine schöne Erde wandelten. Es hat zu allen Zeiten große Geister gegeben, die es nicht für zu gering hielten, durch die Gaben, die ihnen die Natur verlieh, die Welt um sich her aufzuheitern. Nein, gerade weil sie den tiefen Ernst des Lebens und seine hohe Bedeutung kannten, gerade deswegen suchten sie von diesem Ernste — trüben Sinn und jene Traurigkeit zu verbannen, die alles, auch das Unschuldigste, mit Bitterkeit nußtert. Wirkliche Tiefe mit Humor, Wahrheit mit Scherz, das Edle und Große mit dem heiteren Gewand der Laune zu verbinden, möchte auf den ersten Anblick schwer erscheinen; aber England und Deutschland haben uns seit Jahrhunderten so glänzende Resultate gegeben, daß wir glauben dürfen, wenn nur der Geschmack der Menge besser wäre, der Geister, die sie würdig und angenehm zu unterhalten wüßten, würden immer mehrere auftauchen. Welchen Mann, der nicht allen Sinn für Scherz und muntere Laune hinter sich geworfen hat, welchen Mann ergötzt nicht die Schilderung eines sonderbaren, verschrobenen Charakters? Wer erfreut sich nicht an heiteren Szenen, wo nicht der Verfasser lacht, sondern die Figuren, die er uns gezeichnet; wem, wenn er auch jahrelang nicht gelächelt hätte, müßten nicht Jean Pauls Prügelszenen ein Lächeln abgewinnen? Auf der Stufenleiter seines Humors steigt er herab bis in das unterste, gemeinste

Leben: aber sehet ihr ihn jemals gemein werden, wie Claren auf jeder Seite ist? Walter Scott, der Mann des Tages, der aus manchem Herzen selbst die Wurzeln des Bergigmeinnicht gerissen hat, Walter Scott treibt sich in den gemeinsten Schenken des Landes, in den schmutzigsten Höhlen von Matia umher, aber sehet ihr ihn jemals gemein werden? Weiß er nicht wie jene niederländischen Künstler sogar das Unsauberste zu malen, ohne dennoch selbst unreinlich und schlüpferig zu sein? Könnet ihr nicht seine Schilderungen, selbst an das Gefährliche streifende Situationen jedem Mädchen von Zucht und Sitte vorlesen, ohne sie dennoch erröten zu machen?

Solche Männer kommen mir vor wie anständige Leute, die durch eine schmutzige Straße in gute Gesellschaft gehen sollen. Sie treten leise auf, sie wissen mit sicherem Fuße die breiten Steine herauszufinden und treten reinlich in die Hausflur, während Menschen wie Claren wilden Zungen oder Schweinen gleich durch dick und dünne laufen und, nicht zufrieden, sich selbst beschmutzt zu haben, die Vorübergehenden besudeln und mit Kot bespritzen.

Noch gibt es, Gott sei es gedankt, solcher reinlichen Leute genug in unserer Litteratur, gibt der Männer viele, die mit Wahrheit und Würde jene Anmut, jene Laune verbinden, die euch in trüben Stunden freundlich zu Hilfe kommt. Oder solltet ihr vergessen haben, daß uns ein Goethe, ein Jean Paul, ein Tieck, ein Hoffmann Erzählungen gaben, die sich mit jeder Dichtung des Auslandes messen können? Hat euch der Bergigmeinnicht-Mann so gänzlich gefesselt, daß ihr die schönen Blüten zahlreicher anderer Erzähler nicht einmal vom Hörensagen kennt? Freilich, diese Männer verschmähten es, ihre Blumen am Sumpf zu brechen oder ihre Farben mit dem Wasser einer Pfütze zu mischen; sie fühlten, daß der Entwurf ihrer Gemälde anziehend und interessant, daß die Stellung der Gruppen nach natürlichen Gesetzen zu ordnen sei, daß selbst das Neue, Überraschende angenehm für das Auge sein müsse. Zeichnung der Landschaft, nicht der Spiegel und Sofa's, Schilderung der Charaktere, nicht der Hütte und Gewänder, der Geist einer Jungfrau, nicht der üppige Bau ihrer Glieder, war ihnen die Hauptsache, und darum können wir auch

ihre Bilder, wie jedes gute Buch, alle Jahre mit erneuertem Vergnügen lesen, während uns der Berühmte schon nach der ersten Viertelstunde anekfelt.

Man hat in neuerer Zeit in Frankreich und England angefangen, unsere Litteratur hochzuschätzen. Die Engländer fanden einen Ernst, eine Tiefe, die ihnen bewunderungswürdig schienen. Die Franzosen fanden eine Anmut, eine Natürlichkeit in gewissen Schilderungen und Gemälden, die sie selbst bei ihren ersten Geistern selten fanden. Faust, Götz und so manche herrliche Dichtung Goethes sind ins Englische übertragen worden, seine Memoiren entzücken die Pariser; Dickens und Hoffmanns Novellen fanden hohe Achtung über dem Kanal, und Talma¹ rüstet sich, Schillers tragische Helden seiner Nation vor das Auge zu führen. Wir Deutschen handelten bisher von jenen Ländern ein, ohne unsere Produkte dagegen ausführen zu können; mit Stolz dürfen wir sagen, daß die Zeit dieses einseitigen Handels vorüber ist.

Aber müssen wir nicht erröten, wenn es endlich einem ihrer Übersetzer, aufmerksam gemacht durch den Ruhm des Mannes, einfällt, ein Vergißmeinnichtchen oder ein Bändchen von „Scherz und Ernst“ zu übertragen? Mit Recht könnt' er in einer pompösen Anzeige sagen: „Das ist jetzt der Mann des Tages in Deutschland, er macht Furor, den müßt ihr lesen!“ Meinet ihr etwa, man sei dort auch so nachsichtig gegen Lächerlichkeit und Gemeinheit, um diese Geschichtchen nur erträglich zu finden? Welchen Begriff werden gebildete Nationen von unserem soliden Geschmack bekommen, wenn sie den ganzen Apparat einer Tafel oder ein Mädchen mit eigentümlichen Kunstausdrücken anatomisch beschreiben finden? Oder wenn der Übersetzer in unserem Namen errödet, wenn er alle jene obscönen Beiworte, alle jene kleinlichen Schnörkel streicht und nur die interessante Novelle gibt, wie Herr N. die Demoiselle N. N. heiratet, was wird dann übrig sein?

Schneidet einmal dieser Puppe ihre kohlrabenschwarze Ringellockchen ab, preßt ihr die funkelnden Liebessterne aus dem Kopfe, reißt ihr die Perlenzähne aus, schnallet den Schwanenhals nebst

¹ Vgl. die Anmerkung Bd. 2, S. 214

Marmorbüßen ab, leget Shawls, Hüte, Federn, Unter- und Oberrückchen, Korsettchen et cetera in den Kasten, so habt ihr dem lieben, herrlichen Kind die Seele genommen, und es bleibt euch nichts als ein hölzernes Kadaver: das Knochengesetz von Freund Henni!

Und wenn ihr euch nicht vor fremden Nationen schämet, wenn ihr über das deutsche Publikum nicht erröthen könntet, so erröthet vor euch selbst. Schämet euch, ihr Männer, wenn ihr eure Langweile nicht anders töten könntet als mit Hilfe dieses Claren; schämet euch, ihr Frauen, wenn ihr Gefallen finden könntet an dieser niedrigsten Darstellung eures Geschlechtes; schämet euch, ihr Jünglinge, wenn ihr wahre Liebe in diesem Handbuche der Sinnlichkeit wiederfinden wollet; erröthet, wenn ihr es in seiner Schule nicht verlernt habt, erröthet vor euch selbst, ihr Jungfrauen, eure Phantasie mit diesen lüsternten Bildern zu schmücken; es gibt eine moralische Keuschheit, eine holde, erhabere Jungfräulichkeit der Seele; man darf darauf rechnen, daß ein Mädchen sie verloren hat, wenn sie Clarens Erzählungen gelesen.

Überlasset seine Schilderung Dirnen, an welchen nichts mehr zu verlieren ist. Man wird es ihnen so wenig übelnehmen, wenn sie ihn lesen, als den Handwerksburschen, wenn sie auf der Straße unzüchtige Lieder singen.

Meine Zuhörer! Ich habe also vor euch gesprochen, weil ich nicht anders konnte. Ich habe nicht auf Dank, nicht auf Lob gerechnet; die Menge ist vielleicht so tief gesunken, daß sie nicht mehr an solche Worte glaubt; meine Stimme verhallt vielleicht in dem tausendstimmigen Hurra, womit man in diesem Augenblick einen frischen Strauß Vergißmeinnicht empfängt.

Doch wenn meine Worte auch nur auf Einem Antlitze jene Röthe der Scham aufjagten, die wie die Morgenröthe der Bote eines schöneren Lichtes ist, wenn auch nur zwei, drei Herzen entrüstet sich von ihm abwenden, so habe ich für mein Bewußtsein genug gethan! Weiß ich doch, daß es in diesen Landen noch Männer gibt, die mir im Geiste danken, die mir die Hand drücken und sagen: „Du hast gedacht wie wir!“ Amen.



Novellen.

Einleitung des Herausgebers.

Im Laufe des Jahres 1828 erschienen Hauffs' „Novellen“ in drei Bänden bei Gebrüder Franck in Stuttgart. An der Spitze des ersten Bandes steht als Einleitung und Einführung das „Vertrauliche Schreiben an Herrn W. A. Spöttlich“. Über dieses Schreiben erhalten wir durch einen Brief Hauffs vom 10. November 1827 nähere Auskunft. Derselbe ist an Wilibald Alexis gerichtet und lautet¹: „Verehrter Freund! Wenn Sie nicht eingefroren sind im Norden, müssen Sie nun wohl zurück sein. Ich schreibe Ihnen leider aus dem Bette, denn ich bin an einem Brustkrampf bedeutend darniedergelegt, doch bin ich auf dem Wege der Besserung. Aus dem Bette schreibt man nur das Nötigste. Also: unser Almanach² ist fertig. . . . Wenn Sie meine Novelle lesen, so bitte ich, sehen Sie die Meinungen, die ausgesprochen werden, nicht als die meinigen, sondern als Farben der Personen an; und danach, wenn Sie rezensieren wollten, rezensieren Sie. . . . Sie werden die Phantasien und gesammelten Novellen erhalten. Die Vorrede in den Novellen ist an Sie. Nun leben Sie wohl! Lassen Sie Ihren treuen Freund bald von sich hören, empfehlen Sie mich der Mittwochgesellschaft und tragen Sie treue Gefinnungen gegen Ihren Sie zc. W. Hauff.

Die „Novellen“ selbst, zu verschiedenen Zeiten geschrieben, waren sämtlich schon vor dieser Gesamtausgabe in Zeitschriften oder Taschenbüchern erschienen, und zwar: „Othello“ in den Nummern 65—76 der „Abendzeitung“ von 1826, die „Bettlerin vom Pont des Arts“ 1826 im „Morgenblatt“ in Nr. 276—305, „Die Sängerin“ im „Frauentaschenbuch für 1827“, „Jud Süß“ im „Morgenblatt“ von 1827 in Nr. 157—182, „Die letzten Ritter von Marienburg“ im „Frauen-

¹ Gedruckt im „Berliner Konversationsblatt“, Nr. 241, vom 6. Dez. 1827.

² Gemeint ist jedenfalls das „Taschenbuch für Damen für das Jahr 1828“: hierfür hatte Hauff außer seiner Novelle: „Das Bild des Kaisers“ noch die Erklärung der Kupfer und das Gedicht „Der Schwester Traum“ geliefert.

Taschenbuch für 1828“ und „Das Bild des Kaisers“ im „Taschenbuch für Damen“ 1828. Hiervon bringen wir die „Bettlerin vom Pont des Arts“, „Jud Süß“ und „Das Bild des Kaisers“ als die besten und eigentümlichsten dieser Novellen hier zum Abdruck.

Die Novelle „Die Bettlerin vom Pont des Arts“ werden wir als eine Frucht der Pariser Reiseindrücke ansehen können. Die zeitgenössische Kritik hat sich wenig damit beschäftigt, wir haben nur eine Besprechung derselben in einer Rezension der ganzen Sammlung gefunden, die wir weiter unten wiedergeben.

„Jud Süß“, diese hervorragende Gestalt der jüngeren württembergischen Geschichte, mag Hauff schon während seiner Jugendjahre beschäftigt haben. Besondere Anregung für die Bearbeitung dieses Gegenstandes hat ihm wohl auch der Umstand gegeben, daß sein Großvater, der Landschaftskonsulent Johann Wolfgang Hauff (1721—1801), einst das der Landschaft gehörige Gebäude in der Kanzleistraße bewohnte, dessen Garten an denjenigen grenzte, der seiner Zeit dem Minister Süß gehört hatte. Infolgedessen werden auch die Erinnerungen und Erzählungen in der Familie selbst viel von diesem Manne und seiner Zeit überliefert haben. Zu den rein geschichtlichen Daten hat ihm wohl K. Pfaffs Geschichte Württembergs das hauptsächlichste Material gegeben. Auch von dieser Novelle haben wir nur die eine Kritik in jener erwähnten Gesamtbesprechung.

Im „Bild des Kaisers“, seiner letzten und besten Novelle, hat Hauff dem General und Kriegsratspräsidenten von Hügel, einem ehemaligen Adjutanten Napoleons, in der Person des Generals Willi ein schönes Denkmal gesetzt. Über diese Novelle finden sich mehrere Kritiken, von denen wir einige hier wiedergeben.

Im „Litteraturblatt“ Nr. 100, der Beilage des „Morgenblattes“ vom 14. Dezember 1827, heißt es gelegentlich einer Besprechung des „Taschenbuches für Damen“ für 1828: „Und um von Hauff sogleich das Beste anzusehen, er beschenkt auch dies Taschenbuch selbst mit einer Novelle, Das Bild des Kaisers“ überschrieben, die wir unbedenklich zu dem Geistreichsten und Gelungensten zählen. . . . Es ist besonders die geistreiche Abwägung des Für und Wider in den hier so anmutig eingewebten Konversationen, das leichte Spiel der Rede und Gegenrede, die tiefen Blicke ins Menschenherz und in die Weltverhältnisse, die sich hier kundgeben, das ist es, was uns das Urtheil erlaubt, daß in dieser Novelle die ganze Kraft seiner Eigentümlichkeit hervortritt.“

Der etwas allzu preußisch gesinnte Rezensent der „Blätter für litterarische Unterhaltung“ sagt am 16. Mai 1828 in Nr. 114:

„Das Bild des Kaisers‘ ist ein wahrer Juwel unter den Novellen dieses Kalenderjahres. . . . Nur die Einleitung kann Ihnen für etwas zu breit gelten; alles Nachherige steht in vollkommenem Ebenmaß der Teile, ist fesselnd und belehrend im ausgezeichneten Maß, geistreich gedacht, gut vorgetragen und höchst versöhnlich und befriedigend in seinem Schluß. Daß gerade das Bild des kleinen Kapitän von St. Bernhard, das Bild des Helden von St. Helena, die Versöhnung aller Teile miteinander stiften muß, ist fein und schönersonnen, obgleich Ihnen, als einer echten Preussin, das ‚vive l'empereur!‘ aus dem Munde der schönen Anna zum Schluß doch etwas zu stark dünken wird, so gut wie mir. . . .“

Mit offener Liebe rezensiert Th. Hell im „Wegweiser“ Nr. 4 der „Abendzeitung“ vom 12. Januar 1828 diese Novelle: „Stoff wie Charakterzeichnung, Lokalität wie Aus schmückung, Einzelheiten wie das Ganze tragen ein solches Gepräge der Zweckmäßigkeit und Trefflichkeit, bewähren so sehr den Dichter als einen tiefführenden wie helldenkenden Liebling der Mufen, daß uns diese Arbeit in jeder Beziehung zu den ausgezeichnetsten zu gehören scheint, welche die deutsche Litteratur aufzustellen hat, aber leider auch den Schmerz, diesen mit reißenden Fortschritten zum Ziele strebenden Geist in so jugendlicher Frische schon uns entrißen zu sehen, um so herber schärfer muß.“

Endlich seien nun noch die Hauptsätze aus jener oben erwähnten Rezension der Gesamtausgabe der „Novellen“ angeführt, die in Nr. 240 der „Blätter für litterarische Unterhaltung“ vom 17. Oktober 1828 aufgenommen ist:

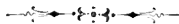
„Im Vorworte zum ersten Bande seiner gesammelten Novellen, dessen Erscheinen der verstorbene Verfasser selbst noch besorgt hatte, sucht er den Leser auf den richtigen Standpunkt der Beurteilungen seiner Dichtungen zu leiten. . . . Man muß den liebenswürdigen Humor dieser brieflichen Vorrede lesen und sich dadurch von der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit des jungen Dichters überzeugen, um seine an sich schon wertvollen und gefälligen Dichtungen noch anziehender zu finden. Wenn Hauff sein Talent bloß auf Beobachtung und Wiedererzählung des Gesehenen und Gehörten beschränkt, so thut er sich selbst Unrecht. Nicht nur die vier Novellen, welche in den zwei vorliegenden Bänden enthalten sind, zeugen von eigentümlicher produktiver Kraft seiner Phantasie, wobei wir namentlich an die Anlegung des ganzen Planes der ‚Bettlerin‘ und an das Geheimnisvolle, Tragische im ‚Othello‘ erinnern, sondern vorzüglich seine Phantasien im Bremer Katskeller sind es, welche seine Gabe beurfunden, freie Gebilde und Szenen hervorzuzaubern und mit allen Farben und Tönen origineller Dichtung

auszustatten. Allerdings aber hat er sich selbst wohl verstanden und richtig beurteilt, wenn er sich vorzugsweise einen Beobachter und Bildner des vorhandenen und erfahrenen Lebens nennt. Und darin liegt auch wirklich sein Hauptverdienst, die Verwicklungen und Ereignisse des gewöhnlichen Lebens, die Verbindungen und Reibungen wirklich lebender Charaktere zu schildern und durch heitere, oft witzige Aufstellung eines solchen harmonischen Ganzen unterhaltend und belehrend das Gemüt des Lesers anzuregen.

„Die Bettlerin‘ war 1826 im ‚Morgenblatt‘ erschienen. . . . Die Heldin ist durchgehends bis zur letzten glücklichen Katastrophe als eine leidende, gekränkte, gedrückte Unschuld dargestellt. Freilich sind manche unwahrscheinliche Züge in ihrem Charakter, in ihrer Aufführung und in die Begebenheiten ihres Lebens verwoben, und leicht möchte man das ganze Bild dieses Weibes oder doch ihr Verhältnis zu dem früheren Geliebten, die Szenen einer allzugroßen Anhänglichkeit und Zutraulichkeit während ihrer Verbindung mit einem andern, wenn auch kalten, rohen, mürrischen und grausamen Gatten gefährlich nennen. Die eingeflochtene Geschichte des Portugiesen ist eine schöne Zugabe; sie ist ganz national behandelt. . . .

„Jud Süß‘ ist ein historischer Stoff. . . . Das geheimnisvolle Dunkel, welches auf mehreren Vorfällen, die mit jener Geschichte verflochten sind, trotz der kurzen Entfernung der Zeit von unsern Tagen liegt, unterstützte die Phantasie des Dichters, und der Patriotismus verlieh seinem Gemälde noch einen höhern Reiz. Den Juden selbst führt er nur einige Male und meist nur in wenigen Augenblicken der Handlung oder Rede auf, aber mit kräftigen Zügen, in klaren Umrissen. Schade, daß ihm der Held des Romans, namentlich in seinem Verhältnis zu der lebenswürdigen Schwester des Juden, weniger gelungen ist. Er besitzt im Gegensatz gegen Süß nicht die gehörige Besonnenheit und moralische Kraft; seine Neigung zu Lea sollte mehr von religiösen und kirchlichen Rücksichten seiner Zeit bekämpft, sie sollte durch sittliche Beweggründe mehr angegriffen werden. . . . Der Schluß ist sehr schön und zieht auf eine magische Weise den Schauplatz des Erzählten durch eine seiner Figuren in die Tage des jetzt lebenden Geschlechts herüber.

. . . „In den ‚Rittern von Marienburg‘ und im ‚Bilde des Kaisers‘ hat er noch Trefflicheres geleistet.“



Vertrauliches Schreiben

an Herrn

W. A. Spöttlich¹,

Wize-Bataillons-Chirurgen a. D. und Mautbeamten in Tempelhof
bei Berlin.

Sie werden mich verbinden, verehrter Herr, wenn Sie diese Vorrede lesen, welche ich einer kleinen Sammlung von Novellen vordrucken lasse; ich ergreife nämlich diesen Weg, einiges mit Ihnen zu besprechen, theils weil mir nach sechs unbeantwortet gebliebenen Briefen das Porto bis Tempelhof² zu teuer denckte, theils aber auch, weil Sie vielleicht nicht begreifen, warum ich diese Novellen gerade so geschrieben habe und nicht anders.

Sie werden nämlich nach Ihrer bekannten Weise, wenn Sie „Novellen“ auf dem Titel lesen, die kleinen Augen noch ein wenig zudrücken, auf geheimnißvolle Weise lächeln und, sollte er gerade zugegen sein, Herrn Amtmann Kohlhaupt versichern: „Ich kenne den Mann, es ist alles erlogen, was er schreibt“; und doch würden Sie sich gerade bei diesen Novellen sehr irren. Die besten und berühmtesten Novellendichter: Lopez de Vega³, Boccac⁴, Goethe,

¹ Gemeint ist der bekannte Romanschriftsteller Wilibald Alexis (mit seinem eigentlichen Namen Wilh. Häring, 1797—1871), den Hauff in Berlin kennen gelernt und sich zum Freunde gemacht hatte. Vgl. auch unsere Einleitung zu den „Novellen“.

² Dorf im Süden von Berlin.

³ Lope Felix de Vega Carpio (1562—1635), der fruchtbarste spanische Dramendichter, hat auch acht Novellen in Prosa geschrieben.

⁴ Giovanni Boccaccio (1313—75), der Verfasser des „Decamerone“

Calderon¹, Tieck², Scott, Cervantes³ und auch ein Tempelhofer, haben freilich aus einem unererschöpflichen Schatz der Phantasie ihre Dichtungen hervorgebracht, und die unverwelflichen Blumensträuße, die sie gebunden, waren nicht in Nachbars Garten gepfückt, sondern sie stammten aus dem ewig grünen Paradies der Poesie, wozu nach der Sage Feen ihren Lieblingen den unsichtbaren Schlüssel in die Wiege legen. Daher kommt es auch, daß durch eine geheimnisvolle Kraft alles, was sie gelogen haben, zur schönsten Wahrheit geworden ist.

Geringere Sterbliche, welchen jene magische Springwurzel, die nicht nur die unsichtbaren Wege der Phantasie erschließt, sondern auch die festen und undurchdringlichen Pforten der menschlichen Brust aufreißt, nicht zu teil wurde, müssen zu allerlei Notbehelf ihre Zuflucht nehmen, wenn sie — Novellen schreiben wollen. Denn das eben ist das Ärgerliche an der Sache, daß oft ihre Wahrheit als schlecht erfundene Lüge erscheint, während die Dichtung jener Feenkinder für treue, unverfälschte Wahrheit gilt.

So bleibt oft uns geringen Burschen nichts übrig, als nach einer Novelle zu spionieren. Kaffeehäuser, Restaurationen, italienische Keller u. dgl. sind für diesen Zweck nicht sehr zu empfehlen. Gewöhnlich trifft man dort nur Männer, und Sie wissen selbst, wie schlecht die Restaurationsmenschen erzählen. Da wird nur dies oder jenes Faktum schnell und flüchtig hingeworfen; reine Nebenbemerkungen, nichts Malerisches; ich möchte sagen, sie geben ihren Geschichten kein Fleisch, und wie oft habe ich mich geärgert, wenn man von einer Hinrichtung sprach, und dieser oder jener nur hinwarf „geköpft“, „hingerichtet“, statt daß man, wie bei ordentlichen Erzählungen gebräuchlich, den armen Sünder,

¹ Don Pedro Calderon de la Barca (1600—1681), der berühmte spanische Dramatiker.

² Von Ludwig Tieck (1773—1853), dem Haupt der romantischen Schule, ist eine vollständige Sammlung seiner Novellen in 12 Bänden, Berlin 1852—53, erschienen.

³ Miguel de Cervantes-Saavedra (1547—1616), der Verfasser des „Don Quichotte“.

seinen Beichtvater, den roten Mantel des Scharfrichters, sein „blinkendes Schwert“ sieht, ja selbst die Luft pfeifen hört, wenn sein nerviger Arm den Streich führt.

Es gibt gewisse Weinstuben, wo sich ältere Herren versammeln und nicht gerne einen „jungen“, einen „fremden“ unter sich sehen. Diese pflegen schon besser zu erzählen; dadurch, daß sie diesen oder jenen Straßenraub, die geheimnißvolle, unerklärliche Flucht eines vornehmen Herren, einen plötzlichen Sterbefall, wobei man „allerlei gemunkelt“ habe, schon fünfzigmal erzählt, haben ihre Geschichten einen Schmuck, ein stattliches Kleid bekommen und schreiten ehrbar fürder, während die Geschichten der Restaurationsmenschen wie Schatten hingleiten. Solche Herren haben auch eine Art von historischer Gründlichkeit, und es reicht mir immer zu hoher Freude, wenn einer spricht: „da bringen Sie mich auf einen sonderbaren Vorfall“, sich noch eine halbe Flasche geben läßt und dann anhebt: „In den siebziger Jahrgängen lebte in meiner Vaterstadt ein Kavaliere von geheimnißvollem Wesen.“ Solche Herren trifft man allenthalben und sie werden von mehreren unserer neueren Novellisten stark benützt. Der bekannte ** versicherte mich, daß er einen ganzen Band seiner Novellen solchen alten Nachfaltern verdanke, und erit aus diesem Geständniß konnte ich mir erklären, warum seine Novellen so steif und trocken waren; sie kamen mir nachher alleamt vor wie alte, verweltete Junggesellen, die sich ihre Liebesabenteuer erzählen, welche sämtlich anfangen: „Zu meiner Zeit.“

Die ergiebigste Quelle aber für Novellisten unserer Art sind Frauen, die das fünfundsiechzigste hinter sich haben. Die Welt nennt Medisance, was eigentlich nur eine treffliche Weise zu erzählen ist: junge Mädchen von sechzehn, achtzehn pflegen mit solchen Frauen gut zu stehen und sich wohl in acht zu nehmen, daß sie ihnen keine Blöße geben, die sie in den Mund der alten Novellistinnen bringen könnte; Frauen von dreißig und ihre Hausfreunde gehen lieber eine Ecke weiter, um nicht ihren Gesichtskreis zu passieren, oder wenn sie der Zufall mit der Jugendfreundin ihrer seligen Großmutter zusammenführt, pflegen sie das gute Aussehen der Alten zu preisen und hören geduldig ein

beißendes Lob der alten Zeit an, das regelmäßig ein sanftes Gyrdium, drei Teile über Hauswesen, Kleidung und Kinderzucht, eine Nuganwendung nebst einem frommen Amen enthält. Solche ältere Frauen pflegen gegen jüngere Männer, die ihnen einige Aufmerksamkeit schenken, einen gewissen geheimnisvoll-zutraulichen Ton anzunehmen. Sie haben für junge Mädchen und schöne Frauen, die jetzt dieselbe Stufe in der Gesellschaft bekleiden, welche sie einst selbst behauptet hatten, feine und bezeichnende Spitznamen und erzählen den Herren, die ihnen ein Ohr leihen, allerlei „kuriose Sachen“ von dem „Giechhörnlein und seiner Mutter“, auch, „wie es in diesem oder jenem Haus zugeht“, „galante Abenteuer von jenem ältlichen, gejetzten Herrn, der nicht immer so gewesen“, und sind sie nur erst in dem abenteuerlichen Gebiet geheimer Hofgeschichten und schlechter Ehen, so spinnen sie mit zitternder Stimme, feinem Lächeln und den teuersten Versicherungen Geschichten aus, die man (natürlich mit veränderten Namen) sogleich in jeden Almanach könnte drucken lassen.

Niemand weiß so trefflich wie sie das Kostüm, das Gespräch, die Sitten „vor fünfzig Jahren“ wiederzugeben; ich glaubte einst bei einer solchen Unterhaltung die Reifröcke rauschen, die hohen Stelzschuhe klappern, die französischen Brocken schnurren zu hören, die ganze Erzählung roch nach Umbra und Puder, wie die alten Damen selbst. Und so frisch und lebhaft ist ihr Gedächtnis und Minenspiel, daß ich einmal, als mir eine dieser Damen von einer längst verstorbenen Frau Ministerin erzählte und ihren Gang und ihren schnarrenden Ton nachahmte, unwillkürlich mich erinnerte, daß ich diese Frau als Kind gekannt, daß sie mir mit derselben schnarrenden Stimme ein Zuckerbrot geschenkt habe. Mehrere Novellen, die ich aufgeschrieben, beziehen sich auf geheime Familiengeschichten oder sonderbare, abenteuerliche Vorfälle, deren wahre Ursachen wenig ins Publikum kamen, und ich kann versichern, daß ich sie alle teils in Berlin, teils in Hannover, Kassel, Karlsruhe, selbst in Dresden eben von solchen alten Frauen, den Chroniken ihrer Umgebung, gehört und oft wörtlich wiedererzählt habe.

Nur so ist es möglich, daß wir auch ohne jenen Schlüssel zum

Feureich gegenwärtig in Deutschland eine so bedeutende Menge Novellen zu Tage fördern. Die „wundervolle Märchenwelt“ findet kein empfängliches Publikum mehr, die lyrische Poesie scheint nur noch von wenigen geheiligten Lippen tönen zu wollen, und vom alten Drama sind uns, sagt man, nur die Dramaturgen geblieben. In einer solchen miserablen Zeit, Verehrter, ist die Novelle ein ganz bequemes Ding. Den Titel haben wir, wie eine Maske, von den großen Novellisten entlehnt, und Gott und seine lieben Kritiker mögen wissen, ob die nachstehenden Geschichten wirkliche und gerechte Novellen sind.

Ich habe, mein werter Herr, dies alles gesagt, um Ihnen darzuthun, wie ich eigentlich dazu kam, Novellen zu schreiben, wie man beim Novellenschreiben zu Werk gehe, und — daß alles getreue Wahrheit sei, wenn auch keine poetische, was ich niedergeschrieben. Sie werden sich noch der guten Frau von Welckelohn erinnern, die immer ein Kleid von verblühtem, gelbem Sammet trug, das nur eine weiche Fortsetzung ihrer harten, gelben Züge schien. Von ihr habe ich die Geschichte: „Othello“ betitelt. Sie war viel zu diskret, um Namen und die Residenz zu nennen, wo diese sonderbaren Szenen vorfielen, aber wenn ich bedente, daß sie zur selben Zeit Hofdame in Scheerau war, als Jean Paul dort lebte, so kann ich nicht anders glauben, als die Geschichte sei an jenem Hofe vorgefallen. Die zweite Novelle habe ich aus dem Mund der alten Gräfin Nellenroth; man hält sie allgemein für eine böse Frau, aber ich kann versichern, daß ich sie über Josephens Schicksal Thränen vergießen sah; man will zwar behaupten, daß sie oft in Gesellschaft weinerliche Geschichten erzählte, weil ihr vor 20 Jahren ein Vater versicherte, sie habe etwas von einer „mater dolorosa“; aber so viel ist gewiß, daß sie mehrere Personen des Stückes gekannt haben will, und die Frau, bei welcher Herr v. Fröben in S. gewohnt hat, erzählte mir manche Sonderbarkeiten von ihm. Ich und viele Leute in S., welchen ich die Geschichte wiedererzählte, gaben sich vergebliche Mühe, über Herrn v. Fröben und die Personen, mit welchen er in Berührung kam, etwas Näheres zu erfragen. Wir erfuhren nur, daß das „Bild der Dame“ nach dem Gemälde in der Boissière-

sehen Galerie¹ von Strizner² lithographiert worden sei. In Ostende, wo ich durch mehrere Briefe nachforschte, konnte ich nichts erfahren, als daß allerdings ein englisches Schiff, die Luna, Kapitän Wardwood, im August Passagiere nach Portugal an Bord genommen habe, und daß sich im Register des Hafendirektors ein „Don Pedro de Montanjo“ nebst Nichte und Dienerschaft befinde. Am Rhein, wo ich mich nach Herrn von Saltner und seiner Familie erkundigte und erzählte, warum ich nachfrage, erklärte man mir alles für Erfindung, denn es gebe am ganzen Rhein hinab nur gesittete Landwirte, die mit ihren Frauen wie die Engel im Himmel leben.

Sie sehen, ich habe keine Mühe gescheut, die Geschichten, die ich erzähle, so glaubwürdig als möglich zu machen. Es gibt freilich Leute, die mir dieser historischen Wahrheit wegen gram sind und behaupten, der echte Dichter müsse keine Straße, keine Stadt, keine bekannten Namen und Gegenstände nennen, alles und jedes müsse rein erdichtet sein, nicht durch äußern Schmuck, sondern von innen Wahrheit gewinnen, und wie Mahomed's Sarg, müsse es in der schönen, lieben, blauen Luft zwischen Himmel und Erde schweben. Andere halten es vielleicht auch für „eine rechtswidrige Täuschung des Publikums“ und können mich darüber belangen wollen, daß ich behaupte, dies und jenes habe sich da und dort zugetragen, und ich könne doch keine stadtgerichtlichen Zeugnisse beibringen. Aber ist denn hier von echter Poesie, von echten Dichtern die Rede? Man lege doch nicht an die Erzählungen einiger alten Damen diesen erhabenen Maßstab! Goethe erzählt in „Dichtung und Wahrheit“, er habe in der Frankfurter Stadtmauer eine Thüre und einen wunderschönen Garten gesehen. Noch heute laufen alle Fremde hin (ich selbst war dort) und beschauen die Mauer und wundern sich, daß man nicht wenigstens die Reparatur schauen könne, wenngleich das Loch nur ge-

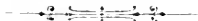
¹ Die Brüder Sulpij (1783–1851) und Melchior Boisseree (1786–1851) machten sich verdient um die Sammlung und Erhaltung von Werken der ältern deutschen Malerschule. Ludwig I. von Bayern kaufte 1827 ihre Gemäldesammlung um 240,000 Gulden für die Münchener Pinakothek.

² 1822 erschien eine „Sammlung altnieder- und oberdeutscher Gemälde der Brüder S. und M. Boisseree und J. Bertram, lithographiert von J. R. Strizner.“

träumt und nie in der Mauer war. Solchen poetischen Frevel gegen ein gesetztes Publikum mag man einem Goethe vorrücken, armen Menschen ohne den Kammerherrenschlüssel der Poesie, der die Mauern aufschließt, wenn sie auch keine Thüren haben, muß man solche Freiheiten zu gut' halten.

Darum lesen Sie, verehrter Herr, diese Geschichten, so abenteuerlich sie sein mögen, als reine, treue Wahrheit; es wird Sie weniger ärgern, als wenn Sie Dichtungen vor sich zu haben meinten und Ihr scharfes Auge ein wirres Gewebe unwahrscheinlicher Lügen fände.

W. S.



Die Besslerin vom Pont des Arts.

„Ach! wie lang' ist's, daß ich walle,
Suchend auf der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der teuren Spur;
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die verlorne fand er nicht“

Schiller.¹

I.

Wer im Jahr 1824 abends hie und da in den Gasthof zum „König von England“ in Stuttgart kam oder nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr in den Anlagen auf dem breiten Weg promenierte, muß sich, wenn anders sein Gedächtniß nicht zu kurz ist, noch einiger Gestalten erinnern, die damals jedes Auge auf sich zogen. Es waren nämlich zwei Männer, die ganz und gar nicht unter die gewöhnlichen Stuttgarter Trinkgäste oder Anlagen-spaziergänger paßten, sondern eher auf den Prado² zu Madrid oder in ein Café zu Lissabon oder Sevilla zu gehören schienen. Denket euch einen ältlichen, großen, hageren Mann mit schwärzlich grauen Haaren, tiefen, brennenden Augen, von dunkelbrauner Farbe, mit einer kühngebogenen Nase und feinem, eingepreßtem Mund. Er geht langsam, stolz und aufrecht. Zu seinen schwarzeidenen Unterkleidern und Strümpfen, zu den großen Rosen auf den Schuhen und den breiten Schnallen am Kniegürtel, zu dem

¹ „Klage der Ceres“, 2. Strophe.

² Der Prado ist eine schöne und beliebte Promenade in Madrid, die König Karl III. (1823–54) aus einer Wiese (span. el prado, f. v. w. Wiese) in ihre jetzige Gestalt umwandeln ließ.

langen, dünnen Regen an der Seite, zu dem hohen, etwas zugespitzten Hut mit breitem Rande, schief an die Stirne gedrückt, wünschet ihr, wenn euch nur einigermaßen Phantasie innewohnt, ein kurzes, gechlitztes Wamms und einen spanischen Mantel, statt des schwarzen Fracks, den der Alte umgelegt hat.

Und der Diener, der ihm ebenso stolzen Schrittes folgt, erinnert er nicht durch das spitzbüßische, dummdreiste Gesicht, durch die fremdartige, grelle Kleidung, durch das ungenierte Wesen, womit er um sich schaut, alles angafft und doch nichts bewundert, an jene Diener im spanischen Lustspiel, die ihrem Herrn, wie ein Schatten tren, an Bildung tief unter ihm, an Stolz neben ihm, an List und Schlaueit über ihm stehen? Unter dem Arm trägt er seines Gebieters Sonnenschirm und Regenmantel, in der Hand eine silberne Büchse mit Zigarren und eine Luete.

Wer blieb nicht stehen, wenn diese beiden langsam durch die Promenade wandelten, um ihnen nachzusehen? Es war aber bekanntlich niemand anders als Don Pedro di San Mantarajo Dizez, der Haus Hofmeister des Prinzen von P., der sich zu jener Zeit in Stuttgart aufhielt, und Diego, sein Diener.

Wie es oft zu gehen pflegt, daß nur ein kleines, geringes Ereigniß dazu gehört, einen Menschen berühmt und auffallend zu machen, so geschah dies auch mit dem jungen Tröben, der schon seit einem halben Jahr (so lange mochte er sich wohl in Stuttgart aufhalten) alle Tage Schlag 2 Uhr durch das Schloßportal in die Anlagen trat, dreimal um den See und fünfmal den breiten Weg auf und nieder ging, an allen den glänzenden Equipagen, schönen Fräulein, an einer Masse von Direktoren, Räten und Lieutenants vorüberkam und von niemand beachtet wurde, denn er sah ja aus wie ein ganz gewöhnlicher Mensch von etwa 28—30 Jahren. Seitdem er aber eines Nachmittags im breiten Weg auf Don Pietro gestoßen, solcher ihn gar freundlich gegrüßt, seinen Arm traulich in den seinigen geschoben hatte und mit ihm einigemal, eifrig sprechend, auf und ab spaziert war, seitdem betrachtet man ihn neugierig, sogar mit einer gewissen Achtung; denn der stolze Spanier, der sonst mit niemand sprach, hatte ihn mit auffallender Aftimation behandelt.

Die schönsten Fräulein fanden jetzt, daß er gar kein übles Gesicht habe, ja es liege sogar etwas Interessantes, überaus Anziehendes darin, was man in den Anlagen eben nicht häufig sehe; die Direktoren und allerlei Räte fragten: wer der junge Mann wohl sein könnte? Und nur einige Lieutenants konnten Auskunft geben, daß er hie und da im Museum Beefsteak speiße, seit einem halben Jahre in der Schloßstraße wohne und einen schönen Mecklenburger reite, so ihm eigen angehörig. Sie setzten noch vieles über die Vortrefflichkeit dieses Pferdes hinzu, wie es gebaut, von welcher Farbe, wie alt es sei, was es wohl kosten könnte, und kamen so auf Pferde überhaupt zu sprechen, was sehr lehrreich zu hören gewesen sein soll.

Den jungen Fröben aber sah man seit dieser Zeit öfter in Gesellschaft Don Pedros, und gewöhnlich fand er sich abends im „König von England“ ein, wo er, etwas entfernt von anderen Gästen, bei dem Señor saß und mit ihm sprach. Diego aber stand hinter dem Stuhl seines Herrn und bediente beide fleißig mit Xeres¹ und Zigarren. Niemand konnte eigentlich begreifen, wie die beiden Herren zusammengekommen, oder welches Interesse sie aneinander fanden. Man riet hin und her, machte kühne Konjekturen, und am Ende hätte doch der junge Mann selbst den besten Aufschluß darüber geben können, wenn ihn nur einer gefragt hätte.

2.

Und war es denn nicht die schöne Galerie der Brüder Voisjeree² und Bertram³, wo sie sich zuerst fanden und erkannten? Diese gastfreien Männer hatten dem jungen Manne erlaubt, ihre Bilder so oft zu besuchen, als er immer wollte; und er that dies, wenn er nur immer in der Mittagsstunde, wo die Galerie geöffnet wurde, kommen konnte. Es mochte regnen oder schneien, das Wetter mochte zu den herrlichsten Ausflügen in die Gegend locken, er kam; er sah oft recht krank aus und kam dennoch. Man

¹ Einer der edelsten spanischen Weine.

² Vgl. oben S. 268.

³ Joh. Baptift Bertram (1776—1841), Freund und Genosse der Brüder Voisjeree.

würde aber unbilligerweise den Kunstsinu des Herrn von Tröben zu hoch anschlagen, wenn man etwa glaubte, er habe die herrlichen Bilder der alten Niederländer studiert oder nachgezeichnet. Nein, er kam leise in die Thüre, grüßte schweigend und ging in ein entferntes Zimmer, vor ein Bild, das er lange betrachtete, und ebenso stille verließ er wieder die Galerie. Die Eigentümer dachten zu zart, als daß sie ihn über seine wunderliche Vorliebe für das Bild befragt hätten; aber auch ihnen mußte es natürlich aufgefallen sein, denn oft, wenn er herausging, konnte er nur schlecht die Thränen verbergen, die ihm im Auge quollen.

Großen historischen oder bedeutenden Kunstwert hatte das Bildchen nicht. Es stellte eine Dame in halb spanischer, halb altdeutscher Tracht vor. Ein freundliches, blühendes Gesicht mit klaren, liebevollen Augen, mit feinem, zierlichem Mund und zartem, rundem Kinn trat sehr lebendig aus dem Hintergrund hervor. Die schöne Stirne umzog reiches Haar und ein kleiner Hut, mit weißen buschigten Federn geschmückt, der etwas schalkhaft zur Seite saß. Das Gewand, das nur den schönen, zierlichen Hals freiließ, war mit schweren goldenen Ketten umhängt und zeugte ebenso sehr von der Sittsamkeit als dem hohen Stand der Dame.

„Am Ende ist er wohl in das Bild verliebt“, dachte man, „wie Galaf in das der Prinzessin Turandot¹, obgleich mit ungleich geringerer Hoffnung, denn das Bild ist wohl dreihundert Jahre alt und das Original nicht mehr unter den Lebenden.“

Nach einiger Zeit schien aber Tröben nicht mehr der einzige Anbeter des Bildes zu sein. Der Prinz von P. hatte eines Tages mit seinem Gefolge die Galerie besucht. Don Pedro, der Haushofmeister, hatte die umherschreitende Schar der Zuschauer verlassen und besah sich die Gemälde, einsam von Zimmer zu Zimmer wandelnd; doch wie vom Flik gerührt, mit einem Ausruf des Erstaunens war er vor dem Bild jener Dame stehen geblieben. Als der Prinz die Galerie verließ, suchte man den Haushofmeister lange vergebens. Endlich fand man ihn, mit über-

¹ In Schillers „Turandot“ (I. Aufzug, 3. Auftritt).
Hauß. III.

schlagenen Armen, die feurigen Augen halb zgedrückt, den Mund eingepreßt, in tiefer Betrachtung vor dem Bilde.

Man erinnerte ihn, daß der Prinz bereits die Treppe hinabsteige, doch der alte Mann schien in diesem Augenblicke nur für eines Sinn zu haben. Er fragte, wie dies Bild hieher gekommen sei? Man sagte ihm, daß es von einem berühmten Meister vor mehreren hundert Jahren gefertigt und durch Zufall in die Hände der jetzigen Eigentümer gekommen sei.

„O Gott, nein!“ antwortete er. „Das Bild ist neu, nicht hundert Jahre alt; woher, sagen Sie, woher? O, ich beschwöre Sie, wo kann ich sie finden?“

Der Mann war alt und sah zu ehrwürdig aus, als daß man diesen Ausbruch des Gefühls hätte lächerlich finden können; doch als er dieselbe Behauptung wieder hörte, daß das Bild alt und wahrscheinlich von Lukas Cranach selbst gemalt sei, da schüttelte er bedenklich den Kopf.

„Meine Herren“, sprach er und legte beteurend die Hand aufs Herz; „meine Herren, Don Pedro di San Montanjo Ligez hält Sie für ehrenwerte Leute. Sie sind nicht Gemäldeverkäufer und wollen mir dies Bild nicht als alt verkaufen, ich darf durch Ihre Güte diese Bilder sehen, und Sie genießen die Achtung dieser Provinz. Aber es müßte mich alles täuschen oder — ich kenne die Dame, die jenes Bild vorstellt.“ Mit diesen Worten schritt er, ehrerbietig grüßend, aus dem Zimmer.

„Wahrhaftig!“ sagte einer der Eigentümer der Galerie, „wenn wir nicht so genau wüßten, von wem dieses Bild gemalt ist, und wann und wie es in unsern Besitz kam, und welche lange Reihe von Jahren es vorher in G. hing, man wäre versucht, an dieser Dame irre zu werden. Scheint nicht selbst den jungen Fröben irgend eine Erinnerung beinahe täglich vor dieses Bild zu treiben, und dieser alte Don, blizte nicht ein jugendliches Feuer aus seinen Augen, als er gestand, daß er die Donna kenne, die hier gemalt ist? Sonderbar, wie oft die Einbildung ganz vernünftigen Menschen mißspielt; und mich müßte alles täuschen, wenn der Portugiese zum letztenmal hier gewesen wäre.“

3.

Und es traf ein; kaum war die Galerie am folgenden Vormittag geöffnet worden, trat auch schon Don Pedro di San Montanjo Bigez festen, erhabenen Schrittes ein, strich an der langen Bilderreihe vorüber nach jenem Zimmer hin, wo die Dame mit dem Federhute aufgestellt war. Es verdroß ihn, daß der Platz vor dem Bilde schon besetzt war, daß er es nicht allein und einzeln, Zug für Zug mustern konnte, wie er so gerne gethan hätte. Ein junger Mann stand davor, blickte es lange an, trat an ein Fenster, sah hinaus nach dem Flug der Wolken und trat dann wieder zu dem Bilde. Es verdroß den alten Herrn etwas; doch — er mußte sich gedulden.

Er machte sich an andern Bildern zu schaffen, aber, erfüllt von dem Gedanken an die Dame, drehte er alle Augenblicke den Kopf um, zu sehen, ob der junge Herr noch immer nicht gewichen sei, aber er stand wie eine Mauer, er schien in Betrachtung versunken. Der Spanier hustete, um ihn aus den langen Träumen zu wecken; jener träumte fort; er scharrete etwas wenigens mit dem Fuß auf dem Boden, der junge Mann sah sich um, aber sein schönes Auge streifte flüchtig an dem alten Herrn vorüber und haßte dann von neuem auf dem Gemälde.

„San Pedro! San Jago di Capostella!“¹ murmelte der Alte, „welch langweiliger, alberner Dilettante!“ Unmutig verließ er das Zimmer und die Galerie, denn er fühlte, heute sei ihm schon aller Genuß benommen durch Verdruß und Ärger. Hätte er doch lieber gewartet! Den Tag nachher war die Galerie geschlossen, und so mußte er sich achtundvierzig lange Stunden gedulden, bis er wieder zu dem Gemälde gehen konnte, das ihn in so hohem Grade interessierte. Noch ehe die Glocken der Stiftskirche völlig zwölf Uhr geschlagen, stieg er mit anständiger Eile die Treppe hinauf, hinein in die Galerie, dem wohlbekannten Zimmer zu

¹ San Jago di Compostela ist die Hauptstadt des spanischen Galicien und besuchter Wallfahrtsort. In der Kathedrale derselben soll der Leib des Apostels Jakobus (San Jago) begraben liegen.

und, getroffen! er war der erste, war allein, konnte einsam betrachten.

Er schaute die Dame lange mit unverwandten Blicken an, sein Auge füllte nach und nach eine Thräne, er fuhr mit der Hand über die grauen Wimpern. „Laura!“ flüsterte er leise. Da tönte ganz vernehmlich ein Seufzer an seine Ohren, er wandte sich erschrocken um, der junge Mann von vorgestern stand wieder hier und blickte auf das Bild. Verdrüsslich, sich unterbrochen zu sehen, nickte er mit dem Haupt ein flüchtiges Kompliment, der junge Mann dankte etwas freundlicher, aber nicht minder stolz als der Spanier. Auch diesmal wollte der letztere den überflüssigen Nachbar abwarten; aber vergeblich, er sah zu seinem Schrecken, wie jener sogar einen Stuhl nahm, sich einige Schritte vom Gemälde nieder setzte, um es mit gehöriger Ruhe und Bequemlichkeit zu betrachten.

„Der Geck“, murmelte Don Pedro, „ich glaube gar, er will mein graues Haar verhöhnern.“ Er verließ, noch unmutiger als ehedem, das Gemach.

Im Vorjaal stieß er auf einen der Eigentümer der Galerie; er sagte ihm herzlichen Dank für den Genuß, den ihm die Sammlung bereitere, konnte sich aber nicht enthalten, über den jungen Ruhestörer sich etwas zu beklagen. „Herr B.“, sagte er, „Sie haben vielleicht bemerkt, daß vorzüglich eines Ihrer Bilder mich anzog; es interessiert mich unendlich, es hat eine Bedeutung für mich, die — die ich Ihnen nicht ausdrücken kann. Ich kam, so oft Sie es vergönnten, um das Bild zu sehen, freute mich recht, es ungestört zu sehen, weil doch gewöhnlich die Menge nicht lange dort verweilt, und — denken Sie sich, da hat es mir ein junger böser Mensch abgelauert und kömmt, so oft ich komme, und bleibt, mir zum Troste bleibt er stundenlang vor diesem Bilde, das ihn doch gar nichts angeht!“

Herr B. lächelte; denn recht wohl konnte er sich denken, wer den alten Herrn gestört haben mochte. „Das letztere möchte ich denn doch nicht behaupten“, antwortete er; „das Bild scheint den jungen Mann ebenfalls nahe anzugehen, denn es ist nicht das erste Mal, daß er es so lange betrachtet.“

„Wie? Wer ist der Mensch?“

„Es ist ein Herr von Fröben“, fuhr jener fort, „der sich seit fünf, sechs Monaten hier aufhält, und seit er das erste Mal jenes Bild gesehen, eben jene Dame mit dem Federhut, das auch Sie besuchen, kommt er alle Tage regelmäßig zu dieser Stunde, um das Bild zu betrachten. Sie sehen also zum wenigsten, daß er Interesse an dem Bilde nehmen muß, da er es schon so lange besucht.“

„Herr! sechs Monate?“ rief der Alte. „Nein, dem habe ich bitter Unrecht gethan in meinem Herzen, Gott mag es mir verzeihen; ich glaube gar, ich habe ihn unhöflich behandelt im Unmut. Und ist ein Cavalier, sagen Sie? Nein, man soll von Pedro de Ligez nicht sagen können, daß er einen fremden Mann unhöflich behandelte. Ich bitte, sagen Sie ihm — doch, lassen Sie das, ich werde ihn wieder treffen und mit ihm sprechen.“

4.

Als er den andern Tag sich wieder einfand und Fröben schon vor dem Gemälde traf, trat er auch hinzu mit recht freundlichem Gesicht; als aber der junge Mann ehrerbietig auf die Seite wich, um dem alten Herrn den bessern Platz einzuräumen, verbeugt' sich dieser höflich grüßend und sprach: „Wenn ich nicht irre, Senator, so hab' ich Sie schon mehrere Male vor diesem Gemälde verweilen sehen. — Da geht es Ihnen wohl gleich mir; auch mir ist dieses Bild sehr interessant, und ich kann es nie genug betrachten.“

Fröben war überrascht durch diese Anrede; auch ihm waren die Besuche des Alten vor dem Bilde aufgefallen, er hatte erfahren, wer jener sei, und nach der steifen, kalten Begrüßung von gestern war er dieser freundlichen Anrede nicht gewärtig. „Ich gestehe, mein Herr“, erwiderte er nach einigem Zögern, „dieses Bild zieht mich vor allen andern an; denn — weil — es liegt etwas in diesem Gemälde, das für mich von Bedeutung ist.“ — Der Alte sah ihn fragend an, als genüge ihm diese Antwort nicht völlig, und Fröben fuhr gefaßter fort: „Es ist wunderbar mit Kunstwerken, besonders mit Gemälden. Es gehen an einem Bilde

oft Tausende vorüber, finden die Zeichnung richtig, geben dem Kolorit ihren Beifall, aber es spricht sie nicht tiefer an, während einem einzelnen aus solch einem Bilde eine tiefere Bedeutung aufgeht; er bleibt gefesselt stehen, kann sich kaum losreißen von dem Anblick, er kehrt wieder und immer wieder, von neuem zu betrachten."

„Sie können recht haben“, sagte der Alte nachdenkend, indem er auf das Gemälde schaute, „aber — ich denke, es ließe sich dies nur von größeren Kompositionen sagen, von Gemälden, in welche der Maler eine tiefere Idee legte. Es gehen viele vorüber, bis die Bedeutung endlich einem aufgeht, der dann den tiefen Sinn des Künstlers bewundert. Aber — sollte man dies von solchen Köpfen behaupten können?“

Der junge Mann errötete. „Und warum nicht?“ fragte er lächelnd, „die schönen Formen dieses Gesichtes, die edle Stirne, dieses sinnende Auge, dieser holde Mund, hat sie der Künstler nicht mit tiefem Geiste geschaffen, liegt nicht etwas so Anziehendes in diesen Zügen, daß —“

„O bitte, bitte“, unterbrach ihn der Alte gütig abwehrend; „es war allerdings eine recht hübsche Person, die dem Künstler gezeigten, die Familie hat schöne Frauen.“

„Wie? Welche Familie?“ rief der Jüngling erstaunt, er zweifelte an dem gesunden Verstand des Alten, und doch schienen ihn seine Worte aufs höchste zu spannen. „Dies Bild ist wohl reine Phantasie, mein Herr! Ist zum wenigsten mehrere hundert Jahre alt!“

„Also glauben Sie das Märchen auch?“ flüsterte der Alte. „Unter uns gesagt, diesmal hat die Eigentümer ihr scharfer Blick doch irre geleitet; ich kenne ja die Dame.“

„Um Gotteswillen, Sie kennen sie? Wo ist sie jetzt? Wie heißt sie?“ sprach Tröben heftig bewegt, indem er die Hand des Portugiesen faßte.

„Sage ich lieber, ich habe sie gekannt“, antwortete dieser mit zitternder Stimme, indem er das senchte Auge zu der Dame aufschlug. „Ja, ich habe sie gekannt in Valencia vor zwanzig Jah-

ren; eine lange Zeit! Es ist ja aber niemand anders als Donna Laura Tortosi.“

„Zwanzig Jahre!“ wiederholte der junge Mann traurig und niedergedrückt. „Zwanzig Jahre, nein, sie ist es nicht!“

„Sie ist es nicht?“ fuhr Don Pedro hitzig auf; „nicht, sagen Sie? So können Sie glauben, ein Maler habe diese Züge aus seinem Hirn zusammengepinselft? Doch, ich will nicht ungerecht sein, es war wohl ein tüchtiger Mann, der sie malte, denn seine Farben sind wahr und treu, treu und frisch wie das blühende Leben. Aber glauben Sie, daß ein solcher Künstler aus seiner Phantasie nicht ein ganz anderes Bild erschafft? Finden Sie nicht, ohne die Familie Tortosi zu kennen, daß diese Dame offenbar Familienähnlichkeit haben müsse, Familienzüge, bestimmt und klar von der Natur ausgesprochen; Züge, wie man sie nie in Gemälden der Phantasie, sondern nur bei guten Porträts findet? Es ist ein Porträt, sag' ich Ihnen, Sennor! und bei Gott kein anderes, als das der Donna Laura, wie ich sie vor zwanzig Jahren gesehen in dem lieblichen Valencia.“

„Mein verehrter Herr!“ erwiderte ihm Tröben. „Es gibt Ähnlichkeiten, täuschende Ähnlichkeiten. Man glaubt oft einen Freund sprechend getroffen zu sehen, nur in sonderbarem, veraltetem Kostüm, und wenn man fragt, ist es kein Urahn aus dem Dreißigjährigen Kriege oder überdies gar noch ein Fremder. Ich gebe auch zu, daß dieses Bild sogenannte Familienzüge trage, daß es der lebenswürdigen Donna Laura gleiche, aber dieses Bild, die es ist alt, und so viel weiß man wenigstens aus Registern und Kirchenbüchern, daß es in der Magdalenenkirche zu G. schon seit 150 Jahren hing, durch zufällige Stiftung, nicht auf Bestellung, in die Kirche kam und nach allen Anzeigen von dem deutschen Maler Lukas Cranach gefertigt wurde.“

„So hole der lebendige Satan meine Augen!“ rief Don Pedro ärgerlich, indem er aufsprang und seinen Hut nahm. „Ein Blendwerk der Hölle ist's, sie will mich in meinen alten Tagen noch einmal durch dies Gemälde in Wehmut und Gram versenken.“ Thränen standen dem alten Mann in den Augen, als er mit hastigen, dröhnenden Schritten die Galerie verließ.

5.

Aber dennoch war er auch jetzt nicht zum letztenmal dageswesen. Fröben und er sahen sich noch oft vor dem Bilde, und der Alte gewann den jungen Mann durch sein bescheidenes, aber bestimmtes Urtheil, durch seine liebenswürdige Offenheit, durch sein ganzes Wesen, das seine Erziehung, treffliche Kenntnisse und einen für diese Jahre seltenen Tact verriet, immer lieber. Der Alte war fremd in dieser Stadt, er fühlte sich einsam, dennoch war er der Welt nicht so sehr abgestorben, daß er nicht hin und wieder einen Menschen hätte sprechen mögen. So kam es, daß er sich unvermerkt näher an den jungen Fröben anschloß; zog ihn ja dieser auch dadurch so unbeschreiblich an, daß er ein theures Gefühl mit ihm theilte, nämlich die Liebe zu jenem Bilde.

So kam es, daß er den jungen Mann auf dem Spaziergang gerne begleitete, daß er ihn oft einlud, ihm abends Gesellschaft zu leisten. Eines Abends, als der Speisesaal im „König von England“ ungewöhnlich gefüllt war und rings um die beiden fremde Gäste saßen, so daß sie sich im traulichen Gespräche gehindert fühlten, sprach Don Pedro zu seinem jungen Freund: „Sennor, wenn Ihr anders diesen Abend nicht einer Dame versprochen habt, vor ihrem Gitter mit der Laute zu erscheinen, oder wenn Euch nicht sonst ein Versprechen hindert, so möchte ich Euch einladen, eine Flasche ächten Pietro Ximenes¹ mit mir auszustechen auf meinem Gemach.“

„Sie ehren mich unendlich“, antwortete Fröben, „mich bindet kein Versprechen, denn ich kenne hier keine Dame, auch ist es hiesigen Orts nicht Sitte, abends die Laute zu schlagen auf der Straße oder sich mit der Geliebten am Fenster zu unterhalten. Mit Vergnügen werde ich Sie begleiten.“

„Gut; so geduldet Euch hier noch eine Minute, bis ich mit Diego die Zurichtung gemacht; ich werde Euch rufen lassen.“

Der Alte hatte diese Einladung mit einer Art von Feierlich-

¹ Ein geschätzter Malagawein aus gewelkten Trauben.

feit gesprochen, die Fröben sonderbar auffiel. Jetzt erst entjann er sich auch, daß er noch nie auf Don Pedro's Zimmer gewesen, denn immer hatten sie sich in dem allgemeinen Speisesaal des Gasthofs getroffen. Doch aus allem zusammen glaubte er schließen zu müssen, daß es eine besondere Höflichkeit sei, die ihm der Portugiese durch diese Einführung bei sich erzeigen wolle. Nach einer Viertelstunde erschien Diego mit zwei silbernen Armleuchtern, neigte sich ehrerbietig vor dem jungen Mann und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Fröben folgte ihm und bemerkte, als er durch den Saal ging, daß alle Trinkgäste neugierig ihm nachschauten und die Köpfe zusammensteckten. Im ersten Stock machte Diego eine Flügelthüre auf und winkte dem Gast, einzutreten. Ueberascht blieb dieser auf der Schwelle stehen. Sein alter Freund hatte den Frack abgelegt, ein schwarzes geschlitztes Wams mit roten Buffen angezogen, einen langen Degen mit goldenem Griff umgeschmalkt, und ein dunkelroter Mantillo fiel ihm über die Schultern. Feierlich schritt er seinem Gast entgegen und streckte seine dürre Hand aus den reichen Manschetten hervor, ihn zu begrüßen. „Seid mir herzlich willkommen, Don Fröbenio“, sprach er, „stoßet Euch nicht an diesem prunklosen Gemach; auf Reisen, wie Ihr wißt, fügt sich nicht alles wie zu Hause. Weicher allerdings geht es sich in meinem Saale zu Lissabon, und meine Diwans sind echt maurische Arbeit; doch setzet Euch immer zu mir auf dies schmale Ding, Sofa genannt; ist doch der Wein des Herrn Schwaderer echt und gut; seht Euch.“

Er führte unter diesen Worten den jungen Mann zu einem Sofa; der Tisch vor diesem war mit Konfitüren und Wein besetzt; Diego schenkte ein und brachte Zündstoc und Zigarren.

„Schon lange“, hub dann Don Pedro an, „schon lange hätte ich gerne einmal so recht vertraulich zu Euch gesprochen, Don Fröbenio, wenn Ihr anders mein Vertrauen nicht gering achtet. Sehet, wenn wir uns oft zur Mittag'stunde vor Laura's Bildnis trafen, da habe ich Euch, wenn Ihr so recht versunken waret in Anschauung, aufmerksam betrachtet und, vergebt mir, wenn meine alten Augen einen Diebstahl an Euren Augen begingen, ich bemerkte, daß der Gegenstand dieses Gemäldes noch höheres Inter-

esse für Euch haben müßte und eine tiefere Bedeutung, als Ihr mir bisher gestanden.“

Fröben errötete; der Alte sah ihn so scharf und durchdringend an, als wollte er im innersten Grund seiner Seele lesen. „Es ist wahr“, antwortete er, „dieses Bild hat eine tiefe Bedeutung für mich, und Sie haben recht gesehen wenn Sie glauben, es sei nicht das Kunstwerk, was mich interessiere, sondern der Gegenstand des Gemäldes. Ach, es erinnert mich an den sonderbarsten, aber glücklichsten Moment meines Lebens! Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen sage, daß ich einst ein Mädchen sah, das mit diesem Bild täuschende Ähnlichkeit hatte; ich sah sie nur einmal und nie wieder, und darum gehört es zu meinem Glück, wenigstens ihre holden Züge in diesem Gemälde wieder aufzufuchen.“

„O Gott! das ist ja auch mein Fall!“ rief Don Pedro.

„Doch lachen werden Sie“, fuhr Fröben fort, „wenn ich gestehe, daß ich nur von einem Teil des Gesichtes dieser Dame sprechen kann. Ich weiß nicht, ist sie blond oder braun, ist ihre Stirne hoch oder nieder, ist ihr Auge blau oder dunkel, ich weiß es nicht! Aber die zierliche Nase, dieser liebliche Mund, diese zarten Wangen, dieses weiche Kinn finde ich auf dem geliebten Bilde, wie ich es im Leben geschaut!“

„Sonderbar! — Und diese Formen, die sich dem Gedächtnis weniger tief einzudrücken pflegen, als Auge, Stirn und Haar, diese sollten, nachdem Ihr nur einmal sie gesehen, so lebhaft in Eurer Seele stehen?“

„O Don Pedro!“ sprach der Jüngling bewegt. „Einen Mund, den man einmal geküßt hat, einen solchen Mund vergißt man so leicht nicht wieder. Doch, ich will erzählen, wie es mir damit ergangen.“

„Halt ein, kein Wort!“ unterbrach ihn der Spanier. „Ihr würdet mich für sehr schlecht erzogen halten müssen, wollte ich einem Cavalier sein Geheimnis entlocken, ohne ihm das meine zuvor als Pfand gegeben zu haben. Ich will Euch erzählen von der Dame, die ich in jenem sonderbaren Bild erkannte, und wenn Ihr mich dann Eures Vertrauens würdig achtet, so möget Ihr mir mit Eurer Geschichte vergelten. Doch, Ihr trinket ja gar

nicht; es ist echter spanischer Wein, und ihn müßt Ihr trinken, wenn Ihr mit mir Valencia besuchen wollt."

Sie tranken von dem begeisternden Pietro Kimenes, und der Alte hub an:

6.

„Sennor, ich bin in Granada geboren. Mein Vater kommandierte ein Regiment, und er und meine Mutter stammten aus den ältesten Familien dieses Königreichs. Ich wurde im Christentum und allen Wissenschaften erzogen, die einen Edelmann zieren, und mein Vater bestimmte mich, als ich zwanzig Jahre alt und gut gewachsen war, zum Soldaten. Aber er war ein Mann, streng und ohne Rücksicht im Dienste, und weil er die Zärtlichkeit meiner Mutter für mich kannte und fürchtete, sie möchte ihn oft verhindern, mich meine Pflicht gehörig vollbringen zu machen, beschloß er, mich zu einem andern Regiment zu schicken, und seine Wahl fiel auf Pampeluna, wo mein Oheim kommandierte. Ich lernte dort den Dienst sorgfältig und genau und brachte es in den folgenden zehn Jahren bis zum Kapitän. Als ich dreißig alt war, wurde mein Oheim nach Valencia versetzt. Er hatte Einfluß und wußte zu bewirken, daß ich ihm schon nach einem halben Jahr als Adjutant folgen konnte. Als ich aber in Valencia ankam, hatte sich in meines Oheims Hausweien vieles geändert. Er war schon längst, noch in Pampeluna, Witwer geworden. In Valencia lernte er eine reiche Witwe kennen und hatte sie einige Wochen früher, als ich bei ihm eintraf, geheiratet. Sie können denken, wie ich überrascht war, als er mir eine ältliche Dame vorstellte und sie seine Gemahlin nannte; meine Überraschung stieg aber und gewann an Freude, als er auch ein Mädchen, schön wie der Tag, herbeiführte und sie seine Tochter Laura, meine Kousine, nannte. Ich hatte bis zu jenem Tage nicht geliebt, und meine Kameraden hatten mich oft deshalb Pedro el petro (den steinernen Pedro) genannt; aber dieser Stein zererschmolz wie Wachs von den feurigen Blicken Lauras.

„Ihr habt sie gesehen, Don Tröbenio, jenes Bild gibt ihre himmlischen Züge wieder, wenn es anders einem irdischen Künst-

ler möglich ist, die wundervollen Werke der Natur zu erreichen. Ach, gerade so trug sie ihr Haar, so mutig wie auf jenem Gemälde hatte sie das Hütchen mit den wallenden Federn aufgesetzt, und wenn sie ihr dunkles Auge unter den langen Wimpern aufschlug, so war es, als ob die Pforten des Himmels sich öffneten und ein leuchtender Engel freundlich herabgrüße.

„Meine Liebe, Sennor, war eine freundige; ich konnte ja täglich um sie sein; jene Schranken, die in meinem Vaterlande gewöhnlich die Liebenden trennen und die Liebe schmerzlich, ängstlich, gramvoll und ver schlagen machen, jene Schranken trennten uns nicht. Und wenn ich in die Zukunft sah, wie lachend erschien sie mir! Mein Oheim liebte mich wie seinen Sohn; verstand ich seine Winke recht, so schien es ihm nicht unangenehm, wenn ich mich um seine Tochter bewerbe; und von meinem Vater konnte ich kein Hinderniß erwarten, denn Laura stammte aus edlem Blute, und der Reichtum ihrer Mutter war bekannt. Wie mächtig meine Liebe war, könnt Ihr schon daraus sehen, daß ich da liebte, wo es so gänzlich ohne Not und Jammer abging. Denn gewöhnlich entsteht die Liebe aus der angenehmen Bemerkung, daß man der Geliebten vielleicht nicht mißfallen habe; wie Feuer unter den Dächern fortschleicht und, durch eine Mauer aufgehalten, plötzlich verzehrend nieder in das Haus und prasselnd auf zum Himmel schlägt, so die Liebe. Die kleine Reigung wächst. Die unüberwindlich scheinenden Hindernisse spornen an; man glaubt, eine Glut zu fühlen, die nur im Arm der Geliebten sich abkühlen kann. Man spricht die Dame am Gitter, man schickt ihr Briefe durch die Jose, man malt im Traume und Wachen ihr Bild, ihre Gestalt so reizend sich vor, denn bisher sah man sie nicht anders als im Schleier und der verhüllenden Mantilla. Endlich, sei es durch List oder Gewalt, fallen die Schranken. Man fliegt herbei, führt die Errungene zur Kirche und — besiehet sich nachher den Schatz etwas genauer. Wie aus dem schönen Wiesengrund, der nur ein Teppich ist, über ein sumpfig Moorland gedeckt, wenn du wie auf fester Erde anschreitest, deine Füße einsinken und Quellen aus der Tiefe rieseln; so hier. Alle Augenblicke zeigt sich eine neue Laune bei der Dame, alle Tage lüftet

sie Schleier und Mantilla ihres Herzens freier, und am Ende stindest du lieber wieder an dem Gitter, Liebesklagen zu singen, um — nie wiederzukehren.“

7.

„Bei Gott, Ihr seid ein scharfer Kritiker“, erwiderte Tröben errötend; „es liegt in dem, was Ihr saget, etwas Wahres, aber ganz so? Nein, da müßte ja jener Götterfunke, der zündend ins Herz schlägt, jener selige Augenblick, wo die Hälfte einer Minute zum Verständnis hinreicht, müßte lügen, und doch glaube ich an seine himmlische Abkunft. O! ist es mir denn besser ergangen?“

„Ich verstehe, was Ihr sagen wollt“, sprach Don Pedro; „jener Moment ist himmlisch schön, aber beruht gar oft auf bitterer Täuschung. Höret weiter; mich reizten, mich hinderten keine Schranken, und dennoch liebte ich so warm als irgend ein junger Cavalier in Spanien. Das einzige Hindernis konnte Lauras Herz sein, und — ihr Auge hatte mir ja schon oft gestanden, daß es dem meinigen gerne begegne. Alle jene kleinen Beweise meiner Zärtlichkeit, wie man sie in diesem Zustand gibt, nahm Donna Laura gütig auf, und nach einem Vierteljahre erlaubte sie mir, ihr meine Liebe zu gestehen. Die Eltern hatten die Sache längst bemerkt; mein Oheim gab mir seine Einwilligung und sagte, er habe für mich wegen guter Dienste, die ich geleistet, beim König um ein Majorspatent nachgesucht. Mit der Nachricht meines Steigens sollte ich dem Vater meine Liebe gestehen und ihn um Einwilligung bitten. Ich gelobte es; ach! warum habe ich's gethan? Sollte man nicht immer einen Dämon hinter sich glauben, der uns das Glück wie ein schönes Spielzeug gibt, nur um es plötzlich zu zerbrechen?“

„Ich hatte bald nach der Gewißheit meines Glückes mit einem Hauptmann aus einem Schweizer-Regiment Bekanntschaft gemacht, den ich lieb gewann und täglich in mein Haus führte. Es war ein schöner blonder Jüngling, mit klaren blauen Augen, von weißer Haut und roten Wangen. Er hätte zu weich für einen Soldaten ausgehien, wenn nicht berühmte Waffenthaten, die er ausgeführt, in aller Munde lebten. Um so gefährlicher war er

für die Frauen. Seine ganze Erscheinung war so neu in diesem Lande, wo die Sonne die Gesichter dunkel färbt, wo unter schwarzem Haar schwarze Augen blitzen; und wenn er von den Eisbergen, von dem ewigen Schnee seiner Heimat erzählte, so lauschte man gerne auf seine Rede, und manche Dame mochte schon den Versuch gemacht haben, das Eis seines Herzens zu zerschmelzen.

„Eines Morgens kam ein Freund zu mir, der um meine Liebe zu Laura wußte, und gab mir in allerlei geheimnißvollen Reden zu verstehen, ich möchte entweder auf der Hut sein oder ohne das Majorspatent meine Base heiraten, indem sonst noch manches sich ereignen könnte, was mir nicht angenehm wäre. Ich war betreten, forschte näher und erfuhr, daß Donna Laura bei einer verheirateten Freundin hie und da mit einem Mann zusammenkomme, der in einen Mantel verhüllt ins Haus schleiche. Ich entließ den Freund und dankte ihm. Ich glaubte nichts davon, aber ein Stachel von Eifersucht und Mißtrauen war in mir zurückgeblieben. Ich dachte nach über Lauras Betragen gegen mich, ich fand es unverändert; sie war hold, gütig gegen mich wie zuvor, ließ sich die Hand, wohl auch den schönen Mund küssen — aber dabei blieb es auch; denn jetzt erst fiel mir auf, wie kalt sie immer bei meiner Umarmung war, sie drückte mir die Hand nicht wieder, wenn ich sie drückte, sie gab mir keinen Kuß zurück.

„Zweifel quälten mich; der Freund kam wieder, schürte durch bestimmtere Nachrichten das Feuer mächtiger an, und ich beschloß bei mir, die Schritte meiner Dame aufmerksamer zu bewachen. Wir speisten gewöhnlich zusammen, der Oheim, die Tante, meine schöne Base und ich. Am Abend des Tages, als mein Freund zum zweitenmal mich gewarnt, fragte die Tante bei Tische ihre Tochter, ob sie ihr Gesellschaft leisten werde auf dem Balkon?

„Sie antwortete, sie habe ihrer Freundin einen Besuch zugesagt. Unwillkürlich mochte ich sie dabei schärfer angesehen haben, denn sie schlug die Augen nieder und errötete. Sie ging eine Stunde, ehe die Nacht einbrach, zu jener Dame. Als es dunkel wurde, schlich ich mich an jenes Haus und hielt Wache; rasende Eifersucht kam über mich, als ich die Straße herauf, nahe an die Häuser gedrückt, eine verhüllte Gestalt schleichen sah. Ich stellte

mich vor die Hausthüre, die Gestalt kam näher und wollte mich sanft auf die Seite schieben. Aber ich faßte sie am Gewand und sprach: ‚Sennor, wer Ihr auch seid, in diesem Augenblick glaube ich einen Mann von Ehre vor mir zu haben, und bei Eurer Ehre fordere ich Euch auf, steht mir Rede.‘

„Bei dem ersten Ton meiner Stimme sah ich ihn zusammenschrecken; er besann sich eine kleine Weile und entgegnete dann: ‚Was soll es?‘

„Schwört mir bei Eurer Ehre,‘ fuhr ich fort, ‚daß Ihr nicht wegen Donna Laura de Tortosi in dieses Haus geht.‘

„„Wer erkühnt sich, mir über meine Schritte Rechenschaft abzufordern?“ rief er mit dumpfer, verstellter Stimme. An seiner Aussprache merkte ich, daß er ein Fremder sein müsse; eine düstere Ahnung ging in meiner Seele auf; ‚der Kapitän de San Montanjo wagt es,‘ antwortete ich und riß ihn, ehe er sich dessen versah, den Mantel vom Gesicht — es war mein Freund Tannenfee, der Schweizer.

„Er stand da wie ein Verbrecher, keines Wortes mächtig. Aber ich hatte meinen Degen blank gezogen, und sprachlos vor Wut deutete ich ihm an, daselbe zu thun. ‚Ich habe keine Waffen bei mir, als einen Dolch,‘ erwiderte er. Schon war ich willens, ihm ohne Zögern den Degen in den Leib zu rennen; aber als er so regungslos auf alles gefaßt vor mir stand, konnte ich das Schreckliche nicht vollbringen. Ich behielt noch so viel Fassung, daß ich ihn bestimmte, am andern Morgen vor dem Thor der Stadt mir Rechenschaft zu geben. Die Thüre hielt ich besetzt; er jagte zu und ging.

„Noch lange hielt ich Wache, bis endlich die Sänfte für Laura gebracht wurde, bis ich sie einsteigen sah; dann folgte ich ihr langsam nach Hause. Die Qualen der Eifersucht ließen mich keinen Schlaf auf meinem Lager finden, und so hörte ich, wie sich um Mitternacht Schritte meiner Thüre näherten. Man pochte an; verwundert warf ich meinen Mantel um und schloß auf; es war die alte Dienerin Lauras, die mir einen Brief übergab und eilends wieder davonging.

„Sennor! Gott möge Euch vor einem ähnlichen Brief in

Gnaden bewahren! Sie gestand mir, daß sie den Schweizer längst geliebt habe, als sie mich noch gar nicht kannte. Daß sie aus Furcht vor dem Zorn ihrer Mutter, die alle Fremden hasse, ihn immer zurückgehalten, um sie zu werben; daß sie, von den Drohungen meiner Tante genötigt, meine Anträge sich habe gefallen lassen. Sie nahm alle Schuld auf sich, sie schwur mit den heiligsten Eiden, daß Tannensee mir oft habe alles gestehen wollen, und nur durch ihr Flehen, durch ihre Furcht, nachher strenger verwahrt zu werden, sich habe zurückhalten lassen. Sie deutete mir ein schreckliches Geheimniß an, das die Ehre der Familie beslecken werde, wenn ich ihr und dem Hauptmann nicht zur Flucht verhelpe. Sie beschwor mich, von meinem Streit abzustehen, denn wenn er falle, so bleibe ihr, seiner Gattin, nichts übrig, als sich das Leben zu nehmen. Sie schloß damit, meine Großmuth anzurufen, sie werde mich ewig achten, aber niemals lieben.

„Ihr werdet gestehen, daß ein solcher Brief gleich kaltem Wasser alle Flammen der Liebe löschen kann; er löschte sogar zum Teil meinen Zorn. Aber vergeben konnte ich es meiner Ehre nicht, daß ich betrogen war, darum stellte ich mich zur bestimmten Stunde auf dem Kampfsplatz ein. Der Kapitän mochte tief fühlen, wie sehr er mich beleidigt; obgleich er ein besserer Fechter war als ich, verteidigte er sich nur, und nicht seine Schuld ist es, daß ich meine Hand, hier zwischen Daumen und Zeigfinger, in seinen Degen rannte, so daß ich außer stand war, weiter zu fechten. Ich gab ihm, während ich verbunden wurde, Lauras Brief. Er las, er bat mich flehend, ihm zu vergeben; ich that es mit schwerem Herzen.“

„Die Geschichte meiner Liebe ist zu Ende, Don Fröbenio, denn fünf Tage darauf war Donna Laura mit dem Schweizer verschwunden.“

„Und mit Ihrer Hülfe?“ fragte Fröben.

„Ich half, so gut es ging. Freilich war der Schmerz meiner Tante groß; aber in diesen Umständen war es besser, sie sah ihre Tochter nie wieder, als daß Unchre über das Haus kam.“

„Edler Mann! Wie unendlich viel muß Sie dies gekostet haben! Wahrhaftig, es war eine harte Prüfung.“

„Das war es“, antwortete der Alte mit düsterem Lächeln. „Anfangs glaubte ich, diese Wunde werde nie vernarben; die Zeit thut viel, mein Freund! Ich habe sie nie wiedergesehen, nie von ihnen gehört, nur einmal nannten die Zeitungen den Obrist Tannensee als einen tapfern Mann, der unter den Truppen Napoleons in der Schlacht von Brienne¹ dem Feinde langen Widerstand gethan habe. Ob es derselbe ist, ob Laura noch lebt, weiß ich nicht zu sagen.“

„Als ich aber in diese Stadt kam, jene Galerie besuchte und nach zwanzig langen Jahren meine Laura wiedererblickte, ganz so, wie sie war in den Tagen ihrer Jugend, da brachen die alten Wunden wieder auf und — nun, Ihr wißt, daß ich sie täglich besuche.“

8.

Mit umständlicher Gravität, wie es dem Haushofmeister eines p...schen Prinzen, einem Mann aus altkastilischem Geschlechte geziemte, hatte Don Pedro di San Montanjo-Vigez seine Geschichte vorgetragen. Als er geendet, trank er einigen Xeres, lüftete den Hut, strich sich über Stirne und Kinn und jagte zu dem jungen Mann an seiner Seite: „Was ich wenigen Menschen vertraut, habe ich Euch umständlich erzählt, Don Fröbenio, nicht, um Euch zu locken, mir mit gleichem Vertrauen zu erwidern, obgleich Euer Geheimnis so sicher in meiner Brust ruhte als der Staub der Könige von Spanien in Eldorado — obgleich ich gespannt bin, zu wissen, inwiefern Euch jene Dame interessiert — aber Neugier ziemt dem Alter nicht, und damit gut.“

Fröben dankte dem Alten für seine Mitteilung. „Mit Vergnügen werde ich Ihnen meinen kleinen Roman zum besten geben“, jagte er lächelnd, „er betrifft keiner Dame Geheimnisse und endet schon da, wo andere anfangen. Aber wenn Sie erlauben, werde ich morgen erzählen, denn für heute möchte es wohl zu spät sein.“

¹ Bei Brienne wurde Napoleon I am 29. Januar 1814 von Blücher in blutiger Schlacht besiegt.

„Ganz nach Gurer Bequemlichkeit“, erwiderte der Don, seine Hand drückend; „Gur Vertrauen werde ich zu ehren wissen.“ So schieden sie; der Spanier begleitete den jungen Mann höflich bis an die Schwelle seines Vorzimmers, und Diego leuchtete ihm bis in die Straße. Nach seiner Gewohnheit ging Fröben den Tag nachher in die Galerie; er stand lange vor dem Bilde, und wirklich dachte er an diesem Tage mehr an den Alten, denn an die gemalte Dame; aber er wartete über eine Stunde — der Alte kam nicht. Er ging mit dem Schlag zwei Uhr in die Anlagen, ging langsamen Schrittes um den See, vorbei an schönen Equipagen, noch schöneren Damen, vorbei an unzähligen Direktoren und Lieutenants, zog oft sein Fernglas und schaute die lange Promenade hinab, aber die ehrwürdige Gestalt seines alten Freundes wollte sich nicht zeigen; umsonst schaute er nach den dünnen schwarzen Beinen, nach dem spitzen Hut, umsonst nach Diego in den bunten Kleidern mit Sonnenschirm und Regenmantel: er war nicht zu sehen.

„Sollte er krank geworden sein?“ fragte er sich, und unwillkürlich ging er nach dem Schloßplatz hin und nach dem Gasthof zum König von England, um Don Pedro zu besuchen. „Fort ist die ganze Wirtschaft, auf und davon“, antwortete auf seine Frage der Oberkellner. „Gestern abend noch bekam der Prinz Depeschen, und heute vormittag sind Seine Hoheit nebst Gefolge in sechs Wagen nach W. abgereist; der Haushofmeister, er fuhr im zweiten, hat für Sie eine Karte hier gelassen.“

Begierig griff Fröben nach diesem letzten Freundeszeichen. Es war nur Don Pedro di San Montanjo-Ligez, Major Rio di S. M. etc., darauf zu lesen. Verdrüsslich wollte Fröben diesen kalten Abschied einstecken, da gewahrte er auf der Rückseite noch einige Worte mit der Bleifeder geschrieben, er las: „Lebt wohl, teurer Don Fröbenio; Eure Geschichte müßt Ihr mir schuldig bleiben; grüßet und küßet Donna Laura.“

Er lächelte über den Auftrag des alten Herrn, und doch, als er in den nächsten Tagen wieder vor dem Bilde stand, war er wehmütiger als je, denn es war in seinem Leben eine Lücke entstanden durch Don Pedros Abreise. Er hatte sich so gerne mit

dem guten Alten unterhalten, er hatte seit langer Zeit zum erstenmal wieder in einem genaueren Verhältnis mit Menschen gelebt, und deutlicher als je fühlte er jetzt, daß nur der Einsame, der Hoffnungslose ganz unglücklich ist. Wäre das Bild nicht gewesen, das ihn mit seinem eigentümlichen Zauber zurückhielt, schon längst hätte er Stuttgart verlassen, das sonst keine Reize für ihn hatte. Als ihm daher eines Tages die Herren Boijserée die treue Kopie jenes lieben Bildes, ein lithographirtes Blatt, zeigten und ihn damit beschenkten, nahm er es als einen Wink des Schicksals auf, verabschiedete sich von dem Urbild, packte die Kopie sorgfältig ein und verließ diese Stadt so stille, als er sie betreten hatte.

9.

Sein Aufenthalt in Stuttgart hatte nur dem Bilde gegolten, das er in jener Galerie gefunden. Er war, als er die Hauptstadt Württembergs berührte, auf einer Reise nach dem Rhein begriffen, und dahin zog er nun weiter. Er gestand sich selbst, daß ihn die letzten Monate beinahe allzu weich gemacht hatten. Er fühlte nicht ohne Beschämung und leises Schaudern, daß sein Trübsinn, sein ganzes Dichten und Trachten schon nahe an Narrheit gestreift hatten. Er war zwar unabhängig, hatte dieses Jahr noch zu Reisen bestimmt, ohne sich irgend einen festen Plan, ein Ziel zu setzen; er wollte diese lange Unterbrechung seiner Reise auf die angenehme Lage der Stadt, auf die herrlichen Umgebungen schieben. Aber hatte er denn wirklich jene Stadt so angenehm gefunden? Hatte er Menschen aufgesucht, kennen gelernt? Hatte er sie nicht vielmehr gemieden, weil sie seine Einsamkeit, die ihm so lieb geworden, störten? Hatte er die herrlichen Umgebungen genossen? „Nein“, sagte er lächelnd zu sich, „man wäre versucht, an Zauberei zu glauben! Ich habe mich betragen wie ein Thor! Habe mich eingeschlossen in mein Zimmer, um zu lesen. Und habe ich denn wirklich gelesen? Stand nicht ihr Bild auf jeder Seite? Gingen meine Schritte weiter als zu ihr oder um einmal allein unter dem Gewühl der Menge auf und ab zu gehen? Ist es nicht schon Kaserei, auf so langen Wegen einem Schatten nach-

zujagen, jedes Mädchengesicht aufmerksam zu betrachten, ob ich nicht den holden Mund der unbekanntem Geliebten wiedererkenne?"

So schalt sich der junge Mann, glaubte recht feste Vorsätze zu fassen und — wie oft, wenn sein Pferd langsamer bergan geschritten war, vergaß er oben, es anzutreiben, weil seine Seele auf anderen Wegen schweifte; wie oft, wenn er abends sein Gepäck öffnete und ihm die Rolle in die Hände fiel, entfaltete er unwillkürlich das Bild der Geliebten und vergaß, sich zur Ruhe zu legen.

Aber die reizenden Gebirgsgegenden am Neckar, die herrlichen Thäler von Mannheim, Worms, Mainz verfehlten auch auf ihn den eigentümlichen Eindruck nicht. Sie zerstreuten ihn, sie füllten seine Seele mit neuen, freundlichen Bildern. Und als er eines Morgens von Bingen aufbrach, stand nur ein Bild vor seinem Auge, ein Bild, das er noch heute erblicken sollte. Fröben hatte mit einem Landsmann Frankreich und England bereist, und aus dem Gesellschafter war ihm nach und nach ein Freund erwachsen. Zwar mußte er, wenn er über ihre Freundschaft nachdachte, sich selbst gestehen, daß Übereinstimmung der Charaktere sie nicht zusammenführte; doch oft pflegt es ja zu geschehen, daß gerade das Ungleiche sich heißer liebt als das Ähnliche. Der Baron von Faldner war etwas roh, ungebildet, selbst jene Reise, das bewegte Leben zweier Hauptstädte, wie Paris und London, hatte nur seine Außenseite etwas abschleifen und mildern können. Er war einer jener Menschen, die, weil sie durch fremde oder eigene Schuld gewählte Lektüre, feinere, tiefere Kenntnisse und die bildende Hand der Wissenschaften verschmähten, zu der Überzeugung kamen, sie seien praktische Menschen, d. h. Leute, die in sich selbst alles tragen, um was sich andere, es zu erlernen, abmühen; die einen natürlichen Begriff von Ackerbau, Viehzucht, Wirtschaft und dergleichen haben und sich nun für geborene Landwirte, für praktische Haushälter ansehen, die auf dem natürlichsten Wege das zu erreichen glauben, was die Masse in Büchern sucht. Dieser Egoismus machte ihn glücklich, denn er sah nicht, auf welchen schwachen Stützen sein Wissen beruhte; noch glücklicher wäre er wohl gewesen, wenn diese Eigenliebe bei den Geschäften stehen geblieben wäre, aber er trug sie mit sich, wohin

er ging, erteilte Rat, ohne welchen anzunehmen, hielt sich, was man ihm nicht gerade nachsagte, für einen klugen Kopf und ward durch dieses alles ein unangenehmer Gesellschafter und zu Hause vielleicht ein kleiner Tyrann, aus dem einfachen Grund, weil er klug war und immer recht hatte.

„Ob er wohl sein Sprüchwort noch an sich hat?“ fragte sich Fröben lächelnd. „Das unabwendbare: ‚Das habe ich ja gleich gesagt!‘ Wie oft, wenn er am wenigsten daran dachte, daß etwas gerade so geschehen werde, wie oft sagte er mich da bei der Hand und schrie: ‚Freund Fröben, sag’ an, hab’ ich es nicht schon vor vier Wochen gesagt, daß es so kommen würde? Warum habt Ihr mir nicht gefolgt?‘ Und wenn ich ihm sonnenklar bewies, daß er zufällig gerade das Gegenteil behauptet habe, so ließ er sich unter keiner Bedingung davon abbringen und grollte drei, vier Tage lang.“

Fröben hoffte, Erfahrung und die schöne Natur um ihn her werden seinen Freund weiser gemacht haben. An einer der reizendsten Stellen des Rheinthal’s, in der Nähe von Raab, lag sein Gut, und je näher der Reisende herabkam, desto freudiger schlug sein Herz über alle diese Herrlichkeit der Berge und des majestätischen Flusses, um so öfter sagte er zu sich: „Alein! er muß sich geändert haben, in diesen Umgebungen kann man nur hingehend, nur freundlich und teilnehmend sein, und im Genuß dieser Aussicht muß man vergessen, wenn man auch wirklich recht hat, was bei ihm leider der seltenere Fall ist.“

10.

Gegen Abend langte er auf dem Gute an; er gab sein Pferd vor dem Hause einem Diener, fragte nach seinem Herrn und wurde in den Garten gewiesen. Dort erkannte er schon von weitem Gestalt und Stimme seines Freundes. Er schien in diesem Augenblick mit einem alten Mann, der an einem Baum mit Graben beschäftigt war, heftig zu streiten. „Und wenn Ihr es auch hundert Jahre nach dem alten Schlendrian gemacht habt, statt fünfzig, so muß der Baum doch so herausgenommen werden, wie ich sagte.“

Nur frisch daran, Alter; es kommt bei allem nur darauf an, daß man klug darüber nachdenkt.“ Der Arbeiter setzte heutzend die Mühe auf, betrachtete noch einmal mit wehmütigem Blick den schönen Apfelbaum und stieß dann schnell, wie es schien, unmutig, den Spaten in die Erde, um zu graben. Der Baron aber pfeif ein Liedchen, wandte sich um, und vor ihm stand ein Mensch, der ihn freundlich anlächelte und ihm die Hand entgegenstreckte. Er sah ihn verwundert an. „Was steht zu Dienst?“ fragte er kurz und schnell.

„Kennst du mich nicht mehr, Faldner?“ erwiderte der Fremde. „Solltest du bei deiner Baumschule London und Paris so ganz vergessen haben?“

„Ist's möglich, mein Fröben!“ rief jener und eilte, den Freund zu umarmen. „Aber mein Gott, wie hast du dich verändert, du bist so bleich und mager; das kommt von dem vielen Sitzen und Arbeiten; daß du auch gar keinen Rat befolgst, ich habe dir ja doch immer gesagt, es taue nicht für dich.“

„Freund!“ entgegnete Fröben, den dieser Empfang unwillkürlich an seine Gedanken unterwegs erinnerte; „Freund, denke doch ein wenig nach; hast du mir nicht immer gesagt, ich taue nicht zum Landwirt, nicht zum Forstmann und dergleichen und ich müßte eine juridische oder diplomatische Laufbahn einschlagen?“

„Ach, du guter Fröben“, sagte jener zweideutig lächelnd, „so laborierst du noch immer an einem kurzen Gedächtnis? Sagte ich nicht schon damals —“

„Bitte, du hast recht, streiten wir nicht!“ unterbrach ihn sein Gast. „Laß uns lieber Vernünftigeres reden, wie es dir erging, seit wir uns nicht sahen, wie du lebst.“

Der Baron ließ Wein in eine Laube setzen und erzählte von seinem Leben und Treiben. Seine Erzählung bestand beinahe in nichts als in Klagen über schlechte Zeit und die Thorheit der Menschen. Er gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er es in den wenigen Jahren mit seinem hellen Kopf und den Kenntnissen, die er auf Reisen gesammelt, in der Landwirtschaft weit gebracht habe. Aber bald hatten ihm seine Nachbarn ungerufen dies oder jenes abgeraten, bald hatte er unbegreifliche Widerspenstigkeit

unter seinen Arbeitern selbst gefunden, die alles besser wissen wollten als er und in ihrer Verblendung sich auf lange Erfahrung stützten. Kurz, er lebte, wie er gestand, ein Leben voll ewiger Sorgen und Mühen, voll Haber und Zorn, und einige Prozesse wegen Grenzstreitigkeiten verbitterten ihm noch die wenigen frohen Stunden, die ihm die Besorgung seines Gutes übrigließ. „Armer Freund!“ dachte Fröben unter dieser Erzählung. „So reitest du noch das selbe Steckenpferd, und es geht wie der wildeste Kenner mit dir durch, ohne daß du es zügeln kannst?“

Doch die Reihe zu erzählen kam auch an den Gast, und er konnte seinem Freund in wenigen Worten sagen, daß er an einigen Höfen bei Gesandtschaften eingeteilt gewesen sei, daß er sich überall schlecht unterhalten, einen langen Urlaub genommen habe und jetzt wieder ein wenig in der Welt umherziehe.

„Du Glücklicher!“ rief Faldner. „Wie beneide ich dir deine Verhältnisse; heute hier, morgen dort, kennst keine Fesseln und kannst reisen, wohin und wie lange du willst. Es ist etwas Schönes um das Reisen! Ich wollte, ich könnte auch noch einmal so frei hinaus in die Welt!“

„Nun, was hindert dich denn?“ rief Fröben lachend. „Deine große Wirtschaft doch nicht? Die kannst du alle Tage einem Pächter geben, läßt dein Pferd jatteln und ziehest mit mir!“

„Ach, das verstehst du nicht, Bester!“ erwiderte der Baron verlegen lächelnd. „Einmal, was die Wirtschaft betrifft, da kann ich keinen Tag abwesend sein, ohne daß alles quer geht, denn ich bin doch die Seele des Ganzen. Und dann — ich habe einen dummen Streich gemacht — doch laß das gut sein, es geht einmal nicht mehr mit dem Reisen.“

In diesem Augenblicke kam ein Bedienter in die Laube, berichtete, daß die gnädige Frau zurückgekommen sei und anfragen lasse, wo man den Thee servieren solle?

„Ich denke, oben im Zimmer“, sagte er, leicht errötend, und der Diener entfernte sich.

„Wie, du bist verheiratet?“ fragte Fröben erstaunt. „Und das erfahre ich jetzt erst! Nun, ich wünsche Glück; aber sage mir doch

— ich hätte mir ja eher des Himmels Einfall träumen lassen als diese Neuigkeit; und seit wann?“

„Seit sechs Monaten“, erwiderte der Baron flehentlich und ohne seinen Gast anzusehen; „doch wie kann dich dies so in Erstaunen setzen? Du kannst dir denken, bei meiner großen Wirtschafft, da ich alles selbst besorge, so —“

„Se nun! Ich finde es ganz natürlich und angemessen; aber wenn ich zurückdenke, wie du dich früher über das Heiraten äußertest, da dachte ich nie daran, daß dir je ein Mädchen recht sein würde.“

„Nein, verzeihe!“ sagte Faldner. „Ich sagte ja immer und schon damals —“

„Nun ja, du sagtest ja immer und schon damals“, rief der junge Mann lächelnd, „und schon damals und immer sagte ich, daß du nach deinen Präensionen keine finden würdest, denn diese gingen auf ein Ideal, das ich nicht haben möchte und wohl auch nicht zu finden war. Doch noch einmal meinen herzlichen Glückwunsch. Da aber eine Dame im Hause ist, die uns zum Thee ladet, so kann ich doch wahrlich nicht so in Reiskleidern erscheinen; gedulde dich nur ein wenig, ich werde bald wieder bei dir sein. Auf Wiedersehen!“

Er verließ die Laube, und der Baron sah ihm mit trüben Blicken nach. „Er hat nicht unrecht“, flüsterte er.

Doch in demselben Augenblick trat eine hohe weibliche Gestalt in die Laube. „Wer ging soeben von dir?“ fragte sie schnell und hastig. „Wer sprach dies auf Wiedersehen?“

Der Baron stand auf und sah seine Frau verwundert an; er bemerkte, wie die sonst so zarte Farbe ihrer Wangen in ein glühendes Rot übergegangen war. „Nein! das ist nicht auszuhalten!“ rief er heftig. „Joseph! wie oft muß ich dir sagen, daß Hufeland¹ Leuten von deiner Konstitution jede allzuräusche Bewegung streng unterjagt; wie du jetzt glühst! Du bist gewiß wieder eine Strecke zu Fuß gegangen und hast dich erhitzt und

¹ Christoph Wilh. Hufeland (1762—1836), Professor der Medizin, besonders bekannt durch sein Werk: „Makrobiotik, oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern“ (1796).

geht jetzt gegen alle Vernunft noch in den Garten hinab, wo es schon kühl ist. Immer und ewig muß ich dir alles wiederholen wie einem Kind; schäme dich!“

„Ach, ich habe dich ja nur abholen wollen“, sagte Josephine mit zitternder Stimme; „werde nur nicht gleich so böse; ich bin gewiß den ganzen Weg gefahren und bin auch gar nicht erhitzt. Sei doch gut.“

„Deine Wangen widersprechen“, fuhr er mürrisch fort. „Muß ich denn auch dir immer predigen? Und den Shawl hast du auch nicht umgelegt, wie ich dir sagte, wenn du abends noch herab in den Garten gehst; wozu werfe ich denn das Geld zum Fenster hinaus für dergleichen Dinge, wenn man sie nicht einmal brauchen mag? O Gott! ich möchte oft rasend werden. Auch nicht das Geringste thust du mir zu Gefallen; dein ewiger Eigensinn bringt mich noch um. O, ich möchte oft —“

„Bitte, verzeihe mir, Franz!“ bat sie wehmützig, indem sie große Thränen im Auge zerdrückte. „Ich habe dich den ganzen Tag nicht gesehen und wollte dich hier überraschen; ach, ich dachte ja nicht mehr an das Tuch und an den Abend. Vergib mir, willst du deinem Weib vergeben?“

„Ist ja schon gut, laß mich doch in Ruhe, du weißt, ich liebe solche Szenen nicht, und gar vollends Thränen! Gewöhne dir doch um Gotteswillen die fatale Weichlichkeit ab, über jeden Bettel zu weinen. — Wir haben einen Gast, Fröben, von dem ich dir schon erzählte, er reiste mit mir. Führe dich vernünftig auf, Josephine, hörst du? Laß es an nichts fehlen, daß ich nicht auch noch die Sorgen der Haushaltung auf mir haben muß. Im Salon wird der Thee getrunken.“

Er ging schweigend ihr voran die Allee entlang nach dem Schlosse. Trübe folgte ihm Josephine; eine Frage schwebte auf ihren Lippen, aber so gern sie gesprochen hätte, sie verschloß diese Frage wieder tief in ihre Brust.

11.

Als der Baron spät in der Nacht seinen Gast auf sein Zimmer begleitete, konnte sich dieser nicht enthalten, ihm zu seiner Wahl

Glück zu wünschen. „Wahrhaftig, Franz!“ sagte er, indem er ihm feurig die Hand drückte, „ein solches Weib hat dir gefehlt. Du warst ein Glückskind von jeher, aber das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß du bei deinen sonderbaren Maximen und Forderungen ein solch liebenswürdiges, herrliches Kind heimführen werdest.“

„Ja, ja, ich bin mit ihr zufrieden“, erwiderte der Baron trocken, indem er seine Kerze heller aufstörte. „Man kann ja nicht alles haben, an diesen Gedanken muß man sich freilich gewöhnen auf dieser unvollkommenen Welt.“

„Mensch! ich will nicht hoffen, daß du undankbar gegen so vieles Schöne bist. Ich habe viele Frauen gesehen, aber weiß Gott, keine von solch untadelhafter Schönheit wie dein Weib. Diese Augen! Welch rührender Ausdruck! Glaubt man nicht, liebliche Träume auf ihrer schönen Stirn zu lesen? Und diese zarte, schlankte Gestalt! Und ich weiß nicht, ob ich ihren feinen Tact, ihr richtiges Urtheil, ihren gebildeten Geist nicht noch mehr bewundern soll.“

„Du bist ja ganz bezaubert“, lächelte Faldner; „doch von jeher hast du zu viel gelesen und weniger auf's Praktische gesehen; ich sagte es ja immer. — Mit den Weibern ist es ein eigenes Ding“, fuhr er feuzend fort. „Glaube mir, in der Wirtschaft ist oft eine, die es versteht und die Sache flink untreibt, besser als ein sogenannter gebildeter Geist. Gute Nacht; sei froh, daß du noch frei bist und — wähle nicht zu rasch.“

Unmutig sah ihm Fröben nach, als er das Zimmer verlassen hatte. „Ich glaube, der Unmensch ist auch jetzt nicht mit seinem Lose zufrieden; hat einen Engel gewählt und schafft sich durch seine lächerlichen Prätenjionen eine Hölle im Hause. Das arme Weib!“

Es war ihm nicht entgangen, wie ängstlich sie bei allem, was sie that und sagte, an seinen Blicken hing, wie er ihr oft ein grimmes Auge zeigte, wenn sie nach seinen Begriffen einen Fehler begangen, wie er ihr oft mit der Hand winkte, die Lippen zusammenbiß und stöhnte, wenn er glaubte, von dem Gast nicht gesehen zu werden. Und mit welcher Engelsgeduld trug sie dies alles!

Sie hatte tiefen, wunderbaren Eindruck auf ihn gemacht. Das reiche blonde Haar, das um eine freie Stirne fiel, ließ blaue Augen, rote Wangen, vielleicht auch ein Näschen erwarten, das durch seine zierliche Keckheit Blondinen mehr als Brünetten ziert. Aber von diesem allem nichts. Unter den blonden Wimpern ruhte wie das Mondlicht hinter dünnen Wolken ein braunes Auge, das nicht durch Blut oder große Lebendigkeit, sondern durch ein gewisses Etwas von sinnender Schwermut überraschte, das Fröben bei schönen Frauen, so selten er es fand, so unendlich liebte. Ihre Nase näherte sich dem griechischen Stamm, die Wangen waren gewöhnlich bleich, nur von einem leisen Schatten von Rot unterlaufen, und das einzige, was in ihrem Gesichte blühte, waren statt der Rosen der Wangen die Lippen, bei deren Anblick man sich des Gedankens an zarte, rote Kirichen nicht erwehren konnte.

„Und diese herrliche Gestalt“, fuhr Fröben in seinen Gedanken weiter fort, „so zart, so hoch und, wenn sie über das Zimmer geht, beinahe schwebend! Schwebend? Als ob ich nicht gesehen hätte, daß sie recht schwer zu tragen hat, daß diese Lippen so manches Wort des Grams verschließen, daß diese Augen nur auf die Einsamkeit warten, um über den rohen Gatten zu weinen! Nein! Es ist unmöglich“, fuhr er nach einigem Sinnen fort, „sie kann ihn nicht aus Liebe geheiratet haben. Die Welt, die hinter diesem Auge liegt, ist zu groß für Faldners Verstand, das Herz seines Weibes zu zart für den rohen Druck ihres Hausrathen. Ich bedaure sie!“

Er war während dieser Worte an einen Schrank getreten, worin die Diener sein Reisegeräte niedergelegt hatten. Er schloß ihn auf, sein erster Blick fiel auf die wohlbekanntte Rolle, und er errötete. „Bin ich dir nicht ungetreu gewesen, diesen Abend?“ fragte er. „Hat nicht ein anderes Bild sich in mein Herz geschlichen? Ja, und ertappe ich mich nicht auf Reflexionen über das Weib meines Freundes, die mir nicht ziemen, die ihr auf jeden Fall nicht nützen können?“ Er entrollte das Bild der Geliebten und blieb betroffen stehen. Wie ein Gedanke, der bisher in ihm schlummerte und verworren träumte, erwachte es jetzt mit einemmal in ihm, daß Frau von Faldner wunderbare Ähnlichkeit mit

diesem Bilde habe. Zwar waren ihre Haare, ihre Augen, ihre Stirne gänzlich verschieden von denen des Bildes, aber überraschende Ähnlichkeit glaubte er in Nase, Mund und Kinn, ja sogar in der Haltung des zierlichen Halses zu finden. „Und diese Stimme!“ rief er. „Klang mir diese Stimme nicht gleich anfangs so bekannt? Wie ist mir denn? Wäre es möglich, daß die Gattin meines Freundes jenes Mädchen wäre, die ich nur einmal, nur halb gesehen und ewig liebe und von jenem Augenblick an vergebens suche? Diese Gestalt — ja, auch sie war groß, und als ich den Mantel umschlang, als sie an meinem Herzen ruhte, fühlte ich eine feine, schlanke Taille. Und begegnete ich nicht heute abend so oft ihrem Auge, das prüfend auf mir ruhte? Sollte auch sie mich wiedererkennen? Doch — ich Thor! Wie könnte Faldner bei seinem Mißtrauen, bei seinen strengen Grundsätzen über Adel und unbescholtenen Ruf eine — unbekannte Bettlerin geheiratet haben?“

Er sah wieder prüfend auf das Bild herab, er glaubte in diesem Augenblick Gewißheit zu haben, im nächsten zweifelte er wieder. Er klagte sein treuloses Gedächtnis an. Hatte nicht dieses Gemälde sich so ganz mit seinen früheren Erinnerungen vermischt, daß er die Unbekannte sich nicht mehr anders dachte als wie dieses Bild? Und nun, da er auf eine neue, auffallende Ähnlichkeit gestoßen, stand er nicht vor einem Labyrinth von Zweifeln? Er warf das Gemälde auf die Seite und verbarg seine heiße Stirn in die Kissen seines Bettes. Er wünschte sich tiefen Schlaf herbei, damit er diesen Zweifeln entgehe, daß ihm das wahre Bild mit siegender Kraft in seinen Träumen aufgehe.

12.

Als Fröben am andern Morgen in den Salon trat, wo er frühstücken sollte, war sein rastloser Freund schon ausgeritten, um eine Dammarbeit an der Grenze seines Gutes zu besichtigen. Der Diener, der ihm diese Nachricht gab, setzte mit wichtiger Miene hinzu, daß sein Herr wohl kaum vor Mittag zurückkommen dürfte, weil er noch seine neue Dampfmühle, einige Schläge im Wald,

eine neue Gartenanlage nebst vielem andern besichtigen müsse. „Und die gnädige Frau?“ fragte der Gast.

„War schon vor einer Stunde im Garten, um Bohnen abzubrechen, und wird jetzt bald zum Frühstück hier sein.“

Fröben ging im Saal umher und musterte in Gedanken den vergangenen Abend. Wie anders erscheinen alle Bilder in der Morgenbeleuchtung, als sie uns im Dufte des Abends erschienen! Auch mit den verworrenen Gedanken, die gestern in ihm auf und ab schwebten, ging es ihm so; er lächelte über sich selbst, über die Zweifel, die ihm seine rege Phantasie aufgeweckt hatte. „Der Baron“, sprach er zu sich, „ist am Ende doch ein guter Mensch; freilich, viele Eigenheiten, einige Roheit, die aber mehr im Außern liegt. Aber wer länger mit ihm umgeht, gewöhnt sich daran, weiß sich darein zu finden. Und Joseph? Wie vor schnell man oft urteilt! Wie oft glaubte ich rührenden Kummer, tiefe Seelenleiden, Resignation in den Augen, in den Mienen einer Frau zu lesen, ließ mich vom Teufel blenden, sie recht zart trösten und aufrichten zu wollen, und am Ende lag der ganze Zauber in meiner Einbildung; es war dann, näher betrachtet, eine ganz gewöhnliche Frau, die mit den sinnenden Augen, worin ich Wehmut sah, ängstlich die Augen an ihrem Strickstrumpf zählte, oder hinter der ‚von Gram umwölkten‘ Stirne bedachte, was sie auf den Abend kochen lassen sollte.“ Er verfolgte diese Gedanken, um sich selbst mit Ironie zu strafen, um die zartere Empfindung, jene Nachklänge von gestern zu verdrängen, die ihm heute thöricht, überspannt erschienen. In diese Gedanken versunken war er an den Spiegel getreten und hatte die Besuchskarten überlesen, die dort angesteckt waren. Da fiel ihm eine in die Hand, welche Faldners eigene Verlobung ankündigte. Er las die zierlich gestochenen Worte: „Freiherr F. von Faldner mit seiner Braut Josephine von Tannensee.“

„Von Tannensee?“ Wie ein Blitz erleuchtete ihm dieser Name jene dunkle Ähnlichkeit, die er zwischen der Gattin seines Fremdes und seinem lieben Bilde gefunden. Wie? Wäre sie vielleicht die Tochter jener Laura, die einst mein guter Don Pedro geliebt? Welche Freude für ihn, wenn es so wäre, wenn ich ihm von der

Verlorenen Nachricht geben könnte. Fand er nicht in jenem wunderbaren Bilde die täuschendste Ähnlichkeit mit seiner Koufine? Kann nicht die Tochter der Mutter gleichen?"

Er verbarg die Karte schnell, als er die Thüre gehen hörte; er sah sich um, und — Josephe schwebte herein. War es das zierliche Morgenkleid, das ihre zarte Gestalt umschloß, war ihr die Beleuchtung des Tages günstiger als das Kerzenlicht? Sie kam ihm in diesem Augenblick noch unendlich reizender vor als gestern. Ihre Locken flatterten noch kunstlos um die Stirne, der frische Morgen hatte ein feines Rot auf ihre Wangen gehaucht, sie lächelnte zu ihrem Morgengruß so freundlich, und doch mußte er sich schon in diesem Augenblick einen Thoren schelten, denn ihre Augen erschienen ihm trübe und verweint.

13.

Sie lud ihn ein, sich zu ihr zum Frühstück zu setzen. Sie erzählte ihm, daß Faldner schon mit Tagesanbruch weggeritten sei und ihr seine Entschuldigung aufgetragen habe; sie beschrieb die mancherlei Geschäfte, die er heute vornehme und die ihn bis zum Mittag zurückhalten werden. „Er hat ein Leben voll Sorgen und Mühen“, sagte sie, „aber ich glaube, daß diese Geschäftigkeit ihm zum Bedürfnis geworden ist.“

„Und ist dies nur in diesen Tagen so?“ fragte Fröben. „Ist jetzt gerade besonders viel zu thun auf den Gütern?“

„Das nicht“, erwiderte sie, „es geht alles seinen gewöhnlichen Gang, er ist so, seit ich ihn kenne. Er ist rastlos in seinen Arbeiten. Diesen Frühling und Sommer verging kein Tag, an welchem er nicht auf dem Gut beschäftigt gewesen wäre.“

„Da werden Sie sich doch oft recht einsam fühlen“, sagte der junge Mann, „so ganz allein auf dem Lande und Faldner den ganzen Tag entfernt.“

„Einsam?“ erwiderte sie mit zitterndem Ton und beugte sich nach einem Tischchen an der Seite; und Fröben sah im Spiegel, wie ihre Lippen schmerzlich zuckten. „Einsam? nein; besucht ja doch die Erinnerung die Einsamen und —“, setzte sie hinzu, indem

sie zu lächeln suchte, „glauben Sie denn, die Hausfrau habe in einer so großen Wirtschaft nicht auch recht viel zu thun und zu sorgen? Da ist man nicht einsam oder — man darf es nicht sein.“

Man darf es nicht sein? Du Arme! dachte Fröben. Verbietet dir dein Herz die Träume der Erinnerung, die dich in der Einsamkeit besuchen, oder verbietet dir der harte Freund, einsam zu sein? Es lag etwas im Ton, womit sie jene Worte sagte, das ihrem Lächeln zu widersprechen schien.

„Und doch“, fuhr er fort, um seinen Empfindungen und ihren Worten eine andere Richtung zu geben, „und doch scheinen gerade die Frauen von der Natur ausdrücklich zur Stille und Einsamkeit bestimmt zu sein; wenigstens war bei jenen Völkern, die im allgemeinen die herrlichsten Männer aufzuweisen hatten, die Frau am meisten auf ihr Frauengemach beschränkt, so bei Römern und Griechen, so selbst in unserm Mittelalter.“

„Daß Sie diese Beispiele anführen könnten, hätte ich nicht gedacht“, entgegnete Josephine, indem ihr Auge wie prüfend auf seinen Zügen verweilte. „Glauben Sie mir, Fröben, jede Frau, auch die geringste, merkt dem Mann, ehe sie noch über seine Verhältnisse unterrichtet ist, recht bald an, ob er viel im Kreise der Frauen lebte oder nicht. Und unbestreitbar liegt in solchen Kreisen etwas, das jenen seinen Takt, jenes zarte Gefühl verleiht, immer im Gespräche auszuwählen, was gerade für Frauen taugt, was uns am meisten anspricht; ein Grad der Bildung, der eigentlich keinem Mann fehlen sollte. Sie werden mir dies um so weniger bestreiten“, setzte sie hinzu, „als Sie offenbar einen Teil Ihrer Bildung meinem Geschlecht verdanken.“

„Es liegt etwas Wahres darin“, bemerkte der junge Mann, „und namentlich das letztere will ich zugeben, daß Frauen, weniger auf meine Denkungsart als auf die Art, das Gedachte auszudrücken, Einfluß hatten. Meine Verhältnisse nötigten mich, in der letzten Zeit viel in der großen Welt, namentlich in Damenkreisen zu leben. Aber eben in diesen Kreisen wird mir erst recht klar, wie wenig eigentlich die Frauen oder, um mich anders auszudrücken, wie wenige Frauen in dieses großartige Leben und Treiben passen.“

„Und warum?“

„Ich will es sagen, auch auf die Gefahr hin, daß Sie mir böse werden. Es ist ein schöner Zug der neueren Zeit, daß man in den größeren Zirkeln eingesehen hat, daß das Spiel eigentlich nur eine Schulkrankheit oder ein modischer Deckmantel für Geistesarmut sei. Man hat daher Whist, Boston, Faro und dergleichen den älteren Herren und einigen Damen überlassen, die nun einmal die Konversation nicht machen können. In Frankreich freilich spielen in Gesellschaft Herren von zwanzig bis dreißig Jahren; es sind aber nur die armseligen Wichte, die sich nach einem englischen Dandy gebildet haben oder die selbst fühlen, daß ihnen der Witz abgeht, den sie im Gespräch notwendig haben müßten. Seitdem man nun, seien die Zirkel groß oder klein, die sogenannte Konversation macht, das heißt, sich um das Kamin oder in Deutschland um den Sofa pflanzt, Thee dazu trinkt und ungemein geistreiche Gespräche führt, sind die Frauen offenbar aus ihrem rechten Geleise gekommen.“

„Bitte, Sie sind doch gar zu strenge, wie sollten denn —“

„Lassen Sie mich ausreden“, fuhr Fröben eifrig fort, indem er, ohne es zu wissen, die Hand der schönen Frau in seine Hände nahm. „Eine Dame der sogenannten guten Gesellschaft empfängt jede Woche Abendbesuche bei sich; sechsmal in der Woche gibt sie solche heim. In solchen Gesellschaften tanzt höchstens das junge Volk einigemal, außer es wäre auf großen Bällen, die schon seltener vorkommen. Der übrige Kreis, Herren und Damen, unterhält sich. Es gibt nun ungemein gebildete, wirklich geistreiche Männer, die im Männerkreise stumm und langweilig, vor Damen ungemein witzig und sprachselig sind und einen Reichtum sozialer Bildung, allgemeiner Kenntnisse entfalten, die jeden staunen machen. Es ist nicht Eitelkeit, was diese Männer glänzend oder beredt macht, es ist das Gefühl, daß das Interessantere ihres Wissens sich mehr für Frauen als für Männer eignet, die mehr systematisch sind, die ihre Forderungen höher spannen.“

„Gut, ich kann mir solche Männer denken, aber weiter.“

„Durch solche Männer bekommt das Gespräch Gestaltung, Hintergrund, Leben; Frauen, besonders geistreiche Frauen, werden

sich unter sich bei weitem nicht so lebendig unterhalten, als dies geschieht, wenn auch nur ein Mann gleichsam als Zeuge oder Schiedsrichter dabeisitzt. Zudem nun durch solche Männer allerlei Wißiges, Interessantes auf die Bahn gebracht wird, werden die Frauen unnatürlich gesteigert. Um doch ein Wort mitzusprechen, um als geistreich, gebildet zu erscheinen, müssen sie alles aufbieten, gleichsam alle Hahnen ihres Geistes aufdrehen, um ihren reichlichen Anteil zu der allgemeinen Gesprächsflut zu geben, in welcher sich die Gesellschaft badet. Doch, verzeihen Sie, dieser Fonds ist gewöhnlich bald erschöpft; denken Sie sich, einen ganzen Winter sieben Abende geistreich sein zu müssen, welche Qual!“

„Aber nein, Sie machen es auch zu arg, Sie übertreiben —“

„Gewiß nicht; ich sage nur, was ich gesehen, selbst erlebt habe.

Seit in neuerer Zeit solche Konversation zur Mode geworden ist, werden die Mädchen ganz anders erzogen als früher; die armen Geschöpfe! Was müssen sie jetzt nicht alles lernen vom zehnten bis ins fünfzehnte Jahr. Geschichte, Geographie, Botanik, Physik, ja sogenannte höhere Zeichenkunst und Malerei, Ästhetik, Literaturgeschichte, von Gesang, Musik und Tänzen gar nichts zu erwähnen. Diese Fächer lernt der Mann gewöhnlich erst nach seinem achtzehnten, zwanzigsten Jahre recht verstehen; er lernt sie nach und nach, also gründlicher; er lernt manches durch sich selbst, weiß es also auch besser anzuwenden, und tritt er im dreißigsten oder später noch in diese Kreise, so trägt er, wenn er nur halbwegs einige Lebensklugheit und Gewandtheit hat, eine große Sicherheit in sich selbst. Aber das Mädchen? Ich bitte Sie! Wenn ein solches Unglückskind im fünfzehnten Jahr, vollgepfropft mit den verschiedenartigsten Kenntnissen und Kunststücken, in die große Welt tritt, wie wunderbarlich muß ihm da alles zuerst erscheinen! Sie wird, obgleich ihr oft ihr einsames Zimmer lieber wäre, ohne Gnade in alle Zirkel mitgeschleppt, muß glänzen, muß plappern, muß die Kenntnisse ausstrahlen und — wie bald wird sie damit zu Rande sein! Sie lächeln? Hören Sie weiter. Sie hat jetzt keine Zeit mehr, ihre Schulkenntnisse zu erweitern; es werden bald noch höhere Ansprüche an sie gemacht. Sie muß

so gut wie die älteren über Kunstgegenstände, über Litteratur mitsprechen können. Sie sammelt also den Tag über alle möglichen Kunstausdrücke, liest Journale, um ein Urtheil über das neueste Buch zu bekommen, und jeder Abend ist eigentlich ein Examen, eine Schulprüfung für sie, wo sie das auf geschickte Art anbringen muß, was sie gelernt hat. Daß einem Mann von wahrer Bildung, von wahren Kenntnissen vor solchem Geplauder, vor solcher Halbbildung graut, können Sie sich denken; er wird diese Unsitte zuerst lächerlich, nachher gefährlich finden, er wird diese Überbildung verfluchen, welche die Frauen aus ihrem stillen Kreise herausreißt und sie zu Halbmännern macht, während die Männer Halbweiber werden, indem sie sich gewöhnen, alles nach Frauenart zu besprechen und zu beklatschen; er wird für edlere Frauen jene häusliche Stille zurückwünschen, jene Einsamkeit, wo sie zu Hause sind und auf jeden Fall herrlicher brillieren als in einem jener geistreichen Zirkel!"

„Es liegt etwas Wahres in dem, was Sie hier sagten“, erwiderte Frau von Faldner; „ganz kann ich nicht darüber urtheilen, weil ich nie das Glück oder das Unglück hatte, in jenen Zirkeln zu leben. Aber mir scheint auch dort, wie überall, das minder Gute nur aus der Übertreibung hervorzugehen. Es ist wahr, was Sie sagen, daß uns Frauen ein engerer Kreis angewiesen ist, jene Häuslichkeit, die einmal unser Beruf ist. Wir werden ohne wahren Halt sein, wir werden uns in ein unsicheres Feld begeben, wenn wir diesen Kreis gänzlich verlassen. Aber wollen Sie uns die Freude einer geistreichen Unterhaltung mit Männern gänzlich rauben? Es ist wahr, solche sieben Abende in der Woche müssen zum Unnatürlichen, zu Überbildung oder zur Erschöpfung führen; aber ließe sich denn hier nicht ein Mittelweg denken?“

„Ich habe mich vielleicht zu stark ausgedrückt, ich wollte —“

„Lassen Sie auch mich ausreden“, sagte sie, ihn sanft zurückdrängend; „Sie sagten selbst, daß Frauen unter sich seltener ein sogenanntes geistreiches Gespräch lange fortführen. Ich weiß nur allzuwohl, wie peinlich in einer Frauengesellschaft eine sogenannte geistreiche Dame ist, welcher alles frivol erscheint, was nicht allgemein, nicht interessant ist. Wir fühlen uns beengt,

ängstlich und wollen am Ende mit unserem bißchen Wissen lieber vor einem Mann erröten als vor einer Frau. Gewöhnlich wird, wenn nur Frauen zusammen sind oder Mädchen, die Wirtschaft, das Hauswesen, die Nachbarschaft, vielleicht auch Neuigkeiten oder gar Moden abgehandelt; aber sollen wir denn ganz auf diesen Kreis beschränkt sein? Soll denn, was allgemein interessant und bildend ist, uns ganz fremd bleiben?"

„Gott! Sie verkennen mich, wollte ich denn dies sagen?"

„Es ist wahr“, fuhr sie eifriger fort, „es ist wahr, die Männer besitzen jene tiefe, geregeltere Bildung, jene geordnete Klarheit, die jede Halbbildung oder gar den Schein von Wissen ausschließt oder gering achtet. Aber wie gerne tauschen wir Frauen auf ein Gespräch der Männer, das an Gegenstände grenzt, die uns nicht so ganz ferne liegen. Zum Beispiel über ein interessantes Buch, das wir gelesen, über Bilder, die wir gesehen. Wir lernen gewiß recht viel, wenn wir dabei zuhören oder gar mitsprechen dürfen; unser Urteil, das wir im stillen machten, bildet sich aus und wird richtiger, und jeder gebildeten Frau muß eine solche Unterhaltung angenehm sein. Auch glaube ich kaum, daß die Männer uns dies verargen werden, wenn wir nur“, setzte sie lächelnd hinzu, „nicht selbst glänzen, den bescheidenen Kreis nicht verlassen wollen, der uns einmal angewiesen ist.“

14.

Wie schön war sie in diesem Augenblick; das Gespräch hatte ihre Wangen mit höherem Rot übergossen, ihre Augen leuchteten, und das Lächeln, womit sie schloß, hatte etwas so Zauberisches, Gewinnendes an sich, daß Fröben nicht wußte, ob er mehr die Schönheit dieser Frau oder ihren Geist und die einfach schöne Weise, sich auszudrücken, bewundern sollte.

„Gewiß“, sagte er, in ihren Anblick verloren, „gewiß, wir müßten sehr ungerecht sein, wenn wir solche zarte und gerechte Ansprüche nicht achten wollten; denn die Frau müßte ich für recht unglücklich halten, die bei einem gebildeten Geist, bei einer Freude an Lektüre und gebildeter Unterhaltung keine solche An-

klänge in ihrer Umgebung fände; wahrlich, so ganz auf sich beschränkt, müßte sie sich für sehr unglücklich halten.“

Joseph errötete, und eine düstere Wolke zog über ihre schöne Stirne; sie senkte unwillkürlich, und mit Schrecken nahm Fröben wahr, daß ja eine solche Frau, wie er sie eben beschrieben, an seiner Seite sitze. Ja, ohne es zu wollen, hatte er ihren eigenen Gram verraten. Denn konnte ihr roher Gatte jenen zarten Forderungen entsprechen? Er, der in seiner Frau nur seine erste Schaffnerin sah, der jedes Geistige, was dem Menschen interessant oder wünschenswert dünkt, als unpraktisch gering schätzte, konnte er diese Ansprüche auf den Genuß einer gebildeten Unterhaltung befriedigen? War nicht zu befürchten, daß er ihr solche sogar gebliffentlich entzog?

Noch ehe Fröben so viel Fassung gewonnen hatte, seinem Satz eine allgemeinere Wendung zu geben und das ganze Gespräch von diesem Gegenstand abzuwenden, sagte Joseph, ohne ihn seinen Verstoß fühlen zu lassen: „Wir Frauen auf dem Lande genießen diese Freude freilich seltener; übrigens sind wir dennoch nicht so allein, als es dem Fremden vielleicht scheinen möchte; man besucht einander um so öfter; sehen Sie nur, welche Masse von Besuchen dort am Spiegel hängt.“

Fröben sah hin, und jene Karte fiel ihm bei. „Ach ja“, sagte er, indem er sie hervorzog, „da habe ich vorhin einen kleinen Diebstahl begangen“; er zog sie hervor und zeigte sie. „Können Sie glauben, daß ich bis gestern nicht einmal wußte, daß mein Freund verheiratet sei? Und Ihren Namen erfuhr ich erst vorhin durch diese Karte. Sie heißen Tannensee?“

„Ja“, antwortete sie lächelnd, „und diesen unberühmten Namen tauschte ich gegen den schönen, von Taldner um.“

„Unberühmt? Wenn Ihr Vater der Obrist von Tannensee war, so war Ihr Name wohl nicht unberühmt.“

Sie errötete. „Ach, mein guter Vater!“ rief sie, „ja, man erzählte mir wohl von ihm, daß er für einen braven Offizier des Kaisers gegolten habe und -- sie haben ihn als General begraben. Ich habe ihn nicht gekannt; nur einmal, als er aus dem

Feldzug zurückkam, sah ich ihn und nachher nicht wieder; es sind schon 13 Jahre, seit er tot ist.“

„Und war er nicht ein Schweizer?“ fragte Fröben weiter.

Sie sah ihn staunend an. „Wenn ich nicht irre, sagte mir meine Mutter, daß Verwandte von ihm in der Schweiz leben.“

„Und Ihre Mutter, heißt sie nicht Laura und stammt aus einem spanischen Geschlecht?“

Sie erbleichte, sie zitterte bei diesen Worten. „Ja, sie hieß Laura“, antwortete sie — „aber mein Gott, was wissen Sie denn von uns, woher? — Aus einem spanischen Geschlechte?“ fuhr sie gefaßter fort; „nein, da irren Sie, meine Mutter sprach deutsch und war eine Deutsche.“

„Wie? So ist Ihre Mutter tot?“

„Seit drei Jahren“, erwiderte sie wehmütig.

„O, schelten Sie mich nicht, wenn ich weiter frage; hatte sie nicht schwarze Haare und, wie Sie, braune Augen? Hatte sie nicht viele Ähnlichkeit mit Ihnen?“

„Sie kannten meine Mutter?!“ rief sie ängstlich und zitterte heftiger.

„Nein; aber hören Sie einen sonderbaren Zufall“, erwiderte Fröben; „es müßte mich alles täuschen, wenn ich nicht einen trefflichen Verwandten Ihrer Mutter kennen gelernt hätte.“ Und nun erzählte er ihr von Don Pedro. Er beschrieb ihr, wie sie sich vor dem Bilde gefunden, er ließ die Kopie von seinem Zimmer bringen und zeigte sie; er sagte ihr, wie sie genauer bekannt geworden und wie ihm Don Pedro seine Geschichte erzählte. Aber die letztere wiederholte er mit großer Schonung; er datierte sogar aus einem gewissen Zartgefühl jene Vorfälle und Lauras Flucht um ein ganzes Jahr zurück und schloß endlich damit, daß er, wenn Josephhe ihre Mutter nicht eine Deutsche nennen würde, bestimmt glaubte, Mutter Laura und jene Donna Laura Tortosi des Spaniers, der Schweizer Hauptmann Tannensee und ihr Vater, der Obrist, seien dieselben Personen.“

Josephhe war nachdenklich geworden; sinnend legte sie die Stirne in die Hand; sie schien ihm, als er geendet hatte, nicht sogleich antworten zu können.

„O zürnen Sie mir nicht“, sagte Fröben, „wenn ich mich hinreißen ließ, dem wunderlichen Spiel des Zufalls diese Deutung zu geben.“

„O, wie könnte ich denn Ihnen zürnen“, sagte sie bewegt, und Thränen drängten sich aus den schönen Augen. „Es ist ja nur mein schweres Schicksal, das auch dieses Dunkel wieder herbeiführt. Wie könnte ich auch wähen, jemals ganz glücklich zu sein?“

„Mein Gott, was habe ich gemacht!“ rief Fröben, als er sah, wie ihre Thränen heftiger strömten. „Es ist ja alles nur eine thörichte Vermutung von mir. Ihre Mutter war ja eine Deutsche, Ihre Verwandten und Sie werden ja dies alles besser wissen —“

15.

„Meine Verwandten?“ sagte sie unter Thränen. „Ach, das ist ja gerade mein Unglück, daß ich keine habe. Wie glücklich sind die, welche auf viele Geschlechter zurücksehen können, die mit den Banden der Verwandtschaft an gute Menschen gebunden sind; wie angenehm sind die Worte Onkel, Tante; sie sind gleichsam ein zweiter Vater, eine zweite Mutter, und welcher Zauber liegt vollends in dem Namen Bruder! Wahrlich, wenn ich fähig wäre, einen Menschen zu beneiden, ich hätte oft dies oder jenes Mädchen beneidet, die einen Bruder hatte, es war ihr inniger, natürlichster, aufrichtigster Freund und Beschützer.“

Fröben rückte ängstlich hin und her; er hatte hier, ohne es zu wollen, eine Saite in Josephens Brust getroffen, die schmerzlich nachklang; es standen ihm Anfschlüsse bevor, vor welchen ihm unwillkürlich bangte. Er schwieg, als sie ihre Thränen trocknete, und fuhr fort:

„Das Schicksal hat mich manchmal recht sonderbar geprüft. Ich war das einzige Kind meiner Eltern, und so entbehrte ich schon jene große Wohlthat, Geschwister zu haben; wir wohnten unter fremden Menschen, und so hatte ich auch keine Verwandte. Mein Vater schien mit den Seinigen in der Schweiz nicht im besten Einverständnis zu leben, denn meine Mutter erzählte mir

oft, daß sie ihm grollen, weil er sie geheiratet habe und nicht ein reiches Fräulein in der Schweiz, das man ihm aufdringen wollte. Auch meinen Vater sah ich nur wenig; er war bei der Armee, und Sie wissen, wie unruhig unter dem Kaiser die Zeiten waren. So blieb mir nichts als meine gute Mutter, und wahrlich, sie ersetzte mir alle Verwandte. Als sie starb, freilich, da stand ich sehr verlassen in der großen Welt; denn da war unter Millionen niemand, zu dem ich hätte gehen und sagen können: „Nun sind sie tot, die mich ernährten und beschützten, seid ihr jetzt meine Eltern.“

„Und Ihre Mutter hieß also nicht Tortosi“, sagte Fröben.

„Ich nannte sie nicht anders als Mutter, und nie hat sie über ihre früheren Verhältnisse mit mir gesprochen; ach, als ich größer wurde, war sie ja immer so krank! Mein Vater nannte sie nur Laura, und in den wenigen Papieren, die man nach ihrem Tode fand und mir übergab, wird sie Laura von Tortheim genannt.“

„Ei nun!“ rief Fröben heiter; „das ist ja so klar wie der Tag; Laura hieß Ihre Mutter, Tortheim ist nichts anders als Tortosi, das die lieben Flüchtlinge veränderten, Tannensee hieß jener Kapitän in Valencia, er ist Ihr Vater, der Obrist Tannen-see, und noch mehr, sagen Sie nicht selbst, daß dieses Bild Ihrer Mutter Laura vollkommen gleiche, und erkannte nicht mein werther Don Pedro in dem Urbild seine Donna Laura? Jetzt sind Sie nicht mehr einsam, einen trefflichen Vetter haben Sie wenigstens, Don Pedro de San Montanjo Ligez! Ach, wie wird sich mein Freund über die berühmte Verwandtschaft freuen!“

„O Gott, mein Mann!“ rief sie schmerzlich und verhüllte das Gesicht in ihr Tuch.

Unbegreiflich war es Fröben, wie sie dies alles so ganz anders ansehen könne als er; er sah ja in diesem allem nichts als die Freude Don Pedros, eine Tochter seiner Laura zu finden. Er war reich, unverheiratet, trug noch immer den alten Enthusiasmus für seine schöne Koufine in sich, also auch eine schöne Erbschaft kombinierte Fröben aus diesem wunderbaren Verhältnis. Er ergriff Josephens Hand, zog sie herab von ihren Augen; sie weinte heftig.

„O, Sie kennen Faldner schlecht“, sagte sie, „wenn Sie mei-

nen, daß ihn diese Vermutungen freudig überraschen werden! Sie kennen sein Mißtrauen nicht. Alles soll ja nur seinen ganz gewöhnlichen Gang gehen, alles recht schicklich und ordentlich sein, und alles Außergewöhnliche haßt er aus tiefster Seele. Ich mußte es ja“, fuhr sie nicht ohne Bitterkeit fort, „ich mußte es ja als eine Gnade ansehen, daß mich der reiche, angesehene Mann heiratete, daß er mit den wenigen Dokumenten zufrieden war, die ich ihm über meine Familie geben konnte. Muß ich es denn“, rief sie heftiger weinend, „muß ich es denn nicht noch alle Tage hören, daß er mit den angesehensten Familien sich hätte verbinden, daß er dieses oder jenes reiche Fräulein hätte heiraten können? Sagt er es mir nicht so oft, als er mir zürnt, daß mein Adel neu sei, daß man von dem Geschlecht meiner Mutter gar nichts wisse, und daß sogar einige Tannensee in der Schweiz das von abgelegt haben und Kaufleute geworden seien?“

Jetzt erst ging dem jungen Mann ein schreckliches Licht auf. „Also in ein Haus des Unglücks, in eine unglückselige Ehe bin ich gekommen“, sprach er zu sich. „Ach, nicht aus Liebe hat sie ihn geheiratet, sondern aus Not, weil sie allein stand; und Faldner, so kenne ich ihn, hat sie genommen, weil sie schön war, weil er mit ihr glänzen konnte. Das unglückliche Weib! Und der Barbar macht ihr Vorwürfe über ihr Unglück, läßt sie sogar fühlen, was sie ihm verdanke?“ Ein gemischtes Gefühl von Anmut über seinen Freund, von Mitleid und Achtung gegen die schöne, unglückliche Frau zog ihn zu ihr hin; er küßte ihre Hand, er bemühte sich, ihr Mut und Vertrauen einzulösen. „Sehen Sie dies alles als nicht gesagt an“, flüsterte er; „ich sehe, es macht Ihnen Kummer; was nützt es denn Faldner; verschweigen wir ihm die thörichtesten Mutmaßungen, die ich hatte, die ja ohnedies zu nichts führen können.“

Josephine sah ihn bei diesen Worten groß an; ihre Thränen verlöschten in den weit geöffneten Augen, und Fröhen glaubte eine Art von Stolz in ihren Mienen zu lesen. „Mein Herr“, sagte sie, und ihre Gestalt schien sich höher aufzurichten, „ich kann unmöglich glauben, daß, was Sie sagten, Ihr Ernst sein kann; auf jeden Fall werden Sie wissen, daß die Gattin des Baron von

Faldner kein Geheimniß mit Ihnen teilt, das nicht ihr Gatte wissen dürfte.“

Unter diesen Worten hatte sie das Theegeßchirr unjanzt von sich gerückt, war aufgestanden und — nach einer kurzen Verbeugung verließ sie den erstaunten Gast. Tröben wollte ihr nach, wollte abbitten, was er gethan, wollte alles auf einmal gut machen, aber sie war schon in der Thüre verschwunden, ehe er nur Fassung genug hatte, sich vom Sofa aufzuraffen. Unmutig ging er hinab in den Garten; er wußte nicht, sollte er sich selbst grollen oder der Empfindlichkeit der Dame, die ihm in diesem Augenblick übergroß erschien. Doch, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, sein aufgeregtes Blut wallte nach und nach ruhiger, und sein Geist gewann Raum, über sich selbst nachzudenken. Und hier fand er nun manches, was Josephen zur Entschuldigung diente. „Sie liebt ihn nicht“, sagte er zu sich, „er behandelt sie vielleicht roh, zeigt sich mehr als Herr, denn als Gatte. Sie wurde weich, als ich mit ihr über höhere Genüsse des Lebens sprach, ich sah, wie sie erschrak, als sie sich gegen mich verraten hatte, als sie aussprach, welcher Mangel selbst mitten im äußeren Glück sie drückte. Und mußte sie sich nicht ängstlich berührt fühlen, daß sie diesen Mangel einem Freund ihres Gatten verriet? Und weiter; als ich ihr alles, alles sagte, als ich mit einer gewissen Bestimmtheit von ihrer Abstammung sprach, als ich, vielleicht etwas unzart, Saiten berührte, die sonst niemand bei ihr antastete, mußte sie nicht dadurch schon außer sich selbst geraten? Und als sie vollends den Argwohn, die Zweifelsucht des Barons bedachte, wurde sie nicht immer ängstlicher, immer verlegener, und ich“, fuhr er fort, indem er sich vor die Stirne schlug, „ich konnte ihr zumuten, ein Geheimniß mit ihr zu teilen, das sie ihrem nächsten Freund, ihrem Gatten, nicht verraten dürfte? Mußte sie nicht fürchten, wenn sie es verheimlichte, ganz in meiner Hand zu sein; mußte ihr nicht das ganze Anerbieten sonderbar, unzart vorkommen?“ Wie hoch, wie edel erschien ihm jetzt erst der Charakter dieser Frau; wo nahm sie bei dieser Jugend, denn sie konnte höchstens neunzehn zählen, solche Stärke, solche Umsicht, solche ungewöhnliche Bildung, solche feine geselligen Formen her? Er fühlte, vielleicht zum erstenmal

in seinem Leben, daß den Frauen etwas von Feinheit, Schlantheit, Kraft, Überwindung, kurz, daß ihnen ein Geheimniß innewohne, dem der Mann, selbst der stolze, gewichtige, nicht gewachsen sei.

16.

Der Baron von Faldner war zum Mittagessen zurückgekommen, und Josephhe hatte ihn mit ihrer gewohnten Anmut, vielleicht ein wenig ernster als gewöhnlich, empfangen. Aber hastig riß er sich aus ihrer Umarmung. „Ist es nicht zum toll werden, Fröben“, rief er, ohne seine Frau weiter zu beachten. „Mit horrenden Kosten lasse ich mir eine Dampfmaschine aus England kommen, lasse sie, auf die Gefahr hin, daß alles zu Grunde gehe, auschwärzen, du kennst ja die Gesetze hierüber. Und jetzt, da ich meine, im Trockenem zu sein, da ich schon 80, ja 100 Prozent berechnete, jetzt geht sie nicht!“

„Franz!“ rief Josephhe erbleichend.

„Sie geht nicht?“ rief ihr Fröben nach.

„Sie geht nicht“, wiederholte der unglückliche Landwirt. „Die Fugen greifen nicht ein, das Räderwerk steht, es muß irgend etwas verloren gegangen sein. Ich ließ, wie du weißt, Josephhe, ich ließ sie mich ja alles kosten, mit teurem Gelde ließ ich einen Mechanikus aus Mainz kommen; ich legte ihm die Zeichnungen vor. ‚Nichts leichter als dies‘, sagte der Hund, und jetzt, da ich ihm A zu A, B zu B gebe, denn es ist alles numeriert und beschrieben, jetzt kann es kein Teufel zusammensetzen; oh! es ist um rasend zu werden!“

Man setzte sich verstimmt zu Tische. Der Baron verbiß seinen inneren Grimm über die fehlgeschlagene Hoffnung und den wahrscheinlichen Verlust des Kapitals, er trank viel Wein und exaltierte sich zu schlechten Scherzen. Josephhe war noch bleicher als gewöhnlich; sie besorgte still ihr Amt als Hausfrau, und nur Fröben wußte einigermaßen ihre Gefühle zu deuten, denn sie vermied es, ihn anzusehen. Ihm quoll der Bissen im Munde; er sah den Unmut einer getäuschten Hoffnung in den Mienen seines Freundes, er sah den Mut, die Entschlossenheit und doch wieder die unverkennbare Angst auf den Mienen der schönen Frau, es war

ihm zuweilen, als sei mit ihm erst Unglück über dieses Haus hereingebrochen. Das Gespräch schlich während der Tafel nur mühsam und stockend hin, doch als das Dessert aufgetragen war und die Diener auf Josephes Wink sich entfernt hatten, holte Joseph einigemal mühsam Atem, ihre Wangen färbten sich röter, und sie sprach:

„Du hast heut' frühe eine recht sonderbare Unterhaltung zwischen mir und deinem Freunde versäumt. Schon oft, wie du weißt, klagten wir über Mangel an Verwandtschaft von meiner Seite, jetzt scheint mir auf einmal ein neues Licht aufzugehen, denn er bringt uns ja viele und angesehene Verwandte ins Haus.“

Bewundert und fragend sah Faldner seinen Freund an; dieser war im ersten Augenblicke etwas betroffen, doch hier galt es mit Umsicht zu handeln. Wunderbar fühlte er in diesem Augenblick das Übergewicht eines Mannes von Welt über die niedere, beinahe rohe Denkungsart eines Baron Faldner, und mit mehr Gelassenheit, mit weiser Benützung der Umstände erzählte er die sonderbare Geschichte des Bildes und seiner Bekanntschaft mit Don Pedro.

Gegen alle Erwartung wurde der Baron zusehends heiterer während der Erzählung. „Ei — sonderbar“, waren die einzigen Worte, die ihm hie und da entschlüpfen, und als Fröben geendet hatte, rief er: „Was ist klarer als dies. Donna Laura Tortosi und Laura von Torthheim, der Schweizer Kapitän Tanneusee und dein Vater sind dieselben. Und reich, sagst du, lieber Fröben, reich ist der Haushofmeister? Begütert, unverheiratet und hegt noch die alte Vorliebe für seine Dulcinea von Valencia? Ei der Tausend, Josephchen, da könnte es ja noch eine reiche Erbschaft von Pfastern geben!“

Joseph hatte wohl diese Äußerung nicht erwartet; der Gast sah ihr an, daß sie dieses gemeine Wort lieber ohne Zeugen gehört hätte; aber eine drückende Last schien sich dennoch ihrem Busen zu entladen, sie drückte die Hand ihres Gatten, vielleicht nur, weil er ihr diesmal weniger Bitteres gesagt hatte als sonst; und ziemlich aufgeheitert sagte sie: „Mir selbst scheint in dem sonderbaren Zusammentreffen unseres Freundes mit dem Spanier eine

eigene Fügung des Schicksals zu liegen; ja, ich glaube sogar, daß es spanische Lieder waren, die hie und da meine Mutter, wenn sie einsam war, zur Laute sang. Ja, vielleicht kommt es ebendaher, daß ich nicht in eurem Glauben erzogen wurde, obgleich mein Vater, wie ich bestimmt weiß, reformierten Glaubens war. Nun, das beste ist, unser Freund schreibt an Don Pedro."

"Ja, thu' mir den Gefallen!" sagte Faldner, „schreibe an den alten Don, seine Laura habest du nicht gefunden, aber offenbar seine Tochter; es könnte doch zu etwas führen, du verstehst mich schon; wem will er auch seinen Mammon vermachen, als dir, du Goldkind. Ich habe es ja immer gesagt, und auch zur Gräfin Landskron sag' ich es, als ich um dich anhielt, wenn sie auch nicht viel, eigentlich gar nichts hat, mit ihr kommt Segen in mein Haus. Und haben wir da nicht den Segen? Wie hoch, sagtest du, daß du den Spanier schätze?"

17.

Der Baron hatte frische Flaschen befohlen, und Josephe stand bei den letzten Worten auf und entfernte sich. Unbegreiflich war Fröben, wie unzart sein Freund mit dem holden, edlen Wesen verfuhr, er fühlte, wie sie sich vor ihm der Gemeinheit ihres Gatten schäme, er fühlte es und antwortete daher ziemlich unmutig: „Was weiß ich; meinst du denn, ich frage die Leute, mit denen ich umgehe, wie ein Engländer: ‚Wieviel wiegst du?‘“

„Ach, ich kenne ja deine sonderbaren Grillen über diesen Punkt“, lachte der Baron, „dir ist ein armjeliger Gejelle, wenn er nur das sogenannte Sentiment und Savoir vivre besitzt, so gut als einer, der zweimalhunderttausend Pfund Renten hat; aber ernstlich, mit dem Don müssen wir ins reine kommen, und ich rechne ganz auf dich.“

„Ja doch; du kannst gänzlich auf mich rechnen. Aber wie war es denn mit der Gräfin Landskron? Du sagtest mir ja noch nicht einmal, wie du deine Frau kennen lerntest.“

„Nun, das ist eigentlich eine kurze Geschichte“, erwiderte Faldner, indem er sich und dem Freunde von neuem Wein in das Glas goß; „du kennst meinen praktischen Sinn, meinen richtigen

Takt in dergleichen Dingen. Es stand mir die Wahl frei unter den Töchtern des Landes; reiche, bemittelte, schöne, hübsche, alles stand mir zu Gebot. Aber ich dachte: nicht alles ist Gold, was glänzt, und suchte mir eine tüchtige Hausfrau. So kam ich durch Zufall auch auf das Gut der Gräfin Landskron. Josephhe war damals noch als Fräulein von Tannensee ihre Gesellschaftsdame. Das emsige, geschäftige Kind gefiel mir; Thee eingießen, Äpfel schälen, Bohnen brechen, die Blumen begießen, kurz, alles mußte sie so zierlich und nett zu machen, daß ich dachte, diese oder keine wird eine gute Hausfrau werden. Ich sprach mit der Gräfin darüber. Zwar schreckten mich anfangs die kurzgefaßten Nachrichten wieder ab, die uns die Landskron über Josephens Verhältnisse geben konnte. Sie sagte mir, daß sie Josephens Mutter gekannt habe und nach ihrem Tode das Mädchen zu sich genommen habe; Vermögen hatte sie nicht, aber die Gräfin gab eine anständige Ausstattung. Das Kopulationszeugnis ihrer Eltern, ihr Taufschein war richtig — nun, man ist ja in der Liebe gewöhnlich ein Narr, und so nahm ich sie zu mir.“

„Und bist gewiß unendlich glücklich mit diesem holden Wesen.“

„Nun, nun, das geht so; praktisch ist sie nun einmal gar nicht, und ich muß ihr die dummen Bücher ordentlich konfiszieren, nur daß ich sie an Haus und Garten gewöhne; denn wie will man am Ende hier auf dem Lande auskommen, wenn die Hausfrau sich vornehm in den Sofa setzt, Romane und Almanachs liest, empfindelt, wozu sie ohnedies großen Hang hat, und weder Küche noch Garten besorgt?“

„Aber mein Gott, dazu könntest du ja Mägde halten!“ bemerkte Fröben, den der Wein und das Gespräch noch wärmer und unmutiger gemacht hatten.

„Mägde?“ fragt Faldner lachend und sah ihn groß an. „Mägde! Da sieht man wieder den Theoretiker! Freund, davon verstehst du nichts! Würden mir nicht die Mägde hinterrücks den halben Garten, die schönen Gemüse, Obst und Salat verkaufen? Und vollends in der Küche. Woher nur Holz und Butter genug nehmen, wenn alles den Mägden anvertraut ist! Nein, die Frau muß da schalten und walten, und leider! bin ich da mit Josephen

schlecht gefahren; doch, komm', stoß' an; der Don soll alles gut machen."

Fröben, so sehr sein Herz, sein zärterer Sinn durch alles, was er hier sah und hörte, verletzt wurde, wagte nichts entgegenzureden. Er folgte dem Hausherrn, als dieser jetzt aufstand, hielt seine Umarmung geduldig aus und nahm sogar, mehr um Josephen so bald nach diesem Vorfall nicht zu sehen, als aus Freude an des Barons Gesellschaft, seine Einladung an, ihn nach der neuen Dampfmühle zu begleiten. Die Pferde wurden vorgeführt, die Männer schlangen sich auf, und schon wollte Fröben um die Ecke biegen, als er noch einen Blick zurückwarf und Josephens Gestalt im Fenster erblickte; sie zog ihr Tuch von dem Auge, sie blickte ihnen wehmütig nach, sie grüßte mit der zierlichen Hand. „Deine Frau winkt uns noch, um Abschied zu nehmen“, rief er Faldner zu; aber dieser lachte ihn aus. „Was meinst du denn?“ sagte er im Weiterreiten. „Glaubst du, ich habe sie so zart und weich gewöhnt, daß wir auf einen Nachmittag mit Küßen und Drücken, mit Grüßen und Nastuchwedeln Abschied nehmen? Gott bewahre mich, dadurch verwöhnt man die Weiber, und wenn es dir einmal begegnen sollte, daß du auch heiratest, so mache es um Gotteswillen wie ich. Kein Wort von einer Reise oder einem Spazierritt vorher. Das Pferd wird vorgeführt — Wohin, mein Lieber?“ fragt sie dann das erste oder zweite Mal. Keine Antwort, sondern die Handschuh angezogen. „Aber wirßt du mich denn so allein lassen?“ fragt sie weiter und streichelt dir die Wangen; du nimmst getrost die Reitpeitsche und sagst: „Ja, will heute abend noch auf das Vorwerk, es ist dies und das zu thun. Adje! und wenn ich bis 9 Uhr nicht zu Hause bin, brauchst du mit der Suppe nicht zu warten.“ Sie erschrickt, du achtest es nicht; sie will nach, du winkst ihr mit der Reitgerte zurück; sie stürzt ans Fenster, hängt sich und das Thränenstücklein heraus und ruft adje! und wedelt hin und her mit dem weißen Fahnen. Laß wehen und achte nicht darauf. Drück' dem Gaul die Sporen in den Leib und davon; ich kann dir schwören, das sezt die Weiber in Respekt. Das dritte Mal fragte die meine nicht mehr, und gottlob! das Gewinzel hat ein Ende!“

Der Baron hatte während dieser trefflichen Rede in größter Gemütsruhe eine Pflanze gestopft, Feuer angeschlagen und dampfte jetzt, indem er seine Felder und Wälder überschaute, ohne eine Antwort seines Gastes zu erwarten; aber dieser preßte die Lippen zusammen, und noch stärker preßte die Rede des rohen Mannes sein volles Herz. „O du Hund von einem Menschen“, sprach er bei sich, „schlechter noch als ein Hund, denn der Herr hat dir ja Vernunft gegeben. Wie man ein Pferd zureitet oder einen Baum in bessere Erde setzt, hast du gelernt, aber eine schöne Seele zu behandeln, ein liebendes Herz zu verstehen, liegt außer deinen Grenzen. Wie sie ihm nachsah, so voll Wehmut, denn er hatte ja nicht von ihr Abschied genommen, so voll Engelsgeduld, sie hatte ihm ja seine rohen Worte schon wieder vergeben; mit einem Blick so voll von Liebe! Von Liebe? Kann sie ihn denn lieben? Wird nicht ihr zarter Sinn tausendmal von ihm beleidigt? Sieht sie denn nicht, wie er seinem Jagdhund mehr Zärtlichkeit beweist als ihr? Oder wie?“ fuhr er in seinem Hinträumen fort, „sollte sie, weil sie einmal sein Weib geworden ist, Zärtlichkeit für den fühlen, den sie an Geist so weit überragt und den sie dennoch — fürchtet? Oder sollte es immer und ewig das Los dieser armen Wesen sein, daß unter Hunderten nur eine wahrhaft lieben darf, daß die andern, von der Natur zu einem herrlichen Gefäß zärtlicher, hoher Liebe ausgerüstet, erwachsen, blühen, verwelken, ohne wahre Liebe zu kennen? Doch, dieser Gedanke wäre mir noch erträglicher als der, daß sie ihn wirklich lieben könnte! Nein, es kann, es darf nicht sein.“ Unwillkürlich hatte er bei den letzten Worten durch eine rasche Bewegung seinem Pferde die Sporen gegeben, es raffte sich auf und flog dahin. „Ho ho, Junge! Du willst mit mir in die Wette reiten?“ rief ihm der Baron nach und steckte die Pflanze bei. „Zweihundert Schritte gebe ich dir vor und hole dich dennoch ein.“ Kunstgerecht berechnete er dann den Zwischenraum, und als er dachte, Tröben habe die vorgegebenen Schritte zurückgelegt, ließ er sein Pferd weit ausstreichen und gelangte zu seinem nicht geringen Triumph in demselben Moment mit dem Freunde vor der Dampf- mühle an.

18.

Der Mechanikus, ein bescheidener Mann, der aber allgemein den Ruf großer Geschicklichkeit genoß, empfing sie an der Thüre. „Noch immer nicht weiter?“ fragte Faldner, indem sein Gesicht sich verfinsterte. „Wahrhaftig, entweder ist mein Korrespondent in London ein Schurke und verdient gehangen zu werden, oder Ihr, Meister Fröhlich, versteht zwar Taschenuhren zusammenzudreheln, aber keine Dampfmühle aufzuschlagen, wie Ihr mir vorgespiegelt.“

Der Mann schien tief gekränkt durch die Worte des Barons, eine hohe Röthe überflog sein Gesicht, und ein bitteres Wort schwebte auf seinen Lippen, aber er unterdrückte es und fuhr mit der Hand über sein schlichtes Haar, als wollte er seinen innern Unmut wie seine Haare glätten. „Halten zu Gnaden, Herr Baron“, antwortete er; „wenn man mir Aufriß und Berechnung einer Maschine vorlegt und dazu Räderwert und Schrauben so genau verzeichnet sind, so will ich eine Maschine zusammensetzen, wenn ich sie auch nie zuvor gesehen. Aber dann muß ich freies Spiel haben, und dann steh' ich auch davor, daß alles recht wird, aber so —“

„Nun, daß ich selbst ein wenig mitgeholfen, meint Ihr? Darauf soll also alles geschoben werden? Ihr sagt selbst, daß Ihr in Eurem Leben noch keine solche Maschine gesehen, und ich habe eine gesehen, zwei, drei, in Frankreich und England, und weiß recht gut, daß die größeren Räder in der Mitte des Cylinders eingreifen und die kleineren oben angebracht sind —“

„Aber, mein Gott, erlauben Euer Gnaden“, entgegnete der Künstler ungeduldig, „diese Ihre Dampfmühle ist nun einmal nach anderer Struktur, das kann man ja schon an der Zeichnung sehen.“

„Zeichnung hin, Zeichnung her, Dampfmaschinen sind Dampfmaschinen, und eine sieht aus wie die andere. Betrogen bin ich, von allen Seiten angeführt, das Geld zum Fenster hinausgeworfen.“

Fröben hatte indessen die Zeichnungen zur Hand genommen und sie durchgesehen. Er fand, daß die Struktur dieser Mühle

sehr einfach und schön, und wenn die bezeichneten Räder und Schrauben paßten, sehr leicht aufzuschlagen sei. Er hatte in früheren Zeiten Mathematik und Physik gründlich studiert, er hatte zugleich mit dem Freunde die berühmtesten Maschinenwerke gesehen und kennen gelernt, kam aber, weil er sich selten darüber äußerte, bei dem Herrn von Faldner, der sich mit seinen Kenntnissen ungemein viel wußte, in den Verdacht, wenig oder nichts vom Maschinenwesen zu verstehen. Er wandte sich nun, als Faldners Unmuth noch größer zu werden drohte, an den Mechanikus, fragte nach diesen und jenen Stücken, die auf der Zeichnung angegeben waren, und als jener sie vorwies, als man sah, wie richtig sie ineinander paßen, sagte er zu Faldner: „Ich wollte wetten, du bist durchaus nicht betrogen, denn so gut hier F und H in P paßen, du siehst, es sind die Hauptzüge, wodurch die Stampfmühle mit der Presse in Verbindung gesetzt wird, so gut muß sich auch das übrige fügen.“

„Ach, Sie hat unser Herrgott hergeschickt“, rief der Mechanikus freudig; „wie Sie doch dies gleich so weg bekamen! Ja, das F ist der Hauptzug, H hier greift in das Stangenwerk ein, hier wird das Rad KL befestigt.“

„Die Maschine ist sehr einfach“, fuhr Fröben fort, „und der ganze Irrthum meines Freundes kommt daher, daß er die Struktur größerer Werke vor Augen hat, die freilich anders aussehen. Du wirst dich übrigens erinnern, daß wir in Devonshire bei Sir Henry Smith eine Mühle sahen, die beinahe ganz nach diesem Plan gebaut war.“

Der Baron verbarg sein Staunen hinter einem ironischen Lächeln, womit er bald den Freund, bald den Mechanikus ansah. „Machet, was ihr wollt“, sagte er gleichgültig, „ich gebe die ganze Geschichte verloren; vernünftiger wäre es gewesen, ich hätte einen englischen Mechaniker mitkommen lassen. Versuche immer dein Heil an dem heillosen Schraubenwerk, ich denke, wenn ich dich in einigen Stunden abhole, wirst du dieses Maschinen=Abc schon satt haben, denn darin, ich weiß es ja, bist du doch nur ein Abc=Schütze.“ Pfeifend verließ er das Gebäude, setzte sich auf und ritt in den Wald.

Fröben aber ließ sogleich wieder auseinander legen, was nach des Barons eigenmächtigem Plan bisher zusammengefügt war. Die Nummern wurden geordnet, und er wurde unter diesem Geschäft nach und nach heiterer, denn es zerstreute die düsteren Bilder in seiner Seele, und nicht ohne Lächeln bemerkte er, wie ihn der Mechanikus mit leuchtenden Blicken betrachtete, wie ihn seine Gefellen und Jungen gleich einem Altmeister ihrer Kunst ehrfurchtsvoll ansahen. Freude und Leben war in die Werkstätte gekommen, wo man diesen Morgen nur die Befehle, die Flüche des Barons, die Bitten und Gegengreden des Meisters gehört hatte; bald war alles in Ordnung gebracht, und als der Baron abends aus dem Walde zurückkam, seinen Gast abzuholen, erstaunte er und schien sich im ersten Augenblick nicht einmal über das sichtbare Fortschreiten des Werkes zu freuen. Er hatte erwartet, alles in Verstörung und Konfusion zu treffen, aber der Mechanikus überreichte ihm lächelnd die Zeichnung, führte ihn an den Cylinder und zeigte ihm, indem er bald auf das Papier, bald auf das Werk hindeutete, mit stolzer Freude, was sie bis jetzt schon geleistet haben. „Wenn es so fortgeht“, setzte der Mechanikus hinzu, „und wenn der fremde Herr dort uns auch morgen so trefflich an die Hand geht, so garantiere ich, daß wir noch vor Sonntag fertig werden.“

„Toll's Zeug!“ war alles, was der Baron antwortete, indem er die Zeichnung zurückgab, und Fröben war ungewiß, ob es Flüche oder Dankfagungen seien, was sein Freund hin und wieder murmelte, als sie zusammen nach dem Schloß zurücktritten.

19.

Der glückliche Fortgang des Maschinenbaues, vielleicht auch die schimmernde Aussicht auf Don Pedros spanische Quadrupel¹, hatte den Baron in den nächsten Tagen fröhlicher gestimmt. Fröben hatte an den Spanier nach W. geschrieben, und sein Gastfreund nahm ihm das Versprechen ab, so lange bei ihm zu ver-

¹ Quadrupel hieß eine früher in Spanien geprägte Goldmünze von vier Pistolen (ungefähr 64 Mark).

weilen, bis aus W. eine Antwort angelangt sei. Auch gegen Josephine betrug er sich etwas menschlicher, und er hatte ihr, wahrscheinlich mehr aus Rücksicht auf den Freund als auf sie, sogar erlaubt, daß sie ihre Haushaltungsgeschäfte abkürzen und vormittags oder abends, wenn ihn selbst Geschäfte abhielten, sich von Fröben vorlesen lassen oder Spaziergänge mit ihm machen dürfe. Und sie lebte in diesen wenigen Tagen zusehends auf. Ihre Haltung wurde kräftiger, ihre Wangen rötete ein Schimmer von stillem Vergnügen, und in manchen Augenblicken, wenn ein holdes Lächeln um ihre Lippen zog, wenn jene feinen Grübchen in den Wangen erschienen, gestand sich Fröben, daß er selten eine schönere Frau gesehen habe, ja, ihr Anblick verwirrte ihn oft so ganz, daß er ein geliebtes Bild seiner Träume verwirklicht glaubte, daß halbversunkene Erinnerungen wieder in ihm auftauchten, daß sogar ihm ihre Stimme, wenn sie bewegt, gerührt war, so bekannt deuchte, als hätte er sie nicht hier zum erstenmal gehört. Seltener zog er in jenen Tagen das Bild hervor, das er sonst stundenlang betrachtet hatte, und wenn es ihm zufällig in die Hände fiel, wenn er es aufrollte, wenn er in das Auge der unbekanntem Geliebten sah, so fühlte er sich beschämt, er glaubte, ihrem leblosen Gemälde diese Vernachlässigung abbitten zu müssen. „Doch“, sprach er dann zu sich, als müßte er sich entschuldigen, „ist es denn unrecht, der armen Freundin einige Tage ihres freudelosen Lebens angenehmer zu machen? Und wie wenig gehört dazu, dieses holde Wesen zu erfreuen, sie glücklicher zu stimmen! Ein schönes Buch mit ihr zu lesen, mit ihr zu sprechen, sie auf einem Spaziergang an ihre Lieblingsplätzchen zu begleiten — dies ist ja alles, was sie braucht, um heiter und froh zu sein. Welchen Himmel könnte Faldner in seinem Hause haben, wenn er nur zuweilen die eine oder andere dieser kleinen Freuden mit ihr teilte!“

Der junge Mann fühlte sich übrigens, ohne daß er es sich selbst recht gestand, angenehm berührt, geschmeichelt von Josephens Anhänglichkeit an ihn. Schien ihr nicht jeder Morgen, jeder Abend ein neues Fest zu sein? Wenn er herabkam zum Frühstück, hatte sie schon alles zierlich und nett bereitet; bald wählte sie den Saal, der eine herrliche Aussicht auf den fernen

Rhein öffnete, bald die Terrasse, von wo sie das ländliche Gemälde der Arbeiter in den Feldern und an den Weinbergen vor sich hatten, so nah', um alles wie ein treues Tableau zu betrachten, und doch ferne genug, um im stillen Genuß des Morgens nicht gestört zu sein, bald hatte sie eine Laube im Garten ausgesucht, wo die Welt ringsum von dichten Platanen abgegeschlossen und nur der frischen Morgenluft oder dem Frührot der Zutritt gestattet war. So erschien sie immer neu und überraschend, und wenn der Freund herzutrat, wie freudig stand sie auf, wie hold bot sie ihm die Hand zum Gruß, wie lebhaft wußte sie, wenn er noch ganz in ihren Anblick versunken ohne Worte war, das Gespräch anzuknüpfen, dies und jenes zu erzählen, durch Laune und feine Beobachtung allem, was sie sagte, ein eigenes Gewand, einen eigentümlichen Reiz zu geben! Und wenn sie dann nachher schnell und emsig das Geräthe des Frühstück's auf die Seite räumte, wenn er sein Buch hervorzog, wenn sie mit der Arbeit, die sie selten beiseite legte, ihm sich gegenübersetzte und erwartungsvoll an seinen Lippen hing, da war es ihm oft, als müßte er alles, die ganze Welt vergessen, und einen kleinen, kurzen, seligen Augenblick träumte er, er sei ein glücklicher Gatte und sitze hier an der Seite eines geliebten Weibes.

20.

Es gereichte Josephen in den Augen ihres Freundes zu keinem geringen Ruhm, daß sie gerade jenen Dichter zu ihrem Liebling erwählt hatte, der auch ihn vor allen anzog. Zwar mußte er ihr oft bei Vorlesungen aus Jean Paul's herrlichen Dichtungen zu Hülfe kommen, um dieses oder jenes dunklere Gleichniß zu erklären; aber sie faßte schnell, ihr natürlicher Tact und ihr zarter Sinn, der so ganz in dem Dichter lebte, ließ sie manches erraten, ehe ihr noch der Freund Gewißheit gegeben hatte.

„Es liegt doch“, sagte sie eines Tages, „eine Welt voll Gedanken in diesem Hesperus! Jede menschliche Empfindung bei Freude und Schmerz, bei Liebe und Gram liegt zergliedert vor uns da; er weiß uns, indem wir den süßen Duft einer Blume einjungen, ihre innersten Theile, ihre zarten Blätter, ihre feinsten

Staubfäden zu beschreiben, ohne daß er sie zerstört, entblättert. Denn das, glaube ich, ist ja das große, tiefe Geheimnis dieses Meisters, daß er jede tiefere Empfindung nicht beschreibt, sondern andeutet, und doch wieder nicht flüchtig andeutet, sondern wie durch das feine Mikroskop eines Gleichnißes uns einen tiefen Blick in die Menschenseele thun läßt, wo Gedanke an Gedanke aufsteigt und das Auge, überrascht, aber entzückt über die wundervolle Schöpfung, in eine Thräne übergeht.“

„Sie haben“, erwiderte der Gastfreund, „wie es mir scheint, in diesen Worten sein Geheimnis wirklich ausgesprochen. Mir ist sonst, ich gestehe es offen, nichts so in der innersten Seele zuwider, als das sichtbare Abmühen eines Autors, dem Leser recht klar und deutlich zu machen, was sein Held, oder die Heldin, oder eine dritte, vierte Person da oder dort empfunden oder gedacht. Aber unser Dichter! Wie herrlich, wie reich ist auch hierin seine Erfindung, wir leben, wir denken, wir weinen unwillkürlich mit Viktor, und Klothildens¹ bleichere Wangen, ihre klagelose Trauer trifft uns tiefer, als jede Beschreibung es sagen kann, und im warmen, weichen Glück der Liebenden möchten wir ein Strahl der Abendsonne sein, der in der Laube um ihre Umarmung spielt, jene Nachtigall, die ihnen die fromme Feier ihrer Seligkeit mit ihrer glockenhellen Stimme einläutete.“

„Es ist sonderbar“, bemerkte Joseph, „der Faden dieses Romans, was man sein Gerippe nennt, würde uns bei einem andern nicht im mindesten interessant, vielleicht sogar gesucht, langweilig dünken. Sechs verlorene, vertauschte, wiedergefundene Söhne, statt daß z. B. Walter Scott gewöhnlich nur einen hat und sogar der Verfasser des ‚Walladmor‘² in seiner Parodie mit zweien sich begnügt. Eine junge Dame, die zu ihrer Qual von ihrem Bruder geliebt wird, selbst aber keinen Freund liebt; ein kleiner, simpler Hof in Duodez, ein Pfarrhaus voll Katten und Kinder und ein Edelstüb, wo Uedle wohnen: denken Sie sich diese gewöhn-

¹ Siehe Jean Pauls „Desperus, oder die 45 Hundsposttage“

² Der Verfasser des „Walladmor“ ist Wilibald Alexis (s. S. 263), der in diesem Roman Walter Scotts Manier läufchend nachahmte.

lichen Dinge in einer Reihenfolge, so haben Sie einen unserer gewöhnlicheren Romane von verlorenen Söhnen zc. und nicht einmal einen rechten Jaumer, um mich so auszudrücken, als etwa Le Beauts Ermordung durch den Hofsunker oder das tragische Ende des Lords im fünften Akt. Aber welch ein Leben, welch eine Welt wird aus dieser Geschichte, wenn ihr jenem Dichter seinen Blumenmantel umhängt! Welche geistreiche Lust, höher und reiner als jede irdische, kömmt uns aus der verehrenden Liebe Viktors und Klothildens zu ihrem Lehrer Emanuel, welche Wehmut aus den Täuschungen eines kalten Lebens, wenn Viktor und jenes liebenswürdige Wesen sich verkennen, nicht finden; welche Wonne endlich, wenn ihre Seelen unter dem nächtlichen, gestirnten Himmel im Schmerz der Trennung sich aufschließen und überströmen in Liebe?!“

„Ja“, rief der junge Mann, „unser Dichter ist wie ein großer Musiker. Er hat ein ausgespieltes, altes, längst gehörtes Thema vor sich; aber indem er den Gang des alten Liedchens beibehält, führt er die Gedanken auf eine Weise aus, die uns so überraschend, so neu erscheint, daß wir das Thema vergessen und nur auf die Wendungen horchen, in die er übergeht, in welchen er die Himmelsleiter der Töne wie ein Engel auf und ab geht und uns einen geöffneten, seligen Himmel im Traume zeigt, während wir vielleicht, wie Jakob in der Wirklichkeit, auf recht hartem Lager liegen. Dann ist er bald weich wie eine Flöte, durchdringend wie die Hoboe, bald voll, rührend wie das Waldhorn aus der Ferne, bald braust er daher wie mit den mächtigsten, tiefsten Bässen, majestätisch, erhaben, bald nur sanft lispelnd wie die Mollsharfe oder in Wehmut aufgelöst wie die Töne der Harmonika.“

„Wie danke ich es ihm“, sagte Josephine weich, „daß er versöhnt, daß er die Wunden unserer Wehmut heilt. Es hätte ja in seiner Macht gestanden, Klothilden untergehen zu lassen im Schmerz unerwidelter Liebe, vor ihrem Tode hätte ihr Viktor noch zugerufen: ‚Ich liebte dich ja über alles‘, und sie wäre lächelnd eingeschlafen. Denken Sie sich den ungeheuern Schmerz, die Bitterkeit gegen das Geschick, wenn wir diese Menschen so hätten untergehen sehen, ohne Hoffnung, ohne Trost! Aber es wäre ja nicht

möglich gewesen; Viktor hätte nicht so lange geliebt, hätte sich an Joachime oder die Fürstin hingegeben, denn ein Mann kann ja ohne erwiderte Liebe nicht lange lieben!“

„Glauben Sie das wirklich?“ erwiderte Fröben wehmütig lächelnd. „O wie wenig müssen Sie uns kennen, wie klein müssen Sie von uns denken, wenn wir nicht einmal den Mut besäßen, dieses kurze Leben hindurch treu zu lieben, auch ohne geliebt zu werden!“

„Ich halte es bei Frauen für möglich“, sagte die schöne Frau, „Liebe ohne Gegenliebe ist ein tiefes Unglück, und Frauen sind ja mehr dazu gemacht, stille Leiden zu tragen ein Erdenleben lang, als ihr. Der Mann würde einen solchen Gram von sich werfen, oder der glühende Kummer müßte ihn verzehren!“

„Beides nicht — ich lebe ja noch und liebe“, sagte Fröben, zerstreut vor sich hinblickend.

„Sie lieben!“ rief Josephine, und mit so eigenem Ton, daß der junge Mann erschreckt aufblickte; sie schlug die Augen nieder, als ihr sein Blick begegnete, eine tiefe Röthe überflog ihr Gesicht und ging ebenso schnell wieder in tiefe Blässe über.

„Ja“, sagte er, indem es ihm mit Mühe gelang, es scherzhaft zu sagen, „der Fall, den Sie sehnten, ist der meinige, und noch liebe ich, vielleicht ruhiger, aber nicht minder innig als am ersten Tag, ich liebe sogar beinahe ohne Hoffnung, denn die Dame meines Herzens weiß nicht um meine Liebe, und dennoch, wie Sie sehen, hat mich der Kummer noch nicht getödet.“

„Und darf man wissen“, sagte sie zutraulich, aber, wie es Fröben schien, mit zitternder Stimme, „darf man wissen, wer die Glückliche ist —“

„Ach, sehen Sie, das ist gerade das Unglück, ich weiß ja nicht, wer sie ist, noch wo sie sich aufhält, und liebe dennoch; ja, Sie werden mich für einen zweiten Don Quichotte halten, wenn ich gestehe, daß ich sie nur einigemal flüchtig sah, mich nur noch einiger Partien ihres Gesichtes erinnern kann und dennoch in der Welt umherstreife, um sie zu finden, weil es mir zu Hause keine Ruhe läßt.“

„Sonderbar!“ bemerkte Josephhe, indem sie ihn nachdenklich ansah, „sonderbar; es ist wahr, ich kann mir einen solchen Fall denken, aber dennoch machen Sie eine seltene Ausnahme, lieber Fröben; wissen Sie denn, ob Sie geliebt werden? Ob das Mädchen Ihnen treu ist —“

„Nichts weiß ich von diesem allem“, erwiderte er erust und mit verschlossenem Gram, „ich weiß nichts, als daß ich glücklich wäre, wenn ich jenes Wesen mein nennen könnte, und weiß nur allzugut, daß ich vielleicht auf immer verzichten muß und nie ganz glücklich werde!“

Je seltener sonst der junge Mann über diese Gefühle sich aussprach, desto mächtiger kamen in diesem Augenblick alle Schmerzen der Erinnerung an gramvolle Stunden und eine Wehmut über ihn, der er sich nicht gewachsen fühlte. Er stand schnell auf und ging aus der Laube dem Schlosse zu. Aber Josephhe sah ihm mit Blicken voll unendlicher Liebe nach, Thräne um Thräne löste sich aus den zuckenden Wimpern, und erst als sie wie ein Quell auf ihre schöne Hand herabfielen, erweckten sie Josephen aus ihren Träumen. Und beschämt, als hätte sie sich bei einer geheimen Schuld belauscht, errötete sie und preßte ihr Tuch vor diese verätherischen Augen.

21.

Die Vorherjagung des alten Mechanikus war eingetroffen, denn mit dem letzten Tag der Woche waren auch die Maschinen der Dampfmühle fertig aufgestellt. Der Baron, so unmutig er anfangs gewesen war, hatte in der Freude seines Herzens, als der erste Versuch glücklich gelungen war, den Alten und seine Gefellen reichlich beehentt entlassen und auf Sonntag alle seine Nachbarn in der Umgegend eingeladen, um mit einem kleinen Feste seine Mühle einzuweihen. So glücklich und heiter er an diesem Tage war, so fröhlich und jovial er seine zahlreichen Gäste empfing, so entging es doch Fröbens beobachtenden Blicken nicht, daß er die arme Josephhe mit hunderterlei Aufträgen und Anordnungen plagte, daß sie ihm nichts zu Dank machen konnte. Bald sollte sie in der Küche sein, um das Gefinde anzutreiben und selbst mit-

zuhelfen, bald beiferte er dies oder jenes an ihrem Fuß, bald wollte er vor Ungeduld verzweifeln, wenn sie nicht schnell genug die Treppe herabflog, um mit ihm am Portal die Ankommenden zu empfangen, bald wollte er die Tafel so oder anders gestellt haben, bald wollte er den Kaffee im Garten, bald im Salon trinken. Mit Engelsgeduld und einer Resignation, die dem Freunde unbegreiflich war, ertrug sie alle diese Unbilden. Sie war überall, sorgte für alles und wußte sogar einen Augenblick zu finden, um den Gastfreund zu fragen, warum er gerade heute so trübe sei, ihn aufzumuntern, an der allgemeinen Fröhlichkeit teilzunehmen.

Allgemein entzückte die Schönheit, die behende Aufmerksamkeit der Hausfrau; die Männer priesen den Baron glücklich, einen solchen Schatz im Hause zu haben, und mehrere der älteren Damen jagten ihm unverhohlen ihre Bewunderung über die seltenen Talente zur Wirtschaft, über die Einsicht und Ordnung einer so jungen Frau. „Siehst du“, flüsterte der glückliche Fröhen zu, „siehst du, was eine Zucht, wie die meinige, Wunder wirkt? Ich bin im ganzen heute recht zufrieden mit ihr, aber wenn ich nicht im geheimen überall selbst nachhülfe, wie stünde es dann um die wirtschaftliche Ehre der Hausfrau! Aber es macht sich, ich sagte es ja immer, es macht sich.“ Die allgemeine Fröhlichkeit und der Wein steigerten baldner immer höher, und es war endlich hohe Zeit, die Tafel aufzuheben, denn er und einige Herren aus der Nachbarschaft erlaubten sich schon Scherz und Anspielungen, welche jedes zartere Ohr beleidigten.

Man fuhr nach der neuen Dampfmühle, man weihte sie unter Scherz und Lachen förmlich ein, man ging wieder zurück und erstaunte aufs neue über die geschmackvollen und doch so bequemen Anordnungen, welche Josephe indeß im Garten getroffen hatte. Sie hatte es gewagt, nach ihrer eigenen Erfindung schnell eine große geräumige Laube errichten zu lassen; alle möglichen Erfrischungen erwarteten dort die Gäste, und ihr allgemeines Lob bewirkte ein Wunder, der Baron wurde nicht einmal ungehalten, daß man junge Eichen und Tannen aus seinem Wald zu der Laube verwendet, daß man seinen eigenen Plan, ein Zelt aus Brettern und Teppichen anzuschlagen, nicht befolgt hatte. Er

küßte seine Frau auf die Stirne und dankte ihr für die angenehme Überraschung.

Man setzte sich in bunten Reihen umher. Die Männer sprachen den alten Weinen des Hausherrn fleißig zu, und bald hatte eine allgemeine Fröhlichkeit die Gesellschaft erfaßt. Man spielte witzige, geistreiche Spiele, und als die mutwillige Laune der Männer noch höher stieg, wurden sogar Pfänder Spiele nicht verschmäht. So kam es, daß bei ihrer Auflösung auch Fröben sein Pfand mit einer Strafe lösen sollte, und Joseph, welcher die Bestimmung dieser Strafe angelegt war, befohl ihm, eine wahre Geschichte aus seinem Leben zu erzählen. Man gab ihrer Wahl allgemeinen Beifall, der Baron schlug vor Freunden über seine kluge Frau in die Hände, und als Fröben zauderte und sich besann, rief er: „Nun, soll ich etwas für dich erzählen aus deinem Leben; etwa die pikante Geschichte von dem Mädchen vom Pont des Arts?“

Fröben erröthete und sah ihn mißbilligend an; aber die Gesellschaft, die hier vielleicht ein lustiges Geheimnis ahnete, rief: „Die Geschichte von dem Mädchen, die Geschichte vom Pont des Arts“, und vielleicht nur um der Indiskretion seines Freundes zu entgehen, den der Wein schon etwas über die gewöhnlichen Grenzen hinausgerückt hatte, bequeme er sich zu erzählen; der Baron aber versprach der Gesellschaft, sobald der Erzähler von der genauen Wahrheit abweichen würde, wolle er Noten zu der Geschichte geben, denn er sei selbst dabei gewesen.

22.

„Ich weiß nicht“, hub Fröben an, „ob der Gesellschaft bekannt ist, daß ich vor mehreren Jahren mit unserem Faldner reiste, namentlich in Paris mit ihm einige Zeit zusammen lebte, ja ein Haus mit ihm bewohnte? Wir hatten so ziemlich gemeinschaftliche Studien, besuchten dieselben Zirkel, machten gegenseitig unsere früheren Bekannten mit dem Freunde bekannt und lebten auf diese Weise unzertrennlich. Wir hatten einen gemeinschaftlichen Freund, den ebenso liebenswürdigen als gelehrten Doktor M., einen Landsmann, der in der Rue Taranne wohnte, die be-

kanntlich in die Rue St. Dominique führt und auf dem linken Ufer der Seine liegt. Unser gewöhnlicher Abendspaziergang war durch die Champs Élysées¹ über die schöne Brücke ins Marsfeld und von da durch Faubourg St. Germain in die Wohnung unseres Freundes, wo wir oft noch bis tief in der Nacht vom Vaterlande, von Frankreich, von dem, was wir gesehen, von allem möglichen plauderten. Wir wohnten, um dies noch hinzuzusetzen, am Place des Victoires, ziemlich entfernt von der Rue Taranne, und wählten zum Rückweg gewöhnlich Pont des Arts, um das Louvre zu durchschneiden und uns einen Umweg durch die Seitenstraßen zu ersparen. Eines Abends, es mochte nach elf Uhr sein, es hatte etwas geregnet, und der Wind wehte besonders in der Nähe des Flusses sehr kalt und schneidend, gingen wir auch vom Quai Malaquais über den Pont des Arts dem Louvre zu. Der Pont des Arts ist nur für Fußgänger zugänglich, und so kam es, daß um diese Zeit nicht mehr viel Leben um und an der Brücke war. Wir gingen, die Mäntel fester um uns ziehend, stillschweigend über die Brücke; schon wollte ich die Brückenstufen auf der andern Seite hinabsteigen, als ein überraschender Anblick mich festhielt.

„An die Brücke gelehnt, stand eine schlankte, ziemlich hohe weibliche Gestalt. Ein schwarzes Hütchen war tief ins Gesicht geknüpft und zum Überfluß noch mit einem grünen Schleier versehen; ein schwarzer Mantel von Seide fiel um den Leib, und der Wind, der die Gewänder in diesem Augenblick fester anschniegte, verriet eine ungemein zarte, jugendliche Taille, aus dem Mantel ragte eine kleine Hand hervor, die einen Teller hielt, vor ihr aber stand ein kleines Laternchen, dessen Licht unruhig flackerte, sein Schein fiel auf einen zierlichen Fuß. Es wohnt vielleicht nirgends so sehr als in jener Stadt das tiefste Elend neben dem höchsten Glanz und Wohlleben, aber dennoch sieht man verhältnismäßig wenige Bettler. Sie drängen sich selten unverschämt herzu, und nie wird man sehen, daß sie dem Fremden nachlaufen, ihn mit Bitten verfolgen. Alte Männer oder Blinde sitzen oder knien an den Ecken der Straßen, den Hut ruhig vor sich hinhaltend, und

¹ Die Champs Élysées sind eine der berühmtesten und großartigsten Parkanlagen in Paris.

überlassen es dem Vorübergehenden, ob er ihren bittenden Blick beachten will.

„Am schauerlichsten, wenigstens für mein Gefühl, waren immer jene verschämten Bettler, die nachts mit verhülltem Haupt, eine brennende Kerze vor sich, regungslos, fast schon wie erstorben in einer Ecke stehen; viele meiner Bekannten in Paris hatten mich versichert, daß man darauf rechnen könne, daß dies meistens Leute aus besseren Ständen seien, die durch Unglück so tief herabgekommen sind, daß sie entweder Arbeit suchen müssen, oder sind sie zu verschämt, vielleicht zu schwach, um für Brot zu arbeiten, so ergreifen sie diesen letzten Ausweg, ehe sie, wie so viele Unglückliche, ihr Leben in der Seine der Vergessenheit übergeben.

„Von dieser Klasse der Bettelnden war die weibliche Gestalt an dem Pont des Arts, deren Anblick mich unwiderstehlich festsetzte. Ich sah sie näher an; ihre Glieder schienen vor Frost noch heftiger zu zittern als das Flämmchen in der Laterne, aber sie schwieg und ließ ihr Glend und den kalten Nachtwind für sich reden. Ich suchte in der Tasche nach kleinem Gelde, aber es wollte sich kein Sous, sogar kein einzelner Frank finden. Ich wandte mich an Faldner und bat ihn um Münze; aber unmutig, durch mein Zögern der schneidenden Kälte ausgesetzt zu sein, rief er mir in unserer Sprache zu: ‚So laß doch das Bettelvolk und spüte dich, daß wir zu Bette kommen, mich friert!‘ — ‚Nur ein paar Sous, Bester!‘ bat ich; aber er packte mich am Mantel und wollte mich wegziehen.

„Da rief die Verhüllte mit zitternder, aber wohlklingender Stimme und zu unserer Verwunderung auf gut deutsch: ‚O meine Herren! sei'n sie barmherzig!‘ Diese Stimme, diese Worte und unsere Sprache hatten etwas so Rührendes für mich, daß ich nochmal um einige Münze bat; er lachte. ‚Nun wohl, da hast du ein paar Frank's, jagte er, versuche dein Heil mit der Jungfer, aber mich laß aus dem Zug treten.‘ Er drückte mir das Geld in die Hand und ging lachend weiter. Ich war in diesem Augenblick wirklich verlegen, was ich thun sollte; sie mußte ja gehört haben, was Faldner sagte, und beleidigen mag ich am wenigsten einen Unglücklichen. Ich trat unschlüssig näher. ‚Mein Kind, jagte

ich, „Sie haben hier einen schlechten Standpunkt gewählt, hier werden heute abend nicht mehr viele Menschen vorübergehen.“ Sie antwortete nicht gleich; „wenn nur“, flüsterte sie nach einer Weile kaum hörbar, „diese Wenigen Gefühl für Unglück haben.“ Diese Antwort überraschte mich, sie war so ungesucht und doch so treffend. Die edle Haltung des Mädchens, der Ton, womit sie jene Worte gesagt, verrieten Bildung. „Wir sind Landsleute“, fuhr ich fort, „darf ich Sie nicht bitten, daß Sie mir sagen, ob ich vielleicht mehr für Sie thun kann, als so im Vorübergehen zu geschehen pflegt?“ — „Wir sind sehr arm“, antwortete sie, wie mir schien, etwas mutiger, „und meine Mutter ist krank und ohne Hülfe.“ Ohne weitere Überlegung, nur von dem unbestimmten Gefühl, daß mich das Mädchen sehr anzog, getrieben, sagte ich: „Führen Sie mich zu ihr.“ Sie schwieg, der Vorschlag schien sie zu überraschen. „Halten Sie dies für nichts anders“, fuhr ich fort, „als für meinen redlichen Willen, Ihnen zu helfen, wenn ich kann.“ — „So kommen Sie“, erwiderte die Verschleierte, hob ihr Lateruchen auf, löschte es aus und verbarg es samt dem Teller unter dem Mantel.“

23.

„Wie?“ rief der Baron laut lachend, als Fröben schwieg, „weiter willst du nicht erzählen? Willst es auch heute wieder machen, wie du es mir schon damals machtest? Kändlich bis hierher, meine Herren und Damen, hat er ganz nach reiner historischer Wahrheit erzählt. Er glaubte mich vielleicht weit weg, und ich stand keine zehn Schritte von der erbaulichen Samariterjense unter dem Portal des Palais und sah ihm zu; ob der Dialog wirklich so vor sich gegangen, weiß ich nicht, denn der schändliche Wind verwehte die Worte, aber ich sah, wie die Dame ihr Lämpchen auslöschte und mit ihm zurück über die Brücke ging. Die Nacht war mir zu kalt, um ihm bei seinem galanten Abenteuer zu folgen, aber am Ende, ich wollte wetten, sah er weder eine franke Mama noch dergleichen, sondern die Dame vom Pont des Arts hatte das alte Sirenenlied nur auf andere Weise gesungen!“

Er belachte seinen eigenen Witz, und die Männer stimmten ein in das rohe Gelächter, die Damen aber sahen vor sich nieder, und Josephine schien mit den Worten ihres Gatten so unzufrieden als mit der sonderbaren Erzählung ihres Freundes, denn bleich wie der Tod hielt sie ihre Tasse in den Händen, daß sie klirrte, und sandte dem jungen Mann nur einen Blick zu, für den er in diesem Augenblick keine andere als eine tief beschämende Deutung wußte. „Ich glaube zwar“, sprach er, mit starker Stimme das Gelächter der Männer unterbrechend, „mein Pfand gelöst zu haben, aber mein eigener Vorteil will, daß ich eine Deutung dieses Vorfalls nicht zulasse, die mein Freund ihm unterzulegen scheint; sie erlauben mir daher, daß ich fortfahre, und bei meinem Leben“, setzte er hinzu, indem er errötete und sein Auge höher leuchtete, „ich will ihnen die reine Wahrheit sagen.“

„Das Mädchen bog über die Brücke ein, woher ich gekommen war. Während ich schweigend mehr hinter als neben ihr ging, hatte ich Zeit, sie zu betrachten. Ihre Gestalt, soweit sie der Mantel sehen ließ, ihre ganze Haltung, besonders aber ihre Stimme, war sehr jugendlich. Ihr Gang schnell, aber leicht und schwebend. Sie hatte meinen Arm abgelehnt, als ich ihn zur Führung angeboten. Am Ende der Brücke bog sie nach der Rue Mazarine ein. „Ist Ihre Mutter schon lange krank?“ fragte ich, indem ich wieder an ihre Seite trat und versuchte, durch den Schleier etwas von ihren Zügen zu erspähen. „Seit zwei Jahren“, antwortete sie seufzend, „aber seit acht Tagen ist sie recht elend geworden.“ — „Waren Sie schon öfter an jenem Ort?“ — „Wo?“ fragte sie. „Auf der Brücke?“ — „Diesen Abend zum erstenmal“, erwiderte sie. „Dann haben Sie sich keinen guten Platz gesucht, andere Passagen sind frequenter.“ Doch schon, indem ich dies sagte, bereute ich es gesagt zu haben, denn es mußte sie ja verletzen. Mit unterdrücktem Weinen flüsterte sie: „Ach, ich bin ja hier so unbekannt und — ich schämte mich, so ins Gedränge zu gehen.“

„Wie grenzenlos mußte das Elend sein, das dieses Geschöpf zwang, zu betteln. Zwar wollten auch mir, ich gestehe es, einigemal solche Gedanken kommen, wie sie Faldner hatte, aber immer verschwanden sie wieder, weil sie widersinnig, unnatürlich waren;

wenn sie zu jener verworfenen Klasse von Mädchen gehörte, warum sollte sie sich verhüllt an einen einsamen Ort stellen? Warum gestilftentlich eine Gestalt verbergen, die, soviel die Umrisse flüchtig zeigten, gewiß zu den schöneren zu zählen war? Nein, es war gewiß wirkliches Gtend und jene zarte Verschämtheit vor unverschuldeter Armut da, die das Unglück so unbeschreiblich rührend macht.

„Hat Ihre Mutter einen Arzt?“ fragte ich wieder nach einiger Weile. „Sie hatte einen, aber als wir keine Arznei mehr kaufen konnten, wollte er sie ins Spital des Incurables bringen lassen, und — das konnte ich nicht ertragen. Ach Gott, meine arme Mutter ins Spital!“ Wieviel tiefer Schmerz lag in den letzten Worten dieses Mädchens!

„Sie weinte, sie führte ihr Tuch unter dem Schleier aus Auge, und Laterne und Teller, die sie in der andern Hand trug, verhüllten sie, den Mantel zusammenzuhalten; der Wind wehte ihn weit auseinander, und ich sah, daß ich mich nicht betrogen hatte; sie war von feiner, schlanker Taille, sie trug ein einfaches, soviel mein flüchtiger Blick bemerkte, sehr reinliches Kleid. Sie haßchte nach dem Mantel, und indem ich ihr behülflich war, ihn wieder anzulegen, fühlte ich ihre weiche, zarte Hand.

„Wir waren schon durch die Straßen Mazarine, St. Germain, Ecole de Médecine und von dort durch einige kleine Seitenstraßen gegangen, als sie auf einmal stehen blieb und klagte, sie habe den Weg verfehlt. Ich fragte sie, in welcher Gegend sie wohne, und sie gab St. Séverin an. Ich war in Verlegenheit, denn diese Straße wußte ich selbst nicht zu finden. Machte es Angst oder Kälte, ich sah sie heftiger zittern. Ich sah mich um; ich bemerkte noch Licht in einem Souterrain, wo Eau de vie verkauft wurde, ich bat sie, zu warten, stieg hinab und erkundigte mich. Man wies mich zurecht, und ich glaubte, mich hinfinden zu können. Als ich heraufkam, hörte ich in der Nähe laut reden; ich sah beim schwachen Schein einer Laterne, wie sich das Mädchen heftig gegen zwei Männer wehrte, von denen der eine ihre Hand, der andere den Mantel gefaßt hatte; sie lachten, sie sprachen ihr zu, ich ahnete, was vorging, sprang herzu und riß dem einen die

Hand weg, die er gefaßt hatte; sprachlos, weinend klammerte sie sich fest an meinen Arm.

„Meine Herren“, sagte ich, „ihr sehet, ihr seid hier im Irrtum, ihr werdet im Augenblick den Mantel von Mademoiselle loslassen!“

„Ach, Verzeihung, mein Herr!“ erwiderte der, welcher ihren Mantel gefaßt hatte; „ich sehe, Sie haben ältere Rechte auf Mademoiselle!“ Und lachend zogen sie weiter.

„Wir gingen weiter, das arme Kind zitterte heftig, sie hielt noch immer meinen Arm fest, sie war nahe daran, niederzusenken.“

„Nur Mut!“ jagte ich zu ihr, „St. Séverin ist nicht fern, Sie werden bald zu Hause sein.“ Sie antwortete nicht, sie weinte noch immer. Als wir in der Straße waren, die nach der Beschreibung St. Séverin sein mußte, blieb sie wieder stehen. „Nein, Sie dürfen nicht weiter mit mir gehen, mein Herr!“ sagte sie, „es darf nicht sein.“ — „Aber warum denn nicht, da Sie mich so weit mitgenommen haben; ich bitte, trauen Sie mir keine schlechten Absichten zu!“ Ich hatte bei diesen Worten, ohne es zu wissen, ihre Hand ergriffen und vielleicht gedrückt; sie entzog sie mir hastig und sagte: „Vergeben Sie, daß ich die Unschicklichkeit beging, Sie so weit mitzuführen; bitte, verlassen Sie mich jetzt.“ Ich fühlte, daß der Auftritt vorhin sie tief verletzt hatte, daß er ihr vielleicht gegen mich selbst Mißtrauen einflößte, und eben dies rührte mich unbeschreiblich; ich nahm das Silber, das mir Faldner gegeben, und wollte es ihr hinreichen; aber der Gedanke, wie wenig diese kleine Gabe ihr helfen könne, zog meine Hand zurück, und ich gab ihr das wenige Gold, das ich bei mir trug.

„Ihre Hand zuckte, als sie es nahm; sie schien es für Silber zu halten, dankte mir aber mit zitternder, rührender Stimme und wollte gehen.“

„Noch ein Wort“, sagte ich und hielt sie auf; ich hoffe, Ihre Mutter wird gesund werden, aber es könnte ihr doch noch an etwas gebrechen, und Sie, mein Kind, sind nicht für solche Abendgänge, wie der heutige, gemacht. Wollen Sie nicht heute über acht Tage um dieselbe Zeit vor der Ecole de Médecine sein, daß

ich mich nach Ihrer Mutter erkundigen kann?' Sie schien unerschütterlich, endlich sagte sie: ‚Ja.‘ — Und setzen Sie doch den Hut mit dem grünen Schleier wieder auf, daß ich Sie erkenne, fügte ich hinzu; sie bejahte es, dankte noch einmal, ging eilend die Straße hin und war schnell in der Nacht verschwunden.“

24.

„Als ich am Morgen nach dieser Begebenheit erwachte, schien es mir, als hätte mir von diesem allem nur geträumt. Aber Faldner, der bald herbeikam und mich nach seiner zarten Manier zu schrauben anfang, riß mich aus meinem Zweifel. Die Sache schien mir, so recht deutlich am Morgenlicht betrachtet, doch allzu fabelhaft, als daß ich sie dem ungläubigen Freund hätte erzählen mögen. Man ist in neuerer Zeit zu jenem Grad der Sittenverfeinerung gekommen, die schon ins Gebiet der Unsittheit hinüberstreift; man will in manchen Fällen lieber wild, etwas liederlich und schlecht erscheinen, man gibt lieber eine Zweideutigkeit zu, nur um nicht als ein Thor, als ein Sonderling, als ein Mensch von schwachem Verstand und beschränkten Lebensansichten zu gelten.

„Im Innern kränkte mich aber noch mehr als Faldners Schraubereien ein Etwas, eine Unruhe, was ich nicht zu deuten wußte. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich nicht einmal ihr Gesicht gesehen hatte. ‚Wozu,‘ sagte ich mir, ‚wozu diese übertriebene Diskretion. Wenn ich ein paar Napoleons hingebe, so kann ich doch um die Gunst bitten, den Schleier etwas zu lüften?‘ Und doch, wenn ich mir das ganze Betragen des Mädchens, das, so einfach es war, doch von Gemeinheit auch nicht im geringsten etwas an sich hatte, zurückrief, wenn ich bedachte, wie mich ihre edle Haltung, der gebildete Ton ihrer Antworten anzog, so mußte ich mich, halb zu meinem Ärger, rechtfertigen. Es liegt etwas in der menschlichen Stimme, das uns, ehe wir Züge und Auge, ehe wir den Stand der Sprechenden kennen, den Ton angibt, in welchem wir mit ihm sprechen müssen. Wie unendlich, nicht sowohl in der Form als im Klang der Sprache, unterscheidet sich der Ge-

bildete vom Ungebildeten, und des Mädchens Töne waren so weich und zart, ihre kurzen Antworten oft so aus der tiefsten Seele gesprochen! Den ganzen Tag konnte ich diese Gedanken nicht los werden, sogar abends, in eine glänzende Gesellschaft von Damen begleitete mich das arme Mädchen mit dem schwarzen Hütlein, dem grünen Schleier und dem unscheinbaren Mantel.

„In den nächsten Tagen ärgerte ich mich über meine Thorheit, welche schuld war, daß ich das Mädchen erst nach acht Tagen wiedersehen konnte; ich zählte die Stunden ab bis zu dem nächsten Freitag, und es war, als hätte jene Hauptstadt der Welt, wie sie ihre Bewohner nennen, nichts Reizendes mehr in sich, als die Bettlerin vom Pont des Arts. Endlich, endlich erschien der Freitag. Ich brauchte alle mögliche List, um mich auf diesen Abend von Faldner und den übrigen Freunden loszumachen, und trat, als es dunkel wurde, meinen Weg an. Ich hatte über eine Stunde zu gehen, und Zeit genug, über meinen Gang nachzudenken. ‚Hente‘, sagte ich zu mir, ‚heute wirst du ins reine kommen, was du von dieser Person zu denken hast; du wirst ihr anbieten, mit ihr zu gehen, geht sie, so hast du dich schon das erste Mal betrogen. Auch das Gesicht muß sie heute zeigen.‘

„Ich war so eilends gegangen, daß es noch nicht einmal zehn Uhr war, als ich auf dem Place de l'École de Médecine anlangte, und — auf elf Uhr hatte ich sie ja erst bestimmt. Ich trat noch in einen Café, durchblättert gedankenlos eine Schar von Zeitungen —; endlich schlug es elf Uhr.

„Auf dem Platz waren wenige Menschen, und soweit ich mein Auge anstrengte, kein grüner Schleier zu sehen. Ich hielt mich immer auf der Seite der Arzneischule, weil dort mehrere Laternen brannten. Die Momente solchen Erwartens sind peinlich. ‚Wenn sie an deinem Gold genug hätte und gar nicht käme? Wenn sie deine Gutherzigkeit verlachte!‘ dachte ich, als ich den Platz wohl schon zehnmal auf und ab gegangen war. Es schlug halb zwölf, schon fing ich an über meine eigene Thorheit zu murren, da wehte im Schein einer Laterne etwa dreißig Schritte von mir etwas Grünes; mein Herz pochte ungestümer, ich eilte hin — sie war es. ‚Guten Abend‘, sagte ich, indem ich ihr die Hand bot, schön, daß

Sie doch Wort halten; schon glaubte ich, Sie werden nimmer kommen.' Sie verbeugte sich, ohne meine Hand zu fassen, und ging an meiner Seite hin; sie schien sehr gerührt: ‚Mein Herr, mein edler Landsmann‘, sprach sie mit bewegter Stimme, ‚ich mußte ja Wort halten, um Ihnen zu danken. Ich komme heute gewiß nicht, um Ihre Güte aufs neue in Anspruch zu nehmen. Ach, wie reich, wie freigebig haben Sie uns beschenkt. Kann Sie der innige Dank einer Tochter, können die Gebete und Segenswünsche meiner franken Mutter Sie entschädigen?‘

„Sprechen wir nicht davon“, erwiderte ich, „wie geht es Ihrer Mutter?“ — „Ich glaube wieder Hoffnung schöpfen zu dürfen“, antwortete sie, „der Arzt spricht zwar nichts Bestimmtes aus, aber sie selbst fühlt sich kräftiger. O, wie danke ich Ihnen. Von Ihrem Geschenk konnte ich ihr wieder kräftige Speisen bereiten, und glauben Sie mir, der Gedanke, daß es noch so gute Menschen gibt, hat sie beinahe ebensosehr gestärkt.“

„Was sagte Ihre Mutter, als Sie zu Hause kamen?“ — „Sie war sehr in Sorgen um mich, weil es schon so spät war“, erwiderte sie, „ach, sie hatte so ungern mir die Erlaubnis zu diesem Gang gegeben und malte sich jetzt irgend ein Unglück vor, das mir begegnet sei. Ich erzählte ihr alles, aber als ich mein Tuch öffnete und die Gaben, die ich gesammelt hatte, hervorzog und Gold dabei war, Gold unter den Kupfer- und Silberstücken, da erstaunte sie, und —“ Sie stockte und schien nicht weiter reden zu können; ich dachte mir, die Mutter habe sie arger Dinge beschuldigt, und forschte weiter, aber mit rührender Offenheit gestand sie, die Mutter habe gesagt, der großmütige Landsmann müsse entweder ein Engel oder ein Prinz gewesen sein.

„Weder das eine noch das andere“, sagte ich ihr; „aber wie weit haben Sie ausgereicht? Haben Sie noch Geld?“

„O, wir haben noch“, erwiderte sie mutig, wie es scheinen sollte, aber mir entging nicht, daß sie vielleicht unwillkürlich dabei seufzte.

„Und was haben Sie noch?“ sagte ich etwas bestimmter und dringender.

„Wir haben eine Rechnung in der Apotheke davon bezahlt

und einen Monat am Hauszins, und der Mutter habe ich davon gekocht, es ist aber immer noch übriggeblieben.'

„Wie ärmlich mußten Sie wohnen, wenn Sie von diesem Gelde eine Apothekerrechnung, einen Monat Hauszins bezahlen und acht Tage lang kochen konnten! Ich will aber genau wissen', fuhr ich fort, was und wieviel Sie noch haben.'

„Mein Herr!' sagte sie, indem sie beleidigt einen Schritt zurücktrat.

„Mein gutes Kind, das verstehen Sie nicht', erwiderte ich, indem ich ihr näher trat; oder Sie wollen es sich aus übertriebenem Bartzgefühl nicht gestehen; ich frage Sie ernstlich, wenn Sie mit den paar Franken zu Rande sind, haben Sie Hülfe zu erwarten?'

„Nein', sagte sie schüchtern und weich, keine.'

„Denken Sie an Ihre Mutter und verschmähen Sie meine Hülfe nicht!' Ich hatte ihr bei diesen Worten meine Hand geboten; sie ergriff sie hastig, drückte sie an ihr Herz und pries meine Güte.

„Nun wohl, so kommen Sie', fuhr ich fort, indem ich ihren Arm in den meinigen legte; ich kam leider nicht gerade von Hause, als ich hieher kam, und hatte mich nicht versehen; Sie werden daher die Güte haben, mich einige Straßen zu begleiten bis in meine Wohnung, daß ich Ihnen für die Mutter etwas mitgebe.' Sie ließ sich schweigend weiterführen, und so angenehm mir der Gedanke war, sie noch ferner unterstützen zu können, so war doch mein Gefühl beinahe beleidigt, als sie so ganz ohne Sträuben mitging, nachts in die Wohnung eines Mannes. Aber wie ganz anders kam es, als ich dachte. Wir mochten wohl etwa zwei- oder dreihundert Schritte fortgegangen sein, da stand sie stille und entzog mir ihren Arm. ‚Nein, es kann, es darf nicht sein', rief sie in Thränen ausbrechend. ‚Was betrübt dich auf einmal?' fragte ich verwundert, was darf nicht sein?'

„Nein, ich gehe nicht mit, ich darf nicht mit Ihnen gehen.'

„Aber mein Gott', erwiderte ich, indem ich mich etwas aufgebracht stellte; ‚Sie haben doch wahrhaftig sehr wenig Ver-

trauen zu mir; wenn nicht Ihre Mutter wäre, gewiß, ich ginge jetzt von Ihnen, denn Sie kränken mich.'

„Sie nahm meine Hand, sie drückte sie bewegt. ‚Habe ich Sie denn beleidigt?‘ rief sie, ‚o Gott weiß, das wollte ich nicht; verzeihen Sie einem armen unerfahrenen Mädchen; Sie sind so großmütig, und ich sollte Sie beleidigen?‘

„Nun denn, so komm‘, jagte ich, indem ich sie weiterzog, ‚es ist keine Zeit zu verlieren, es ist spät und der Weg ist weit.‘ Aber sie blieb stehen, weinte und flüsterte: ‚Nein, um keinen Preis gehe ich weiter.‘

„Aber vor wem fürchtest du dich denn? Es kennt dich ja kein Mensch, es sieht dich ja keine Seele; du kannst getrost mit mir kommen.‘

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, lassen Sie mich. Nein, nein, es darf nicht sein, dringen Sie nicht weiter in mich.‘ Sie zitterte; ich fühlte wohl, wenn ich ihr die Not der Mutter noch einmal recht dringend vorstellte, so ging sie mit, aber die Angst des Mädchens rührte mich tief.

„Gut, so bleiben Sie hier‘, sprach ich; ‚aber sagen Sie mir, können Sie vielleicht arbeiten?‘

„O ja, mein Herr‘, erwiderte sie, ihre Thränen trocknend.

„Könnten Sie vielleicht meine feinere Wäsche besorgen?‘

„Nein‘, antwortete sie sehr bestimmt. ‚Dazu sind wir nicht eingerichtet.‘

„Hier ist ein weißes Tuch‘, fuhr ich fort. ‚Können Sie mir vielleicht ein halb Duzend besorgen und fertig machen?‘

„Sie besah das Tuch und sagte: ‚Mit Vergnügen, und recht fein will ich es nähen!‘ Zu meiner eigenen Beschämung mußte ich jetzt dennoch Geld hervorziehen, obgleich ich es vorhin verleugnet hatte.

„Kaufen Sie sechs solcher Tücher‘, fuhr ich fort, ‚und können Sie wohl drei davon bis Sonntag abend fertig machen?‘ Sie versprach es; ich gab ihr noch etwas für die Mutter und jagte ihr, daß ich heute darauf nicht eingerichtet sei, aber Sonntag mehr thun könne. Sie dankte innig; es schien sie zu freuen, daß ich ihr Arbeit gegeben, denn noch einmal plauderte sie davon, wie schön

sie die Tücher machen wolle, ja, wenn ich nicht irre, so fragte sie mich sogar, ob sie nicht einen englischen Saum einnähen dürfe? Ich sagte ihr alles zu, aber als sie nun Abschied nehmen wollte, hielt ich sie noch fest. „Gines müssen Sie mir übrigens noch zu Gefallen thun“, sprach ich, „Sie können es gewiß und leicht.“

„Und was?“ fragte sie; „wie gerne will ich alles für Sie thun.“

„Lassen Sie mich diesen neidischen Schleier aufheben und Ihr Gesicht sehen, daß ich doch eine Erinnerung an diesen Abend habe.“

„Sie wick mir aus und hielt ihren Schleier fester; „bitte, lassen Sie das“, erwiderte sie und schien ein wenig mit sich selbst zu kämpfen; „Sie haben ja die schöne Erinnerung an Ihre Wohlthaten; die Mutter hat mir streng verboten, den Schleier zu lüften, und ich versichere Sie“, setzte Sie hinzu, „ich bin häßlich wie die Nacht, Sie würden nur erschrecken!“

„Aber dieser Widerstand reizte mich nur noch mehr; ein wirklich häßliches Mädchen, dachte ich, spricht nicht so von ihrer Häßlichkeit, ich wollte den Schleier fassen, aber wie ein Mal war sie entwich; „Dimanche! à revoir!“ rief sie und eilte davon. Erstarrt blickte ich ihr nach, etwa fünfzig Schritte von mir blieb sie stehen, winkte mir mit meinem weißen Tuch und rief mit ihrer silberhellten Stimme: „Gute Nacht.““

25.

„In den nächsten Tagen beschäftigte mich der Gedanke, welchem Stand das Mädchen wohl angehören könnte. Je lebhafter ich mir ihre gebildete Sprache, ihren zarten Sinn zurückrief, desto höher steigerte ich sie in meinen Gedanken. Darüber wenigstens mußte sie mir Gewißheit geben, nahm ich mir vor, und beschloß, mich nicht wieder so abpeifen zu lassen wie mit dem Schleier. Der Sonntag kam; du wirst dich noch jenes Nachmittags erinnern, Waldner, wo wir mit den Freunden in Montmorency¹ im Garten

¹ In der Eremitage von Montmorency bei Paris lebte J. J. Rousseau einige Jahre als Gast seiner Freundin, der Frau von Epinay, als er 1756 nach

des großen Dichters saßen. Ihr wolltet spät in der Nacht zu Hause fahren, und ich trieb immer zu einer frühen Rückfahrt, und als ihr dennoch bliebet, da machte ich mich trotz eures Scheltens davon. Freilich glaubtest du damals nicht, was ich vorgab, ich könne die Nachtluft nicht vertragen, aber daß ich zu einem Rendez-vous mit der Bettlerin vom Pont des Arts eile, konntest du auch nicht denken? Sie war diesmal die erste auf dem Platz, und weil sie mir die Tücher zu bringen hatte, war sie schon bange geworden, ich könnte sie verfehlt haben, und glauben, sie werde nicht Wort halten. Mit beinahe kindlicher Freude und, wie es mir schien, noch größerem Zutrauen als früher plauderte sie, indem sie mir beim Schein einer Straßenlaterne die Tücher zeigte.

„Sie schien es gerne zu hören, daß ich ihre feine Arbeit lobte. Sehen Sie, auch Ihren Namen habe ich herein gezeichnet“, sagte sie, indem sie das zierliche E. v. F. in der Ecke vorwies. Dann wollte sie mir eine Menge Silbergeld als Überschuß zurückgeben, und nur meine bestimmte Erklärung, daß sie mich dadurch beleidige, konnte sie bewegen, es als Arbeitslohn anzunehmen.

„Ich bestellte auf neue wieder Arbeit, weil ich sah, daß dem zarten Sinn des Mädchens ein solcher Weg meiner Gaben mehr zusagte, und diesmal waren es Jabots und Manschetten, die ich bestellte. Ihre Mutter war nicht kränker geworden, konnte aber das Bett noch nicht verlassen; doch schon dieser Mittelzustand erschien ihr tröstlich. Als die Mutter abgehandelt war, wagte ich es, sie geradehin zu fragen, wie denn eigentlich ihre Verhältnisse seien.

„Die Geschichte, die sie mir in wenigen Worten preisgab, ist in Frankreich so alltäglich, daß sie beinahe jedem Armen zum Aushängeschild dienen muß. Ihr Vater war Offizier in der großen Armee gewesen, war nach der ersten Restauration der Bourbons auf halben Sold gesetzt worden, hatte nachher während der hundert Tage wieder Partei ergriffen und war bei Mont St. Jean¹ mit den Gardes gefallen. Er mochte ziemlich unvorsichtig ge-

Frankreich zurückgekehrt war. Hier schrieb er die „Neue Heloise“, den „Gesellschaftsvertrag“ und den „Emil“.

¹ Belgisches Dorf, nach welchem die Franzosen die Schlacht bei Belle-Alliance oder Waterloo benennen.

handelt haben, denn seine Witwe verlor die Pension und lebte von da an ärmlich und elend. In den zwei letzten Jahren fristeten sie ihr Leben meist vom Verkauf ihrer geringen Habe und waren jetzt eben an jenen äußersten Grad des Elends gekommen, wo dem Armen nichts übrigbleibt, als aus der Welt zu gehen.

„Ich fragte das Mädchen, ob sie nicht ihr Verhältniß hätte bessern können, wenn sie etwa ihre Mutter auf andere Weise zu unterstützen gesucht hätte.

„Sie meinen, wenn ich einen Dienst genommen hätte?“ erwiderte sie ohne alle Empfindlichkeit. „Sehen Sie, das war nicht möglich. Vor der Krankheit der Mutter war ich viel zu jung, kaum vierzehn Jahre vorüber, und dann wurde sie auf einmal so elend, daß sie das Bett nicht verlassen konnte; da brauchte sie also immer jemand um sich, und konnte ich denn ihre Pflege einer Freundin überlassen? Ja, wenn sie gesund geblieben wäre, da hätte ich mit Freuden alle unsere früheren Verhältnisse verleugnet, wäre etwa in einen Puhladen gegangen oder als Gouvernante in ein anständiges Haus, denn ich habe manches gelernt, mein Herr! aber so ging es ja nicht!“

„Auch diesmal hat ich vergeblich, den Schleier zu lüften. Die Andeutungen, die sie über ihr Alter gegeben, reizten mich, ich gestehe es, nur noch mehr, das Gesicht dieses Mädchens zu sehen, die wenig über sechzehn Jahre haben konnte; aber sie bat mich so dringend, davon abzulassen, ihre Mutter habe ihr so triftige Gründe angegeben, daß es nimmer geschehen könne.

„Wir trafen uns von da an alle drei Tage. Ich hatte immer einige kleine Arbeiten für sie, und pünktlich war sie damit fertig. Je fester ich in dem Betragen blieb, das ich einmal gegen sie angenommen, je strenger ich mich immer in den Grenzen des Anstandes hielt, desto zutraulicher und offener wurde das gute Mädchen. Sie gestand mir sogar, daß sie zu Hause die drei Tage über immer an den nächsten Abend denke; und ging es mir denn anders? Tag und Nacht beschäftigte ich mich mit diesem sonderbaren Wesen, das mir durch seinen gebildeten Geist, durch sein liebenswürdiges Zartgefühl, durch sein eigentümliches Verhältniß zu mir immer interessanter wurde.

„Der Frühling war indeß vollig heraufgekommen, und die Zeit war da, die ich mit Faldner schon längst zu einer Reise nach England festgesetzt hatte. Mancher hält es vielleicht für thöricht, was ich anspreche, aber wahr ist es, daß ich an diese Reise nur mit Widerwillen dachte: Paris an sich hatte nichts Interessantes mehr für mich; aber jenes Mädchen hatte alle meine Sinne so gefangen genommen, daß ich einer längeren Trennung nur mit Wehmut entgegenjah. Ausweichen konnte ich nicht, ohne mich lächerlich zu machen, denn es war sonst kein bündiger Grund vorhanden, die Reise aufzuschieben; ich schämte mich sogar vor mir selbst und stellte mir die ganze Thorheit meines Treibens vor; ich beschloß die Abreise, aber gewiß hat sich wohl keiner je so wenig auf England gefreut als ich.“

26.

„Nacht Tage zuvor jagte ich es dem Mädchen, sie erschrak, sie weinte. Ich bat sie, ihre Mutter zu fragen, ob ich sie nicht besuchen dürfe, sie sagte es zu. Das nächste Mal aber brachte sie mir sehr betrübt die Antwort, daß mich ihre Mutter bitten lasse, diesen Besuch aufzugeben, der für ihren Gemüthszustand allzu angreifend sein würde. Ich hatte jenen Besuch eigentlich nur darum nachgesucht, um mein Mädchen bei Tag und ohne Schleier zu sehen; ich verlangte dies also aufs neue wieder; aber sie bat mich, am Abend vor meiner Abreise noch einmal zu kommen, sie wolle ihre Mutter so lang' bestürmen, bis sie die Erlaubnis erhalte, den Schleier aufzuheben. Unvergesslich wird mir immer dieser Abend sein. Sie kam, und meine erste Frage war, ob die Mutter es erlaubt habe; sie sagte ja und hob von selbst den Schleier auf. Der Mond schien helle, und zitternd, begierig blickte ich unter den Hut. Aber die Erlaubnis schien nur teilweise gegeben zu sein, denn meine Schöne trug sogenannte Venezianer-Augen, die den obern Teil ihres Gesichtes verhüllten. Doch wie schön, wie reizend waren die Partien, welche frei waren! Eine feine, zierliche Nase, schöngesformte, blühende Wangen, ein kleiner, lieblicher Mund, ein Sinn wie aus Wachs geformt und ein schlanker, klein-

dend weißer Hals. Über die Augen konnte ich nicht recht ins reine kommen, aber sie schienen mir dunkel und feurig.

„Sie errötete, als ich sie lange, entzückt betrachtete; werden Sie mir nicht böse“, flüsterte sie, „daß ich diese Halbmaske vornahm; die Mutter wollte es von Anfang ganz abschlagen, nachher gestattete sie es nur unter dieser Bedingung; ich war selbst recht ärgerlich darüber, aber sie sagte mir einige Gründe, die mir einleuchteten.“

„Und was sind diese Gründe?“ fragte ich.

„Ach mein Herr!“ erwiderte sie wehmütig, „Sie werden ewig in unserm Herzen leben, aber Sie selbst sollen uns ganz vergessen; Sie sollen mich nie, nie wiedersehen, oder wenn Sie mich auch sehen, nicht erkennen!“

„Und meinen Sie denn, ich werde Ihre schönen Züge nicht wiedererkennen, wenn ich auch Ihre Augen, Ihre Stirne nicht sehen darf?“

„Die Mutter meint“, antwortete sie, „das sei nicht wohl möglich; denn wenn man ein Gesicht nur zur Hälfte gesehen, sei das Wiedererkennen schwer.“

„Und warum soll ich dich denn nicht wiedersehen, nicht wiedererkennen?“

„Sie weinte bei dieser Frage, sie drückte meine Hand und sagte: ‚Es darf ja nicht sein! Was kann Ihnen denn daran liegen, ein unglückliches Mädchen wiederzuerkennen; und — nein, die Mutter hat recht; es ist besser so!‘

„Ich sagte ihr, daß meine Reise nicht lange dauern werde; daß ich vielleicht schon nach zwei Monaten wieder in Paris sein könne, daß ich sie wiederzusehen hoffe. Sie weinte heftiger und verneinte es. Ich drang in sie, mir zu sagen, warum sie glaube, ich werde sie nicht mehr sehen.

„Mir ahnt“, erwiderte sie, „ich sehe Sie heute zum letztenmal; ich glaube, meine Mutter wird nicht lange mehr leben, der Arzt sagte es mir gestern, und dann ist ja alles vorbei! Und wenn sie auch länger lebt, in London werden Sie ein so armes Geschöpf, wie ich bin, lange vergessen!“

„Ihr Schmerz machte mich unendlich weich; ich sprach ihr

Mut ein; ich gelobte ihr, sie gewiß nicht zu vergessen; ich nahm ihr das Versprechen ab, immer den ersten und fünfzehnten eines jeden Monats auf diesen Platz zu kommen, damit ich sie wiederfinden könnte; sie sagte es unter Thränen lächelnd zu, als ob sie wenig Hoffnung hätte. Nun, so lebe wohl, auf Wiedersehen', sagte ich, indem ich sie in meine Arme schloß und einen kleinen, einfachen Ring an ihre Hand steckte, 'lebe wohl und denke an mich und vergiß nicht den ersten und fünfzehnten.'

„Wie könnte ich Sie vergessen!“ rief sie, indem sie weinend zu mir ansah. „Aber ich werde Sie nimmer wiedersehen; Sie nehmen Abschied auf immer.“

„Ich konnte mich nicht enthalten, ihren schönen Mund zu küssen; sie errötete, ließ es aber geduldig geschehen; ich steckte ihr einen Trepsorschein in die kleine Hand, sie sah mich noch einmal recht aufmerksam an und drückte sich heftiger an mich. ‚Auf Wiedersehen‘, sprach ich, indem ich mich sanft aus ihren Armen wand. Der letzte Moment des Abschieds schien ihr Mut zu geben; sie zog mich noch einmal an ihr Herz, ich fühlte einen heißen Kuß auf meinen Lippen, ‚auf immer! Lebe wohl auf immer‘, rief sie schmerzlich, riß sich los und eilte über den Platz hin.

„Ich habe sie nicht wiedergesehen! Nach einem Aufenthalt von drei Monaten kehrte ich von London nach Paris zurück; ich ging am fünfzehnten auf den Platz de l'École de Médecine, ich wartete über eine Stunde, mein Mädchen erschien nicht. Noch oft am ersten und fünfzehnten wiederholte ich diese Gänge, wie oft ging ich durch die Straße St. Séverin, blickte an den Häusern hinauf, fragte wohl auch nach einer armen, deutschen Frau und ihrer Tochter, aber ich habe nie wieder etwas von ihnen erfahren, und das reizende Wesen hatte recht, als sie mir beim Abschied zurief: ‚Auf immer.““

27.

Der junge Mann hatte seine Erzählung mit einem Feuer vorgetragen, das ihr große Wahrheit verlieh und wenigstens auf den weiblichen Theil der Gesellschaft tiefen Eindruck zu machen schien. Josephine weinte heftig, und auch die andern Fräulein und

Frauen wischten sich hin und wieder die Augen. Die Männer waren ernster geworden und schienen mit großem Interesse zuzuhören, nur der Baron lächelte hin und wieder seltsam, stieß bei dieser oder jener Stelle seinen Nachbar an und flüsterte ihm seine Bemerkungen zu. Jetzt, als Fröben geschlossen hatte, brach er in lautes Gelächter aus. „Das heiße ich mir sich gut aus der Affaire ziehen!“ rief er, „ich hab' es ja immer gesagt, mein Freund ist ein Schlaupopf. Seht nur, wie er die Damen zu rühren wußte, der Schelm! Wahrhaftig, meine Frau heult, als habe ihr der Pfarrer die Absolution verweigert. Das ist köstlich, auf Ehre! Dichtung und Wahrheit! Ja, das hast du deinem Goethe abgelauscht, Dichtung und Wahrheit, es ist ein herrlicher Spaß.“

Fröben fühlte sich durch diese Worte aufs neue verletzt. „Ich sagte dir schon“, sagte er nunmütig, „daß ich die Dichtung oder Erdichtung gänzlich beiseite ließ und nur die Wahrheit sagte; ich hoffe, du wirst es als solche ansehen.“

„Gott soll mich bewahren!“ lachte der Baron. „Wahrheit! Das Mädchen hast du dir unterhalten, Bester, das ist die ganze Geschichte, und aus deinen Abendbesuchen bei ihr hast du uns einen kleinen Roman gemacht. Aber gut erzählt, gut erzählt, das lasse ich gelten.“

Der junge Mann erröthete vor Zorn; er sah, wie Josephine ihren Gatten starr und ängstlich ansah; er glaubte zu sehen, daß auch sie vielleicht seinen Argwohn theile und schlecht von ihm denke; die Achtung dieser Frau wenigstens wollte er sich durch diese gemeinen Scherze nicht nehmen lassen. „Ich bitte, schweigen wir davon“, rief er, „ich habe nie in meinem Leben Ursache gehabt, irgend etwas zu bemänteln oder zu entstellen, kann es aber auch nicht dulden, wenn andere mir dieses Geschäft abnehmen wollen. Ich sage dir zum letztenmal, Faldner, daß sich, auf mein Wort, alles so verhält, wie ich es erzählte.“

„Nun, dann sei es Gott geklagt“, erwiderte jener, indem er die Hände zusammenschlug; „dann hast du aus lauter übertriebenem Edelsinn und theoretischer Zartheit ein paar hundert Franks an ein listiges Freudenmädchen weggeworfen, das dich durch ein gewöhnliches Histröchen von Elend und kranker Mutter

köderte; hast nichts davon gehabt als einen armjeligen Kuß! Armer Teufel! In Paris sich von einer Meße so zum Narren halten zu lassen.“

Noch mehr als die vorige Beschuldigung reizte den jungen Mann dieses spöttische Mitleid und das Gelächter der Gesellschaft auf, die auf seine Kosten den schlechten Witß des Barons applaudierte. Er wollte eben auß tieffte getränkt die Gesellschaft verlassen, als ein sonderbarer, schrecklicher Anblick ihn zurückhielt. Josephhe war, bleich wie eine Leiche, langsam aufgestanden; sie schien ihrem Gatten etwas erwidern zu wollen, aber in demselben Moment sank sie ohnmächtig, wie tot zusammen. Bestürzt sprang man auf, alles rannte durcheinander, die Frauen richteten die Ohnmächtige auf, die Männer fragten sich verwirrt, wie dies denn so plötzlich gekommen sei, Fröben hatte der Schrecken beinahe selbst ohnmächtig gemacht, und der Baron murmelte Flüche über die zarten Nerven der Weiber, schalt auf die grenzenlose Dezenz, auf die ängstliche Beobachtung des Anstandes, wovon man ohnmächtig werde, suchte bald die Gesellschaft zu beruhigen, bald rannte er wieder zu seiner Frau; alles sprach, riet, schrie zusammen, und keiner hörte, keiner verstand den andern.

Josephhe kam nach einigen Minuten wieder zu sich; sie verlangte nach ihrem Zimmer, man brachte sie dahin, und die Mädchen und Frauen drängten sich neugierig und geschäftig nach; sie gaben hunderterlei Mittel an, die wider die Ohnmacht zu gebrauchen, sie erzählten, wie ihnen da oder dort daselbe begegnet, sie wurden darüber einig, daß die große Anstrengung der Frau von Faldner, die vielen Sorgen und Geschäfte an diesem Tage diesen Zufall notwendig haben herbeiführen müssen, und die Sorge, der Baron möchte sich vielleicht blamieren, da er ohnedies schon recht unanständig gewesen, habe die Sache noch beschleunigt.

Der Baron suchte indessen unter den Männern die vorige Ordnung wiederherzustellen. Er ließ fleißig einschenken, trank diesem oder jenem tapfer zu und suchte sich und seine Gäste mit allerlei Trostgründen zu beruhigen. „Es kömmt von nichts“, rief er, „als von dem Unwesen der neuern Zeit; jede Frau von Stande hat heutzutage schwache Nerven, und wenn sie die nicht

hat, so gilt sie nicht für vornehm; ohnmächtig werden gehört zum guten Ton; der Teufel hat diese verrückten Einrichtungen erfunden. Und auch daher kommt es, daß man nichts mehr beim rechten Namen nennen darf. Alles soll so überaus zart, dezent, fein, manierlich hergehen, daß man darüber aus der Haut fahren möchte. Da hat sie sich jetzt alteriert, daß ich einigen Scherz riskierte, was doch die Würze der Gesellschaft ist; daß ich über dergleichen zarte, feingefühlige Geschichten nicht außer mir kam vor Nührung und Schmerz und mir einige praktische Konjekturen erlaubte. Was da! Unter Freunden muß dergleichen erlaubt sein! Und ich hätte dich für gescheiter gehalten, Freund Fröben, als daß du nur dergleichen übelnehmen könntest.“

Aber der, an den der Baron den letztern Teil seiner Rede richtete, war längst nicht mehr unter den Gästen, Fröben war auf sein Zimmer gegangen im Unmut, im Groll auf sich und die Welt. Noch konnte er sich diesen sonderbaren Austritt nicht ganz enträtseln, seine Seele, halb noch aufgereggt von dem Zorn über die Rohheit des Freundes, halb ergriffen von dem Schrecken über den Unfall der Freundin, war noch zu voll, zu stürmisch bewegt, um ruhigeren Gedanken und der Überlegung Raum zu geben. „Wird auch sie mir nicht glauben?“ sprach er kummervoll zu sich, „wird auch sie den schönen Worten ihres Gatten mehr Gewicht geben, als der einfachen ungeschmückten Wahrheit, die ich erzählte? Was bedeuteten jene seltsamen Blicke, womit sie mich während meiner Erzählung zuweilen ansah? Wie konnte sie diese Begebenheit so tief ergreifen, daß sie erbleichte, zitterte? Sollte es denn wirklich wahr sein, daß sie mir gut ist, daß sie innigen Anteil an mir nimmt, daß sie verletzt wurde von dem Hohn des Freundes, der mich so tief in ihren Augen herabsetzen mußte? Und was wollte sie denn, als sie aufstand, als sie sprechen wollte? Wollte sie den unschicklichen Reden Faldners Einhalt thun, oder wollte sie mich sogar verteidigen?“

Er war unter diesen Worten heftig im Zimmer auf und ab gegangen, sein Blick fiel jetzt auf die Rolle, die jenes Bild enthielt, er rollte es auf, er sah es bitter lächelnd an. „Und wie konnte ich mich auch von einem Gefühl der Beschämung hinreißen

lassen, mein Herz Menschen anzuschließen, die es doch nicht verstehen, von Dingen zu reden, die solch überaus vornehmen Leuten so fremd sind; das Schlechte, das Gemeine ist ihnen ja lieber, scheint ihnen natürlicher als das Außerordentliche; wie konnte ich von deinen lieben Wangen, von deinen süßen Lippen zu diesen Puppen sprechen? O du armes, armes Kind, wieviel edler bist du in deinem Glend als diese Fuchsjäger und ihr Gelichter, die wahren Jammer und verschämte Armut nur vom Hörensagen kennen und jede Tugend, die sich über das Gemeine erhebt, als Märchen verlachen! Wo du jetzt sein magst? Und ob du des Freundes noch gedenkst und jener Abende, die ihn so glücklich machten!“

Seine Augen gingen über, als er das Bild betrachtete, als er bedachte, welch bitteres Unrecht die Menschen heute diesem armen Wesen angethan. Er wollte seine Thränen unterdrücken, aber sie strömten nur noch heftiger. Es gab eine Stelle in der Brust des jungen Mannes, wohin, wie in ein tiefes Grab, sich alle Wehmut, alle zurückgedrängten Thränen des Grames still und auf lange versammelten; aber Momente wie dieser, wo die Schmerzen der Erinnerung und seine Hoffnungslosigkeit so schwer über ihn kamen, sprengten die Decke dieses Grabes und ließen den langverhaltenen Kummer um so mächtiger überströmen, je mehr sein gebrochener Mut in Wehmut überging.

28.

Fröben überdachte am andern Morgen die Vorfälle des gestrigen Tages und war mit sich uneinig, ob er nicht lieber jetzt gleich ein Haus verlassen sollte, wo ihn ein längerer Aufenthalt vielleicht noch öfter solchen Unannehmlichkeiten aussetzte, als die Thüre aufging und der Baron niedergeschlagen und beschämt hereintrat. „Du bist gestern abend nicht zu Tisch gekommen, du hast dich heute noch nicht sehen lassen“, hub er an, indem er näher kam, „du zürnst mir; aber sei vernünftig und vergib mir; siehe, es ging mir wunderbar; ich hatte den Tag über zu viel Wein getrunken, war erhitzt, und du kennst meine schwache Seite, da kann

ich das Necken nicht lassen. Ich bin gestraft genug, daß der schöne Tag so elend endete und daß mein Haus jetzt vier Wochen lang das Gespräch der Umgegend sein wird. Verbittere mir nicht vollends das Leben und sei mir wieder freundlich wie zuvor."

„Lasse lieber die ganze Geschichte ruhen“, entgegnete Fröben finster, indem er ihm die Hand bot; „ich liebe es nicht, über dergleichen mich noch weiter auszusprechen; aber morgen will ich fort, weiter; hier bleibe ich nicht länger.“

„Sei doch kein Narr!“ rief Faldner, der dies nicht erwartet hatte und ernstlich erschraf. „Wegen einer solchen Szene gleich aufbrechen zu wollen! Ich sagte es ja immer, daß du ein solcher Hitzkopf bist. Nein, daraus wird nichts; und hast du mir nicht versprochen, zu warten, bis Briefe da sind vom Don in W.? Nein, du darfst mir nicht schon wieder weggehen; und wegen der Gesellschaft hast du dich nicht zu schämen, sie alle, besonders die Frauen, schalten mich tüchtig aus, sie gaben dir völlig recht und sagten, ich sei an allem schuld.“

„Wie geht es deiner Frau?“ fragte Fröben, um diesen Erinerungen auszuweichen.

„Ganz hergestellt, es war nur so ein kleiner Schrecken, weil sie fürchtete, wir werden ernstlich aneinander geraten; sie wartet mit dem Frühstück auf dich; komm' jetzt mit herunter und sei vernünftig und nimm Räson an. Ich muß ausreiten, nimm es mir nicht übel, die Mühle kommt heute in Gang. Du bist also wieder ganz wie zuvor?“

„Nun ja doch!“ sagte der junge Mann ärgerlich. „Laß doch einmal die ganze Geschichte ruhen.“ Er folgte mit sonderbaren Gefühlen, die er selbst nicht recht zu deuten wußte, dem Baron, der vergnügt über die schnelle Veröhnung seines Freundes ihm voraneilte, seiner Frau schnell berichtete, was er ausgerichtet habe, und dann das Schloß verließ, um seine Mühle in Gang zu bringen.

Hatte sich denn heute auf einmal alles so ganz anders gestaltet, oder war nur er selbst anders geworden? Josephens Züge, ihr ganzes Wesen schien Fröben verändert, als er bei ihr eintrat. Eine stille Wehmut, eine weiche Trauer schien über ihr Antlitz

ausgegossen, und doch war ihr Lächeln so hold, so traulich, als sie ihn willkommen hieß. Sie schrieb ihr gesteriges Übel allzu großer Anstrengung zu und schien überhaupt von dem ganzen Vorfall nicht gerne zu sprechen. Aber Fröben, dem an der guten Meinung seiner Freundin so viel lag, konnte es nicht ertragen, daß sie beinahe geflüchtig seine Erzählung gar nicht berührte. „Nein“, rief er, „ich lasse Sie nicht so entchlüpfen, gnädige Frau! An dem Urtheil der andern über mich lag mir wenig; was künmert es mich, ob solche Alltagsmenschen mich nach ihrem gemeinen Maßstab messen! Aber wahrhaftig, es würde mich unendlich schmerzen, wenn auch Sie mich falsch beurteilten, wenn auch Sie Gedanken Raum gäben, die mich in Ihren Augen so tief herabsetzen müssen, wenn auch Sie die Wahrheit jener Erzählung bezweifelten, die ich freilich solchen Ohren nie hätte preisgeben sollen. O, ich beschwöre Sie, sagen Sie recht aufrichtig, was Sie von mir und jener Geschichte denken?“

Sie sah ihn lange an, ihr schönes großes Auge füllte sich mit Thränen, sie drückte seine Hand: „O Fröben, was ich davon denke?“ sagte sie. „Und wenn die ganze Welt an der Wahrheit zweifeln würde, ich wüßte dennoch gewiß, daß Sie wahr gesprochen! Sie wissen ja nicht, wie gut ich Sie kenne!“

Er erröthete freudig und küßte ihre Hand. „Wie gütig sind Sie, daß Sie mich nicht verkennen. Und gewiß, ich habe alles, alles genau nach der Wahrheit erzählt.“

„Und dieses Mädchen“, fuhr sie fort, „ist wohl dieselbe, von welcher Sie mir lezthin sagten? Erinnern Sie sich nicht, als wir von Viktor und Klothilde sprachen, daß Sie mir gestanden, Sie lieben hoffnungslos? Ist es dieselbe?“

„Sie ist es“, erwiderte er traurig. „Nein, Sie werden mich wegen dieser Thorheit nicht auslachen, Sie fühlen zu tief, als daß Sie dies lächerlich finden könnten. Ich weiß alles, was man dagegen sagen kann, ich schalt mich selbst oft genug einen Thoren, einen Phantasten, der einem Schatten nachjage; ich weiß ja nicht einmal, ob sie mich liebt.“

„Sie liebt Sie!“ rief Josephine unwillkürlich aus; doch, über ihre eigenen Worte erröthend, setzte sie hinzu: „Sie muß Sie lieben;

glauben Sie denn, so viel Edelmuth müßte nicht tiefen Eindruck auf ein Mädchenherz von siebzehn Jahren machen, und in allen ihren Äußerungen, die Sie uns erzählten, liegt, es müßte mich alles trügen, oder es liegt gewiß ein bedeutender Grad von Liebedarin."

Der junge Mann schien mit Entzücken auf ihre Worte zu lauschen. „Wie oft rief ich mir dies selbst zu“, sprach er, „wenn ich so ganz ohne Trost war und traurig in die Vergangenheit blickte; aber wozu denn? Vielleicht nur, um mich noch unglücklicher zu machen! Ich habe oft mit mir selbst gekämpft, habe im Gewühl der Menschen Zerstreuung, im Drang der Geschäfte Betäubung gesucht, es wollte mir nie gelingen. Immer schwebte mir jenes holde, unglückliche Wesen vor; mein einziger Wunsch war, sie nur noch einmal zu sehen. Es ist noch jetzt mein Wunsch, ich darf es Ihnen gestehen, denn Sie wissen mein Gefühl zu würdigen; auch diese Reise unternahm ich nur, weil meine Sehnsucht mich hinaustrieb, sie zu suchen, sie noch einmal zu sehen. Und wie ich denn so recht über diesen Wunsch nachdenke, so finde ich mich sogar oft auf dem Gedanken, sie auf immer zu besitzen! — Sie blicken weg, Josephhe? O, ich verstehe; Sie denken, ein Geschöpf, das so tief im Elend war, dessen Verhältnisse so zweideutig sind, dürfte ich nie wählen; Sie denken an das Urtheil der Menschen; an alles dies habe auch ich recht oft gedacht, aber so wahr ich lebe, wenn ich sie so wiederfände, wie ich sie verlassen, ich würde niemand als mein Herz fragen. Würden Sie mich denn so strenge beurtheilen, Josephhe?“

Sie antwortet ihm nicht; noch immer abgewandt, ihre Stirne in die Hand gestützt, bot sie ihm ein Buch hin und bat ihn, vorzulesen. Er ergriß es zögernd, er sah sie fragend an; es war das einzige Mal, daß er sich in ihr Betragen nicht recht zu finden wußte; aber sie winkte ihm, zu lesen, und er folgte, wiewohl er gerne noch länger sein Herz hätte sprechen lassen. Er las von Anfang zerstreut; aber nach und nach zog ihn der Gegenstand an, entführte seine Gedanken mehr und mehr dem vorigen Gespräch und riß ihn endlich hin, so, daß er im Fluß der Rede nicht bemerkte, wie die schöne Frau ihm ein Angesicht voll Wehmut zuwandte, daß ihre Blicke voll Zärtlichkeit an ihm hingen, daß

ihr Auge sich oft mit Thränen füllen wollte, die sie nur mühsam wieder unterdrückte. Spät erst endete er, und Josephe hatte sich so weit gefaßt, daß sie mit Ruhe über das Gelesene sprechen konnte; aber dennoch schien es dem jungen Mann, als ob ihre Stimme hier und da zitterte, als ob die frühere gütige Vertraulichkeit, die sie dem Freund ihres Gatten bewiesen, gewichen sei; er hätte sich unglücklich gefühlt, wenn nicht jener leuchtende Strahl eines wärmeren Gefühles, der aus ihrem Auge hervorbrach, ihn an seiner Beobachtung irre gemacht hätte.

29.

Da der Baron erst bis Abend zurückkehren wollte, Josephe sich aber nach dieser Vorlesung in ihre Zimmer zurückgezogen hatte, so beschloß Fröben, um diesen quälenden Gedanken auf einige Stunden wenigstens zu entgehen, die heiße Mittagszeit vor der Tafel zu verschlafen. In jener Laube, die ihm durch so manche schöne Stunde, die er mit der liebenswürdigen Frau hier zugebracht, wert geworden war, legte er sich auf die Moosbank und entschlief bald. Seine Sorgen hatte er zurückgelassen, sie folgten ihm nicht durch das Thor der Träume; nur liebliche Erinnerungen verschmolzen und mischten sich zu neuen reizenden Bildern; das Mädchen aus der St. Severinstraße mit ihrer schmelzenden Stimme schwebte zu ihm her und erzählte ihm von ihrer Mutter; er schalt sie, daß sie so lange auf sich habe warten lassen, da er doch ja den ersten und fünfzehnten gekommen sei; er wollte sie küssen zur Strafe, sie sträubte sich, er hob den Schleier auf, er hob das schöne Gesichtchen am Kinn empor, und siehe — es war Don Pedro, der sich in des Mädchens Gewänder gesteckt hatte, und Diego, sein Diener, wollte sich totlachen über den herrlichen Spaß. — Dann war er wieder mit einem kühnen Sprung der träumenden Phantasie in Stuttgart in jener Gemäldesammlung. Man hatte sie anders geordnet, er durchsuchte vergebens alle Säle nach dem teuren Bilde, es war nicht zu finden, er weinte, er fing an zu rufen und laut zu klagen; da kam der Galeriedienner herbei und bat ihn, stille zu sein und die Bilder

nicht zu wecken, die jetzt alle schlafen. Auf einmal sah er in einer Ecke das Bild hängen, aber nicht als Brustbild wie früher, sondern in Lebensgröße; es sah ihn neckend, mit schelmischen Blicken an; es trat lebendig aus dem Rahmen und umarmte den Unglücklichen; er fühlte einen heißen, langen Kuß auf seinen Lippen. Wie es zu geschehen pflegt, daß man im Traum zu erwachen glaubt und träumend sich sagt, man habe ja nur geträumt, so schien es auch jetzt dem jungen Mann zu gehen. Er glaubte, von dem langen Kuß erweckt, die Augen zu öffnen, und siehe, auf ihn niedergebeugt hatte sich ein blühendes, rosiges Gesicht, das ihm bekannt schien. Vor Lust des süßen Atems, der liebe warmen Küsse, die er einzog, schloß er wieder die Augen; er hörte ein Geräusch, er schlug sie noch einmal auf und sah eine Gestalt in schwarzem Mantel, schwarzem Hütlein mit grünem Schleier entschweben. Als sie eben um eine Ecke biegen wollte, kehrte sie ihm noch einmal das Gesicht zu: es waren die Züge des geliebten Mädchens, und neidisch wie damals hatte sie auch jetzt die Halbmaske vorgenommen. „Ach, es ist ja doch nur ein Traum!“ sagte er lächelnd zu sich, indem er die Augen wieder schließen wollte; aber das Gefühl, erwacht zu sein, das Säuseln des Windes in den Blättern der Laube, das Plätschern des Springbrunnens war zu deutlich, als daß er davon nicht völlig wach und munter geworden wäre. Das sonderbare, lebhaftes Traumbild stand noch vor seiner Seele; er blickte nach der Ecke, wo sie verschwunden war, er sah die Stelle an, wo sie gestanden, sich über ihn hingebengt hatte, er glaubte die Küsse des geliebten Mädchens noch auf den Lippen zu fühlen. „So weit also ist es mit dir gekommen“, sprach er erschreckend zu sich, „daß du sogar im Wachen träumst, daß du sie bei gesunden Sinnen um dich siehst! Zu welchem Wahnsinn soll dies noch führen? Nein, daß man so deutlich träumen könne, hätte ich nie geglaubt. Es ist eine Krankheit des Gehirns, ein Fieber der Phantasie; ja, es fehlt nicht viel, so möchte ich sogar behaupten, Traumbilder können Fußstapfen hinterlassen; denn diese Tritte hier im Sande sind nicht von meinem Fuß.“ Sein Blick fiel auf die Bank, wo er gelegen, er sah ein zierlich gefaltetes Papier und nahm es verwundert auf. Es war ohne Aufschrift,

es hatte ganz die Form eines Bissetdoux; er zauderte einen Augenblick, ob er es öffnen dürfe; aber neugierig, wer sich hier wohl in solcher Form schreiben könnte, entfaltete er das Papier — ein Ring fiel ihm entgegen. Er hielt ihn in der Hand und durchsah den Brief; er las: „Ost bin ich Dir nahe, Du mein edler Retter und Wohlthäter; ich umschwebe Dich mit jener unendlichen Liebe, die meine Dankbarkeit anfachte, die selbst mit meinem Leben nicht verglühn wird. Ich weiß, Dein großmütiges Herz schlägt noch immer für mich, Du hast Länder durchstreift, um mich zu suchen, zu finden; doch nunsonst bemühest Du Dich — vergiß ein so unglückliches Geschöpf; was wolltest Du auch mit mir? Wenn auch mein höchstes Glück in dem Gedanken liegt, ganz Dir anzugehören, so kann es ja doch nimmermehr sein! Auf immer! sagte ich Dir schon damals, ja auf immer liebe ich Dich, aber — das Schicksal will, daß wir getrennt seien auf immer, daß nie an Deiner Seite, vielleicht nur in Deiner gütigen Erinnerung leben darf

Die Bettlerin vom Pont des Arts.“

Der junge Mann glaubte noch immer oder aufs neue zu träumen; er sah sich mißtrauisch um, ob seine Phantasie ihn denn so ganz verführt habe, daß er in einer Traumwelt lebe; aber alle Gegenstände um ihn her, die wohlbekannte Laube, die Bank, die Bäume, das Schloß in der Ferne, alles stand noch wie zuvor, er sah, er wachte, er träumte nicht. Und diese Zeilen waren also wirklich vorhanden, waren nicht ein Traumbild seiner Phantasie? „Hat man vielleicht einen Scherz mit mir machen wollen?“ fragte er sich dann. „Ja gewiß, es kommt wohl alles von Joseph; vielleicht war auch jene Erscheinung nur eine Maske?“ Indem er das Papier zusammenrollte, fühlte er den Ring, der in dem Briefchen verborgen war, in seiner Hand. Neugierig zog er ihn hervor, betrachtete ihn und erblaßte. Nein, das wenigstens war keine Täuschung, es war derselbe Ring, den er dem Mädchen in jener Nacht gegeben, als er auf immer von ihr Abschied nahm. So sehr er im ersten Augenblick versucht war, hier an übernatürliche Dinge zu glauben, so erfüllte ihn doch der Gedanke, daß er ein Zeichen von dem geliebten Wesen habe, daß sie ihm nahe sei, mit so hohem Entzücken, daß er nicht mehr an die Worte des Briefes

dachte, er zweifelte keinen Augenblick, daß er sie finden werde, er drückte den Ring an die Lippen, er stürzte aus der Laube in den Garten, und seine Blicke streiften auf allen Wegen, in allen Büschen nach der teuren Gestalt. Aber er spähte vergebens; er fragte die Arbeiter im Garten, die Diener im Schlosse, ob sie keine Fremde gesehen haben; man hatte sie nicht bemerkt. Bestürzt, beinahe keiner Überlegung fähig, kam er zu Tische; umsonst forschte Faldner nach dem Grund seiner verstörten Blicke, umsonst fragte ihn Josephhe, ob er denn vielleicht von gestern her noch so trübe gefinnt sei. „Es ist mir etwas begegnet“, antwortete er, „daß ich ein Wunder nennen müßte, wenn nicht meine Vernunft sich gegen Aberglauben sträubte.“

30.

Dieser sonderbare Vorfall und die Worte des Briefchens, das er wohl zehnmal des Tages überlas, hatten den jungen Mann ganz tiefsinnig gemacht. Er fing an nachzuspinnen, ob es denn möglich sei, daß überirdische Wesen in das Leben der Sterblichen eingreifen können. Wie oft hatte er über jene Schwärmer gelacht, die an Erscheinungen, an Boten aus einer andern Welt, an Schutzgeister, die den Menschen umschweben, wie an ein Evangelium glaubten. Wie oft hatte er ihnen sogar die physische Unmöglichkeit dargethan, daß körperlose Wesen dennoch sichtbar erscheinen, daß sie dies oder jenes verrichten können. Aber was ihm selbst begegnet war, wie sollte er es deuten? Oft nahm er sich vor, alles zu vergessen, gar nicht mehr daran zu denken, und im nächsten Augenblick quälte er sich ab, seine Erinnerung recht lebhaft vor das Auge treten zu lassen; deutlicher als je erschienen dann wieder ihre Züge, er hatte sie ja gesehen, als sie sich an der Ecke noch einmal umwandte; er hatte den holden Mund, diese rosigen Wangen, dieses Kinn, diesen schlanken Hals wiedergesehen! Er holte jenes Bild herbei, er verglich Zug um Zug, er deckte die Hand auf Auge und Stirne der Dame, und es war das holde Gesichtchen, wie es unter der Halbmaske hervorschaute!

Er hatte sich, weil Josephhe am nächsten Morgen im Hause allzujehr beschäftigt war, um ihn zu unterhalten, wieder in die

Laube gekehrt. Er las, und während des Lesens beschäftigte ihn immer der Gedanke, ob sie ihm wohl wiedererscheinen werde. Die Hitze des Mittags wirkte betäubend auf ihn; mit Mühe suchte er sich wach zu halten, er las eifriger und angestrongter, aber nach und nach sank sein Haupt zurück, das Buch entfiel seinen Händen, er schlief.

Beinahe um dieselbe Zeit wie gestern erwachte er, aber keine Gestalt mit grünem Schleier war weit und breit zu sehen; er lächelte über sich selbst, daß er sie erwartet habe, er stand traurig und unzufrieden auf, um ins Schloß zu gehen, da erblickte er neben sich ein weißes Tuch, das er sich nicht erinnern konnte hingelegt zu haben; er sah es an, es mußte wohl dennoch sein gehören, denn in der Ecke war sein Namenszug eingenaht. „Wie kommt dies Tuch hieher?“ rief er bewegt, als er bei genauerer Besichtigung entdeckte, daß es eines jener Tücher sei, die ihm das Mädchen hatte fertigen müssen, und die er wie Heiligtümer sorgfältig verschloß. „Soll dies aufs neue ein Zeichen sein?“ Er entfaltete das Tuch und suchte, ob nicht vielleicht wieder einige Zeilen eingelegt seien? Es war leer, aber in einer andern Ecke des Tuches entdeckte er noch einige Lettern, die wie sein Name eingenaht waren; zierlich und nett standen dort die Worte „Auf immer!“ — „Also dennoch hier gewesen“, rief der junge Mann unmutig, „und ich konnte ihre liebliche Erscheinung schnöder Weise verschlafen? Warum gibt sie mir wohl ein neues Zeichen? Warum diese traurigen Worte wiederholen, die mich schon damals und erst gestern wieder so unglücklich machten?“ Auch heute befragte er nach der Reihe die Domestiken, ob nicht eine fremde Person im Garten gewesen sei? Sie verneinten es einstimmig, und der alte Gärtner sagte, seit drei Stunden sei gar niemand durch den Garten gegangen als nur die gnädige Frau. „Und wie war sie angezogen?“ fragte Fröben, auf sonderbare Weise überrascht. „Ach Herr, da fragt Ihr mich zu viel“, antwortete der Alte. „Sie ist halt angezogen gewesen in vornehmen Kleidern, aber wie, das weiß ich nicht zu beschreiben; als sie vor mir vorbeiging, nickte sie freundlich und sagte: „Guten Abend, Jakob.“

Der junge Mann führte den Alten beiseite. „Ich beschwöre

dich“, flüsterte er, „trug sie einen grünen Schleier, hatte sie nicht eine große schwarze Brille auf?“

Der alte Gärtner sah ihn mißtrauisch und kopfschüttelnd an. „Eine schwarze Brille?“ fragte er, „die gnädige Frau eine große schwarze Brille? Ei du Herrgott, wo denken Sie hin, sie hat so scharfe, klare Augen wie eine Gemse, und soll eine Brille auf der Nase tragen, mit Respekt zu melden, eine große schwarze Brille, wie sie die alten Weiber in der Kirche auf die Nase klemmen, daß es feiner schnarrt, wenn sie singen? Nein, gnädiger Herr, solche schlechte Gedanken müssen Sie sich aus dem Kopf schlagen, das ist nichts; und nehmen Sie es nicht ungütig, aber eine Mühe sollten Sie doch aufsetzen bei dieser Hitze, es ist von wegen des Sonnenstichs.“ So sprach der Alte und ging kopfschüttelnd weiter; den übrigen Dienstoffoten aber deutete er mit sehr verdächtiger Bewegung des Zeigefingers ans Hirn an, daß es mit dem jungen Herren Gast hier oben nicht recht richtig sein müsse.

31.

Auch jetzt kam Fröben zu keinem andern Resultat, als daß das Betragen jenes Mädchens, das er so innig liebte, unbegreiflich sei. Und dieses räthelhafte Spiel mit seinem Schmerz, mit seiner Sehnsucht, beschäftigte ihn so ganz ausschließlich, daß ihm vieles entging, was ihm sonst wohl hätte anfallen müssen. Josephine kam mit verweinten Augen zu Tische. Der Baron war verstimmt und einsilbig und schien seinem inneren Unmut, der ihm um die Stirne lag und deutlich aus den Augen sprach, hie und da durch einen Fluch über die schlechte Küche und die noch schlechtere Haushaltung Luft machen zu müssen. Die unglückliche Frau ließ alles still und geduldig über sich ergehen; sie schickte zuweilen, als wolle sie Hülfe oder Trost suchen, einen flüchtigen Blick nach Fröben hinüber; ach, sie bemerkte nicht, wie ihr Gatte diese Blicke belauerte, wie seine Stirne sich röthlich färbte, wenn er ihre Augen auf diesem Wege traf.

An Fröbens Auge und Ohr ging dies vorüber als etwas, an das er sich schon gewöhnt hatte; er gab sich nicht einmal die

Mühe, Josephhe um die Ursache dieses Aufbrausens zu befragen. Es fiel ihm nicht auf, daß sie zurückhaltender gegen ihn war im Beisein Faldners, er schrieb es der gewöhnlichen Geschäftigkeit seines Freundes zu, daß ihn dieser in den nächsten Tagen nötigte, mit ihm da- und dorthin auf das Gut zu gehen und in Wald und Feld oft einen großen Teil des Tages mit Messungen und Berechnungen hinzubringen. Als er aber eines Morgens, als ihn Faldner schon gestiefelt und gespornt erwartete, eine kleine Unpäßlichkeit vorschützte, um diesen unangenehmen Feldbesuchen zu entgehen, als er arglos hinwarf, daß er doch Josephen auch einmal wieder vorlesen müsse, da wollte es ihm doch auffallend dünken, daß der Baron unmutig rief: „Nein, sie soll mir nichts mehr lesen, gar nichts mehr. Es geht ohnedies seit einiger Zeit alles konträr. Das könnte ich vollends brauchen, wenn sie den ganzen Morgen mit Lesen zubrächte und solche Romanideen im Kopfe trüge, wie ich schon welche habe spuken sehen. Lies dir in Gottes Namen selbst vor, lieber Fröben, und nimm mir nicht übel, wenn ich mein Weib anders placiere. Du gehst in den Garten nach dem Frühstück, Josephhe; es soll heute Gemüse ausgestochen werden, nachher bist du so gütig und gehst zu Pastors, du bist dort seit lange einen Besuch schuldig.“ Mit diesen Worten nahm er seine Reitpeitsche vom Tische und schritt davon.

„Was soll denn das? Was hat er denn heute?“ fragte Fröben staunend die junge Frau, die kaum ihre Thränen zurückzuhalten vermochte.

„O, er ist so ziemlich wie sonst“, erwiderte sie, ohne aufzublicken; „Ihre Anwesenheit hat ihn einige Zeit lang aus dem gewöhnlichen Gleise gebracht; Sie sehen, er ist jetzt wieder nun wie zuvor.“

„Aber mein Gott“, rief er unmutig, „so schicken Sie doch eine Magd in den Garten!“

„Ich darf nicht“, sagte sie bestimmt. „Ich muß selbst zusehen, er will es ja haben.“

„Und den Besuch bei Pastors — ?“

„Muß ich machen, Sie haben es ja gehört, daß ich ihn machen muß; lassen wir das, es ist einmal so. Aber Sie“, fuhr Josephhe fort, „Sie, mein Freund, scheinen mir seit einigen Tagen verän-

bert, gar nicht mehr so munter, so zutraulich wie früher. Sollten Sie sich vielleicht nicht mehr hier gefallen? Sollte mein Mann, sollte vielleicht ich Ursache Ihrer Verstimmung sein?"

Fröben fühlte sich verlegen, er war auf dem Punkt, der Freundin jene sonderbaren Vorfälle im Garten zu gestehen, aber der Gedanke, sich vor der klugen jungen Frau eine Blöße zu geben, hielt ihn zurück. „Sie wissen“, sagte er ausweichend, „daß ich in den letzten Tagen Briefe aus S. bekam. Und wenn ich verstimmt erscheine, so tragen diese Briefe allein die Schuld.“ Sie sah ihn zweifelhaft an; eine Antwort schien auf ihren Lippen zu schweben, aber, wie wenn sie den Mangel an Vertrauen in dem Blicke des jungen Mannes gelesen und sich dadurch gekränkt gefühlt hätte, zuckten ihre schöne Lippen und drängten die Antwort zurück. Sie zog schweigend die Glocke, befahl ihrer Jose, ihr Hut und Schirm zu bringen, und ging dann, ohne ihn zu diesem Gang einzuladen, in den Garten an die Arbeit.

Als der junge Mann einige Stunden nachher ebenfalls in den Garten hinabstieg und nach Josephine fragte, hieß es, sie sei zu Pastors gegangen. Er eilte der Laube zu, er setzte sich mit pochendem Herz nieder. Heute hatte er sich vorgenommen, nicht einzuschlafen. „Ich will doch sehen“, sagte er zu sich, „ob dieses Weisen, das mich so geheimnißvoll umschwebt, noch ein drittes Zeichen für mich hat? Ich will mich wie zum Schlummer niederlegen, und so wahr ich lebe, wenn es wieder erscheint, will ich es haschen und schauen, welcher Natur es sei.“ Er laß, bis der Mittag herangekommen war, dann legte er sich nieder und schloß die Augen. Oft wollte sich der Schlummer wirklich über ihn herabsenken, aber Erwartung, Unruhe und sein fester Wille, der die Mohnkörner von ihm ferne hielt, ließen ihn wach bleiben. Er mochte wohl eine halbe Stunde so gelegen haben, als die Zweige der Laube rauschten. Er öffnete die Augen kaum ein wenig und sah, wie zwei weiße Hände die Zweige behutsam teilten, vermutlich um eine Aussicht auf den Schlummernden zu öffnen. Dann knisterten leise, leise Schritte im Sand. Er blickte verstohlen nach dem Eingang der Laube, und sein Herz wollte zerspringen voll freundiger Ungeduld, als er sein Mädchen sah im schwarzen Mantel

und Hut, den grünen Schleier zurückgeschlagen, die schwarzen Masken Augen vor den obern Teil des schönen Gesichtes gebunden.

32.

Sie nahte auf den Zehenstippen. Er sah, wie auf ihrem Gesicht ein höheres Rot aufstieg, als sie näher trat. Sie betrachtete den Schläfer lange; sie seufzte tief und schien Thränen abzutrocknen. Dann trat sie nahe heran, sie beugte sich über ihn herab, ihr Atem berührte ihn wie ein Himmelsbote, der die Nähe ihrer süßen Lippen ansagte, sie senkte sich tiefer, und ihr Mund legte sich auf den seinigen, so sanft, wie das Morgenrot sich auf den Hügel senkt.

Da hielt er sich nicht länger, schnell schlang er seinen Arm um ihren Leib, und mit einem kurzen Angstschrei sank sie in die Knie. Er sprang erschrocken auf, er glaubte sie ohnmächtig, aber sie war nur sprachlos und zitterte heftig; er hob sie auf, er zog sie, erfüllt von der Wonne des Wiedersehens, an seine Seite auf die Bank nieder, er bedeckte ihren Mund mit glühenden Küssen, er drückte sie fest an sich: „O, so habe ich dich wieder, endlich, endlich wieder, du geliebtes Wesen!“ rief er. „Du bist kein Trugbild, du lebst, ich halte dich in meinen Armen wie damals und liebe dich wie damals und bin glücklich, selig, denn du liebst ja auch mich!“ Eine hohe Glut bedeckte ihre Wangen, sie sprach nicht, sie suchte vergebens sich aus seinen Armen zu winden. „Nein, jetzt lasse ich dich nicht mehr“, sprach er, und Thränen, Thränen des Glücks hingen in seinen Wimpern. „Jetzt halte ich dich fest, und keine Welt darf dich von mir reißen. Und komm', hinweg mit dieser neidischen Maske, ganz will ich dein schönes Antlitz schauen, ach, es lebte ja immer in meinen Träumen!“ Sie schien mit der letzten Kraft seine Hand von der Halbmaske abhalten zu wollen, sie atmete schwer, sie rang mit ihm, aber die trunkene Luft des jungen Mannes, nach so langer Entbehrung sich so unaussprechlich glücklich zu wissen, gewährte ihm einen leichten Sieg. Er hielt ihre Arme mit der einen Hand, zitternd stieß er mit der andern den Hut zurück, band die Maske los und erblickte — die Gattin seines Freundes.

„Joseph!“ rief er, wie in einen Abgrund niedergeschmettert, und seine Gedanken drehten sich im Ringe, „Joseph?“

Bleich, erstarrt, thränenlos saß sie neben ihm und sagte wehmütig lächelnd: „Ja, Joseph.“

„Sie haben mich also getäuscht?“ sagte er bitter, indem alle Hoffnung, alle Seligkeit des vorigen Augenblicks an ihm vorüberflog. „O, dieses Possenspiel konnten Sie uns ersparen. Doch“, fuhr er fort, indem ein Gedanke ihn durchblitzte, „um Gotteswillen, wo haben Sie den Ring her, woher das Tuch?“

Sie errötete von neuem, sie brach in Thränen aus, sie verbarg ihr Haupt an seiner Brust. „Nein“, rief er, „Antwort muß ich haben; es ist mein Ring, das Tuch — ich beschwöre Sie, wie kam beides in Ihre Hände, woher haben Sie den Ring?“

„Von dir!“ flüsterte sie, indem sie sich beschämt fester an ihn drückte.

Da fiel ein Lichtstrahl in Fröbens Seele; noch blendete ihn dies zu helle Licht, aber er hob sanft ihr Haupt in die Höhe und sah sie an mit Blicken voll Verwunderung und Liebe. „Du bist es? Träume ich denn wieder?“ sprach er, nachdem er sie lange angeblickt. „Sagtest du nicht, du seiest mein süßes Mädchen? O Gott, welcher Schleier lag denn auf meinen Augen? Ja, das sind ja deine holden Wangen, das ist ja dein reizender Mund, der mich heute nicht zum erstenmal küßte!“

Eine hohe Blut bedeckte ihre Wangen. Sie sah ihn voll Wonne und Entzücken an. „Was wäre ans mir geworden, ohne dich, du edler Mann“, rief sie, indem sich in Thränen der Schimmer ihrer Augen brach. „Ich bringe dir den Segen meiner guten Mutter, du hast ihre letzten Tage leicht gemacht und die Decke des Glends geküßt, die so schwer auf ihrer kranken Brust lag. O! wie kann ich dir danken? Was wäre ich geworden ohne dich! Doch —“ fuhr sie fort, indem sie mit ihren Händen das Gesicht bedeckte, „was bin ich denn geworden? Das Weib eines andern, deines Freundes Weib!“

Er sah, wie ein unendlicher Schmerz ihren Busen hob und senkte, wie durch die zarten Finger ihre Thränen gleich Quellen herabrieselten. Er fühlte, wie innig sie ihn liebe, und kein Ge-

dante an einen Vorwurf, daß sie einem andern als ihm gehören könnte, kam in seine Seele. „Es ist so“, sagte er traurig, indem er sie fester an sich drückte, als könne er sie dennoch nicht verlieren. „Es ist so! Wir wollen denken, es sollte so sein, es habe so kommen müssen, weil wir vielleicht zu glücklich gewesen wären. Doch in diesem Moment bist du mein, wirf alles von dir, alle Gedanken, alle Pflichten. Denke, du kommst herüber über den Platz der Arzneischule und ich erwarte dich; o komm', umarme mich so wie damals, ach, nur noch ein einziges Mal!“

Zu Erinnerung verloren hing sie an seinem Hals; hinter ihren düsteren Blicken schien der Gedanke an die Wirklichkeit sich zu verlieren; heller und heller, freundlicher und immer freundlicher schien die Erinnerung aufzutauhen; ein holdes Lächeln zog um ihren Mund und senkte sich an ihren Wangen in zarte Grübchen. „Und kanntest du mich denn nicht?“ fragte sie lächelnd. „Und du kanntest mich nicht?“ fragte er, sie voll Zärtlichkeit betrachtend. „Ach!“ antwortete sie, „ich hatte mir damals deine Züge recht abgelauscht und tief in mein Herz geschrieben, aber wahrlich, dich hätte ich nimmer erkannt. Es mochte wohl auch daher kommen, daß ich dich nur immer bei Nacht sah, in den Mantel gewickelt, den Hut tief in der Stirne, und wie konnt' ich auch denken — freilich, als du am ersten Abend Faldner zuriefst: ‚Auf Wiedersehen‘, da kam mir der Ton so bekannt vor, als hätte ich ihn schon gehört; aber ich lachte mich immer selbst aus über die thörichtesten Vermutungen. Nachher war es mir hie und da, als müßtest du der sein, den ich meinte; doch zweifelte ich immer wieder; aber als du am Sonntag nur erst Pont des Arts genannt hattest, da ging auf einmal eine eigene Sonne auf deinem Gesicht auf; du schienst ganz in Erinnerung zu leben, und mit den ersten Worten ward es mir klar, daß du, du es bist! Aber freilich, mich konntest du nicht wiedererkennen. nicht wahr, ich bin recht bleich geworden?“

„Joseph“, erwiderte er, „wo waren meine Sinne? Wo mein Auge, mein Ohr, daß ich dich nicht erkannte? Gleich bei deinem ersten Anblick flog ein fremdiger Schreck durch meine Seele, du glichst so ganz jenem Wilde, das ich durch einen wahrhaften Kreis-

lauf der Dinge als dir ähnlich gefunden und geliebt hatte, aber die Entdeckung über das Geschlecht deiner Mutter führte mich in eine Irrbahn; ich sah in dir nur noch die ähnliche Tochter der schönen Laura, und oft, während ich neben dir saß, streifte mein Geist ferne, weithin nach — dir!“

„O Gott!“ rief Josephine, „ist es denn wahr, ist es möglich? Kannst du mich denn noch lieben?“

„Ob ich es kann? — Aber darf ich denn? Gott im Himmel, du heißt ja Frau von Faldner; sage mir nur um des Himmels willen, wie fügte sich dies alles? Wie hast du auch nicht ein einziges Mal mehr mich erwarten mögen?“

33.

Sie stillte ihre Thränen, sie sagte sich mit Mühe, um zu sprechen. „Siehe“, sagte sie, „es war, als ob ein feindliches Geschick alles nur so geordnet hätte, um mich recht unglücklich zu machen. Als du weg warst, hatte ich keine Freude mehr. Zene Abende mit dir waren mir so unendlich viel gewesen. Siehe, schon von dem ersten Moment an, als du in der lieben Muttersprache deinen Begleiter um Geld batest, von da an schlug mein Herz für dich; und als du mit so unendlichem Edelmut, mit so viel Bartsinn für uns sorgtest, ach, da hätte ich dich oft an mein Herz schließen und dir gestehen mögen, daß ich dich wie ein höheres Geschöpf anbeete. Ich weiß nicht, was mir für dich zu thun zu schwer gewesen wäre; und wie groß, wie edel hast du dich gegen mich benommen! Du gingst, ich weinte lange, denn ein schmerzliches Gefühl jagte mir, daß es auf immer geschieden sei; acht Tage, nachdem du abgereist warst, starb meine arme Mutter sehr schnell. Was du mir damals noch gegeben, reichte hin, meine Mutter zu beerdigen und ihr Andenken nicht in Unehre geraten zu lassen. Eine Dame, es war die Gräfin Landskron, die in unserer Nachbarschaft wohnte und von uns Armen hörte, ließ mich zu sich kommen. Sie prüfte mich in allem, sie durchschaute die Papiere meiner Mutter, die ich ihr geben mußte, genau; sie schien zufrieden und nahm mich als Gesellschaftsfräulein an. Wir reisten.

Ich will dir nicht beschreiben, wie mein Herz blutete, als ich dieses Paris verlassen mußte; es fehlten nur noch vierzehn Tage, bis die Zeit um war, die du zu deiner Rückkehr bestimmte; dann wäre ich am ersten auf den Platz gegangen, hätte dich noch einmal gesprochen, noch einmal von dir Abschied genommen! Es sollte nicht so sein, und als wir aus der St. Severinstraße über den wohlbekanntten Platz der Ecole de Médecine hinfuhren, da wollte mein Herz brechen, und ich sagte zu mir: „Auf immer!“ Eduard! Ich habe nie wieder von dir gehört, dein Name war mir unbekannt, du mußtest ja die Bettlerin längst vergessen haben; ich lebte von der Gnade fremder Leute, ich hatte manches Bittere zu tragen, ich trug es, es war ja nicht das Schmerzlichste! Als aber die Gräfin in diese Gegend auf ihr Gut zog, als Faldner sich um mich bewarb, als ich merkte, daß sie es gutmütig für eine gute Versorgung halte, vielleicht auch meiner überdrüssig war — nun — ich war ja nur ein einziges Mal glücklich gewesen, konnte nimmer hoffen, es wieder zu werden, das übrige war ja so gleichgültig — da wurde ich seine Frau.“

„Armes Kind! An diesen Faldner, warum denn gerade du mit so weicher Seele, mit so zartem Sinn, mit so viel gültigem Anspruch auf ein zum mindesten edleres Los, warum gerade du seine Frau? Doch es ist so. Joseph, ich kann, ich darf keinen Tag mehr hier sein; ich habe ihn, bei allem, was er Hohes haben mag, einst Freund genannt, bin jetzt sein Gastfreund, und wenn auch alles nicht wäre, wir dürfen ja nicht zusammen glücklich sein!“ Es lag ein unendlicher Schmerz in seinen Worten; er küßte die Augen der schönen Frau, nur um durch den Gram, der in ihnen wohnte, nicht noch weicher zu werden. „O, nur noch einen Tag“, flüsterte sie ärtlich. „Hab' dich ja jetzt eben erst gefunden, und du denkst schon zu entfliehen; nur noch einen Morgen wie dieser. Siehe, wenn du weg bist, da verschließt sich wieder die Thüre meines Glücks auf immer; ich werde Hartes ertragen müssen, und da muß ich doch ein wenig Erinnerung mir aufsparen, von der ich zehren kann in der endelosen Wüste.“

„Höre, ich will Faldner alles gestehen“, sprach nach einigem Sinnen der junge Mann. „Ich will ihm alles vormalen, daß es

ihn selbst rühren muß; er liebt dich doch nicht, du ihn nicht und bist unglücklich; er soll dich mir abtreten. Mein Haus liegt nicht so schön wie dieses Schloß; meine Güter kannst du vom Belvedere auf dem Dache übersehen. Du verließest hier großen Wohlstand, aber wenn du einzögest in mein Haus, wollte ich dir meine Hände als Teppich unterlegen, auf den Händen wollte ich dich tragen, du solltest die Königin sein in meinem Hause und ich dein erster, treuer Diener!“

Sie blickte schmerzlich zum Himmel auf, sie weinte heftiger. „Ach ja, wenn ich eine Hexerin wäre und deines Glaubens, dann ginge es wohl, aber wir sind ja gut katholisch getraut worden, und das scheidet nur der Tod! O du großer Gott, wie unglücklich machen oft diese Gesetze! Welch eine Seligkeit mit dir, bei dir zu sein; immer für dich zu sorgen, an deinen Blicken zu hängen, und alle Tage dir durch zärtliche Liebe ein Tausendtel von dem heimzugeben, was du an meiner lieben Mutter und an mir gethan.“

„Also dennoch auf immer“, erwiderte er traurig, „also nur noch morgen, und dann für immer scheiden?“

„Für immer“, hauchte sie kaum hörbar, indem sie ihn fester an ihre Lippen schloß.

„Hier also findet man dich, du niederträchtige Meze!“ schrie in diesem Augenblick ein dritter, der neben dieser Gruppe stand. Sie sprangen erschreckt auf. Zitternd vor Zorn, knirschend vor Wut, stand der Baron, in der einen Hand ein Papier, in der andern die Reitpeitsche haltend, die er eben aufhob, um sie über den schönen Nacken der Unglücklichen herabschwirren zu lassen. Fröhen fiel ihm in den Arm, entwand ihm mit Mühe die Peitsche und warf sie weit hinweg. „Ich bitte dich“, sagte er zu dem Wütenden, „nur hier keine Szene; deine Leute sind im Garten, du schändest dich und dein Haus durch einen solchen Auftritt.“

„Was?“ schrie jener, „ist mein Haus nicht schon genug geschändet durch diese niederträchtige Person, durch dieses Bettlerpack, das ich in meinem Haus hatte? Meinst du, ich kenne deine Handschrift nicht“, fuhr er fort, indem er ihr das Papier hinreckte. „Das ist ja ein süßes Briefchen an den Herrn Galan hier,

an den Romanhelden. Also eine Dirne mußte ich heiraten, die du unterhieltst, und als du ihrer satt warest, sollte der ehrliche Faldner sie zur gnädigen Frau machen; dann kommt man nach sechs Monaten so zufällig zu Besuch, um den Hörnern des Gemahls noch einige Enden anzusetzen. Das sollst du mir bezahlen, Schandbube; aber dieses Bettelweib mag immer wieder mit Teller und Laterne sich am Pont des Arts aufstellen, oder von deinem Sündenlohn leben. Meine Knechte sollen sie mit Speisefischen vom Hofe jagen!"

34.

Der Mann von gediegener Bildung hat in solchen Momenten ein entschiedenes Übergewicht über den Hohen, der, von Wut zur Unbesonnenheit hingerissen, unsicher ist, was er beginnen soll. Ein Blick auf Josephhe, die bleich, zitternd, sprachlos auf der Moosbank saß, überzeugte Tröben, was hier zu thun sei. Er bot ihr den Arm und führte sie aus der Laube nach dem Schlosse. Während sah ihuen der Baron nach; er war im Begriff, seine Knechte zusammenzurufen, um seine Drohung zu erfüllen, aber die Furcht, seine Schande noch größer zu machen, hielt ihn ab. Er rannte hinauf in den Saal, wo Josephhe auf dem Sofa lag, ihr weinendes Gesicht in den Kissen verbarg, wo Tröben wie gedankenlos am Fenster stand und hinausstarrte. Scheltend und fluchend rannte jener in dem Saal umher; er verfluchte sich, daß er sein Leben an eine solche Dirne gehängt habe. „Es müßte keine Gerechtigkeit mehr im Lande sein, wenn ich sie mir nicht vom Halse schaffte“, rief er; „sie hat Laufschein und alles fälschlich angegeben; sie hat sich für ebenbürtig ausgegeben, die Bettlerin, diese Ehe ist null und nichtig!“

„Das wird allerdings das vernünftigste sein“, unterbrach ihn Tröben; „es kommt nur darauf an, wie du es angreiffst, um dich nicht noch mehr zu blamieren —“

„Ha, mein Herr!“ schrie der Baron in wildem Zorn, „Sie spotten noch über mich, nachdem Sie durch Ihre grenzenlose Frechheit all diese Schande über mich brachten? Folgen Sie mir, zu

unserer Scheidung brauchen wir weiter keine Klippen, die kann sogleich abgemacht werden. Folgen Sie!“

Josephine, die diese Worte verstand, sprang auf; sie warf sich vor dem Wütenden nieder, sie beschwor ihn, alles nur über sie ergehen zu lassen; denn sein Freund sei ja ganz unschuldig; sie wies hin auf den Zettel in seiner Hand, den sie erkaunte; sie schwor, daß Tröben erst heute erfahren, wer sie sei. Aber der junge Mann selbst unterbrach ihre Fürbitten, er hob sie auf und führte sie zum Sofa zurück. „Ich bin gewohnt“, sagte er kaltblütig zum Baron, „bei solchen Gängen zuerst meine Arrangements zu treffen, und du wirst wohlthun, es auch nicht zu unterlassen. Vor allem geht deine Frau jetzt aus dem Schloß, denn hier will ich sie nicht mehr wissen, wenn ich nicht da bin, sie vor deinen Mißhandlungen zu schützen.“

„Du handelst ja hier wie in deinem Eigentum“, erwiderte der Baron, vor Zorn lachend; „doch Madame war ja schon vorher dein Eigentum, ich hätte es beinahe vergessen; wohin soll denn der süße Engel gebracht werden? In ein Armenhaus, in ein Spital, oder an den nächsten besten Baum, um ihr Gewerbe fortzusetzen?“

Tröben hörte nicht auf ihn; er wandte sich zu Josephine: „Wohnt die Gräfin noch in der Nähe?“ fragte er sie. „Glauben Sie wohl für die nächsten Tage einen Aufenthalt dort zu finden?“

„Ich will zu ihr gehen“, flüsterte sie.

„Gut; Baldner wird die Gnade haben, Sie hinauf zu lassen, dort erwarten Sie das Weitere, ob er einsieht, wie Unrecht er uns beiden gethan, oder ob er darauf beharrt, sich von Ihnen zu trennen.“

35.

Josephine war zu der Gräfin abgefahren; der Freund hatte ihr geraten, bei ihrer Ankunft nur einen Besuch von einigen Tagen vorzugeben, indessen wolle er ihr über die Stimmung seines Freundes Nachricht geben, und wenn es möglich wäre, ihn bereden, sich mit ihr zu versöhnen. „Nein“, rief sie leidenschaftlich, indem sie von der Terrasse an den Wagen hinabstieg, „in diese Thür kehre ich nie mehr zurück, auf ewig wende ich diesen Mauern

den Rücken. Glauben Sie, eine Frau vermag viel zu ertragen, ich habe lange dulden müssen, und das Herz wollte mir oft zerspringen, aber heute hat er mich zu tief beleidigt, als daß ich ihm vergeben könnte. Und sollte ich wieder zurückkehren müssen auf den Pont des Arts, die Menschen um ein paar Sous anzuflehen, ich will es lieber thun, als noch länger solche niedrige Behandlung von diesem rohen Menschen mir gefallen lassen. Mein Vater war ein tapferer Soldat und ein geachteter Offizier Frankreichs, seine Tochter darf sich nicht bis zur Magd eines Faldners entwürdigen.“

Der junge Mann hatte nach ihrer Abreise einige Briefe geschrieben und war gerade mit Ordnen seines kleinen Gepäcks beschäftigt, als Faldner in das Zimmer trat. Fröben sah ihn verwundert an und erwartete neue Angriffe und Ausbrüche seines Zornes. Jener aber sagte: „Ich glaube, je mehr ich diese unglücklichen Zeilen lese, die ich heute mittag auf deinem Zimmer fand, immer mehr, daß du eigentlich doch unschuldig an der miserablen Historie bist, nämlich, daß du vorher nichts wußtest und die Person nicht kanntest; daß ich mein Weib in deinen Armen traf, verzeihe ich dir, denn jene Person hatte aufgehört mein zu sein, als sie den thörichten Brief an dich schrieb.“

„Es ist mir wegen unseres alten Verhältnisses erwünscht“, antwortete Fröben, „wenn du die Sache so ansiehst. Hauptsächlich auch, weil ich dadurch Gelegenheit bekomme, vernünftig und ruhig mit dir über Josephine zu sprechen. Fürs erste mein heiliges Wort, daß zwischen ihr und mir bis heute mittag nie, auch früher nicht, etwas vorging, was im geringsten ihrer Ehre nachtheilig wäre; daß sie arm war, daß sie einmal genöthigt war, die Hülfe der Menschen anzurufen —“

„Nein, jag' lieber, daß sie bettelte“, rief Faldner hitzig, „und nachts auf den Straßen und Brücken der liederlichen Hauptstadt umherzog, um Geld zu verdienen; ich hätte ja schon damals das Vergnügen ihrer nähern Bekanntschaft haben können, ich war ja bei der rührenden Szene auf Pont des Arts. Nein, wenn ich dir auch alles glaubte, ich bin dennoch beschimpft; die Familie Faldner und eine Bettlerin.“

„Ihr Vater und ihre Mutter waren von gutem Hanse —“

„Fabeln, Dichtung! Daß ich mich so fangen ließ; ebenfogut hätte ich die Kellnerin aus der Schenke heiraten können, wenn sie ein Bierglas im Wappen führte und ein falsches Zeugniß ihrer Geburt brachte!“

„Das ist in meinen Augen das Geringste bei der Sache; die Hauptsache ist, daß du sie gleich von Anfang wie eine Magd behandeltest und nicht wie deine Frau; sie konnte dich nie lieben; ihr paßt nicht füreinander.“

„Das ist das rechte Wort“, entgegnete der Baron, „wir passen nicht zusammen; der Freiherr von Faldner und eine Bettlerin können nie zusammen passen. Und jetzt freut es mich erst recht, daß ich meinem Kopf folgte und sie so behandelte, die Dirne hat es nicht besser verdient. Ich hab' es ja gleich gesagt, sie hat so etwas Gemeines an sich.“

Diese Roheit empörte den jungen Mann, er wollte ihm etwas Bitteres entgegnen, aber er bezwang sich, um Josephen mäßig zu sein. Er redete mit dem Baron ab, was hierin zu thun sei, und sie kamen darin überein, daß sie die ganze Sache vor die bürgerlichen Gerichte bringen und gegenseitige Abneigung als Grund zur Trennung angeben sollten. Freilich konnte bei ihren Glaubensverhältnissen keiner der beiden Teile hoffen, in einer neuen Verbindung Trost zu finden; aber Josephen, wenn sie auch mit Schrecken in eine hülflose Zukunft blickte, schien kein Los so schwer, daß es nicht gegen die unwürdige Behandlung, die sie in Faldners Hanse erduldet, erträglich geschiene hätte, und der Baron, wenn ihn auch in manchen einsamen Stunden Neue anwandelte, suchte Zerstreuung in seinen Geschäften und Trost in den Gedanken, daß ja niemand seine Schande erfahren habe, eine Bettlerin von zweideutigem Charakter zur Frau von Faldner gemacht zu haben.

Einige Wochen nach diesem Vorfall ging Tröben in Mainz, wohin er sich, um doch in Josephens Nähe zu sein, zurückgezogen hatte, auf der Rheinbrücke abends hin und wieder. Er gedachte

der sonderbaren Verkettung des Schicksals, er dachte an mancherlei Auswege, die ihn und die geliebte Frau vielleicht noch glücklich machen könnten; da fuhr ein Reisewagen über die Brücke her, dessen wunderlicher Bau die Aufmerksamkeit des jungen Mannes schon von weitem auf sich zog. Bald aber hastete sein Auge nur noch an dem Bedienten, der auf dem Vock saß; dieses braungelbe, heitere Gesicht, das neugierig um sich schaute, schien ihm ebenso bekannt, als die grellen Farben der Livree. Als der Wagen, der sich auf der Brücke nur im Schritt weiter bewegen durfte, näher herankam, bemerkte auch der Diener den jungen Mann und rief: „San Jago di Capostella! Das ist er ja selbst“; er riß das Wagenfenster auf, das ihn von dem Innern des Wagens trennte, und sprach eifrig hinein. Alsobald wurde auf der Seite des Wagens ein Fenster niedergelassen, und herausfuhr das wohlbekannte Gesicht Don Pedro's di San Montanjo-Ligez. Der Wagen hielt; der junge Mann sprang freudig herzu, um den Schlag zu öffnen, und der alte Herr sank in seine Arme. „Wo ist sie, wo habt Ihr sie, die Tochter meiner Laura? O, um der heiligen Jungfrau willen, habt Ihr sie hier? Sagt an, junger Herr! Wo ist sie?“

Der junge Mann schwieg betreten; er führte den Alten auf der Brücke weiter und sagte ihm dann, daß sie nicht weit von dieser Stadt sich aufhalte, und morgen wolle er ihn zu ihr führen.

Der Spanier hatte Freudenthränen im Auge. „Wie danke ich Euch für die Nachrichten, die Ihr mir gegeben!“ sprach er. „Sobald ich Urlaub bekommen hatte, setzte ich mich mit Diego in den Wagen und ließ mich von W. bis hier täglich sechs Meilen fahren, denn länger hielt ich es nicht aus. Und lebt sie glücklich? Sieht sie ihrer Mutter ähnlich, und was erzählt sie von Laura Tortosi?“ Fröben versprach, auf seinem Zimmer alle seine Fragen zu beantworten. Er ließ, nachdem sich der Spanier ein wenig ausgeruht und umgekleidet hatte, Keres bringen, schenkte ein, Diego reichte, wie damals, die Zigarren, und als Don Pedro recht bequem saß, fing der junge Mann seine Erzählung an. Mit steigendem Interesse hörte ihn der Spanier an; zu großem Ärgernis Diegos ließ er seit zwanzig Jahren zum erstenmal die Zi-

garre ausgehen, und als der junge Mann an jene empörende Szene zwischen Faldner und der unglücklichen Frau kam, da konnte er sich nicht mehr halten; sein altes, jüdisches Blut kochte auf, er drückte den Hut tief in die Stirne, wickelte den linken Arm in den Mantel und rief mit blinkenden Augen: „Meinen langen Stoßdegen her, Diego, den mach' ich kalt, so wahr ich ein guter Christ und spanischer Edelmann bin; ich stech' ihn nieder und hätte er ein Kreuzifix vor der Brust, ich bring' ihn um, ohne Absolution und ohne alle Sacramente schick' ich ihn zur Hölle, so thu' ich. Bring' mir mein Schwert, Diego.“

Aber Fröben zog den zitternden, vom Zorn erschöpften Alten zu sich nieder; er suchte ihn begreiflich zu machen, wie dies alles nicht nötig sei, denn Josephhe sei schon aus der Gewalt des rohen Menschen befreit und lebe getrennt von ihm. Er holte, um ihn noch mehr zu besänftigen, jenes Bild herbei und entfaltete es vor den staunenden Blicken Pedros. Entzückt betrachtete es der Don. „Ja, sie ist es“, rief er, alles übrige vergessend, „meine arme, unglückliche Laura!“ und weinend umarmte er den jungen Mann, nannte ihn seinen lieben Sohn und dankte ihm mit gebrochener Stimme für alles, was er an der unglücklichen Mutter und ihrer armen Tochter gethan.

Am andern Morgen brach er mit Fröben nach dem Gut der Gräfin auf. Es war ein rührender Anblick, wie der alte Mann die schöne, jugendliche Gestalt Josephens umschlungen hielt, wie er ihre Züge aufmerksam betrachtete, wie seine strengen Züge immer weicher wurden, wie er sie dann gerührt auf Auge und Mund küßte. „Ja, du bist Lauras Tochter!“ rief er; „dein Vater hat dir nichts gegeben als sein blondes Haar, aber das sind ihre lieben Augen, das ist ihr Mund, das sind die schönen Züge der Torzosi! Sei meine Tochter, liebes Kind; ich habe keine Verwandten und bin reich; durch Verwandtschaft, mein Herz und einen zwanzigjährigen Gram gehörst du mir näher an als irgend jemand auf der Erde!“ Ihre Blicke, die über seine Schultern weg auf Fröben fielen, schienen diese letztere Behauptung nicht gerade zu bestätigen, aber sie küßte gerührt seine Hand und nannte ihn ihren Oheim, ihren zweiten Vater.

Die Freude des Wiedersehens dauerte übrigens nur wenige Tage. Don Pedro erklärte sehr bestimmt, daß ihn seine Geschäfte nach Portugal rufen, und zugleich schien er gar nicht einzusehen, was Josephen abhalten könnte, ihm dahin zu folgen; er hegte zu strenge Grundsätze über die Artikel seiner Kirche, als daß er den Gedanken für möglich gehalten hätte, Fröben könne Josephen, die getrennte Gattin eines andern, zur Frau begehren. Es ist uns nicht bekannt geworden, was die Liebenden über diesen strittigen Punkt verhandelten; nur so viel ist gewiß, daß Fröben einigemal darauf hindeutete, sie solle zum evangelischen Glauben zurückkehren, daß sie jedoch, zwar mit unendlichem Schmerz, aber sehr bestimmt, diesen Vorschlag abwies. Oft soll ihr der junge Mann in Verzweiflung über die herannahende Trennung vorgeschlagen haben, sie solle Don Pedro ziehen lassen, sie solle für sich leben, in Deutschland bleiben, er wolle, wenn er nicht ihr Gatte werden könne, auf immer als Freund um sie sein. Aber auch dies lehnte sie ab; sie gestand ihm offen, daß sie sich zu schwach fühle, ein solches Verhältnis mit Ehren hinauszuführen, und stolzer gemacht durch ihr Unglück, bebt sie zurück vor dem Gedanken an eine unwürdige Verbindung mit einem Mann, den sie so hoch achtete, als sie ihn liebte. Allein mit sich, gestand sie sich wohl, daß ein noch edelmütigerer Gedanke ihre Schritte lenke. „Sollte er“, sagte sie zu sich, „die Blüte des Lebens an ein unglückliches Geschöpf verlieren, das ihm nur Freundin sein darf? Sollte er den hohen Genuß häuslicher Freuden, das Glück, Kinder und Enkel um sich zu versammeln, wegen meiner aufgeben? Nein, er hat mich schon einmal verloren, und die Zeit wird auch jetzt seinen Schmerz lindern, er wird ein unglückliches Wesen vergessen, das ewig an ihn denken, ihn lieben, für ihn beten wird.“

So schienen denn jene prophetischen Worte Josephens: „Auf immer!“ in Erfüllung zu gehen. Don Pedro verließ mit seiner neuen Verwandtin das Gut der Gräfin, um durch Holland auf die See zu gehen. Fröben, den vielleicht nur der Gedanke, Josephen bald nach Portugal nachzufolgen und dort ihr Freund zu sein, aufrecht erhielt, geleitete die Geliebte auf der Reise durch Deutschland und Holland; und so oft sie ihn bat, durch längeres

Begleiten die Tage der Trennung nicht noch schwerer zu machen, bat er mit Thränen im Auge: „Nur bis ans Meer und dann auf immer.“

37.

Im August dieses Jahres wurde in Ostende ein englisches Schiff klar, das nach Portugal Schiffsgut und Passagiere brachte. Es war ein schöner Morgen, die Nebel hatten sich gesenkt, und die Tage schienen für die Fahrt günstig werden zu wollen. Es war um neun Uhr morgens, als ein Kanonenschuß von dem Engländer herüberschallte, zum Zeichen, daß die Passagiere sich an die Küste begeben sollten. Zu gleicher Zeit ruderte eine Schaluppe heran und warf ihr Brett aus, um die Reisenden einzunehmen. Vom Land her kamen viele Personen mit Gepäck, gingen über das Brett, und bald war die Schaluppe voll, und die erste Ladung wurde an Bord gebracht. Ehe noch die Schaluppe zum zweitenmal anlegte, sah man vier Personen sich dem Strand nähern, die sich durch Gang, Haltung und Kleidung von den übrigen ärmlicheren Passagieren unterschieden. Ein hoher, ältlicher Mann ging stolzen Schrittes voraus; er hatte einen breitgekrempten Hut auf und den Mantel so kunstreich und bequem um die Schultern geschlagen, daß ein Schiffer, der ihn kommen sah, ausrief: „Ich laß' mich freissen, wenn es kein Spanier ist!“ Hinter jenem kam ein jüngerer Herr, der eine schöne, schlankgebaute Dame führte. Der junge Herr war sehr bleich, schien einen großen Kummer niederzukämpfen, um durch Zureden einen noch größeren bei der Dame zu beschwichtigen. Ihr schönes Gesicht war um Auge und Stirne von heftigem Weinen geröthet, der Mund schmerzlich eingepreßt und die Wangen und untern Teile des Gesichtes sehr bleich. Sie ging schwankend, auf den Arm des jungen Mannes gestützt; ein Hütchen mit wallenden Straußfedern, ein wallendes Kleid von schwerem schwarzen Seidenzeug, um Hals und Busen reiche Goldketten, schienen nicht zur Reise zu passen, und man konnte daher glauben, daß sie den jungen Mann an Bord begleite. Hinter beiden ging ein Diener in bunten Kleidern; er trug einen großen Son-

nenjchirm unter dem Arm und hatte ein spanisches Netz über seine dunkeln Haare gezogen.

Als sie so weit herabgekommen waren, wo der Sand von der vorigen Flut noch feucht war, an die Stelle, wo man das Brett aus der Schaluppe anwarf, blieben sie stehen, und das schöne junge Paar sah nach dem Schiff, dann sahen sie sich an, und die Dame legte ihr Haupt auf die Schulter des Mannes, daß die Straußfedern um sein Gesicht spielten und seine stillen Thränen den Augen der Neugierigen verbargen. Der alte Herr stand nicht weit davon, wickelte sich, finster auf die See blickend, tief in seinen Mantel, und sein Auge blinkte, man wußte nicht, ob von einer Thräne oder dem Widerschein der glänzenden Wellen. Jetzt kam die Schaluppe plätschernd ans Ufer, das Brett wurde ausgeworfen, und ein donnernder Schuß vom Schiffe schreckte das Paar aus seiner Umarmung. Der alte Herr trat heran, bot dem jungen Mann die Hand, schüttelte sie kräftig und stieg dann schnell über das Brett, sein Diener folgte, nachdem auch er dem Jüngling herzlich die Hand geboten. Jetzt umarmten sich die jungen Leute noch einmal; er wandte sich zuerst los und führte die Dame nach dem Brett. „Auf immer!“ flüsterte sie mit wehmütigem Lächeln. „Auf immer!“ antwortete der junge Mann, indem er sie bebend, mit Thränen ansah. Noch einen Händedruck, und sie wandte sich, das Brett hinaufsteigen. Schon stand sie oben, der Oberbootsmann, ein breiter Engländer, wartete am Brett, streckte seine breite Hand aus, um die schöne Dame zu empfangen, und hatte schon einige gutgemeinte Trostgründe in Bereitschaft. Da wandte sie von dem unendlichen Meer ihr dunkles Auge noch einmal zurück nach dem jungen Mann. Ihre hohe, herrliche Gestalt schwebte kühn auf dem schmalen Brett, ihr schlanker Hals war nach dem Lande zurückgebogen, die schwankenden Federn des Hutes schienen hinüber zu grüßen. Er breitete die Arme aus, in seinen Zügen mischte sich die Seligkeit der Liebe mit dem Schmerz der Trennung. Da schien sie ihrer selbst nicht mehr mächtig zu sein; sie sprang über das Brett und hinab auf das Land, und ehe der Bootsmann seine Hände vor Verwunderung zusammenschlagen konnte, hing sie schon an seinem Hals, an seinen Lippen. „Nein, ich kann

nicht über das Meer“, rief sie, „ich will bleiben; ich will alles thun, was du willst, will diese Fesseln eines Glaubens von mir werfen, der mich hindert, meinem bessern Gefühl zu folgen; du bist mein Vaterland, meine Familie, mein Alles; ich bleibe!“

„Joseph, meine Joseph!“ rief der junge Mann, indem er sie mit stürmischem Entzücken an sein Herz drückte; „mein, mein auf immer? Ein Gott hat dein Herz gelenkt; o, ich wäre untergegangen unter der Qual dieser Trennung!“ Sie hielten sich noch umschlungen, als der alte Herr mit hastigen Schritten über Bord und das Brett herabstieg und zu der Gruppe trat. „Kinder“, sagte er, „einmal Abschied zu nehmen wäre genug gewesen; kommu', Joseph, es hilft ja doch zu nichts, sie werden gleich zum drittenmal schießen.“

„Laßt sie mit Stückkugeln schießen, Don Pedro“, rief der junge Mann mit freudig verklärten Zügen, „sie bleibt hier, sie bleibt bei mir.“

„Was höre ich“, erwiderte jener sehr ernst; „ich will nicht hoffen, daß dies so ist, wie der Cavalier sagt; du wirst deinem Verwandten folgen, Joseph!“

„Nein!“ rief sie mutig, „als ich dort oben auf dem Rand der Schaluppe stand und hinausjah auf diese Fluten, die mich von ihm trennen sollten, da stand fest in mir, was ich zu thun habe; meine Mutter hat mir den Weg gezeigt; sie ist einst dem Mann ihres Herzens in die weite Welt gefolgt, hat Vater und Mutter verlassen aus Liebe. Ich weiß, was auch ich zu thun habe; hier steht der, dem meine arme Mutter ihre letzten süßen Stunden, dem ich Leben, Ehre, alles verdanke, und ich sollte ihn verlassen? Grüßet die Gräber meiner Ahnen in Valencia, Don Pedro, und saget ihnen, daß es noch eine aus dem Stamm der Tortosi gibt, der die Liebe höher gilt als das Leben.“

Don Pedro wurde weich. „So folge deinem Herzen, vielleicht, es ratet dir besser als ein alter Mann; ich weiß dich zum mindesten glücklich in den Armen dieses edlen Mannes, und sein hoher Sinn bürgt mir dafür, daß ihm unsere Ehre nicht minder hoch als die seine gilt. Aber, Don Tröbenio, was werden Sie zu Ihren stolzen Verwandten sagen, wenn Sie dieses Kind des Glends vor-

stellen? Gott! Werden Sie auch den Mut haben, den Spott der Welt zu ertragen?"

„Fahret wohl, Don Pedro“, jagte der junge Mann mit müdigem Gesicht, indem er jenem die eine Hand zum Abschied bot und mit der andern die Geliebte umschlang: „seid getroßt und verzaget nicht an mir. Ich werde sie der Welt zeigen, und wenn man mich fragt: Wer war sie denn? so werde ich nicht ohne freudigen Stolz antworten: Es war die Bettlerin vom Pont des Arts.“



I u d S ü ß.

„Ein ernstes Spiel wird euch vorübergehen,
Der Vorhang hebt sich über einer Welt,
Die längst hinab ist in der Zeiten Strom,
Und Kämpfe, längst schon ausgekämpfte, werden
Vor euren Augen stürmisch sich erneun.“

L. Uhland.¹

1.

Das Karneval war nie in Stuttgart mit so großem Glanz und Pomp gefeiert worden als im Jahr 1737. Wenn ein Fremder in diese ungeheuern Säle trat, die zu diesem Zwecke aufgebaut und prachtvoll dekoriert waren, wenn er die Tausende von glänzenden und fröhlichen Masken übersehete, das Lachen und Singen der Menge hörte, wie es die zahlreichen Fanfaren der Musikköree übertönte, da glaubte er wohl nicht in Württemberg zu sein, in diesem strengen, ernstern Württemberg, streng geworden durch einen eifrigen, oft äscetischen Protestantismus, der Lustbarkeiten dieser Art als Überbleibsel einer andern Religionspartei haßte; ernst, beinahe finster und trübe durch die bedenkliche Lage, durch Elend und Armut, worein es die systematischen Kunstgriffe eines allgewaltigen Ministers gebracht hatten.

Der prachtvollste dieser Freudentage war wohl der zwölfte Februar, an welchem der Stifter und Erfinder dieser Lustbarkeiten und so vieles andern, was nicht gerade zur Lust reizte, der

¹ Erste Strophe aus dem Prolog zu dem Trauerspiel „Ernst, Herzog von Schwaben“.

Jude Süß¹, Kabinettsminister und Finanzdirektor, seinen Geburtstag feierte. Der Herzog hatte ihm Geschenke aller Art am Morgen dieses Tages zugesandt; das Unangenehme aber für den Kabinettsminister war wohl ein Edikt, welches das Datum dieses Freudentages trug, ein Edikt, das ihn auf ewig von aller Verantwortung wegen Vergangenheit und Zukunft freisprach. Tene unzähligen Kreaturen jeden Standes, Glaubens und Alters, die er an die Stelle besserer Männer gepflanzt hatte, belagerten seine Treppen und Vorzimmer, um ihm Glück zu wünschen, und manchen ehrliebenden biedern Beamten trieb an diesem Tage die Furcht, durch Troß seine Familie unglücklich zu machen, zum Handfuß in das Haus des Juden.

Dieselben Motive füllten auch abends die Karnevalsäle. Seinen Anhängern und Freunden war es ein Freudenfest, das sie noch oft zu begehen gedachten; Männer, die ihn im stillen haßten und öffentlich verehren mußten, hüllten sich zähneknirschend in ihre Dominos und zogen mit Weib und Kindern zu der prachtvollen Versammlung der Thorheit, überzeugt, daß ihre Namen gar wohl ins Register eingetragen und die Lücken schwer geahnet würden; das Volk aber sah diese Tage als Traumstunden an, wo sie im Rausch der Sinne ihr drückendes Glend vergessen könnten; sie berechneten nicht, daß die hohen Eintrittsgelder nur eine neue indirekte Steuer waren, die sie dem Juden entrichteten.

Der Glanzpunkt dieses Abends war der Moment, als die Flügelthüren aufstiegen, eine erwartungsvolle Stille über der Versammlung lag und endlich ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit auffallenden, markirten Zügen, mit glänzenden, funkelnden Augen, die lebhaft und lauernd durch die Reihen liefen, in

¹ Unter der Regierung des Herzogs Karl Alexander (1733—37) erlangte seit 1733 der zum Geheimen Finanzrat erhobene jüdische Geldagent Joseph Süß-Oppenheimer (geb. 1692 zu Heidelberg) großen Einfluß auf seinen Herrn und die Regierungsgeschäfte. Mit rücksichtsloser Gewalt erpreßte er überall Geld im Lande für die üppige Hofhaltung des Herzogs und nicht minder für seinen eignen Beutel. Zur Erreichung seiner Zwecke schenkte er keine Mittel; Kirchen- und Staatsämter wurden verschahert, die Münze verschlechtert und dergleichen mehr. Eine von ihm angelegte Verschwörung zur Katholisierung des protestantischen Landes vereitelte der plötzliche Tod des Herzogs (12 März) und seine eigne Gefangennahme (am 14. Mai). Jude Süß wurde auf den Asperg gebracht, zum Tode verurteilt und am 4. Februar 1738 in einem eisernen Kaffz an den Galgen gehängt.

den Saal trat. Er trug einen weißen Domino, einen weißen Hut mit purpurroten Federn, auf welchen er die schwarze Maske nachlässig gesteckt hatte; es war nichts Prachtvolles an ihm, als ein ungewöhnlich großer Solitär¹, welcher am Hals die purpurrote Bajute² von Seidenflor, die über den Domino hinabfiel, zusammenhielt. Er führte eine schlanke, zartgebaute Dame, die, in ein mit Gold und Steinen überladenes orientalisches Kostüm gekleidet, aller Augen auf sich zog.

„Der Herr Finanzdirektor, der Herr Minister“, flüsterte die Menge, als er vornehm grüßend durch die Reihen ging, die sich ihm willig öffneten, und als er in der Mitte des Hauptsaales angekommen war, begrüßten ihn Trompeten und Pauken, und ein nicht unbeträchtlicher Teil der Masken klatschte ihm Beifall, während man andere wie von einem unzüchtigen Schauspiel sich abwenden sah. Aber allgemein schien die Teilnahme, womit man die schöne Orientalin betrachtete, die mit dem Minister gekommen war. Seine Lebensweise war zu bekannt, als daß nicht die meisten unter der Larve der reich geschmückten Dame eine seiner Freundinnen geahnet hätten, nur darüber schien man uneinig, welcher von diesen solche Auszeichnung zu teil geworden sei; die eine schien zu klein für diese Figur, die andere zu korpulent für diese zierliche Taille, die dritte zu schwerfällig, um so leicht und beinahe schwebend über den Boden zu gleiten, und einer vierten, bei welcher man endlich stille stehen wollte, konnte nicht dieses glänzend schwarze Haar, das in reichen Locken um den stolzen Nacken fiel, nicht dieses herrliche, dunkle Auge gehören, das man aus der Maske hervorleuchten sah.

Die Menge pflegt, wenn ihre Neugier nicht sogleich befriedigt wird, bei Gelegenheiten von so glänzender und rauschender Art, wie dieser Karneval war, nicht lange bei einem Gegenstand stille zu stehen. „Wenn sie die Maske abnimmt, wird man ja sehen“, sprach man, ohne der Dame noch längere Aufmerksamkeit zu schenken, als nötig war, um zu bemerken, wie sie zum

¹ Vom latein. solitarius, d. i. ein einzeln gefaßter Brillant.

² Großer Kragen an dem unter dem Namen „Domino“ bekannten Maskenanzug.

Mennett austrat. Aber drei junge Männer, die müßig hinter den Reihen der Tanzenden standen, schienen diese Erscheinung noch immer unablässig zu verfolgen.

„Wer sie nur sein mag!“ rief der eine ungeduldig; „ich wollte gern dem verzweifeltsten Juden fünfzig Eintrittskarten abkaufen, wenn er mir sagte, woher dieses Mädchen kommt, daß er wie eine Fürstin in den Saal führte.“

„Herr Bruder!“ erwiderte der zweite, indem er unter dem Sprechen sein Auge von der Orientalin abwandte, „Herr Bruder, parole d'honneur! diese Widersprüche kann ich nicht vereinigen, und wenn ich bei Cartesius¹ selbst die Logik samt dem cogito, ergo sum studiert hätte; eine so ungewöhnlich feine Gestalt, diese Haltung, diese nach den neuesten und vornehmsten Regeln abgemessene Bewegung, diese Art, das Handgelenk rund und spielend zu bewegen, wie ich sie nur in den bedeutendsten Zirkeln zu Wien und Paris sah, dieser Anstand, womit sie den Nacken trägt“ —

„Gott verdamme mich, du hast recht, Herr Bruder“, unterbrach ihn der dritte, „dieses alles und — mit Süß auf den Ball zu kommen! Nein, ein solcher Kontrast ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen!“

„Aus unserer Bekanntschaft“, fuhr der erste fort, „aus unsern Kreisen kann sie nicht sein; denn wenn es auch wahr ist, was man flüstert, daß schon mancher elende Kerl von einem Vater seine Tochter mit einer Bittschrift zum Juden schickte, so laut läßt keiner seine Schande werden, daß er sein leibliches Kind mit dieser Mazette² auf den Ball schickt!“

„Bitte dich uns Himmelswillen, Herr Bruder, nicht so laut, er hat überall seine Spione, und uns ist er ohnedies nicht grün; denk' an deine Familie. Willst du dich unglücklich machen? Aber wahr ist's, es kann kein Mädchen aus bessern Ständen sein, und doch ist ihr Wesen für eine Bürgerstochter zu anständig. Doch halt, wer ist der Sarazene, der dort auf uns zukommt? Die

¹ Renatus Cartesius oder René Descartes (1596 1650), berühmter französischer Philosoph, dessen Lehre in dem Satze gipfelt: „Cogito, ergo sum.“

² (franz.) Schimpfwort, d. h. Schindmähre.

Farbe seines Turbans ist ja dieselbe, wie ihn die Scharmante des Juden hat!"

Die jungen Männer wandten sich um und sahen einen schlanken, schön gewachsenen Mann, der, als Sarazene gekleidet, sich durch die einfache Pracht seines Kostüms wie durch Gang und Haltung vor gemeineren Masken auszeichnete. Auch er schien die jungen Männer ins Auge gefaßt zu haben, denn er ging langsam an sie heran und zögerte, an ihnen vorüber zu schreiten.

„Was ist deine Parole“, fragte der eine der jungen Männer, der in der Maske einen Freund zu erkennen glaubte; „hast du nur dein Allah zum Feldgeschrei oder weißt du sonst noch ein Sprüchlein?“

„Gaudemus igitur, juvenes dum sumus“, erwiderte der Sarazene, indem er stille stand.

„Er ist's, er ist's“, riefen zwei dieser jungen Herrn und schüttelten die Hand des Sarazenen; „gut, daß wir die Parole gaben, ich hätte sonst kein Erkennungszeichen für dich gehabt, denn ich war meiner Sache so gewiß, du siehst als Bauer hier, daß ich mit dem Kapitän eine Flasche gewettet habe, du müßtest ein Bauer sein!“

„Laßt uns ans Büffett treten“, sagte der zweite, „ich habe dir hier jemand vorzustellen, Bruder Gustav, der sich auf deine Bekanntschaft freut, und du weißt, in Larven erkennt man sich schlecht.“

„Freund“, erwiderte Gustav, „ich nehme die Larve nicht ab, ich habe Gründe; so angenehm mir die Bekanntschaft dieses Herrn wäre, so muß ich sie doch bis auf morgen versparen.“

„Und wenn es nun Pinassa wäre, nach welchem du so oft gefragt?“ antwortete jener.

„Pinassa? mit dem du dich geschlagen? Nein, das ändert die Sache, den will ich sehen und begrüßen; aber — meine Maske nehme ich nur auf zwei Augenblicke und im fernsten Winkel des Speisesaals ab.“

„Wir sind's zufrieden, Bruder Sarazene“, antwortete der Kapitän. „Aber laß uns nur erst an die zweite Flasche kommen, dann sollst du auch die Gründe beichten, warum du dein Angesicht nicht leuchten lassen willst vor den Freunden!“

2.

Zu dem Speiseaal, welchen sie wählten, waren nur wenige Menschen, denn man verkaufte hier nur ausgeuchte Weine, feine Früchte und warme Getränke, während die größeren Trinkstuben, wo Landwein, Bier und derbere Speisen zu haben waren, die größere Menge an sich zogen. In einer Ecke des Zimmers war ein Tischchen leer, wo der Sarazene, wenn er dem übrigen Teil des Saales den Rücken kehrte, ohne Gefahr erkannt zu werden, die Maske abnehmen konnte. Sie wählten diesen Platz, und als die vollen Römer vor ihnen standen, legten die zwei jungen Krieger die Masken ab, und der Kapitän begann: „Herr Bruder, ich habe die Ehre, dir hier den unvergleichlichen Cavalier Pinassa vorzustellen, den berühmtesten Fechter seiner Zeit; denn es gelang ihm, durch eine unbefieglige Terz=Quart=Terz, mich, bedenke mich, den Senior des Amicistenordens, in Leipzigs unvergeßlichem Rosenthal hors de combat zu machen. Er hat gleich mir die Musen verlassen, hat gesungen: ‚Will mir Minerva nicht, so mag Bellona raten‘¹, und hat den alten Hieber und sein ungeheures Stichblatt, worauf er sein Frühstück zu verzehren pflegte, mit dem Paradedegen eines herzoglich württembergischen Lieutenants vertauscht.“

„Der Tausch ist nicht übel, Herr von Pinassa, und mein Vaterland kann sich dazu Glück wünschen“, jagte der Sarazene, indem er sich vor dem neuen Lieutenant verbeugte. Wolltet Ihr einmal in unsern Dienst treten, so war diese Laufbahn die angenehmste. Der Zivilist hat zu dieser Zeit wenig Aussicht, wenn er nicht ein Amt für fünftausend Gulden oder für sein Gewissen und ehrlichen Namen beim Juden kaufen will. Doch diese dünnen Bretterwände haben Ohren — stille davon, es ist doch nicht zu ändern. Wie anders sind Eure Verhältnisse! Der Herzog ist ein tapferer Herr, dem ich einen Staat von zweimalhunderttausend Kriegern gönnen möchte; für uns — ist er zu groß. Der Krieg

¹ Bellona, die römische Kriegsgöttin und Gefährtin des Mars, steht hier im Gegensatz zu Minerva, die mehr als Göttin der geistigen Kraft, der Kunst und Wissenschaft betrachtet wird.

ist sein Vergnügen, ein Regiment im Waffenglanz seine Freude; leider fällt für uns andere selten eine müßige Stunde ab, und daher kommt es, daß diese Juden und Judenchristen das Zep-
ter führen. Er gilt für einen großen General, er hat mit Prinz Eugen schöne Waffenthaten verrichtet, und ein schlauker junger Mann, mit einer Narbe auf der Stirne, Mut in den Blicken, wie Ihr, Herr von Pinassa, ist ihm jederzeit in seinem Heere willkommen.“

„Was der Sarazene altflug sprechen kann über Juden und Christen!“ sprach der Kapitän. „Doch öffne dein Visier und zeige deine Farben, mein Kamerad soll nun auch wissen, mit wem er spricht; das ist der umsichtige, rechtskundige, fürtreffliche Herr juris utriusque Doctor Lanbek, leiblicher Sohn des berühmten Landschaftskonsulenten Lanbek, welchem er als Aktuaris substituiert ist; ein trefflicher Junge, parole d'honneur! wenn er sich nicht neuerer Zeit hin und wieder durch sonderbare Melancholie prostituierte, noch trefflicher, wenn ihm der Herr auch einen Sinn für das schöne Geschlecht eingepflanzt hätte.“

Lanbek nahm bei diesen Worten die Maske ab und zeigte dem neuen Bekannten ein errötendes Gesicht von hoher Schönheit. Unter dem Turban stahlen sich gelbe Locken hervor und umwallten kunstlos und ungepudert die Stirne. Eine kühn gebogene Nase und dunkle, tiefblau Augen gaben seinem Gesicht einen Ausdruck von unternehmender Kraft und einen tiefen Ernst, der mit den weichen Haaren und ihrer sanften Farbe in überraschendem Widerspruche war. Doch das Streuge dieser Züge und dieser Augen milderte ein angenehmer Zug um den Mund, als er antwortete: „Ich öffne mein Visier und zeige Euch ein Gesicht, das Euch recht herzlich bei uns willkommen heißt. Ich trinke auf Euer Wohl dieses Glas, dann aber werdet Ihr entschuldigen, wenn ich aufbreche.“

„Pro poena trinkst du zwei“, rief der Kapitän mit komischem Pathos, indem er einen ungeheuern Hausschlüssel aus der Tasche nahm und ihn als Zep-
ter gegen den Sarazenen lenkte; „hast du so wenig Ehrfurcht vor deinem Senior, daß du dich erschreckst, in Loco Gläser zu trinken, ohne daß sie dir ordentlich vom Präses

diktirt sind? O tempora, o mores! Wo ist Zucht und Sitte dieser Fuchse hin? Pinassa! Zu unserer Zeit war es doch anders!“

Die jungen Männer lachten über diese klägliche Reminiszenz des ehemaligen Amizistenjuniors; der Kapitän aber sahte Lanbef schärfer ins Auge und sagte: „Herr Bruder! nimm mir's nicht übel, aber in dir steckte schon lang etwas wie ein Fieber, und heute abend ist die Krisis; ich setze meine verlorene Flasche, davon geht nichts ab, aber ich wette zehn neue; sei ehrlich Gustav — du warst heute abend schon als Bauer hier, und dein Alter weiß nichts vom Sarazenen.“

Gustav erröthete, reichte dem Freunde die Hand und winkte ihm ein Ja zu.

„Alle Tausend!“ rief der Kapitän; „Junge, was treibst du? Wer hätte das hinter dem stillen Aktuarus gesucht? Auf dem Karneval das Kostüm zu ändern! Und so ängstlich, so geheimnisvoll, so abgebrochen; willst du etwa dem Juden zu Leibe gehen?“

Der Gefragte erröthete noch tiefer und nahm schnell die Maske vor; ehe er noch antworten konnte, sagte Keelzingen: „Herr Bruder, du bringst mich auf die rechte Fährte. Wo habt ihr beide, du und die Orientalin, die der Finanzdirektor führte, das Zeug zu euren Turbanen gekauft? Gustav, Gustav!“ setzte er, mit einem Finger drohend, hinzu, „du wohnst dem Juden gegenüber, ich wette, du weißt, wer die stolze Donna ist, die er führt.“

„Was weiß ich!“ murmelte Lanbef unter seiner Larve.

„Nicht von der Stelle, bis du es sagst“, rief der Kapitän; „und wenn du auf deinem Trotz beharrst, so schleiche ich mich an die Orientalin und flüstere ihr ins Ohr, der Sarazene habe mich in sein Geheimnis eingeweiht.“

„Das wirst du nicht thun, wenn ich dich ernstlich bitte, es zu unterlassen“, erwiderte der junge Mann, wie es schien, sehr ernst; „wenn ich übrigens Vermutungen trauen darf, so ist es Lea Oppenheimer, des Ministers Schwester. Und nun adieu! Wenn ihr mir im Saal begegnen solltet, kennt ihr mich nicht, und Keelzingen, wenn mein Vater fragt —“

„So weiß ich nichts von dir, versteht sich“, erwiderte dieser. Der Sarazene erhob sich und ging. Die Freunde aber sahen

einander an, und keiner schien zu wissen, ob er recht gehört habe oder wie er dies alles deuten sollte? „Hat denn der Jude eine Schwester?“ fragte Pinassa.

„Man sprach vor einiger Zeit davon, daß er eine Schwester zu sich genommen habe, doch hielt man sie für noch ganz jung, weil sie sich nirgends sehen läßt“, erwiderte Keelzingen nachdenklich; „und wie er errötete!“ setzte er hinzu. „Herr Bruder, du wirst sehen, da läßt auch einmal wieder der Satan einen vernünftigen Jungen einen dummen Streich machen!“

3.

Lanbel irrte, als er die Freunde verlassen hatte, in den Sälen umher; seine Blicke gleiteten unruhig über die Menge hin, sein Gesicht glühte unter der Larve, und mühsam mußte er oft nach Atem suchen, so drückend war die Luft in dem Saale und so schwer lag Erwartung, Sehnsucht und Angst auf seinem Herzen. Dichter und stürmischer drängte sich die Menge, als er in die Mitte des zweiten Saales kam; mit Mühe schob er sich noch eine Zeitlang durch, aber endlich riß ihn unwillkürlich der Strom fort, der sich nach einer Seite hindrängte, und ehe er sich dessen versah, stand er an einem Spieltische, wo Süß mit einigen seiner Finanzräte Karten spielte. Große Haufen Goldes lagen auf dem Tische, und die neugierige Menge beobachtete den berühmtesten Mann ihres Landes und teilte sich flüsternd und murrend Bemerkungen mit über die ungeheuern Summen, die er, ohne eine Miene zu verändern, hingab oder gewann.

Gustav hatte den Gewaltigen noch nie so in der Nähe beobachtet wie jetzt, da er, festgehalten durch die Menge, die wie eine Mauer um ihn stand, zum unwillkürlichen Beobachter wurde. Er gestand sich, daß das Gesicht dieses Mannes von Natur schön und edel geformt sei, daß sogar seine Stirne, sein Auge durch Gewohnheit zu herrschen etwas Imponierendes bekommen haben; aber feindliche, abstoßende Falten lagen zwischen den Augenbraunen da, wo sich die freie Stirne an die schön geformte Nase anschließen wollte, das Wärtchen auf der Oberlippe konnte einen

hämischen Zug um den Mund nicht verbergen, und wahrhaft grenzlich schien dem jungen Mann ein heißeres, gezwungenes Lachen, womit der jüdische Minister Gewinn oder Verlust begleitete.

Während die Herren, von der Menge unlagert, spielten und auf irgend etwas zu warten schienen, trat ein Mann in der Kleidung eines Bauern aus der Steinlach aus den Reihen der Neugierigen; ein alter Hut auf dem Kopf, eine grobe blaue Jacke, eine rote Weste mit großen Knöpfen von Zinn, Beinkleider von gelbem Leder und schwarze Strümpfe machten sein unscheinbares Kostüm aus; aber er trug eine sehr feine, gutgemalte Larve. Er stützte sich nach Art der Landleute mit der Hand auf den fünf Fuß hohen Knotenstock, legte sein Kinn auf die Hand und sprach in gut nachgeahmtem Dialekt des Steinlachthals:

„Viel Geld habt Ihr da liegen, Herr! und habt alles selbst verdient?“

Der Minister sah sich um und bemühte sich, über diese Maskenfreiheit zu lächeln. Vielleicht mochte ihm diese Gelegenheit erwünscht kommen, um sich ein populäres Ansehen zu geben, denn er antwortete sehr freundlich: „Guten Abend, Landsmann.“

„Guer Landsmann bin ich gerade nicht“, erwiderte der Bauer mit großer Ruhe; „so wie ich tragen sich gewöhnlich die Mäuse nicht.“ Ein unterdrücktes Lachen flog durch die Reihen der Zuschauer. Der Minister schien es aber nicht zu bemerken, denn er fuhr ganz leutselig fort:

„Du bist witzig, mein Freund.“

„Gott bewahr' mich, daß ich Guer Freund sei, Herr Süss“, entgegnete der Bauer. „Wär' ich Guer Freund, so ging ich wohl nicht in dem schlechtesten Rock und durchlöchernten Hut; Ihr macht ja Eure Freunde reich.“

„Nun, dann muß ganz Württemberg mein Freund sein, denn ich mache es reich“, sagte Süss und begleitete seine Rede mit heißerem, unangenehmem Lachen.

„Ihr seid ein allerwelts Goldmacher“, entgegnete der Bauer. „Wie schön diese Dukaten sind! Wieviel Schweißtropfen armer Leute gehen wohl auf ein solches Goldstück?“

„Du bist ein kapitaler Kerl!“ rief Süß, ganz ruhig weiter spielend.

Als der Bauer zu einer neuen Rede ansetzen wollte, zog eine neue Gestalt die Aufmerksamkeit auf sich. Es war ein Mann, dessen Kostüm beinahe ebenso war wie des Bauers, nur hatte er einen langen, spitzen Bart am Kinn und trug einen Treppenrock. Der Bauer sah ihn eine Zeitlang verwundert an, schüttelte ihm dann die Hand und rief: „Gi Hans! Wo kommst du her, und so schmuck und stattlich! Gar nicht mehr wie unsereiner!“

„Das macht“, erwiderte Hans, indem er aus einer silbernen Dose schnupfte, „ich bin bei einem fürnehmen Herrn in Dienst getreten.“

„Wer ist denn dein Herr?“ fragte der Bauer.

„Ein Schinder, aber ein fürnehmer. Meinst du, er schindet gemeines Vieh, Pferde, Hunde und dergleichen? Nein, ein Leuteschinder ist er, und noch überdies ein Kartenfabrikant.“

„Ein Kartenfabrikant?“ rief der Bauer.

„Zawohl, denn alle Karten im Lande muß man von ihm kaufen, er stempelt sie; er ist aber auch ein Gerber.“

„Wie das?“

„Nun, alle Gerber im Lande müssen die Häute gegerbt von ihm kaufen; er ist aber auch ein Prägestock.“

„Wie! Ein Prägestock?“

„Ja, er macht alles Geld, was im Lande ist.“

„Das ist erlogen“, sagte der Bauer, „du willst sagen, er macht alles zu Geld, was im Land ist; aber darum ist er noch kein Prägestock. Es gibt nur einen Prägestock in Württemberg, der dem Land seinen Namenszug aufgedrückt hat.“

Die Menge hatte bisher nur ihren Beifall gemurmelt, aber bei der letzten Anspielung auf die Münze brach sie in lautes Gelächter aus; die Stirne des Gewaltigen verfinsterte sich etwas, aber noch immer spielte er ruhig weiter.

„Aber warum hast du dir den Bart so spitzig wachsen lassen?“ fragte der Bauer weiter. „Das sieht ja ganz jüdisch aus.“

„Es ist halt so Mode“, erwiderte Hans, „seit die Juden Meister im Lande sind; bald will ich vollends ganz jüdisch werden.“

Als Hans diese letzten Worte sprach, rief eine vernehmliche Stimme aus dem dicksten Haufen: „Warte noch ein paar Wochen, Hans, dann kannst du gut katholisch werden!“

Wem je der schreckliche Anblick wurde, wie in einer volkreichen Straße, durch Unvorsichtigkeit oder Bedacht entzündet, eine Bombe Pulvers anspringt, dem bot sich kaum eine so seltsame Szene dar als die, welche diese wenigen geheimnisvollen Worte hervorbrachten. Der Minister, bleich wie eine Leiche, springt vom Sessel auf, er wirft die Karten mit wütendem Blick auf den Tisch: „Wer sagt dies? Greift ihn im Namen des Herzogs!“ ruft er und stürzt, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, auf die Menge; seine Genossen, nicht weniger bestürzt, aber besonnener, ergreifen seinen Arm und ziehen ihn zurück, suchen ihn zu beschwichtigen — sein dunkles Auge will sich durch die Menge bohren, um den Gegenstand seiner Wut zu fassen, die Masken murmeln unwillig und drängen sich; doch als der gefürchtete Mann seine Hand nach dem Bauer ausstreckt und ruft: „So sollst du mir für ihn haften“, da ist er plötzlich von einer drohenden Menge umringt; „Maskenfreiheit, Jude!“ hört man in dumpfen, gefährlichen Tönen, der Bauer und sein Gefelle sind in einem Augenblicke von ihm getrennt, verschwunden, und so schnell, als er vorhin umringt war, ist er wieder verlassen, denn die Menge zerfließt, von geheimer Furcht gejagt, nach allen Seiten.

Das Gedränge riß Gustav Laubek mit sich hinweg; seine Gedanken verwirrten sich, es war ihm noch nicht möglich, sich klar vorzustellen, was diesen seltsamen Auftritt verursacht haben könnte. So stand er einige Augenblicke in seinen Gedanken verloren, als er plötzlich seine Hand von einer andern ergriffen fühlte; er sah sich um, die Orientalin stand vor ihm.

4.

„Wo stammt die Kose her auf deinem Hut, Maske?“ fragte die Orientalin mit zitternder Stimme.

„Vom See Tiberias“, war die Antwort des Sarazenen.

„Schnell! Folgen Sie mir!“ rief die Dame und schlüpfte durchs Gedränge. Er folgte, mit Mühe sich durch die Massen schiebend, und nur ihr Turban zeigte ihm hin und wieder den Weg; sein Herz pochte lauter, sein Ohr trug noch die letzten Laute dieser süßen Stimme und sein Auge sah keinen andern Gegenstand mehr als sie. In einer dunkleren Ecke des zweiten Saales hielt sie an und wandte sich um.

„Gustav, ich beschwöre Sie, was ist mit meinem Bruder vorgefallen? Die Menschen flüstern allenthalben seinen Namen; ich weiß nicht, was sie sagen, aber ich denke es ist nichts Gutes; hat er Streit gehabt? Ach, ich weiß wohl, diese Menschen hassen unser Volk.“

Der junge Mann war in peinlicher Verlegenheit. Sollte er mit einemmal den arglosen Wahn dieses liebenswürdigen Geschöpfes zerstören? Sollte er ihr sagen, daß auf ihrem Bruder der Fluch der Württemberger ruhe, daß sie für alle Menschen beten und nur ihn aus dem Gebet ausschließen, daß es zur Sitte geworden sei, zu bitten: „Herr, erlöse uns von allem Ubel und von dem Juden Süß?“ — „Lea“, antwortete er sehr besangen, „Ihr Bruder wurde von einigen Masken im Spiel gestört und hatte einen Wortwechsel, der vielleicht gerade an diesem Ort auffiel, ängstigen Sie sich nicht.“

„Was bin ich doch für ein thörichtes Mädchen!“ sagte sie, „ich habe so schwere Träume, und dann bin ich den Tag über so traurig und niedergeschlagen. Und so reizbar bin ich, daß mich alles erschreckt, daß ich immer gleich an meinen Bruder denke und glaube, es könnte ihm Unglück zugestoßen sein.“

„Lea“, flüsterte der junge Mann, um diese Gedanken zu zerstreuen, „erinnerst du dich, was du versprachst, wenn wir uns auf dem Karneval träfen? Wolltest du mir nicht einmal eine einsame Stunde schenken, wo wir recht viel plaudern könnten?“

„Ich will“, sagte sie nach einigem Zögern; „Sara, meine Amme, steht am Ausgang und wird mich begleiten. Doch wo?“

„Dafür ist gesorgt“, erwiderte er; „folge mir, verliere mich nicht aus dem Auge; am Eingang rechts.“

Der erfinderiſche Sinn des jüdiſchen Miniſters hatte, als er das Karneval in Stuttgart arrangierte und dieſe Säle ſchnell aus Holz aufriichten ließ, dafür geſorgt, daß wie in großen Häuſern und Schlöſſern an dieſe Säle auch kleinere Zimmer ſtoßen möchten, wo kleine Zirkel ein Abendgeſſen verzehren konnten, ohne gerade im allgemeinen Speiſeſaal ihr Inſognito abzulegen. Der Aktuariuſ hatte durch eine dritte Hand und hinlängliche Bezahlung ſich den Schlüssel zu einem dieſer Zimmer zu verſchaffen gewußt, eine kleine Kollation ſtand dort bereit, und Lea freute ſich über dieſe Artigkeit des jungen Chriſten, der ſein möglichſtes gethan hatte, den Sinn einer in der Küche erfahrenen Dame zu befriedigen, obgleich das Zimmerchen, das nur einen Tiſch und wenige Stühle von leichtem Holz enthielt, wenig Bequemlichkeit bot.

„Wie bin ich froh, endlich die läſtige Larve ablegen zu können“, ſagte ſie, als ſie mit ihrer Amme eintrat; ſie ſah ſich nach einem Spiegel um, und als ſie nur leere Bretterwände erblickte, ſetzte ſie lächelnd hinzu: „Sie müſſen mir ſchon ſtatt eines Spiegels dienen, Guſtav, und ſagen, ob dieſe drängende Menge mir den Haarpuß nicht verdorben hat?“

Entzückt und mit leuchtenden Blicken betrachtete der junge Mann das ſchöne Mädchen. Man konnte ihr Geſicht die Vollendung orientaliſcher Züge nennen. Dieſes Ebenmaß in den fein geſchnitteneu Zügen, dieſe wundervollen dunkeln Augen, beſchattet von langen ſeideneu Wimpern, dieſe kühn gewölbten, glänzendſchwarzen Brauen und die dunkeln Locken, die in ſo angenehmem Kontrakt um die weiße Stirne und den ſchönen Hals fielen und den Vereinigungspunkt dieſer lieblichen Züge, zarte rote Lippen und die zierlichſten weißen Zähne, noch mehr hervorhoben: der Turban, der ſich durch ihre Locken ſchlang, die reichen Perlen, die den Hals umſpielten, das reizende und doch ſo züchtige Koſtüm einer türkiſchen Dame — ſie wirkten, verbunden mit dieſen Zügen, eine ſolche Täuſchung, daß der junge Mann eine jener herrlichen Erſcheinungen zu ſehen glaubte, wie ſie Taſſo beſchreibt, wie ſie die ergriffene Phantaſie der Reiſenden bei ihrer Heimkehr malte.

„Wahrlich“, rief er, „du gleichst der Zauberin Armida¹, und so denke ich mir die Töchter deines Stammes, als ihr noch Kanaan bewohntet. So war Rebekka und die Tochter Jephthas.“

„Wie oft schon habe ich dies gesagt“, bemerkte Sara, „wenn ich mein Kind, meine Lea in ihrer Pracht anblickte; die Pöschchen² und Reifröcke, die hohen Abjakhuhe und alle Modewaren stehen ihr bei weitem nicht wie diese Tracht.“

„Du hast recht, gute Sara“, erwiderte der junge Mann; „doch setze dich hier an den Tisch; du hast zu lange unter Christen gelebt, um vor diesem Punsch und diesem Backwerke zurückzusehnen; unterhalte dich gut mit diesen Dingen.“

Sara, welche den Sinn und die Weise des Nachbarn kannte, sträubte sich nicht lange und erbarmte sich über die Kunstprodukte der Zuckerbäcker; der junge Mann aber setzte sich einige Schritte von ihr neben die schöne Lea. „Und nun aufrichtig, Mädchen“, sagte er, „du hast Kummer, du hast gestern kaum das Weinen unterdrückt, und auch heute wieder ist eine Wolke auf deiner Stirne, die ich so gern zerstreuen möchte. Oder glaubst du etwa nicht, ungläubiges Kind, daß ich dein Freund bin und gerne alles thun möchte, um dich aufzuheitern?“

„Ich weiß es ja, o, ich sehe es ja immer, und auch heute wieder“, sagte sie, mühsam ihre Thränen bekämpfend, „und es macht mich ja so glücklich. Als Sie mich das erstemal an unserem Gartenzaun grüßten, als sie nachher, es war anfangs Oktobers, mit mir über den Zaun hinüber sprachen, und nachher und immer so freundlich und traulich waren, gar nicht wie andere Christen gegen uns, da wußte ich ja wohl, daß Sie es gut mit mir meinen, und — es ist ja mein einziges, mein stilles Glück!“ Sie sagte es und einzelne Thränen stahlen sich aus den schönen Augen, indem sie sich bemühte, ihn freundlich und lächelnd anzusehen.

„Aber dennoch —?“ fragte Gustav.

¹ Armida, in Tassos „Befreitem Jerusalem“ eine durch ihrer verführerische Schönheit hervorragende und besonders den jungen Kreuzritter Rinaldo durch ihre Liebe bestrickende Zauberin.

² Pöschchen waren steife, runde Taschen, die früher von den Damen statt des Reifröckes um die Hüften gebunden wurden.

„Aber dennoch bin ich nicht glücklich, nicht ganz glücklich. In Frankfurt hatte ich meine Gespielinnen, hatte meine eigene Welt, wollte nichts von der übrigen. Ich dachte nicht nach über unsere Verhältnisse, es kränkte mich nicht, daß uns die Christen nicht achteten, ich saß in meinem Stübchen unter Fremden und wollte nichts von allem, was draußen war. Mein Bruder ließ mich zu sich nach Stuttgart bringen. Man sagte mir, er sei ein großer Herr geworden, er regiere ein Land, in seinem Hause sei es herrlich und voll Freude und die Christen leben mit ihm wie wir unter uns; ich gestehe, es freute mich, wenn meine Freundinnen meine Zukunft so glänzend ausmalten; welches Mädchen hätte sich an meiner Stelle nicht gefreut?“

Thränen unterbrachen sie aufs neue, und der junge Mann, voll Mitleid mit ihrem Kummer, fühlte, daß es besser sei, ihre Thränen einige Augenblicke strömen zu lassen. Es gibt ein Gefühl in der menschlichen Brust, das wehmütiger macht als jeder andere Kummer, ich möchte es Mitleiden mit uns selbst heißen, es übermannt uns, wenn wir am Grabe zerstörter Hoffnungen in die Tage zurückgehen, wo diese Hoffnungen noch blühten, wenn wir die fröhlichen Gedanken zurückrufen, mit welchen wir einer heiteren Zukunft entgegengingen; wahrlich, dieser bittere Kontrast hat wohl schon stärkere Herzen in Wehmut aufgelöst als das Herz der schönen Jüdin.

„Ich habe alles anders gefunden“, fuhr Lea nach einer Weile fort; „in meines Bruders Hause bin ich einsamer als in meiner Kindheit. Ich darf nicht kommen, wenn er Välle und große Tafeln gibt. Die Musik tönt in mein einsames Zimmer, man schickt mir Kuchen und süße Weine wie einem Kinde, das noch nicht alt genug ist, um in Gesellschaft zu gehen. Und wenn ich meinen Bruder bitte, mich doch auch einmal, nur in seinem Hause wenigstens, teilnehmen zu lassen, so schlägt er es entweder ganz kalt ab, oder wenn er gerade in sonderbarer Laune war, erschreckte er mich durch seine Antwort.“

„Was antwortete er denn?“ fragte der Jüngling gespannt.

„Er sieht mich dann lange und seufzend an, seine Augen werden trüber, seine Züge düster und melancholisch, und er ant-

wortet, ich dürfe nicht auch verloren gehen; ich solle unablässig zu dem Gott unserer Väter beten, daß er mich fromm und rein erhalte, auf daß meine Seele ein reines Opfer werde für seine Seele.“

„Thörichter Aberglaube!“ rief der junge Mann unmutig. „Darum also sollst du, armes Kind, allen Freunden des Lebens entjagen, damit er —“

„Hat er sich denn so arg veründigt?“ fragte Lea, als ihr Freund, wie bei einer unbewussten Rede, schnell abbrach. „Was soll ich denn büßen? Solche hingeworfene Worte machen mich so unglücklich; es ist mir, als schwebte irgendein Unglück über meinem Bruder, als sei nicht alles recht, was er thut. Niemand steht mir darüber Rede, auch Saras Worte kann ich nicht deuten, denn wenn ich sie darüber befrage, weicht sie aus oder nennt ihn geheimnisvoll den Rächer unsers Volkes.“

„Sie ist nicht klug“, erwiderte der junge Mann besangen; „dein Bruder hat, wie es überall geht, eine mächtige Gegenpartei; manche seiner Finanzoperationen werden getadelt; aber wegen seiner darfst du ruhig schlafen“, setzte er bitter lachend hinzu, „der Herzog hat ihm heute einen Freibrief geschenkt, der ihn vor jeder Gefahr und Verantwortung sichert.“

„O, wie danke ich dies dem guten Herzog!“ sagte sie aufheitert, indem sie die dunkeln Locken aus der weißen Stirne strich. „So hat er also gar niemand zu fürchten? Die Christen können ihn nicht verfolgen? — Sie antworten nicht? Gestehen Sie nur, Gustav, Sie sind meinem armen Bruder gram?“

„Deinem armen Bruder? — Wenn er arm wäre, könnte ich ihn vielleicht um seines Verstandes willen ehren! Aber was geht uns dein Bruder an?“ fuhr Lanbek düster lächelnd fort. „Ach liebe dich, und hättest du alle bösen Engel zu Brüdern; aber eines versprich mir, Lea; die Hand darauf.“

Sie sah ihn erwartungsvoll und zärtlich an, indem sie ihre Hand in die seinige legte.

„Bitte deinen Bruder niemals wieder“, fuhr er fort, „dich zu seinen Zirkeln zuzulassen. Mag er nun Gründe haben, welche er will, es ist gut, wenn du nicht dort bist; so viel kann ich dich

versichern“, setzte er mit blihenden Augen hinzu, „wenn ich wüßte, daß du ein einziges Mal dort gewesen, kein Wort mehr würde ich mit dir sprechen!“

Befangen und mit Thränen im Auge wollte sie eben um Aufschluß über dieses neue Räthsel bitten, als ein lauter Zank im Nebenzimmer die Liebenden aufstörte. Mehrere Männer schienen mit der Polizei sich zu streiten, man hatte die Thüre des Kabinetts gesprengt, und über diesen Eingriff in die Rechte des Karnevals wurde schnell und mit Heftigkeit gestritten.

„Mein Gott! Das ist meines Vaters Stimme“, rief der junge Lanbek, „schleiche dich mit Sara in den Saal, Mädchen; nehmet den Schlüssel dieser Thüre zu euch, vielleicht können wir später uns wiedersehen.“ Er drückte der überraschten Lea schnell einen Kuß auf die Stirne, nahm seine Maske vor, und noch ehe sie sich über diesen schnellen Wechsel besinnen konnte, war der Aktuarus schon aus der Thüre gestürzt. Im Korridor, den er jetzt betrat, stand schon eine dichte Menschenmasse um die geöffnete Thüre des Nebenzimmers versammelt. Deutlicher vernahm er die gewichtige, tiefe Stimme seines Vaters; er stieß und drängte sich wie ein Wütender durch und kam endlich in das Gemach. Fünf alte Herren, die ihm als ehrenwerte Männer und Freunde seines Vaters wohl bekannt waren, standen um den alten Landschaftskonjulenten Lanbek; die einen zankten, die andern suchten zu beruhigen. Es war damals eine gefährliche Sache, mit der Polizei in Streit zu geraten; sie stand unter dem besondern Schutz des jüdischen Ministers, und man erzählte sich mehrere Beispiele, daß biedere, ruhige Bürger und Beamte, vielleicht nur, weil sie einem Diener dieser geheimen Polizei widersprochen oder Gewaltthätigkeit verhindert hatten, mehrere Wochen lang ins Gefängnis geworfen und nachher mit der kahlen Entschuldigung, es sei aus Versehen geschehen, entlassen worden waren. Doch der alte Lanbek schien keine Furcht vor diesen Menschen zu kennen, er bestand darauf, daß die Hächer das Zimmer sogleich verlassen müßten, und es wäre vielleicht noch zu schlimmern Händeln als einem Wortwechsel gekommen, wenn nicht in diesem Augenblick ein ganz anderer Gegenstand die Aufmerksamkeit des Anführers der Hächer

auf sich gezogen hätte. Der junge Lanke hatte sich beinahe bis an die Seite seines Vaters vorgedrängt, bereit, wenn es zu Thätlichkeiten kommen sollte, den alten Herrn kräftig zu unterstützen. Er hatte eben seine Maske fester gebunden, damit sie ihm im Handgemenge nicht verloren gehen möchte, als ihn der Polizeidiener erblickte und mit lauter Stimme, indem er auf ihn deutete, rief: „Im Namen des Herzogs, diesen greift, den Türken dort, der ist der rechte.“

Die Überraschung und sechs Arme, die sich plötzlich um ihn schlangen, machten ihn wehrlos. So nahe seinem Vater, der ihn hätte retten können, wagte er doch nicht, sich auch nur durch einen Laut zu erkennen zu geben, weil er den Zorn seines Vaters noch mehr fürchtete als die Gewalt des Juden.

Die alten Herrn waren stumm vor Staunen über diesen Vorfall, der Anführer der Häfcher wurde, als er seinen Zweck erreicht hatte, artiger und entschuldigter sich, worauf jene kalt und abgemessen dankten. Willenlos ließ sich der junge Mann dahinführen. Die Menge, die sich vor der Thüre versammelt hatte, theilte sich, aber manche schauten ihm neugierig in die Augen, um zu erraten, wer es sein möchte, den man hier mitten aus der öffentlichen Luft herausriß. Gustav hörte, als er weiter hingeführt wurde, einen schwachen Schrei; er sah sich um, und beim schwachen Schein der Lampen glaubte er den Turban der schönen Orientalin gesehen zu haben. Schmerzlich bewegt ging er weiter, und erst als die kalte Winternacht schneidend auf ihn zuwehte, erwachte er aus seiner Betäubung und überjah nicht ohne Besorgnis die Folgen, die seine Gefangennehmung haben könnte.

5.

Die Polizeidiener hatten den Sarazenen, wahrscheinlich aus Rücksicht auf seine feine und reiche Kleidung, in das Offizierszimmer der Hauptwache gebracht. Der wachhabende Offizier wies ihm mit einer mürrischen Verbeugung eine Bank, die in der fernsten Ecke des Zimmers stand, zu seiner Schlafstätte an, und ermüdet von dem langen Umherirren auf dem Ball, fand der junge Mann dieses Lager nicht zu hart, um nicht bald einzuschlafen

Trommeln weckten ihn am nächsten Morgen; schlaftrunken sah er sich in dem öden Gemach um, blickte bald auf sein hartes Lager, bald auf seine Kleidung, und nach einer geraumen Weile erst konnte er sich besinnen, wo er sei und wie er hieher gekommen. Er trat ans Fenster, noch war alles still auf dem Plage vor der Hauptwache, und nur die Kompanie, die gerade vor seinem Fenster zur Ablösung aufzog, unterbrach die Stille des trüben Februardmorgens. Indem die Trommeln auf der Straße schwielen, hörte er von der Stiftskirche acht Uhr schlagen, und der Ton dieser Glocke rief ihn alles Unangenehme und Besorgliche seiner Lage zurück. „Bald wird er nach dir fragen“, dachte er, „und wie unangenehm wird es ihn überraschen, wenn er hört, ich sei in dieser Nacht nicht zu Hause gekommen!“ — Im Hause des alten Landschaftskonsulenten Laubek ging alles einen so geordneten Gang, daß dieses Ereignis allerdings sehr störend erscheinen mußte. Zu dieser Stunde pflegte der alte Herr seit vielen Jahren sein Frühstück zu nehmen; mit dem ersten Glockenschlag erschien dann, zugleich mit dem Diener, der den Kaffee auftrug, sein Sohn; man besprach sich über Tagesneuigkeiten, über den Gang der Geschäfte, und zu jener Zeit ließ es der allgewaltige Minister nicht an Stoff zu solchen Gesprächen fehlen. Das Gespräch war regelmäßig mit dem Frühstück zu Ende; der Aktuarins küßte dem Alten die Hand und ging dann einen Tag wie den andern ein Viertel vor neun Uhr nach seiner Kanzlei. Diese langjährige Sitte des Hauses rief sich Gustav in diesen Augenblicken zurück. „Jetzt wird Johann die Tassen bringen“, sagte er zu sich, „jetzt wird er erwartungsvoll nach der Thüre sehen, weil ich noch nicht eingetreten bin, jetzt wird er mich rufen lassen; — daß ich doch dem guten, alten Herrn solchen Ärger bereiten mußte!“ Er warf unwillig seinen Turban weg, stützte die Stirne in die Hand und beschloß, den Offizier, sobald er wieder erscheinen würde, um die Ursache seiner Verhaftung zu fragen.

Die Trommeln ertönten wieder, die Abgelösten zogen weiter, er hörte die Gewehre zusammenstellen, und bald darauf trat ein Offizier in das halbdunkle Gemach. Er warf einen flüchtigen Blick nach seinem Gefangenen in der Ecke, legte Hut und Degen

auf den Tisch und setzte sich nieder. Lanbek, der jenen nicht zuerst anreden mochte, bewegte sich, um anzudeuten, daß er nicht mehr schlafe. „Bon jour, mein Herr!“ sagte der Offizier, als er ihn sah. „Wollen Sie vielleicht mein Dejeuner mit mir teilen?“

Die Stimme schien Gustav bekannt; er stand auf, trat höflich grüßend näher, und mit einem Ausruf des Staunens standen sich die beiden jungen Männer gegenüber. „Parole d'honneur, Herr Bruder!“ rief der Kapitän von Keelzingen, „dich hätte ich hier nicht gesucht! Wie kommst du in Arrest? Weiß Gott, Blankenberg hatte nicht unrecht, als er prätendierte, du werdest irgend etwas contra rationem riskieren.“

„Ich möchte dich fragen, Kapitän“, entgegnete der junge Mann, „warum ich hier sitze? Mir hat kein Mensch den Grund angegeben, warum man mich gefangen nehme; du hast die Wache, Keelzingen; bitte dich, du mußt doch wissen —“

„Dieu me garde! ich?“ rief der Kapitän lachend. „Meinst du, er habe mich mit seiner besondern Aftimation beehrt und in seine Konfidence gezogen? Nein, Herr Bruder! Als ich ablöste, sagte mir der Lieutenant von gestern: ‚Oben sitzt einer, den sie vom Karneval auf ausdrücklichen Befehl hergebracht haben.‘ Er pflegt es gewöhnlich so zu machen.“

„Wer pflegt es so zu machen?“ fragte Lanbek erblaffend.

„Wer?“ erwiderte jener leise flüsternd. „Dein Schwager in spe, der Jude.“

„Wie?“ fuhr jener errötend fort. „Du glaubst er selbst? Ich hoffte bisher, es sei vielleicht eine Verwechslung vorgefallen; du hast wohl von dem Auftritte gehört, der, bald nachdem ich euch verlassen hatte, mit dem Juden vorfiel, man rief etwas von katholisch werden, und da fuhr der Finanzdirektor auf —“

„Was sagst du?“ unterbrach ihn der Kapitän mit ernster Miene, indem er näher zu dem Freund trat und seine Hand faßte. „Das war es also? Uns hat man es anders erzählt; wie ging es zu? Was hat man gerufen?“

Den Aktuarium befremdete der Ernst, den er auf den Zügen des sonst so fröhlichen und sorglosen Freundes las, nicht wenig; er erzählte den Vorfall, wie er ihn mit angesehen hatte, und sah,

wie sich die Neugierde des Freundes mehr und mehr steigerte, wie seine Blicke feuriger wurden; als er aber beschrieb, wie Süß nach jenem geheimnißvollen Ausruf wütend geworden und aufgesprungen sei, da fühlte er die Hand des Kapitäns auf sonderbare Weise in der seinigen zucken. „Was bewegt dich so sehr?“ fragte Gustav befremdet. „Wie nimmst du nur an solchen Karnevalscherzen, die am Ende auf irgend eine Thorheit hinauslaufen, solchen Anteil? Wenn ich nicht wüßte, daß du evangelisch bist, ich glaubte, mein Bericht habe dich beleidigt.“

„Herr Bruder!“ erwiderte der Kapitän, indem er seinen Ernst hinter einem gleichgültigen Lächeln zu verbergen suchte. „Du kennst mich ja, mich interessiert alles auf der Welt, und ich bin erstaunlich neugierig; überdies ist manches ernster, als man glaubt, und im Scherz liegt oft Bedeutung.“

„Wie verstehst du das?“ jagte der Aktuarius verwundert. „Was macht dich so nachdenklich? Hast du wieder Schulden? Kann ich dir vielleicht mit etwas dienen?“

„Bruderherz“, entgegnete der Soldat, „du mußt in den letzten Wochen gewaltig verliebt gewesen sein, sonst wäre deinem klaren Blick manches nicht entgangen, was selbst an meinem leichten Sinn nicht vorüberzuschlüpfte. Sag' einmal, was spricht der Papa von diesen Zeiten? Sprichst du den Obrist von Röder nie bei ihm? Waren nicht am Freitag abend die Prälaten in eurem Hause?“

„Du sprichst in Rätseln, Kapitän!“ antwortete der junge Mann staunend. „Was soll mein Vater mit einem Obrist von der Leibschwadron und mit Prälaten?“

„Freund, mach' es kurz!“ jagte Keelzingen. „Halte mich in solchen Dingen nicht für leichtsinnig; ich will mich nicht in euer Vertrauen eindringen, aber ich kann dir sagen, daß ich dennoch schon ziemlich viel weiß, und — parole d'honneur!“ setzte er hinzu, „ich denke darüber, wie es einem Edelmann und meinem Portepée geziemt.“

„Was geht mich dein alter Adelsbrief und dein neues Portepée an?“ erwiderte unmutig der Aktuar. „Und wie könnst du dazu, dich mit diesen Dingen gegen mich breit zu machen? Ich sage dir, daß ich von allem, was du da so geheimnißvoll schwachst,

keine Silbe verstehe, und kann dir mein Wort darauf geben, und damit genug, Herr von Keelzingen!“

„O mon Dieu!“ rief jener lächelnd. „Herr Bruder, wir sind nicht mehr in Leipzig, dies Zimmer ist nicht der göttliche Ratsekeller, sondern eine Wachstube; wir sind keine Musen mehr, sondern du bist herzoglicher Aktuar und ich — Soldat, aber Freunde sind wir noch in Not und Tod, und darum sei vernünftig und brause nicht mehr auf wie vorhin. Ich glaube dir ja aufs Wort, daß du nichts weißt, aber gut wäre es von deinem Vater gewesen, wenn er dich präbeniert hätte, deine Amour mit der Jüdin ist überdies jetzt ganz und gar nicht an der Zeit, wir alle bitten dich, laß deine Scharmante, mit der du doch niemals eine vernünftige und ehrenvolle Liaison treffen kannst —“

„Was wißt ihr denn von diesem Verhältnis?“ unterbrach ihn der junge Mann düster und erbittert. „Ich dächte, ehe ich euch hierüber um Rat gefragt, könntet ihr billigerweise mit eurer Mahnung warten.“

Der feurige junge Soldat, um seinem Freunde zu nützen, wollte eben in derselben Sprache etwas erwidern, als man an der Thüre pochte. Der Kapitän schloß auf, und einer seiner Sergeanten winkte ihm, herauszutreten. Gustav hörte sie einige Worte wechseln und sah den Freund bald darauf mit verstörter Miene wieder zurückkehren: „Du bekömmst einen sonderbaren Besuch“, flüsterte er ihm zu, „er wird gleich selbst eintreten, und ich darf nicht zugegen sein.“

„Wer doch? Mein Vater?“ fragte Gustav bestürzt.

„Er kömmt“, sagte der Kapitän, indem er eilends Hut und Degen vom Tische nahm, „der Jud Süß!“

6.

Vor der Thüre des Offizierszimmers hatten seine Diener dem Minister den spanischen Mantel abgenommen, und er trat jetzt ein, stattlich geschmückt und vornehm gekleidet, wie es einem Günstling des Glücks und eines Herzogs in damaliger Zeit zukam. Er trug einen roten Rock mit goldenen Trotteln und Quasten

besezt, die goldgestickten Aufschläge seines Rocks gingen bis zum Ellbogen zurück und die Weste von Goldbrokat reichte herab bis an das Knie. Ein kurzer breiter Degen mit reichbeseztem Griff hing an seiner Seite, ein mächtiger Stoc unterstüßte seine Hand, und auf den reichen hellbraunen Locken, die bis tief in den Nacken herabfielen, saß ein Hütchen von seinem schwarzen Wachstuch, mit Gold und weißen Federn verbrämt. Die Züge dieses merkwürdigen Mannes waren, in der Nähe betrachtet, zwar etwas zu kühn geschnitten, um schön und anmutig zu heißen, aber sie waren edler als sein Gewerbe und ungewöhnlich; sein dunkelbraunes Auge, das frei und stolz um sich blickte, konnte sogar für schön gelten; die ganze Erscheinung imponierte, und sie hätte sogar etwas Würdiges und Erhabenes gehabt, wäre es nicht ein hämißcher, feindlicher Zug um die stolz aufgeworfenen Lippen gewesen, was diesen Eindruck störte und manchen, der ihm begegnete, mit unheimlichem Grauen füllte.

Der Kapitän stand fest und ausgerichtet an der Thüre, den Hut in der einen, den Degengriff in der andern Hand, als der Minister Süß eintrat. Dieser nahm sein Hütchen ab, musterte, auf seinen Stoc gestützt, den Soldaten mit scharfem Blick und sagte dann kurz und mit leiser Stimme: „Wie ist der Name?“

„Hans von Keelzingen, Kapitän im zweiten Grenadierbataillon, dritte Kompanie.“

„Man hat studiert?“ fuhr der Jude etwas artiger fort.

„Die Jurisprudenz in Leipzig“, antwortete der Kapitän mit militärischer Kürze.

„Wie lange dient der Herr Kapitän?“

„Ein Jahr und zwei Monate; zuerst bei —“

„Schon gut“, unterbrach ihn der Minister mit einer gnädigen Bewegung der Hand; „können abtreten.“

Der Kapitän Keelzingen verbarg seinen Verdruß über das stolze Wesen des Emporkömmlings unter einer tiefen Verbeugung und trat ab. Dem Aktuarins aber, obgleich er keine Menschenfurcht kannte, pochte das Herz, als er nun mit dem Manne allein war, vor dem ein ganzes Land mit abergläubischer Furcht zitterte. Er errötete unwillkürlich, als jener ihn lange und prüfend an-

sah und ihm Gelegenheit gab, auch seine Züge zu mustern und hin und wieder etwas zu finden, das ihn an die schöne Lea erinnerte. Der Minister setzte sich endlich in den Armstuhl, den die Offiziere der Garnison zur Bequemlichkeit dieses Zimmers gestiftet hatten, und winkte dem Sarazenen herablassend, sich auf einer Bank, die unfern stand, niederzulassen.

„Junger Mann“, sprach er, „wenn Euch Eure eigene Ruhe und Wohlfahrt lieb ist, so antwortet mir auf das, was ich Euch fragen werde, offen und ehrlich; denn Ihr könnt leichtlich denken, daß es mir nicht schwer werden kann, Euch jeder Lüge, die Ihr waget, zu überweisen.“

„Ich bin herzoglich württembergischer Aktuar“, erwiderte der junge Mann, „und der Eid, den ich als Christ und Bürger —“

„Laissez cela“, fiel ihm der Jude ins Wort, „Ihr wäret nicht der erste, der seinen Eid gebrochen. Wer waren gestern, frag’ ich, die beiden Masken, die sich an meinem Tisch zur Belustigung des Publikums unterhielten? Ihr wißt es, Ihr standet zunächst bei mir.“

„Das ist mir nicht bekannt, Ew. Excellenz“, jagte Gustav mit fester Stimme.

„Nicht bekannt?“ rief der Minister. „Bedenket wohl, was Ihr gesagt, ich stehe hier als Euer Richter; habt Ihr keinen an der Stimme gekannt?“

„Keinen.“

„Keinen?“ fuhr jener heftiger fort. „Und Euren Vater solltet Ihr nicht an der Stimme kennen?“

„Meinen Vater!“ rief der junge Mann erblaffend; doch besonnen setzte er nach einer Weile hinzu: „Ihr irrt Euch, Herr Finanzdirektor, oder vielmehr Ihr seid schlecht berichtet; mein Vater ist ein ruhiger, gesetzter Mann, und sein Charakter, sein Amt, seine Jahre verbieten ihm, das Publikum auf einem Maskenball zu amüßieren.“

„Sie sollten es ihm verbieten“, erwiderte jener mit blizenden Augen, „und ich werde Mittel finden, es ihm zu verbieten. Ich weiß recht wohl, daß ich diesen Herren von der Landschaft ein Dorn im Auge bin, und zwar aus dem einzigen Grund, weil

die Herren nicht rechnen können; verständen sie das Einmaleins so gut wie ich, sie würden sehen, was dem Lande frommt. Noch ist aber nicht aller Tage Abend, und ich will diesen Rebellen zeigen, wer sie sind und wer ich bin!"

„Herr Finanzdirektor!“ rief der junge Mann mit der Röthe des Unmuthes auf den Wangen.

„Herr Aktuarins?“ erwiderte Süss mit spöttischem Lächeln.

„Mein Vater ist ein Ehrenmann“, fuhr Gustav fort, ohne sich von der stolzen Miene des Gewaltigen einschüchtern zu lassen; „Sie sprechen von Rebellen? Wie können Sie sagen, daß mein Vater dem Herzog nicht immer treu gedient hat? Wie können Sie wagen, ihn einen Rebellen zu schimpfen?“

„Wagen?“ lachte Süss. „Hier ist von keiner Wagnis die Rede, Herr Aktuarins, aber Rebell ist jeder, der nur dem Land und nicht dem Herzog dient; er ist des Herzogs Diener, aber er dient ihm schlecht; doch das soll nicht lange mehr so bleiben. Das mögt Ihr übrigens dem Herrn Landtschaftskonsulenten, Eurem Vater, sagen, daß ich recht wohl weiß, was die beiden Masken wollten, und daß sie es mit dem dritten abgekartet hatten; ich konnte ihn gestern nacht so gut wie Euch verhaften lassen, und wenn ich es nicht that, so verdankt er diese Schonung nur Euch.“

„Mir?“ antwortete der junge Mann staunend. „Mir? Und ist dies etwa auch Schonung, daß ich, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, diese Nacht in diesem Zimmer zubringen durfte?“

„Nein!“ fuhr jener gütig lächelnd fort. „Dies war nur zur Abkühlung auf Euer Rendezvous veranstaltet.“ Er weidete sich einige Augenblicke an der Verlegenheit des Jünglings und fuhr dann fort: „Das gute Kind, wie hat sie mich gelehrt und auf den Knien gebeten, Euch zu retten! Sie glaubte nicht anders, als Ihr seiet wegen irgend eines Kapitalverbrechens gefangen. Wie? Und habt Ihr mir gar nichts zu sagen, Herr Lanke?“

„Ihr kanntet mich nicht“, erwiderte Gustav, „und es ist mir nun wohl begreiflich, warum Ihr so hart mit mir verfuhr; aber Leas Charakter hätte Euch wohl dafür bürgen können, daß nichts Strafbares in diesem Verhältnis liege.“

„Wirklich? Mort de ma vie!“ rief der Minister: „nichts

Etraßbares! Meinen Sie, wenn ich etwas Straßbares in diesem Verhältnis ahnete, Sie hätten es mit einer Nacht auf der Wache abgebußt? Bei den Gebeinen meiner Väter! Wenn ich — auf Neuffen oder Aſperg¹ gibt es Keller und Kafematten, wo kein Mond und keine Sonne scheint, da hätte ich den Herrn Sarazenen ſitzen laſſen, biß er ſein Schwabenalter² erreicht hätte. Oder meint Ihr etwa in Eurem chriſtlichen Hochmut, einem Iſraeliten gelte die Ehre ſeiner Familie nicht ebenſo hoch als einem Nazarener?“

Der junge Mann erſchrak vor dieſer Drohung, denn er bedachte, daß es dem Allgewaltigen ein Leichtes geweſen wäre, ihn ſpurlos von der Erde verſchwinden zu laſſen; aber ſein mutiger Sinn lehnte ſich auf gegen den Übermut dieſes Mannes, der ſeine Privatſache zu einer öffentlichen machte und zur Wahrung ſeines Hausrechtes mit den Feſtungen des Landes drohte: „Exzellenz“, ſagte er mit Blicken, vor welchen der Miniſter die Augen niederſchlug, „wie Sie über Ihre eigene Ehre denken, weiß ich nicht, doch ſcheint es mir nicht ſehr ehrenvoll zu ſein, ſolche Drohungen auszuſtoßen. Mein Vater iſt zwar nur ein geringer Mann in Vergleich mit einem ſo gewaltigen und hohen Herrn, aber der Landſchaftskonſulent Lanbek weiß, wo man in Deutſchland Gerechtigkeit findet. Wien iſt nicht ſo fern von Stuttgart, und Euer Gnadenbrief von geſtern hat der Kaiſer nicht unterzeichnet; was aber die Ehre Eurer Schweſter betrifft, ſo kann ich Euch verſichern, daß ſie mir nicht minder teuer iſt als meine eigene.“

„Ihr habt hübjche Anlagen zu einem Landſchaftskonſulenten“, ſagte der Jude ruhig lächelnd; „übrigens im Vertrauen geſagt, auf den Kaiſer müßt Ihr nicht zu ſehr pochen; wegen eines württembergiſchen Schreibers fängt man in Wien mit uns keine Händel an. Aber Ihr gefällt mir, mein Schatz; ich habe Eure Arbeiten loben hören, und Köpfe wie der Eure kann man zu etwas Beſſerem brauchen als Akten zu heften und Faſzikel zu binden; Ihr ſeid Expeditionsrat mit ſechshundert Gulden Beſoldung, und es freut mich, daß ich der erſte bin, der Euch hiezu gratuliert.“

¹ Die bekannten württembergiſchen Staatsgefängniſſe.

² Schwabenalter nennt der Volksmund das 40. Lebensjahr, in dem die Schwaben anfangen klug zu werden.

Der junge Mann sprang von seiner Bank auf und wollte reden, aber Ueberraschung und Schrecken schloß ihm den Mund. Hundert Gedanken krenzten sich in seinem Kopf. Es war nicht die Freude, vier Stufen, durch welche man sich sonst lange und mühevoll schleppte, nun in einem Augenblicke übersprungen zu haben, was seine Seele füllte, es war der schreckliche Gedanke, vor der Welt für einen Günstling dieses Mannes zu gelten, vor seinem Vater, vor allen guten Männern gebrandmarkt dazustehen.

„Exzellenz!“ sprach er besangen, „ich darf, ich kann diese Gnade nicht annehmen! Bedenken Sie, was wird man jagen, so viele ältere, verdiente Männer —“

„Was da! Ich habe Euch Platz gemacht“, antwortete der Jude in befehlendem Ton, „ich habe Euch zum Rat ernannt, und Ihr seid es. Keinen Dank, keine übergroße Delikatesse, ich liebe das nicht. — Nun“, fuhr er gütig, beinahe zärtlich fort, „und wie steht Ihr mit meiner Lea? Ihr habt mir ja das stille, blöde Kind ganz verzaubert. Fürchtet Euch nicht vor mir, junger Herr, ich bin nicht der Mann, der gerade so sehr auf Reichthum sieht; Eure Familie gehört unter die ältesten und angesehensten Bürgerfamilien, und das gilt mir in diesem Fall so viel oder mehr als Reichthum. Euer Vater wird Euch zwar nicht viel mitgeben, aber mit mir sollt Ihr zufrieden sein, fürstlich will ich meine Lea ausstatten.“

Die Felsenkeller von Neuffen und die tiefen Kasematten von Asperg wären in diesem Augenblick dem jungen Manne willkommenere gewesen als diese Versicherung; er dachte an seinen stolzen Vater, an seine angesehene Familie, und so groß war die Furcht vor Schande, so tief eingewurzelt damals noch die Vorurtheile gegen jene unglücklichen Kinder Abrahams, daß sie sogar seine zärtlichen Gefühle für die schöne Tochter Israels in diesem schrecklichen Augenblick übermannten. „Herr Minister!“ sprach er zögernd, „Lea kann keinen wärmeren Freund als mich haben; aber ich fürchte, daß Sie dieses Gefühl falsch deuten, mit einem andern verwechseln, das — ich möchte nicht, daß Sie mich falsch verstehen, und Lea wird Ihnen nie gesagt haben, daß ich jemals davon gesprochen hätte —“

Der stolze Mann erröthete, warf seine Lippen auf, drückte die

Augen beinahe zu, und an seiner Stirne begann eine Ader hoch anzuschwellen. „Was ist das?“ jagte er streng, „wie soll ich diese Redensart deuten?“

„Herr Minister“, erwiderte Gustav gefaßter, „bedenken Sie doch den Unterschied der Religion.“

„Habt Ihr diesen bedacht, Herr! als Ihr meiner Schwester diese Liebeleien in den Kopf setztet? Aber ich kann Euch darüber trösten, Lea wird Euch in dieser Hinsicht kein Hinderniß geben. Ihr schweigt?“ fuhr er heftiger fort, „soll ich mit Eurem Vater darüber reden, junger Mensch? War etwa meine Schwester gut genug dazu, Eure müßigen Stunden auszufüllen, zur Gattin aber wollt Ihr sie nicht? Wehe Euch, wenn Ihr so dächtet, dich und deinen ganzen Stamm würde ich verderben! Euer Vater ist gestern eines schweren Verbrechens schuldig worden, es steht in meiner Hand, ihn zur Verantwortung zu ziehen; in Eure Hand lege ich nun das Schicksal Eures Vaters; entweder — Ihr macht Eure Unvorsichtigkeit gegen mein Haus gut und heiratet meine Schwester, oder ich erkläre Euch öffentlich für einen Schurken und lasse den Herrn Konsulenten in Ketten legen. Vier Wochen gebe ich Euch Bedenkzeit; mein Haus steht Euch offen, Ihr könnt Eure Braut besuchen, so oft Ihr wollt; vier Wochen, versteht Ihr mich? Jetzt seid Ihr frei, und morgen, Herr Expeditionsrat, werdet Ihr Euer Amt antreten.“

Nach diesen Worten verbeugte er sich kurz und verließ stolzen Schrittes das Zimmer; dem Kapitän, den er im Vorzimmer traf, befohl er, Kleider für den Herrn Expeditionsrat herbeischaffen zu lassen und ihm seine Freiheit anzukündigen.

Stauend über diesen ganzen Vorfall, besonders über die letzten Worte des Ministers, trat Keelzingen in sein Zimmer. Er fand den Freund bleich und verstört, die Arme über die Brust gekreuzt, das Haupt kraftlos auf die Brust herabgesunken. „Nun, sag' mir ums Himmelswillen“, fing der Kapitän an, indem er vor Gustav stehen blieb, „was wollte er bei dir? Warum ließ er dich verhaften? Was hat sein Besuch zu bedeuten?“

„Er kam, um mir zu gratulieren“, antwortete er mit sonderbarem Lächeln.

„Zu gratulieren? Wozu? Daß du eine Nacht auf der Wache zubrachtest?“

„Nein, weil ich in dieser Nacht Expeditionsrat geworden bin.“

„Du?“ rief der Kapitän lachend. „Gottlob, daß du so heiter bist und scherzen kannst; als ich hereintrat und dich sah, glaubte ich dich nicht so spaßhaft zu finden; aber im Ernst, Freund, was wollte der Jude?“

„Ich sagte es ja, und es ist Ernst; zum Rat hat er mich gemacht. Ist das nicht ein schönes Avancement?“

Der Kapitän sah ihn mit zweifelhaften Blicken lange an; endlich sagte er gerührt: „Nein, du kannst nicht auch zum Schurken werden, Gustav; Gott weiß, wie dies zusammenhängen mag! Aber siehe, wenn ich dich nicht so lange und so genau kannte — glaube mir, die Welt wird dich hart beurteilen; doch nein, du lächelst, gestehe, es ist alles Scherz. Expeditionsrat! Ebenjogut könntest du deine Schwester heiraten.“

„Ei, das wird ja auch geschehen“, sagte Laubek düster lächelnd; „in vier Wochen, meint mein Schwager, soll die Hochzeit sein.“

„Tod und Hölle!“ fuhr der Kapitän auf, „mach' mich nicht rasend mit diesen Antworten. Wahrhaftig, mit solchen Dingen ist nicht zu spaßen.“

„Wer sagt dir denn, daß ich spaße?“ erwiderte Laubek, indem er langsam aufstand; „es ist alles so, wie ich sagte, auf Ehre.“

Dem Kapitän schwamm eine Thräne im Auge, als er den Freund, den er geliebt hatte, also sprechen hörte; doch nur einen Augenblick gab er diesen weichern Empfindungen nach, dann trat er heftig auf den Boden, setzte seinen Hut an und rief: „So sei der Tag verflucht, an welchem ich dich zum erstenmal sah und Bruder nannte. Geh', hilf deinem Juden dem armen Land das Fell vollends vom Leib ziehen, schinde dir auch ein Stück herunter und mach' dich reich. O Laubek, Laubek! Aber mein Porteppee, ja ein Jahr meines Lebens wollte ich verhandeln, um einem meiner Kameraden die Wache abzukaufen; ich selbst will die Exekution kommandieren, wenn man dich und den Juden zum Galgen führt.“

„So hoch werde ich mich wohl nicht pouffieren“, erwiderte Gustav ruhig und ernst, „aber meiner Leiche kannst du folgen, wenn sie mich morgen um Mitternacht neben der Kirchhofsmauer einscharren.“

Der Kapitän sah ihn erschrocken an; er mochte tiefen Ernst auf der Stirne des jungen Mannes lesen, denn er wiederholte diesen Blick und begegnete Gustavs Auge. „Willst du mich fünf Minuten lang anhören, Keelzingen?“ fragte er. „Du wirst dann über die Uneigennützigkeit dieses Ministers staunen. Soust war doch der Preis einer Amtei zweitausend, und ein Expeditionsrat galt seine dreitausend Gulden unter Brüdern; aber ich Glückskind bekomme ihn umsonst, rein pour rien! Denn das Glück meines Lebens, die Ruhe meiner Familie, der heitere Frieden meines Vaters — daß diese bei dem Handel verloren gehen, ist ja gering zu achten. Doch höre.“

Staunend vernahm der Kapitän diese Worte; aufmerksam setzte er sich neben Gustav nieder. Je höher der Glaube an seinen Freund während seiner Erzählung stieg, desto ängstlicher wurde er für ihn und seine Familie besorgt. Er schloß ihn in seine Arme, er versuchte es, ihm Trost einzusprechen, obgleich er selbst an diese Trostgründe nicht glaubte. „Der Jude ist ein feiner Spieler“, sagte er, „deine besten Tarocks¹ hat er dir abgejagt, und das Spiel scheint in seiner Hand zu liegen; aber — er könnte sich verrechnet haben, wir wollen sehen, wie er beschlagen ist, wenn wir — Spadi² anspielen.“

7.

Wir führen unsre Leser aus dem Offizierszimmer der Hauptwache in Stuttgart nach dem Hause des Landschaftskonsulenten Lanbek. In einem weiten, geräumigen Zimmer, dessen Hausrat nicht überladen und prächtig, aber solid und stattlich ist, finden wir einen ältlichen Mann von mehr als mittlerer Größe. Sein

¹ Beliebttes Kartenspiel, mit 78 Blättern zu spielen, unter denen sich 22 Tarocks oder Trümpe befinden.

² Bom franz. spadille, welches das Pit-As bedeutet und als der höchste Trumpf gilt.

Gesicht und seine Gestalt beweisen, daß er, als er in den Fünfundzigen stand, wohlbeleibt gewesen sein mochte, jetzt, zehn Jahre später, hatten sich Falten um Mund und Stirne gelegt, und der weite Schlafrock von seinem grünen Tuch, mit Pelz verbrämt, war für eine reichliche Fülle gefertigt und schlug jetzt weite Falten um den Leib; aber die rötlichen Wangen, die klaren grauen Augen, der feste Schritt, womit er im Zimmer auf und ab ging, ließen, noch ehe man seine volle, sonore Stimme vernahm, ahnen, daß der alte Konsulent an Geist und Körper noch frisch und rüstig sei.

In der Vertiefung des breiten Fensters saßen zwei schöne Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren, die dem Alten, so oft er ihnen den Rücken wandte, besorglich und ängstlich nachschauten, wohl auch untereinander flüsternten, solange sie von ihm nicht gesehen wurden. Die eine war bemüht, des Vaters ungeheure Allongeperücke in Ordnung zu bringen, und trotz dem Kummer, der aus ihren Blicken sprach, schien sie doch Freude an dem schönen Kontrast zu finden, welchen die schwarzen Locken dieses Haargebändes mit ihren zarten, weißen Händchen bildeten. Die dunkelblauen Augen der andern jungen Dame schienen mehr mit der Straße als mit der feinen Arbeit, an welcher sie nähte, beschäftigt, doch waren ihre Züge zu ernst, als daß man es müßiger Neugier hätte zuschreiben dürfen.

Sie hatten mehrere Minuten lang geschwiegen, denn die Mädchen waren viel zu streng erzogen, als daß sie den Vater, der seinen Gedanken nachhing, mit Fragen belästigt hätten; plötzlich sprang die junge Nähterin auf, ließ ihre schöne Arbeit zu Boden fallen, beugte den schlanken Hals näher ans Fenster und sah gespannt nach der Straße. Der Vater sah diese Bewegungen, hielt seine Schritte an, blickte aufmerksam nach seiner Tochter und fragte nur mit Blicken; Käthchen, die jüngere Schwester, vollendete schnell noch eine Stirnlocke der Perücke, setzte dann das Prachtwerk behutjam auf eine Kommode und kam eben noch zeitig an, um mit Hedwig zu rufen: „Er ist's, er hat heraufgesehen, Vater; er geht sehr schnell; sieh' doch, was er für einen sonderbaren Rock anhat!“

„Das ist Blankenbergs Jagdtkleid“, jagte Hedwig leise zu ihrer Schwester.

„Geh' doch, was weißt du von Blankenbergs Garderobe?“ erwiderte die jüngere, bedeutungsvoll lächelnd.

„Er hat Gustav schon oft in diesem Kleid besucht“, antwortete sie, indem eine dunkle Röthe über ihre Wangen flog.

Die Ankunft Gustavs verhinderte seine jüngere Schwester, Hedwig nach ihrer Gewohnheit noch länger zu quälen. Der Vater sah noch ernster aus als vorhin, er hatte sich in seinen Lehnstuhl gesetzt und die strengen Augen auf die Thüre geheftet; bang und ängstlich pochte den Schwestern das Herz, als jetzt die Thüre aufging und ihr Bruder hereintrat. — Nach dem ersten „guten Morgen“ trat für alle drei Partien eine peinliche Pause ein; endlich trat der Sohn bescheiden zum Vater. „Sie haben mich wohl diesen Morgen vermißt, Vater?“ fragte er. „Es ist allerdings ein seltener Fall in unserm Hause, und Sie wurden vielleicht besorgt um mich.“

„Das nicht“, antwortete der Alte sehr ernst; „du bist alt genug, um nicht verloren zu gehen; aber zweierlei ist mir aufgefallen, nämlich, daß man dich nur eine Stunde auf dem Karneval sah, und daß du diese Nacht und ihre Lustbarkeiten so unregelmäßig lang bis morgens neun Uhr ausdehnt; du solltest schon seit einer halben Stunde in deiner Kanzlei sein.“

„Ich bin heute dort entschuldigt“, jagte Gustav lächelnd; „ich habe aber auch seit heute früh ein Uhr so schrecklich geschwämmt und so unordentlich gelebt, daß es kein Wunder ist, wenn man so spät zu Hause kömmt; ratet einmal, ihr Mädchen, wo ich gewesen bin.“

Die Schwestern sahen ihn unwillig an, denn sie befürchteten mit Recht, dieser leichtfertige Ton möchte dem alten Herrn mißfallen. „Wie können wir dies wissen?“ erwiderte Hedwig; „ich habe nie darnach gefragt, wo du dich mit deinen Kameraden umtreibst; doch heute, Bruder, bist du mir ein Räthsel.“

„Und in einem Lustschloß bin ich gewesen“, fuhr der junge Mann fort, „wo weder ihr beiden noch Papa jemals waren; ihr erratet es doch nie -- auf der Wache.“

„Auf der Wache!“ riefen die Schwestern entsetzt.

„Das ist mir sehr unangenehm, Gustav“, setzte der Landschaftskonsulent hinzu; „meines Wissens bist du der erste Laubek, den man auf die Wache setzte.“

„Mir ist es doppelt unangenehm“, antwortete sein Sohn, indem er den Vater fest anblickte, „weil es im Grunde eine Namensverwechslung zu sein scheint; denn meines Wissens bin nicht ich jener Laubek, der die Szene an dem Tische des Juden aufführte.“

Der Alte sah ihn bleich und betroffen an. „Gehet ins Nebenzimmer, Mädchen!“ rief er, und als sich die Schwestern staunend, aber schnell und gehorjam zurückgezogen hatten, faßte er die Hand seines Sohnes, zog ihn auf einen Stuhl neben sich nieder und fragte hastig, aber mit leiser Stimme: „Was ist das? Woher weißt du? Wer sagte dir davon?“

„Er selbst“, antwortete der Sohn.

„Der Jude?“ fragte der Alte. „Wie ist dies möglich?“

„Er war bei mir auf der Wache; ich sehe, wie Sie staunen, Vater, aber bereiten Sie sich auf noch wunderlichere Dinge vor.“ Der junge Mann hielt es für das beste, seinem Vater soviel als möglich zu entdecken; er erzählte ihm also, wie aufgebracht der Minister auf den Konsulenten und seine Partei sei, wie der Sohn ihm widersprochen, wie der Minister, statt in heftigeren Zorn zu geraten, ihn plötzlich zum Expeditionsrat ernannt habe. Nur Leas erwähnte er mit keiner Silbe, der Kapitän hatte ihm dies geraten, und er beschloß, davon zu schweigen, bis er seine Maßregeln getroffen hätte oder die Entdeckung des unglücklichen Verhältnisses unvermeidlich wäre.

„Ich sehe, was ich sehe“, sprach der Konsulent nach einigem Nachdenken. „Meinst du, wenn er uns nicht gefürchtet hätte, er würde mich geschont und dich dafür ergriffen haben, um mich gleichsam durch seine Gnade zu beschämen? Er hat mich gefürchtet, und er hat alle Ursache dazu. Ich bin ihm zu populär, und auch du wirst ihm nach und nach zu bekannt mit den hiesigen Bürgern, weil du jetzt statt meiner die Armenprozesse führst. Der

Expeditionsrat ist — eine Falle, die er uns beiden legen wollte, der kluge Fuchs.“

„Wie verstehen Sie dies, Papa?“ fragte Gustav, dem es leichter ums Herz wurde, seit er ahnete, wie sein Vater die Sache aufnehme.

„Sieh', Freund“, sprach der Alte zutraulicher, als er je gethan, „du wirst das Opfer dieser Kabale, aber so wahr ich dein Vater bin, du sollst es nicht lange sein. Dieser Jude denkt aber also: Verwehre ich dir, diese Stelle anzunehmen, weil du dadurch in übeln Geruch kommen könntest, so macht er es zu seiner Ehrensache, beklagt sich beim Herrn und ergreift die einzige Gelegenheit, die sich bot, mich zu zwingen, auch mein Amt aufzugeben. Er kennt mich, er weiß, daß er sowenig als der Herzog mich absetzen kann, er weiß auch, wer der alte Laubek ist, nämlich — sein Feind. Nehmen wir die Stelle an, kalkulirte er weiter, so werden wir verdächtig bei allen, die das Bessere wollen. Der Vater, Konjulent der Landschaft, würde man denken, der Sohn — Expeditionsrat; gekauft hat ihm der Alte die Stelle nicht, und der Süß gibt betanntlich nichts ohne großen Gewinn an Geld oder geheimem Einfluß, folglich — sind wir übergetreten zu dem Gewaltigen. So glaubt er, werden die Leute urtheilen, und er hat es recht klug gemacht, aber er kennt mich nicht ganz; noch weiß ich, Gottlob! ein Mittel, uns das Vertrauen der Bessern zu erhalten, und du — wirst und bleibst Expeditionsrat; ändern sich die Verhältnisse, so wirst du wieder Aktuarus, und die Menschen erkennen dann deine Unschuld.“

„Aber Vater!“ sagte der junge Mann zaudernd, „Ihr Ruf ist felsenfest, aber der meinige? Wie lange wird es noch anstehen, bis die Verhältnisse sich ändern!“

„Sohn!“ erwiderte der Alte nicht ohne Mühnung, „du siehst, wie dieses schöne Land bis in sein innerstes Mark zerrüttet ist; meinst du, es könne immer so fortgehen? — Glaube mir, ehe der Frühling ins Land kommt, muß es anders werden; schlechter kann es nimmer werden, aber besser. Darum glaube mir und vertraue auf Gott!“

8.

Während der alte Lanke noch so sprach und seinem Sohn Mut einzureden suchte, wurde die Hausglocke heftig angezogen, und bald darauf trat ein Offizier in das Zimmer, dem der Konsulent freundlich entgegenlachte. Wenn man das dunkelrote Gesicht, die freien, mutigen Züge und das kleine, aber scharfblickende Auge dieses Mannes sah, so konnte man die Sage von kühner Entschlossenheit und beinahe fabelhafter Tapferkeit, die er unter dem Herzog Alexander¹ und dem Prinzen Eugenius² bewiesen haben sollte, glaublich finden.

„Mein Sohn, der vormalige Aktuarus Lanke“, sprach der Alte, „der Obrist von Röder³, den du wenigstens dem Namen nach kennen wirst.“

„Wie sollte ich nicht“, erwiderte Gustav, indem er sich verbogte; „wenn unsere Truppen von Malplaquet⁴ und Peterwardein⁵ erzählen, so hört man diesen Namen immer unter die ersten und glänzendsten zählen.“

„Zu viel Ehre für einen alten Mann, der nur seine Schuldigkeit gethan“, antwortete der Obrist; „aber Konsulent, was sagt Ihr dazu, daß der Jude jetzt auch uns ins Handwerk greift? Ich komme zu Euch eigentlich nur, um zu fragen: soll ich oder soll ich nicht?“

¹ Karl Alexander, der Vetter und Nachfolger des Herzogs Eberhard Ludwig, war Statthalter in Belgrad gewesen und übernahm 1733 die Regierung Württembergs. Er hatte mit großer Tapferkeit für Oesterreich gegen die Franzosen gekämpft, war in Wien zur katholischen Kirche übergetreten, begünstigte nun die ultramontanen Bestrebungen in seinem Lande und brachte aus dem wilden Kriegeleben lasterhafte Sitten und gnußfüchtige Verschwendung mit. Am 12. März 1737 starb er plötzlich nach einem üppigen Feste.

² Franz Eugen von Savoyen (1663—1736), österreichischer Feldmarschall, war als Sieger vieler großer Schlachten gegen die Türken und Franzosen der Schrecken seiner Feinde.

³ Gemeint ist wohl Erhard Ernst von Röder (1665—1743), der sich vielfach in den Kriegen gegen Frankreich und im spanischen Erbfolgekrieg ausgezeichnet hat und als preußischer Generalfeldmarschall starb.

⁴ Das französische Dorf Malplaquet ist besonders bemerkenswert durch den Sieg, den hier im spanischen Erbfolgekrieg Prinz Eugen und Marlborough am 11. September 1709 über die Franzosen unter Villars erfochten.

⁵ Bei Peterwardein in Ungarn schlug Prinz Eugen die Türken am 5. August 1716.

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte der Konsulent staunend; „Röder, nur jetzt keinen übereilten Streich!“

„Das ist es eben!“ rief jener, auf den Boden stampfend, „meine Ehre und die Ehre des ganzen Korps ist gekränkt; einen meiner talentvollsten Offiziere sollte ich nach Zug und Recht kassieren lassen um dieses Hundes willen, und thu' ich's, so bin ich morgen selbst außer Dienst.“

„Aber so spricht doch, Obrist!“ sagte der Alte, indem er seinem Sohn winkte, Stühle zu setzen, „setzt Euch, Ihr seid noch in der ersten Hitze.“

„Mein Regiment hat gestern und heute den Dienst“, fuhr jener eifrig fort; „da bringt man nun gestern nacht von der Redoute weg einen Menschen auf unsere Wache mit dem ausdrücklichen Befehl vom Juden, ihn wohl zu bewachen, aber keinen weitem Rapport abzustatten; heute früh zieht der Kapitän Keelzingen auf, findet einen Gefangenen im Offizierszimmer, von welchem nichts im Rapport steht, und denkt Euch — nach einer halben Stunde kommt der Minister selbst, schickt den Kapitän aus dem Zimmer, verhört auf unserer Wache den Gefangenen insgeheim, entläßt ihn dann und befiehlt dem Kapitän noch einmal, keinen Rapport abzustatten und — nimmt ihm das Ehrenwort ab — er, einem Offizier auf der Wache — nimmt ihm das Wort ab, den Namen des Gefangenen nicht zu nennen; dahin also ist es gekommen, daß jeder Schreiber oder gar ein hergelaufener Jude uns kommandiert? Nach Kriegsrecht muß ich den Kapitän kassieren lassen; meine Ehre fordert, daß ich es nicht dulde, denn ich hatte den Dienst, und ich muß mich rühren, sollte es mich auch meine Stelle kosten.“

Die beiden Lanbel hatten sich während der heftigen Rede des Obristen bedeutungsvolle Blicke zugeworfen. „Der Jude ist listiger, als wir dachten“, sagte, als jener geendet hatte, der Vater; „also auch auf den Obrist war es abgesehen, auch für ihn war die Falle aufgestellt! Wer meint Ihr wohl, daß der Gefangene war? Da, seht ihn, mein lieblicher Sohn saß heute nacht auf Eurer Wache!“

Der Obrist fuhr staunend zurück, und so groß war der Unmut über den Eingriff in seine militärischen Rechte, daß er sich nicht enthalten konnte, einen unwilligen, finstern Blick auf den jungen Mann zu werfen. Als aber der alte Lanbel fortfuhr und ihm erzählte, wie er selbst eigentlich die Ursache dieses Vorfalles gewesen, und wie alles andere so sonderbar gekommen sei, als er ihm den arglistigen Plan des Ministers näher auseinandersetzte, da sprang Herr von Röder von seinem Stuhl auf. „Wohlan, Alter!“ sagte er mit bewegter Stimme zu dem Konsulenten, „daß er mich verfolgt und haßt, hat am Ende nichts zu bedeuten, und daran ist nur der General Römchingen schuld, der mich nie leiden konnte; aber über dir soll er den Hals brechen, oder ich will nicht selig werden! Herr Altnarius, die Stelle müßt Ihr annehmen, das ist jetzt keine Frage mehr, denn Euer Vater darf jetzt nicht von seinem Amt kommen, oder Verfassung und Religion stehen auf dem Spiel. Aber zum Herzog will ich gehen, will sprechen, und sollt' es mich mein Leben kosten.“

„Das werdet Ihr nicht thun, Obrist!“ sagte der Alte mit Nachdruck und Ernst; „leset diesen Brief, den man uns aus Würzburg schickt, und sagt mir dann, ob Ihr noch waget, zum Herzog zu gehen und zu sprechen.“ Der Obrist nahm aus seiner Hand ein Schreiben und fing an zu lesen; doch je weiter er las, desto bestürzter wurden seine Züge, bis er staunend, aber mit zornsprühenden Augen den Alten anblickte und die Arme sinken ließ.

„Vater!“ sprach der junge Mann, der betroffen bald den Alten, bald den Obristen betrachtete, „Vater, Sie machen mich hier zum Zeugen eines Auftrittes, bei welchem ich vielleicht besser nicht zugegen gewesen wäre. Ich soll aber gezwungenerweise eine Rolle übernehmen, die mir nicht zusagt. Ich bin zum Expeditionsrat ernannt und weiß nicht warum; ich darf die Stelle nicht ablehnen, obgleich sie mich vor der Welt zum Schurken macht, und weiß nicht warum; es gehen Dinge vor im Staat und in meines Vaters Hause, man verkehrt sie mir, und ich weiß wieder nicht warum. Herr Obrist von Röder, Sie überreden mich, eine Stelle nicht auszuschiagen, die meines Vaters Namen beschimpft; von

Ihnen, glaube ich Gründe verlangen zu können, warum ich es nicht thun soll?"

„Gott weiß, er hat recht!“ rief Röder, indem er den jungen Mann nachdenkend betrachtete; „ich weiß auch nicht, Alter, warum Ihr ihm nicht längst den Schlüssel gegeben habt. Wenn Ihr ihm übrigens die Augen nicht öffnen wollt, so will ich ihm diesen Dienst thun, weil ich weiß, wie drückend es ist, ein wichtiges Geheimnis halb zu erraten und halb zu ahnen.“

„Es sei“, sagte der Vater, „setzet Euch wieder. Wenn ich dich, mein Sohn, bis jetzt nicht mit Dingen dieser Art vertraut gemacht habe, so geschah es nur aus Furcht, für einen allzu stolzen Vater zu gelten, denn wir hatten uns das Wort gegeben, nur erprobten und ausgezeichneten Männern uns anzuvertrauen. Ich darf dir nicht erst sagen, was in drei Jahren, seit Alexander regiert, aus Württemberg geworden ist. Man soll von einem Lanke nicht sagen können, daß er gegen seinen Herrn gemurrt hätte; er ist ein tapferer Mann und nach Prinz Eugenius vielleicht der erste Feldherr seiner Zeit, aber das Feldregiment taugt wohl im Lager und vor dem Feind, nicht so in der Kanzlei. Er sieht die Regierung des Ländchens, wie er sagt, etwas zu heldenmäßig an, das heißt, er sieht darüber hinweg und läßt andere dafür sorgen.“

„Dieses Ländchen!“ rief der Obrist bitter, „dieses schöne Württemberg! Es heißt wohl ein alter Spruch, daß, wenn man auch sich alle Mühe gebe, dieses Land doch nicht könne zu Grunde gerichtet werden; aber nous verrons! Wenn es so fortgeht, wenn man es durch den Verkauf der Ämter, durch Verhöhnung der Besseren, durch Erhebung der niederträchtigsten Bursche geslifentlich verderbt, wenn man seine Kräfte bis aufs Mark ausjaugt —“

„Kurz, mein Freund“, fuhr der Alte fort, „es kann nicht so fortgehen. Nach und nach kann es nicht besser werden, denn schon jetzt sitzen bei uns in der Landschaft fünf Schurken, die nicht einmal der Gottseibeius für sich repräsentieren ließe, alle Ämter sind verkauft oder für Süßliche Kreaturen käuflich; also kann es nur schlechter werden. Aber es sind zwei Parteien, die da sagen:

„Es muß anders werden.“ Die eine Partie ist Süß, der schändliche Jude, der General Römchingen¹, der feinste von diesen Burjchen, Hallwachs¹, dein neuer Kollege, Meß¹ und noch einige von der Landschaft. Wir wissen, was sie wollen, und es ist nichts Geringeres, als die Stände und den Landtag völlig aufzuheben.“

„Und, Gott sei geklagt“, sagte Herr von Röder, „den Herzog haben sie von seiner edelmütigen Seite gepackt, er ist alles zufriedener. Das Land sei aufgebracht über die Stände, jagen sie ihm, man murre über die Landschaft, und nun hat er sich entschlossen, das Institut wie ein Korps Invaliden aufzulösen, dem Lande die jährlichen Kosten der Stände edelmütig zu schenken und allein zu regieren.“

„Wie? Verstehe ich recht?“ rief der junge Laubek, „also unser letzter Schutz gegen den übeln Willen oder gegen die unrichtige Ansicht eines Herrn will man uns rauben? Auf die Verfassung ist es abgesehen? Doch das ist nicht möglich, Alexander hat sie ja beschworen, und mit welchen Mitteln will er dies wagen? Meinen Sie wirklich, Herr Obrist, der württembergische Soldat werde seine eigenen Rechte unterdrücken?“

„Hier sind die Hunde“, erwiderte der Obrist, indem er auf den Brief zeigte, „die man bei diesem Treibjagen hegen will.“

„Nur ruhig“, sprach der Landschaftskonjulent, „höre mich ganz. Der Herzog ist aufs abscheulichste getäuscht; er glaubt fest, daß es ihm nur ein Wort koste, so werden die Stände nicht mehr sein, und alle Herzen werden ihm zufliegen. So haben es der Jude und Römchingen ihm vorge schwätzt; aber sie kennen uns besser und wissen, daß Gewalt zu einem solchen Schritt gehört. Hier ist ein Brief an den Erzbischof von Würzburg, den der General Römchingen geschrieben: man wolle zum Besten des Landes einige Änderungen vornehmen, man könne sich aber auf die Truppen im Lande nicht verlassen, daher solle der Bischof bewirken, daß die Truppen des fränkischen Kreises an einem be-

¹ Der General von Römchingen, der Expeditionsrat und Waisenhauspfleger Hallwachs sowie der Regierungsrat Meß waren gefügige Genossen des Juden und wurden später gleich diesem auf den Asperg gebracht.

stimmten Tag an unserer Grenze seien. Auch an einige Reichsstände in Oberschwaben hat er ähnliche Schreiben erlassen.“

„Und im Namen des Herzogs?“ fragte der junge Mann.

„Nein, sie lassen ihn nur so durchblicken. Aber eine andere Lockspeise haben sie dem Bischof hingeworfen; man sagt nicht umsonst, daß unser alter Reformator Brenz¹ seit einigen Nächten aus seinem Grab aufstehe und die Kanzel besteige — katholisch wollen sie uns machen. Du staunst? Du willst nicht glauben? Auch ich glaube, daß sie es nicht aus Religiosität thun wollen, sondern entweder soll es den Bischof und die Oberschwaben enger für die Sache verbinden, oder sie meinen dem Herzog gefällig zu sein, wenn sie in vierundzwanzig Stunden den Glauben reformieren, wie sie das alte Recht reformieren wollen.“

„Es kann, es darf nicht sein!“ rief der junge Mann; „die Grundpfeiler unseres Glückes und unserer Zufriedenheit mit einem Schlag umstürzen? Es ist nicht möglich, der Herzog kann es nicht dulden.“

„Er weiß und denkt nicht, daß sie dies alles vorhaben“, sagte der Obrist; „sein Ruhm ist ihm zu teuer, als daß er ihn auf diese Weise beflecken möchte; aber wenn es geschehen ist, ohne daß die Schuld auf ihn fällt, dann, fürchte ich, wird er das Alte nicht wiederherstellen. Zu welchem Zweck, glaubt Ihr denn, habe der Jude dem Herzog das Edikt von gestern abgeschwagt, worin er für Vergangenheit und Zukunft von aller Verantwortlichkeit freigesprochen wird? Das soll ihn schützen in dem kaum denkbaren Fall, wenn der Herzog über die treuen und ergebenen Herren Räte erbost würde, die ihm die unumschränkte Macht zu Füßen legen und in der Stiftskirche einen Krummstab aufpflanzen.“

„Und gegen diese wollt ihr kämpfen?“ fragte Gustav besorgt und zweifelhaft.

„Kämpfen oder zusammen untergehen“, sprach der Alte. „Wer mit uns verbunden ist, muß du jetzt nicht wissen, es genügt dir zu erfahren, daß es die Trefflichsten des Adels und die Wackersten

¹ Joh. Brenz (1499—1570), Propst in Stuttgart, trat 1534 in Württemberg als protestantischer Reformator auf und hatte bald das ganze Land durch seine Predigten für die neue Lehre gewonnen.

der Bürger sind. Wir wollten den Kaiser um Schutz anflehen, aber die Umstände sind ungünstig, die Zeit ist zu kurz, um durch alle Umwege zu ihm zu gelangen, und überdies hat der Herzog einen gewaltigen Stein im Brett seit den letzten Kriegen; man würde uns abweisen. Uns bleibt nichts übrig als —“

„Wir müssen“, rief der Obrist mutig und entschlossen, „das Prävenire müssen wir spielen; St. Joseph, den 19. März haben sie sich zum Ziel gesteckt; aber einige Tage zuvor müssen wir die Feinde des Landes gefangen nehmen, die treuen Truppen nach Stuttgart ziehen, das Landvolf zu unserer Hülfe aufrufen und, wenn es gelungen ist, dem Herzog von neuem huldigen und ihm zeigen, an welchem furchtbaren Abgrund er und wir gestanden. Und dann — er ist ein tapferer Soldat und ein Mann von Ehre, dann wird er erröten vor der Schande, zu welcher ihn jene Clenden verführen wollten.“

„Aber der Herzog“, fragte der junge Mann, „wo soll er sein und bleiben, während ihr diese furchtbare Gegenmine aufliegen laßt?“

„Das ist es ja gerade, was uns zur Eile zwingt“, erwiderte der Obrist; „sie haben ihn überredet, im nächsten Monate die Festungen Kehl und Philippsburg zu bereisen, und hinter seinem Rücken wollen sie reformieren. Den 11. will er abreisen; schon sind die Adjutanten ernannt, die ihn begleiten sollen, und, wenn ich es sagen darf, mit solchem Gepränge, und so viel und laut wird von dieser Reise gesprochen, daß ich fürchte, die ganze Fahrt ist nur Maske, und der Herzog wird nicht über die Grenze gehen.“

„Du kennst jetzt unsere Pläne“, sprach der alte Herr zu seinem Sohn. „Sei klug und vorsichtig. Ein Wort zu viel kann alles verraten. Darum, wie es unter uns gebräuchlich ist, lege deine Hand in die deines Vaters und dieses tapfern Mannes und schwöre uns, zu schweigen.“

„Ich schwöre“, jagte Lanbek mit fester Stimme, aber bleich und mit starrem Auge, und sein Vater und der Obrist zogen ihn an ihre Brust und begrüßten ihn als einen der Ihrigen.

9.

Ein drückender, trüber Nebel lag über Stuttgart und gab den Bergen umher und der Stadt ein trauriges, ödes Ansehen; gerade so lag auch ein trüber, ängstlicher Ernst auf den Gesichtern, die man auf den Straßen sah, und es war, als hätte ein Unglück, das man nicht vergessen konnte, oder ein neuer Schlag, den man fürchtete, alle Herzen wie die sonst so lieblichen Berge umflort und in Trauer gehüllt. Am Abend eines solchen Tages schlief der junge Lanbek durch die feuchten Gänge des Gartens. Sein Gesicht war bleich, sein Auge trübe, sein Mund heftig zusammengepreßt, seine hohe Gestalt trug er nicht mehr so leicht und aufgerichtet wie zuvor, und es schien, als sei er in den letzten acht Tagen um ebenso viele Jahre älter geworden. Was er vorausgesehen hatte, war eingetroffen; niemand, der die Lanbeks auch nur dem Rufe nach kannte, konnte die schnelle Erhebung des jungen Mannes begreifen oder rechtfertigen. Die Günstlinge und Kreaturen des mächtigen Juden traten ihm mit jener lästigen Traulichkeit, mit jener rohen Freude entgegen, wie etwa Diebe und falsche Spieler einem neuen Genossen ihrer Schlechtigkeit beweisen, und des jungen Lanbeks Gefühl bei solchen neuen, werthen Bekanntschaften läßt sich am besten mit den unangenehmen und wehmütigen Empfindungen eines Mannes vergleichen, den das Unglück in einen Kerker mit dem Auswurf der Menschen warf, und der sich von Räubern und gemeinen Weibern als ihresgleichen begrüßen lassen muß. Die gnädigen Blicke, die ihm der Minister hin und wieder öffentlich, beinahe zum Hohn, zuwarf, bezeichneten ihn als einen neuen Günstling. Jetzt erst sah er, wie viele gute Menschen ihm sonst wohlgewollt hatten, denn so manches bekannte Gesicht, das sonst dem Sohne des alten Lanbek einen guten Tag gelächelt hatte, erschien jetzt finster, und selbst wackere Bürgerleute und jene biederen, ehrlichen Weingärtner, die sich bei ihm und dem Alten so oft Rath erholt hatten, wandten jetzt die Augen ab und gingen vorüber, ohne den Hut zu rücken.

Der Gedanke an Lea erhöhte noch sein Unglück. Er wußte

genau, wie unglücklich sein alter Vater, er selbst und die Seinigen werden könnten, wenn der verzweifelte Schlag, den sie führen wollten, mißlang, und doch, so groß der Frevel war, den jener fürchterliche Mann auf sich geladen hatte, dennoch grante ihm, wenn er sich die Folgen überlegte, die sein Sturz nach sich ziehen würde. Was sollte aus der armen Lea werden, wenn der Bruder vielleicht monatelang gefangen saß? Konnte der Herzog, ein so strenger Herr, Vergehungen und Pläne wie die des Juden vergeben, selbst wenn er ihm durch jenes Edikt Straßlosigkeit zugesichert hatte?

Und dann durchzuckte ihn wieder die Erinnerung an jene schreckliche Drohung, die Süß gegen ihn ausgestoßen, als er das Verhältnis des jungen Mannes zu seiner Schwester berührte. Alle Angst vor seinem alten Vater, vor der Schande, die eine solche Verbindung, wenn sie auch nur besprochen würde, brächte, kam über ihn. Es gab Augenblicke, wo er seine Thorheit, mit der schönen Jüdin auch nur ein Wort gewechselt zu haben, verwünschte, wo er entschlossen war, den Garten zu verlassen, sie nie wiederzusehen, seinem Vater alles zu sagen, ehe es zu spät wäre; aber wenn er sich dann das schöne Oval ihres Hauptes, die reinen, unschuldigen und doch so interessanten Züge und jenes Auge dachte, das so gerne und mit so unnennbarem Ausdruck auf seinen eigenen Zügen ruhte, da war es, ich weiß nicht ob Eitelkeit, Thorheit, Liebe oder gar der Einfluß jenes wunderbaren Zaubers, der sich aus Rahels Tagen unter den Töchtern Israels erhalten haben soll — es zog ihn ein unwiderstehliches Etwas nach jener Seite hin, wo ihn, seit die Dämmerung des ersten Märzabends finsterner geworden war, die schöne Lea erwartete.

„Endlich, endlich“, sagte Lea mit Thränen, indem sie ihre weiße Hand durch die Stateten bot, welche die beiden Gärten trennten. „Wenn nicht der Frühling indes hätte kommen müssen, wahrhaftig, ich hätte gedacht, es sei schon ein Vierteljahr vorüber. Ich bin recht ungehalten; wozu denn auch in den Garten gehen bei dieser schlimmen Jahreszeit, wenn Ihr frei und offen durch die Hausthüre kommen dürft? Wißet nur, Herr Nachbar, ich bin sehr unzufrieden.“

„Lea“, erwiderte er, indem er die schöne Hand an seine Lippen zog, „erkenne mich nicht, Mädchen! Ich konnte wahrhaftig nicht kommen, Kind! Zu dir durfte ich nicht kommen, und in die Zirkel deines Bruders gehe ich nicht; und wenn ich wüßte, daß du ein einziges Mal da warst, würde ich dich nicht mehr sprechen.“ Trotz der Dunkelheit glaubte der junge Mann dennoch eine hohe Röthe auf Leas Wangen aufsteigen zu sehen. Er sah sie zweifelhaft an; sie schlug die Augen nieder und antwortete: „Du hast recht, ich darf nicht in die Zirkel meines Bruders gehen.“

„So bist du da gewesen? Ja, du bist dort gewesen!“ rief Lanbek unmutig; „gestehe nur, ich kann jetzt doch schon alles in deinen Augen lesen.“

„Höre mich an“, erwiderte sie, indem sie bewegt seine Hand drückte, „die Amme hat dir gesagt, was nach dem Karneval vorging und wie ich ihn bat und flehte, dich frei zu lassen. Seit jener Zeit hat sich sein Betragen ganz geändert; er ist freundlicher, behandelt mich, wie wenn ich auf einmal um fünf Jahre älter geworden wäre, und läßt mich zuweilen sogar mit sich ausfahren. Vor einigen Tagen befahl er mir, mich so schön als möglich anzukleiden, legte mir ein schönes Halsband in die Hand, und abends führte er mich die Treppe herab in seine eigenen Zimmer. Da waren nur wenige, die ich kannte, die meisten Herrn und Damen waren mir fremd. Man spielte und tanzte, und von Anfang gefiel es mir sehr wohl, nachher freilich nicht, denn —“

„Denn?“ fragte Lanbek gespannt.

„Kurz, es gefiel mir nicht, und ich werde nicht mehr hingehen.“

„Ich wollte, du wärest nie dort gewesen“, sagte der junge Mann.

„Ach, konnte ich denn wissen, daß die Gesellschaft nicht für mich passen würde?“ erwiderte Lea traurig; „und überdies sagte mein Bruder ausdrücklich, es werde meinen Herrn Bräutigam freuen, wenn ich auch unter die Leute komme.“

„Wen hat er gesagt, wen werde es freuen?“ rief Lanbek.

„Nun dich“, antwortete Lea; „überhaupt, Lanbek, ich weiß gar nicht, wie ich dich verstehen soll; du bist so kalt, so gespannt, gerade jetzt, da wir offen und ohne Hinderniß reden können, bist

du so ängstlich, beinahe stumm; statt ins Haus zu uns zu kommen, bestellst du mich heimlich in den Garten, ich weiß doch nicht, vor wem man sich so sehr zu fürchten hat, wenn man einmal in einem solchen Verhältnis steht?"

„In welchem Verhältnis?“ fragte Laubek.

„Nun, wie fragst du doch wieder so sonderbar! Du hast bei meinem Bruder um mich angehalten, und er jagte dir zu, im Fall ich wollte und der Herzog durch ein Reskript das Hindernis wegen der Religion zwischen uns aufhobe. Ich bin nur froh, daß du nicht Katholik bist, da wäre es nicht möglich, aber ihr Protestanten habt ja kein kirchliches Oberhaupt und seid doch eigentlich so gut Ketzer wie wir Juden.“

„Lea! um Gotteswillen, freule nicht!“ rief der junge Mann mit Entsetzen. „Wer hat dir diese Dinge gesagt? O Gott, wie soll ich dir diesen furchtbaren Irrtum benehmen?“

„Ach, geh' doch!“ erwiderte Lea. „Daß ich es wagte, mein verhaßtes Volk neben euch zu stellen, bringt dich auf. Aber sei nicht bange; mein Bruder, sagen die Leute, kann alles, er wird uns gewiß helfen, denn was er sagt, ist dem Herzog recht. Doch eine Bitte habe ich, Gustav; willst du mich nicht bei den Deinigen einführen? Du hast zwei liebenswürdige Schwestern; ich habe sie schon einigemal vom Fenster aus gesehen; wie freut es mich, einst so nahe mit ihnen verbunden zu sein! Bitte, laß mich sie kennen lernen.“

Der unglückliche junge Mann war unfähig, auch nur ein Wort zu erwidern; seine Gedanken, sein Herz wollten stille stehen. Er blickte wie einer, der durch einen plötzlichen Schrecken aller Sinne beraubt ist, mit weiten, trockenen Augen nach dem Mädchen hin, das, wenn auch nicht in diesem Augenblick, doch bald vielleicht noch unglücklicher werden mußte als er, und das jetzt lächelnd, träumend, sorglos wie ein Kind an einem furchtbaren Abgrund sich Blumen zu seinem Kranze pflückte.

„Was fehlt dir, Gustav?“ sprach sie ängstlich, als er noch immer schwieg. „Deine Hand zittert in der meinigen; bist du krank? Du bist so verändert.“ Doch — noch ehe er antworten konnte, sprach eine tiefe Stimme neben Lea: „Bon soir, Herr

Expeditionsrat; Sie unterhalten sich hier im Dunkeln mit dero Brant? Es ist ein kühler Abend; warum spazieren Sie nicht lieber herauf ins warme Zimmer? Sie wissen ja, daß mein Haus Ihnen jederzeit offen steht.“

„Mit wem sprichst du hier, Gustav?“ sagte der alte Lanke, der beinahe in demselben Augenblick herantrat; „deine Schwwestern behaupten, du unterhalte dich hier unten mit einem Frauenzimmer.“

„Es ist der Minister“, antwortete Gustav beinahe atemlos.

„Gehorsamer Diener“, sprach der Alte trocken; „ich habe zwar nicht das Vergnügen, Ew. Excellenz zu sehen in dieser Dunkelheit, aber ich nehme Gelegenheit, meinen gehorsamsten Dank von wegen der Erhebung meines Sohnes abzustatten; bin auch sehr scharmiert, daß Sie so treue Nachbarschaft mit meinem Gustav halten.“

„Man irrt sich“, erwiderte Süß, heiser lachend, „wenn man glaubt, ich bemühe mich, mit dem Herrn Sohn im Dunkeln über den Zaun herüber zu parlieren, ich kam nur, um meine Schwester abzuholen, weil es etwas kühles Wetter ist und die Nachtluft ihr Schaden könnte.“

„Mit Ihrer Schwester?“ sagte der Alte streng; „Bursche, wie soll ich das verstehen, sprich!“

„Echauffieren sich doch der Herr Landschaftskonjulent nicht so sehr!“ erwiderte der Jude; „Jugend hat nicht Tugend, und er macht ja nur meiner Lea in allen Ehren die Cour.“

„Schandbube!“ rief der alte Mann, indem er seine Hand um den Arm seines Sohnes schlang und ihn hinwegzog, „geh' auf dein Zimmer; ich will ein Wort mit dir sprechen; und Sie, Jungfer Süßin, daß Sie sich nimmer einfallen läßt, mit dem Sohn eines ehrlichen Christen, mit meinem Sohn, ein Wort zu sprechen, und wäre Ihr Bruder König von Jerusalem, es würde meinem Hanse dennoch keine Ehre sein.“ Mit schwankenden, unsichern Schritten führte er seinen Sohn hinweg. Lea weinte laut, aber der Minister lachte höhnisch. „Parole d'honneur!“ rief er, „das war eine schöne Scene; vergessen Sie übrigens nicht, Herr

Expeditionsrat, daß Sie nur noch vierzehn Tage Frist zu Ihrer Werbung haben; bis dahin und von dort an werde ich mein Wort halten.“

10.

Die an Furcht grenzende Achtung des jungen Lanbek hieß ihn geduldig und ohne Murren dem Vater folgen, und langjährige Erfahrungen über den Charakter des Alten verboten ihm in diesem Augenblick, wo der Schein so auffallend gegen ihn war, sich zu entschuldigen. Der Landschaftskonsulent warf sich in seinem Zimmer in einen Armstuhel und verhüllte sein Gesicht. Besorgt und ängstlich stand Gustav neben ihm und wagte nicht zu reden, aber die beiden schönen Schwestern des jungen Mannes flogen herbei, als sie die Schwäche des Vaters sahen, fragten zärtlich, was ihm fehle, suchten seine Hände vom Gesicht herabzuziehen und benetzten sie mit ihren Thränen. — „Das ist der Bube“, rief er nach einiger Zeit, indem sein Zorn über seine körperliche Schwäche siegte; „der ist es, der das Haus eures Vaters, unsern alten guten Namen, euch, ihr unschuldigen Kinder, mit Glend, Schmach und Schande bedeckt; der Judas, der Vaternörder — denn heute hat er den Nagel in meinen Sarg geschlagen.“

„Vater! um Gotteswillen! Gustav!“ riefen die Mädchen bebend, indem sie ihren bleichen Bruder sehen anblickten und sich an den alten Lanbek schmiegtten

„Ich weiß“, sagte der unglückliche junge Mann, „ich weiß, daß der Schein gegen mich —“

„Willst du schweigen!“ fuhr der Konsulent mit glühenden Augen und einer drohenden Gebärde auf. „Schein? Meinst du, du könntest meine alten Augen auch wieder blenden wie damals nach dem Karneval? Nicht wahr, es wäre weit bequemer, wenn sich diese beiden Augen schon ganz geschlossen, wenn sie den alten Lanbek so tief verscharrt hätten, daß keine Kunde von der Schande seines Namens mehr zu ihm dringt. Aber verrechnet hast du dich, Glender! Enterven will ich dich; hier stehen meine lieben Kinder, du aber sollst ausgestoßen sein, meines ehrlichen Namens beraubt, verflucht —“

„Vater!“ riefen seine drei Kinder mit einer Stimme, die

Töchter stürzten sich auf ihn, und zum erstenmal wagte es Hedwig, ihre Lippen auf die geheiligten Lippen des Vaters zu legen, indem sie ihm den zum Fluch geöffneten Mund mit Küffen verschloß. Die jüngere hatte sich unwillkürlich vor Gustav gestellt, seine Hand ergriffen, als wolle sie ihn verteidigen, der junge Mann aber riß sich kräftig los; nie so als in diesem Augenblick gleich sein Gesicht, sein drohendes Auge den Zügen seines Vaters, und die beengte Brust weit vorwerfend, sprach er: „Ich habe alles ertragen, was möglicherweise ein Sohn von seinem Vater ertragen darf, ich habe aber noch andere Pflichten, meine eigene Ehre muß ich wahren, und wäre es mein eigener Vater, der sie antastet. Es hätte Ihnen genügen können, wenn ich bei allem, was mir heilig ist, versichere, daß ich nicht das bin, wofür Sie mich halten. Wenn Sie keinen Glauben mehr an mich haben, wenn Sie mich aufgeben, dann bleibt nichts mehr übrig. Lebet wohl — ich will euch nur noch eine Schande machen.“

„Du bleibst!“ rief ihm der Alte, mehr ängstlich und bebend als befehlend nach. „Meinst du, dies sei der Weg, einen gekränkten Vater zu versöhnen? Hast du so sehr Eile, mir voranzugehen und einen Weg einzuschlagen, wo ich dich nie mehr träge? Denn ich habe redlich und nach meinem Gewissen gelebt, dich aber und deine Absicht verstand ich wohl.“

„Aber Vater“, sprach seine jüngste Tochter mit sanfter Stimme, „wir hatten ja alle Gustav immer so lieb, und Sie selbst sagten so oft, wie tüchtig er sei; was kann er denn so Schreckliches verbrochen haben, daß Sie so hart mit ihm verfahren?“

„Das verstehst du nicht, oder ja, du kannst es verstehen: des Juden Schwester liebt er, und mit ihr und seinem Herrn Schwager Süß hat er sich am Gartenzaun unterhalten. Jetzt sprich! Kannst du dich entschuldigen? O ich Thor, der ich mir einbildete, man habe ihn, um mir eine Falle zu legen, erhoben und angestellt! Seine jüdische Scharmante hat ihn zum Expeditionsrat gemacht!“

„Der Vater will mich nicht verstehen“, sprach der junge Mann, mit Thränen in den Augen, „darum will ich zu euch sprechen. Euch, lieben Schwestern, will ich redlich erzählen, wie

die Umstände sich verhalten, und ich glaube nicht, daß ihr mich verdammen werdet.“ Die Mädchen setzten sich traurig nieder, der Alte stützte seine gefurchte Stirne auf die Hand und horchte aufmerksam zu. Gustav erzählte, anfangs errötend und dann oft von Behmut unterbrochen, wie er Lea kennen gelernt habe, wie gut und kindlich sie gewesen sei, wie gerne sie mit ihm gesprochen habe, weil sie sonst niemand hatte, mit dem sie sprechen konnte. Er wiederholte dann das Gespräch mit dem jüdischen Minister und dessen arglistige Anträge; er versicherte, daß er nie dem Gedanken an eine Verbindung mit Lea Raum gegeben habe, und daß er diesen Abend dem Minister es selbst gesagt haben würde, wäre nicht der Vater so plötzlich dazwischengekommen.

„Du hast sehr gesehlt, Gustav“, sagte Hedwig, seine ältere Schwester, ein ruhiges und vernünftiges Mädchen. „Da du nie, auch nur entfernt an eine Verbindung mit diesem Mädchen denken konntest, so war es deine Pflicht als redlicher Mann, dich gar nicht mit ihr einzulassen. Auch darin hast du sehr gesehlt, daß du nicht gleich damals schon deinem Vater alles anvertraut hast; aber so hast du jetzt deine ganze Familie unglücklich und zum Gespött der Leute gemacht, denn meinst du, der Süß werde nicht halten, was er gedroht? Ach! er wird sich an Papa, an dir, an uns allen rächen.“

„Geh, bitte den Vater um Verzeihung!“ sprach das schöne Rätchen weinend. „Du mußt ihm nicht noch Vorwürfe machen, Hedwig, er ist unglücklich genug. Kommi, Gustav“, fuhr sie fort, indem sie seine Hand ergriff und ihn zu dem Vater führte, „bitte, daß er dir vergibt; ja, wir werden recht unglücklich werden, der böse Mann wird uns verderben, wie er das Land verderben hat, aber dann laßt doch wenigstens Frieden unter uns sein. Wenn wir uns nur noch haben, so haben wir viel, wenn er uns alles übrige nimmt.“

Der Alte blickte seinen Sohn lange, doch nicht unwillig an. „Du hast gehandelt wie ein eitler junger Mensch, und die Aufmerksamkeit, die dir diese Jüdin schenkte, hat dich verblendet. Du hast, ich fühle es für dich, vielleicht schon seit geraumer Zeit, gewiß aber diesen Abend dafür gebüßt. Katharine hat recht;

ich will dir nicht länger grollen; wir müssen uns jetzt gegen einen furchtbaren Feind waffnen. Glaubst du, daß er Wort halten wird mit den vierzehn Tagen Frist, die er dir nachrief?"

„Ich glaube und hoffe es“, antwortete der junge Mann. „Am jene Zeit muß sich mehr entscheiden, als nur das Schicksal unseres Hauses“, fuhr der Alte fort; „Römchingen und Süß — oder wir; wer verliert, bezahlt die Beche. Jetzt gelobe mir aber, Gustav, die Jüdin nie mehr, weder im Garten noch sonstwo aufzusuchen, und unter dieser Bedingung will ich deine Thorheit verzeihen.“

Gustav versprach es mit bebenden Lippen und verließ dann das Zimmer, um seine Bewegung zu verbergen. Noch lange und mit unendlicher Wehmut dachte er dort über das unglückliche Geschöpf nach, dessen Herz ihm gehörte, und das er nicht lieben durfte. Er theilte zwar alle strengen religiösen Ansichten seiner Zeit, aber er schauderte über dem Fluch, der einen heimatlosen Menschenstamm bis ins tausendste Glied verfolgte und jeden mit ins Verderben zu ziehen schien, der sich auch den Edelsten unter ihnen auf die natürlichste Weise näherte. Er fand zwar keine Entschuldigung für sich selbst und seine verbotene Neigung zu einem Mädchen, das nicht auch seinen Glauben theilte, aber er gewann einigen Trost, indem er sein eigenes Schicksal einer höheren Fügung unterordnete.

Sein Vater und die Schwestern unterhielten sich noch lange über ihn und diese Vorfälle, und die Erinnerung an so manche schöne Tugend des jungen Mannes verfähnte nach und nach den Alten, so daß er selbst das Geheimhalten jener Vorschläge des Ministers einigermassen entschuldigte. Als aber spät abends die beiden Schwestern allein waren, sagte Käthchen: „Wahr ist es doch, Gustav hat zwar gefehlt, aber an seiner Stelle hätte jeder andere auch gefehlt. Ich habe sie einmal am Fenster und einmal im Garten gesehen; so schön und anmutig sah ich in meinem ganzen Leben nichts; was sind alle Gesichter in Stuttgart, was ist selbst die schöne Marie, von der man so viel Wunder macht, gegen dieses herrliche Gesicht! Nein, Hedwig, ich hätte mich ganz in sie verlieben können.“

„Wie magst du nur so thöricht schwagen!“ erwiderte Hedwig unwillig; „mag sie sein wie sie will, sie ist und bleibt doch nur eine Südin.“

11.

Nicht die unglückliche Liebe ihres Bruders allein war es, was in den folgenden Tagen die schönen Töchter des Landschaftskonsulenten Lanbek ängstigte; nein, es war das sonderbare und drückende Verhältnis, das zwischen Vater und Sohn zu herrschen schien, was die vier schönen blauen Augen im stillen so manche Thräne kostete. Man konnte nicht sagen, daß sie sich finster angeblickt, mürrisch gefragt oder kalt geantwortet hätten; aber dennoch sah man ihnen beiden an, daß Gram und Sorgen sie beschäftigten, und die Mädchen wurden immer wieder in ihren Vermutungen über den Grund dieses Grämens irre geleitet, wenn sie zuweilen den alten Mann und seinen Sohn in einer Fensternische beisammen stehen und zutraulicher, aber auch ernster als je zusammen flüstern sahen. Endlich wurden sie sogar für drei Abende in der Woche förmlich aus dem großen Familienzimmer, das Winters allen zum Ansehalt diente, verwiesen, und, was ihres Wissens nie geichehen war, Pappas kleines Bibliothekzimmer wurde ihnen für solche Abende besonders geheizt und ihnen die Erlaubniß gegeben, sich an den trefflichen Juristen und Philosophen zu amüsieren.

Freilich bedachten bei solchem Gyl weder Vater noch Sohn, daß man von der Bibliothek im obern Stock in das Studierzimmer, von diesem in das Gastzimmer und von dem Gastzimmer in die sogenannte Kumpellammer kommen könne, von welcher eine viereckige Öffnung, mit einem kleinen Deckel versehen, in das Wohnzimmer hinabging, um Luft oder Wärme in dieses Gemach zu leiten; sie bedachten auch nicht, daß weibliche Neugierde wohl noch stärkere Schranken durchbrochen haben würde als diese, die zwischen jener Kammer und der Bibliothek lagen. Einige Abende hatte übrigens doch ein noch mächtigeres Gefühl als Neugierde die Mädchen in der Bibliothek zurückgehalten, nämlich Furcht. Hedwig behauptete, schon öfters oben in jener Kammer Fußtritte

und ein schreckliches Stöhnen gehört zu haben, und dem schönen Rätchen graute, dort hinzugehen, weil jenes Gemach nur eine dünne Wand aus Holz und Backsteinen von den Zimmern des gefürchteten Juden Süß trennte.

Eines Abends jedoch, als man die Mädchen schon längst weggeschickt hatte, sah Rätchen, die sich bis auf die Mitte der Treppe hinabgeschlichen hatte, drei Männer bei ihrem Vater eintreten, die ihre Neugierde aufs höchste trieben. Der erste, der sich langsam und schraubend die untere Treppe heraufschob und auf der Hausflur einige Minuten stehen blieb, um Atem zu sammeln, war niemand Geringeres als der lutherische Prälat Klinger. Seine schneeweiße Perücke, seine Prälatenfette, die gerade auf dem Magen ruhte, und seine alten, verwitterten Züge flößten dem Mädchen ungemeine Ehrfurcht ein; ihm folgte hastigen Schrittes der Obrist und Stallmeister von Röder, ein Mann, den man für sehr klug und tapfer, aber zugleich auch in seinen Sitten für sehr unheilig hielt, und über den dritten hätte sie beinahe laut aufgelacht, es war der fröhliche Kapitän Keelzingen, der so drollige Geschichten und Schnurren zu erzählen wußte und sie schon auf manchem Ball beinahe zum Lachen gebracht hatte. Heute hatte er sein Gesicht in ganz ehrbare Falten gelegt und sah gerade aus wie damals, als er ihr auf parole d'honneur schwur, daß er sie vraiment liebe. Sie sah ihm lächelnd nach, bis sein ungeheurer Degen in der Thüre verschwunden war, und eilte dann in das Bibliothekzimmer, wo sie die blonde Hedwig traf, welche die Augen fest zugeschlossen hatte, um nicht über ein Gespenst zu erschrecken, wenn etwa zufällig eines in der Bibliothek auf und ab wandelte. „Heute müssen wir hinunter gucken!“ erklärte Rätchen, „und komm' nur jetzt gleich mit; denke dir, die Leute kommen hier zusammen wie beim Karneval. Hast du je sonst den Prälaten Klinger und den Kapitän Keelzingen in einem Zimmer gesehen und dazu den Obrist Röder, und“ — setzte sie hinzu, als die Schwester zauderte — „ich müßte mich sehr irren, wenn ich nicht, als die Thüre einmal aufging, auch Blankenberg gesehen hätte.“

Dieser letzte Name entschied; Rätchen nahm das Licht und

ging mit pochendem Herzen voran, Hedwig folgte ihr, so nahe als möglich an die mutigere Schwester gedrängt, und als jene die verhängnisvolle Kammerthüre aufschloß, hielt sie sich fest an ihrem Kleide. Die Öffnung war gerade über dem Ofen des Wohnzimmers, das einen Stoc tiefser lag, angebracht, und Kätchen konnte, als sie die Klappe aufzog, selbst wenn sie sich auf die Kniee legte und den Kopf tief herabbeugte, doch nicht mehr als 4 oder 5 der versammelten Männer sehen; auch Hedwig beugte sich jetzt herab und versuchte es, noch tiefer zu blicken als ihre Schwester, aber verdrießlich stand sie wieder auf und sagte: „Nichts als den breiten Rücken des Prälaten, einige Perücken und die Uniform des Obristen kann ich sehen; weißt du denn gewiß, daß Blantenberg zugegen ist?“

„Sicher!“ erwiderte Kätchen, schalkhaft lächelnd. „Doch laß uns horchen, was sie sprechen, vielleicht kennst du deinen Liebhaber an der Stimme.“

Sie setzten sich auf den Fußboden neben der Öffnung und lauschten; die angenehme Wärme, die von dem Ofen heraufdrang, und ihre Neugierde ließen sie eine Zeitlang die empfindliche Kälte der Märznacht vergessen; endlich richtete sich Hedwig unmutig auf. „Meinst du, wir werden klug werden aus diesem Geplauder, wovon man nur die Hälfte versteht? Sie schwagen wieder, wie immer, vom Wohl des Landes, vom Herzog, von Süß, von allem; was geht das uns an! Komm! Es ist gar schaurig hier und kalt. Mädchen, so steh' doch auf!“

Aber Kätchen winkte ihr zu schweigen; man hörte jetzt eben den Obrist Köder mit bestimmter und vernehmlicher Stimme etwas vorlesen, die tiefe Stille umher unterbrach nur zuweilen ein schnell verrauschendes Murmeln des Unwillens. Jetzt sprach der alte Lanbek; Kätchens fröhliche Züge gingen nach und nach in Staunen und Angst über, endlich, als die Männer unten wieder laut, aber beifällig zusammen sprachen und die Gläser anstießen, flog eine hohe Röte über das schöne Gesicht des Mädchens, ihre Augen leuchteten, als sie vorsichtig die Klappe schloß, die Lampe ergriß und mit ihrer Schwester den Rückweg einschlug.

„Hast du was verstanden?“ fragte Hedwig; „du schienst auf

einmal so aufmerksam; was haben sie denn Besonderes gesprochen?"

„Ich weiß nicht alles, ich kann nicht alles sagen“, erwiderte Käthchen nachdenkend; „mir ist's, als hätte mir alles geträumt. Höre — aber schweig! Es könnte uns alle unglücklich machen. Das sind gefährliche Menschen in Vaters Zimmer unten. Mir graut, wenn ich daran denke, was daraus entstehen kann.“

„So sprich doch, einfältiges Kind! Ich bin zwei Jahre älter als du, und du sollst keine Geheimnisse vor mir haben.“

„Denke dir“, fuhr Käthchen mit leiser Stimme fort, „der Süß will uns katholisch machen und die Landschaft umstürzen; da verlöre der Vater und alle andern verlören ihre Stellen!“

„Katholisch!“ rief Hedwig mit Entsetzen, „da müßten wir ja Nonnen werden, wenn wir ledig blieben! Nein, das ist abscheulich!“

„Ach, warum nicht gar“, erwiderte Käthchen, lächelnd über den Jammer ihrer Schwester, „da müßte es viele Nonnen geben, wenn alle, die keine Männer bekommen, ins Kloster gingen; aber sei ruhig, es kommt nicht so weit. In drei Tagen, jagte Köder, werde der Herzog verreisen, und während er in Philippsburg ist, wollen die Männer da unten den Juden und alle seine Gehülfen im Namen der Landschaft gefangen nehmen und dann dem Herzog beweisen, wie schlecht seine Minister waren.“

„Ach Gott, ach Gott! das geht nicht gut“, jagte Hedwig weinend; alles werden sie verlieren, denn der Herzog traut allen eher als denen von der Landschaft; ich weiß ja, was mir einmal die Obristjägermeisterin über den Vater sagte. Du wirst sehen, es geht unglücklich!“

„Und wenn auch“, antwortete Käthchen, „so sind wir die Töchter eines Mannes, der, was er thut, zum besten seines Vaterlandes thut. Das kann uns trösten.“ Das mutige Mädchen holte aus dem Schranke eine mit vielen schönen Kupfern geschnückte Bibel. Sie gab der weinenden Schwester das Neue Testament, um sich an den Kupfern und Reimsprüchen zu zerstreuen. Sie selbst schlug sich das Alte Testament auf. Sie verbarg ihre eigene Besorgnis um ihren Vater unter einem Liedchen, das sie

leise vor sich hinsang, während ihre schönen Finger emsig die vergelbten Blätter von einem Birke zum andern durcheilten.

12.

Es gibt im Leben einzelner Staaten Momente, wo der aufmerksame Beschauer noch nach einem Jahrhundert sagen wird, hier, gerade hier mußte eine Krise eintreten; ein oder zwei Jahre nachher wären dieselben Umstände nicht mehr von derselben Wirkung gewesen. Es ist dann dem endlichen Geist nicht mehr möglich, eine solche Fügung der Dinge sich hinweg zu denken und aus der unendlichen Reihe von möglichen Folgen diejenigen aneinander zu knüpfen, die ein ebenso notwendig verkettetes Ganze bilden, als ein verflochtenes Jahrhundert mit allen seinen historischen Wahrheiten. Hier zeigte sich der Finger Gottes, pflegt man zu sagen, wenn man auf solche wichtige Augenblicke im Leben eines Staates stößt. Es hat aber zu allen Zeiten Männer gegeben, die, mochte ihr eigener Genius, mochte das Studium der Geschichte sie leiten, solche Momente geahnet, berechnet haben, und sie wirkten dann am überraschendsten, wenn sie sich nicht begnügten, solche Krisen vorhergesehen zu haben, sondern wenn sie Mut genug besaßen, zu rechter Zeit selbst einzuschreiten, Kraft genug, um eine Rolle durchzuführen. Die Geschichte hat längst über die kurze Regierung der Minister Karl Alexanders entschieden. Sie flucht keinem Sterblichen, sonst müßte sie die Thränen und Seufzer Würtemberg's in schwere Worte gegen die Urheber seines Unglücks im Jahre 1737 verwandeln; aber sie gedenkt mit Liebe einiger Männer, die sich nicht von dem Strome der allgemeinen Verderbnis hinreißen ließen, die ahneten, es müsse anders kommen, die vor dem Gedanken nicht zitterten, eine Aenderung der Dinge herbeizuführen, und die auch dann mit Ruhe und Gelassenheit die Sache ihres Landes führten, als ein Höherer es übernommen hatte, einen unerwartet schnellen Wechsel der Dinge herbeizuführen, indem er zwei feurige Augen schloß und ein tapferes Herz stille stehen ließ.

Wer sollte es diesem heiteren Stuttgart und seinen friedlichen Straßen ansehen, daß es einst der Schauplatz so drückender Be-

Jorgnisse war? Wie beruhigt über den Gang der Dinge sind die Enkel derer, die in jenem verhängnisvollen März jede Stunde für das Schicksal ihrer Familien, für die alten Rechte ihres Landes, selbst für ihren Glauben zittern mußten.

Wer den übermütigen Süß in seiner Karosse, mit sechs Pferden bespannt, durch die „reiche Vorstadt“ fahren sah, wie er stolz lächelnd auf die bleichen, feindlichen Gesichter herabblickte, die ihm überall begegneten; wer den schrecklichen Hallwachs, seinen innigen Freund und Ratgeber, neben ihm sah und bedachte, wie viele verderbliche Pläne dieser Mann erfunden, wie viele unerhörte Monopole er eingeführt habe, und wie er immer neue zu erfinden trachte; wer das unbegrenzte Vertrauen kannte, das der Herzog in diese Menschen setzte, der mußte wohl an der Möglichkeit der Rettung verzweifeln.

Dazu kamen noch die sonderbaren und widersprechenden Gerüchte, die im Umlauf waren. Die einen sagten, der Herzog sei nach Philippsburg und Kehl gereist, habe aber das Regiment nicht an den Geheimenrat, sondern das Siegel dem Juden Süß gegeben; andere widersprachen und behaupteten, man habe den Herzog an einem Fenster des Ludwigsburger Schlosses gesehen, auch seien seine Pferde noch dort, und er sei nicht abgereist. In einem Dorf an der österreichischen Grenze im Oberland sollen die Katholiken plötzlich über die protestantischen Einwohner hergefallen sein, und als letztere den Kampfplatz behaupteten, sei eine Kompanie Kreistruppen über die Grenze herein ins Dorf gerückt. Am sonderbarsten klang das Gerücht, das sich überdies noch bestätigte, der Oberfinanzrat Hallwachs habe ein kostbares Meßgewand beim Hoffsticker bestellt und ihm befohlen, es bis zum 18. März fertig zu machen, und wenn er mit fünfzig Gefellen arbeiten müßte; bring' er es nicht fertig, so werde er eingesezt. Ein lutherischer Geistlicher, den man mit Namen nannte, soll den Kindern in der Schule Kreuzchen, aus Holz geschnitzt, geschenkt haben, mit den Worten: „Nur wenn ihr diese in Händen haltet, könnet ihr recht beten.“ Endlich erzählte man sich als etwas Verbürgtes, der Jude habe zum Herzog über der Tafel gesagt: „Ihre Stände, Durchlaucht, sind eigentliche Widerstände; aber

sie stehen schon so lange, daß sie müde und matt sind.“ Karl Alexander habe ihm lächelnd zur Antwort gegeben: „C'est vrai; allons donc leur donner des chaises, et une fois assis, ils ne se leveront plus.“ Auch jene Männer, die entschlossen waren, dem drohenden Verderben zuvorzukommen, hörten diese Gerüchte. Aber sie waren dabei kalt und ruhig; wußten sie ja doch, Württemberg stehe eine solche Veränderung bevor, daß es entweder erleichtert oder so tief ins Unglück gestürzt werden würde, daß der Jammer des einzelnen davor verstummen müßte. Man erzählt sich, sie haben alles, was dazu gehört, einem mächtigen und bössartigen Feind mit Hilfe des Landvolks zu begegnen, vorbereitet gehabt, und wenn ihr Unternehmen gelingen sollte, so verdankten sie es nur den wenigen hellstrahlenden Namen einiger Männer aus der Landschaft; denn an diese war man in Württemberg gewöhnt, das Interesse des Landes zu fetten.

Es war spät abends den 11. März, als der Landschaftskonsulent Lanbek mit seinem Sohne und dem Kapitän Keelzingen in seiner Wohnstube beim Wein saß. Die beiden Lanbek waren ernst und düster, der Kapitän aber konnte auch jetzt seinen fröhlichen Lebensmuth nicht verbergen, denn er theilte seine Aufmerksamkeit und sein Gespräch zwischen der Fensternische, wo die beiden Schwestern Gustavs saßen, und zwischen den beiden Männern an seiner Seite. Hedwig sah bleich und still vor sich hin auf ihre Nadeln, aber auf Käthchens Gesichtchen lag eine höhere Röthe als gewöhnlich, und alle Augenblicke zeigte sie die weißen Zähne und die schönen Grübchen in ihren Wangen, denn der Kapitän wußte wieder wunder schöne „Späße und Geschichten“.

„Wie ist Euer Pferd, Kapitän?“ fragte der alte Lanbek.

„Mein Fuchs ist ein besserer Infanterist als ich selbst“, erwiderte er; „wenn ich die sechs ersten Stunden Trab und bergauf Schritt reite, so kann ich die nächsten sechs bequem Galopp reiten. Er hat nur einen Fehler, den, daß er noch nicht bezahlt ist, und macht mir durch diese Untugend oft großen Jammer.“

„Ihr könnt“, fuhr der Alte fort, „wenn Ihr von der Galgensteige an scharf Trab reitet, zwischen elf und zwölf Ludwigsburg passiren; um vier Uhr müßt Ihr in Heilbronn sein, und dort

laßt ihr die Pferde ruhen; zwischen acht und zehn Uhr seid ihr morgen in Thüringen."

"Aber Vater", fiel Gustav ein, "wäre es nicht ratsamer, gegen Heidelberg zu reiten? Ich wollte darauf wetten, wir sind gegen Thüringen hin nicht mehr sicher. Bedenken Sie, daß der Deutschorden dort tief herein sich erstreckt, daß sie in Mergentheim gewiß von dem Bischof in Würzburg unterrichtet sind, daß —"

"Daß", fuhr der Vater fort, "ihr auf der Straße nach Heidelberg viel mehr auffallet, und daß ihr, wenn ihr etwa die Gegend nicht mehr rein sändet, eine letzte Zuflucht bei meinem alten Herrn und Gönner, dem Herzog in Neustadt, habt, der euch gewiß in den ersten Tagen nicht heranzgibt. Ist dann Karl Alexander zufrieden mit dem, was wir hier gethan, so könnet ihr immer zurückkehren, wo nicht, so gehet ihr, wie schon gesagt, weiter nach Frankfurt."

"Gott! daß ich euch in einer solchen Krisis zurücklassen soll!" rief Gustav mit Thränen; "daß ich vielleicht an eurem Unglück schuld bin; daß alles schlecht gehen kann, wenn Süß meine Flucht erfährt und sich an Ihnen, Vater, rächt! Nein, ich kann, ich darf nicht gehen!"

"Nein, Vater", fiel Hedwig ein, indem sie noch bleicher als zuvor herbeieilte und ihres Vaters Hand ergriff, "er darf uns nicht verlassen; o, ihr habt schreckliche Dinge vor, ich weiß es wohl, ihr wollt eine Verschwörung gegen die mächtigen Menschen machen. Lassen Sie ab davon, Vater, Süß und die andern werden Ihnen verzeihen; ach, mich tötet die Angst!"

"Geh', Mädchen", sprach Käthchen, die auch herangetreten war; "was Männer thun und was unser Vater thut, geht uns nicht an. Aber warum soll denn gerade jetzt Gustav so schnell hinweg? Er könnte uns allen so nützlich sein."

"Weil ich keine Jüdin zur Tochter mag", sagte der Alte streng, "darum soll er fort. Weil ich ein Briefchen seiner Scharmanten aufgefangen und mit Protest an den Juden geschickt habe, und weil dieser jetzt wütet und euren Bruder mit Gewalt zum Schwager haben oder auf Neussen setzen will, darum soll und muß er ihm jetzt aus dem Wege gehen. Doch, ich wollte dir in

dieser Stunde nicht wehe thun, Gustav; wir scheiden als Freunde, und alles andere soll vergessen sein; wer weiß, wann und wo wir uns wiedersehen!"

Indem der Alte die letzten Worte sprach und seinem Sohn die Hand reichte, wurde schnell und heftig an der Thüre gepocht, und ehe noch jemand antwortete, trat plötzlich eine Gestalt, in einen Mantel gehüllt, ein. „Was soll dies?“ fuhr der alte Laubet auf. „Wer drängt sich so bei Nacht in mein Haus, wer sind Sie?“

„Blankenberg!“ rief Hedwig, als jener den Mantel abwarf, und trat schnell und errötend einige Schritte vor.

„Verzeihung, Herr Konsulent“, sprach der junge Mann eilend, „die Not muß mich entschuldigen. Gustav, du mußt im Augenblick fort; der Lieutenant Pinassa schrieb mir soeben, daß er dich auf Befehl des General Kömchingen heute nacht zwischen elf und zwölf Uhr aufheben müsse. Der ehrliche Junge möchte dich nicht gern im Nest treffen.“

„Dank, Dank!“, erwiderte der Alte, indem er Blankenberg die Hand drückte. „Trinket aus, Kinder, und macht den Abschied schnell; hier, mein lieber Keelzingen“, fuhr er fort und drückte dem überraschten Kapitän einen großen Beutel in die Hand; „man kann nicht wissen, ob sich euer Weg nicht teilt. Sie sind so edelmütig, meinen Sohn zu begleiten.“

„Und mit Geld wollen Sie dies lohnen?“ unterbrach ihn der Kapitän unmutig. „Parole d'honneur, Herr! Ich begleite meinen Bruder, weil wir alte Amizisten sind, und nicht wegen Ihrer Spieß. Da soll mich doch —“

„Keelzingen“, jagte Käthchen mit ihrer süßen Stimme, „Ihr versteht doch gar keinen Scherz; es sind lauter Kupfermünzen, und ich habe dem Vater den Beutel gegeben, Euch in April zu schicken.“

„Ich verstehe“, flüsterte der Kapitän, indem er errötend dem schönen Mädchen die Hand küßte. „Ich will Euch dafür etwas Schönes von Frankfurt mitbringen.“

„Bringet mir“, antwortete sie, indem sie die Thränen nicht mehr zurückhalten konnte, „nur unsern Gustav wohlbehalten

zurück, und“, sie setzte durch Thränen lächelnd hinzu, „machtet mir keine tollen Streiche, die Euch verraten könnten.“

„Die Pferde sind vor dem Seethor“, sprach der Alte zu Keelzingen und seinem Sohn; „ihr dürft nicht das Thor selbst passieren, denn die erste Kunde ist schon vorüber. Begleiten Sie meinen Sohn, Herr von Blankenberg, durch die Gärten, und bringen Sie mir Nachricht, wie sie fortgekommen sind.“

Der junge Lanke umarmte Vater und Geschwister, die Schwestern folgten ihm und seinen Freunden weinend bis unter die Gartenthüre, und als nachher Hedwig ihre jüngere Schwester bitter tadelte, weil sie erlaubt habe, daß der Kapitän sie auf den Mund küsse, antwortete jene: „Du hast gefehlt, nicht ich, daß du es unterlassen hast; solche Höflichkeit waren wir einem Manne schuldig, der für unsern Bruder so viel thut.“

„Ei“, erwiderte Hedwig errötend, „Blankenberg hat ihn eigentlich doch auch gerettet.“

13.

Die beiden jungen Männer ritten schweigend durch die finstere Nacht hin. Kein Stern war am Himmel, und der Wind heulte um die Berge. „Hu! Siehst du dort?“ flüsterte Keelzingen, als sie an dem eisernen Galgen vorbeirrten, den einst (1597) Herzog Friedrich¹ dem Alchimisten Honauer² aus dem Metall errichten ließ, das er in Gold zu verwandeln versprochen hatte. „Schau“, diese ungeheure Menge haben, es ist, als witterten sie eine neue Beute.“

Sein Freund blickte schweigend hinauf, schlug aber plötzlich wieder die Augen nieder, denn ihm war, als sehe er Leas feine, liebliche Gestalt klagend unter dem Galgen sitzen. „Fest genug ist diese Schandfäule aus Eisen“, fuhr der Kapitän fort, „um alle Schurken im Lande zu tragen; aber wollte man das Gold

¹ Herzog Friedrich (1557—1608, seit 1593 Herzog) suchte die Macht der Landstände zu brechen und machte Württemberg wieder zu einem Reichslehen. Er liebte die Künste und beschäftigte sich auch mit Goldmacherei.

² Der Alchimist Georg Honauer wurde am 2. April 1597 in einem „Kleide von Goldschaum“ an einen für ihn eigens errichteten eisernen Galgen gehängt.

mit aufhängen, daß sie eingefackt haben, würde selbst dieser Galgen wie ein morscher Stab zusammenbrechen! Wie diese Raben schaurige Melodien singen! Doch wie? — Dieu nous garde, Camarade! Gib deinem Kopf die Sporen, wahrhaftig, dort sitzt ein Gespenst am Galgen!“

Es war, als ob die Pferde selbst diesen Ort des Schreckens fürchteten, denn auf diesen Ruf jagten sie mit Sturmeseile den Berg hinan und waren nicht mehr ruhig, bis man das Gekreisch der Raben nicht mehr hörte.

Es liegt eine kleine Brücke zwischen Stuttgart und Ludwigsburg, von welcher das Volk viel Schauerliches zu erzählen weiß; so viel ist gewiß, daß schon Unerklärliches dort vorgefallen ist, und daß mancher Mann sein Gebet spricht, wenn er nachts allein über diese Stelle reitet. Die Sage sagt, daß der Sohn des Königs und sein Freund, der muntere Kapitän, glücklich und in kurzer Zeit bis an jene Brücke gekommen seien; dort aber seien ihre Pferde nicht mehr von der Stelle gegangen und haben geschraubt und gezittert. Die jungen Leute spornten und gebrauchten ihre Peitschen, als eine alte, zitternde Stimme rief: „Gebt einem alten Mann doch ein Almosen!“

„Wer wird bei Nacht und Nebel den Ventel ziehen? Zurück, Alter, von der Brücke weg, unsere Pferde scheuen vor Euch, zurück, jag' ich, oder Ihr sollt meine Peitsche fühlen!“

„Nicht so rasch, junges Blut! Nicht so rasch!“ sagte der Alte, dessen dunkle Gestalt sie jetzt auf dem Brückengeländer sitzen sahen. „Eile mit Weile! Kommet noch früh genug, gebt einem alten Mann ein Almosen!“

„Jetzt ist meine Geduld zu Ende“, rief der Kapitän und schwang seine Peitsche in der Luft. „Ich zähle drei, wenn du nicht weg bist, hau' ich zu.“

Der Alte hüftelte und sicherte; Gustav kam es vor, als wachse seine dunkle Gestalt ins Unendliche und — ein langer Arm streckte einen großen Hut heran, und zum drittenmal, aber drohend und mit furchtbarer Stimme, krächzte der Mann von der Brücke: „Einem alten Mann gib ein Almosen! Es wird dir Glück bringen, und reite nicht so schnell, vor zwölf Uhr darfst du nicht dort sein.“

Keelzingen ließ kraftlos und zitternd seinen Arm sinken; er gestand nachher, daß ihn eine kalte Hand angefaßt habe. Gustav aber zog mit pochendem Herzen die Börse und warf ein Silberstück in den großen Hut. „Wieviel Uhr ist's, Alter?“ fragte er.

„Weiß keine Stund' als zwölf Uhr“, sprach die Gestalt, die wieder auf dem Geländer zusammenkauerte, mit dumpfer Stimme. „Danke dir, sollst Glück haben; reit' zu!“ Er sagte es und stürzte rücklings mit einem dumpfen Fall in den Sumpf, über den die Brücke führte. Entsetzt gab Keelzingen seinem Pferde die Sporen, daß es sich hoch aufbäumte und dann in zwei Sprüngen über die Brücke setzte. Gustav aber hielt erschrocken sein Pferd an, stieg ab und blickte über das Geländer der Brücke. Es rührte sich nichts. „Alter!“ rief er hinab, „hast du Schaden genommen? Kann ich dir helfen?“ — Keine Antwort, und alles war still unten wie im Grabe.

Jetzt faßte auch den jungen Lanbek eine unerklärliche Angst; er fühlte, als er aufstieg, wie sein Pferd zitterte; er wagte es nicht, sich noch einmal nach dem grauenvollen Ort umzusehen, als er seinem Freund nachjagte.

„Das ist jetzt das zweite Mal, daß er mir begegnet ist“, flüsterte Keelzingen tief aufatmend, als Lanbek wieder an seiner Seite war.

„Wer?“ fragte dieser betroffen.

„Der Teufel“, antwortete der Kapitän.

Lanbek gab ihm keine Antwort auf die sonderbare Rede, und sie jagten weiter durch die Nacht hin. In Zuffenhausen schlug es Viertel vor zwölf Uhr, als sie durchritten; in den meisten Häusern brannten noch die Kerzen, und da und dort hörte man geistliche Lieder aus den Stuben. Der Nachtwächter stieß eben ins Horn und rief die Stunde; der Kapitän hielt an und fragte ihn, was diese späten Gesänge und Gebete zu bedenten haben.

„Ach Herr! das ist eine arge Nacht“, antwortete dieser; „es hat ein Mann an vielen Häusern gepocht und befohlen, die Leute sollen die ganze Nacht bis zwölf Uhr beten.“

„Wer ist der Mann?“ fragte Lanbek staunend.

„Alte Leute, Herr, die ihn gesehen haben, versichern, es sei

unser alter Pfarrer gewesen; Gott hab' ihn selig, er ist seit zwanzig Jahren tot; aber es war ja nichts Unchristliches, was er verlangte, drum beten und singen sie in den Lichtarjstuben¹ und spinnen dazu."

"Diese Nacht kann mich noch wahnsinnig machen", rief der Kapitän, indem sie wegritten. „Gustav, ich glaube, heute nacht geht er leibhaftig auf der Erde um; ich denke, es wäre jetzt gerade die beste Zeit, den alten Burjchen zu citieren, wenn man etwa schnell Obrist werden oder zweimalhunderttausend spanische Quadrupel² haben möchte."

"Thor!" antwortete der Freund; „der, den du meinst, hat mit dem Gebet nichts gemein."

Es war, als ob ihre Pferde nur zum Schein die Beine aufhoben, denn jede Viertelstunde, die sie zurücklegten, schien zu einer neuen anzuwachsen. Noch immer wollte Ludwigsburg nicht erscheinen, und die Nacht war so finstern, daß sie auch an der Gegend nicht erkennen konnten, ob sie fehl geritten oder ob sie der Stadt schon nahe seien. Endlich, nachdem sie etwa wieder eine halbe Stunde geritten sein mochten, sahen sie in der Entfernung von etwa tausend Schritten Lichter schimmern, fanden aber auch zugleich ihren Weg durch vier Pferde versperrt, die, an einen Reisewagen gespannt, quer über die Landstraße standen.

"Führ' deine Pferde hinweg, Fuhrmann!" rief der Kapitän, „oder meine Peitsche wird sie bald weggetrieben haben; warum versperrst du den Weg?"

"Gemach, ihr Herrn, soll gleich geschehen", antwortete ein Mann, der von dem Wagen stieg. Aber die Zeit, die er dazu brauchte, die herabgefallenen Zügel aufzunehmen und zu ordnen, dauerte dem reichen Soldaten zu lange, er versuchte über die schlaff liegenden Stränge des vordersten Gespanns wegzusehen und forderte seinen Freund auf, ein Gleiches zu thun; doch wie es in solchen Fällen blinder Eilen zu geschehen pflegt, in demselben Augenblick zog der Mann am Wagen die Zügel an, und das

¹ Schwäbischer Ausdruck für Spinnstuben.

² Quadrupel heißt eine früher in Spanien geprägte Goldmünze von 4 Pistolen (ungefähr 64 Mark).

Pferd des Kapitäns blieb mit einem Fuß in den straff angeordneten Strängen hängen.

Lanbel sprang ab, um dem Freund zu helfen, der klutcher lief bedauernd herzu, und eben war der Fuß des unbezahlten Koffes frei, als man einige Reiter in aller Eile von der Stadt herbeijagen hörte. Der erste mochte einen Vorsprung von fünf-hundert Schritten, aber kein gutes Pferd haben, denn der Kapitän unterschied deutlich, daß es kurzen Paradegalopp ging; die Tritte der nachfolgenden Pferde schlugen zwar minder kräftig auf, waren aber flüchtiger. „Platz — allons! — Platz!“ rief der erste Reiter; aber in demselben Augenblick hörten auch die beiden jungen Männer eine bekannte Stimme, die mit dem wildesten Ausdruck rief: „Halt, Jude! oder ich schieß' dich mitten durch den Leib.“

Unter dem Volke in Württemberg hört man zuweilen noch einen Reim, der diesen merkwürdigen Moment bezeichnet; er heißt:

„Da sprach der Herr von Röder:
Halt, oder stirb entweder!“

Und der alte Obrist war es auch, der in diesem Augenblick, seinen Begleitern weit voran, eine Pistole in der Hand, ansprengte, den ersten Reiter wütend am Arm packte und schrie: „Wo hinaus, Jude? Warum so schnell zu Kopf, als ich dir nachrief zu warten?“

„Mäßigst Euch, Herr Obrist“, erwiderte der Erste mit stolzem Ton, in welchem aber doch einige Angst durchzitterte; „ich gehe nach Stuttgart, der Frau Herzogin Durchlaucht zu sagen, was in diesem Augenblick für Maßregeln —“

„Das ist auch mein Weg, Herr!“ erwiderte der Obrist mit furchtbarer Stimme; „und keinen Augenblick geht Ihr von meiner Seite, sonst werde ich mit meiner Pistole Beschlag auf Euch legen. Platz da, wer steht hier im Weg?“

„Der Kapitän von Keelzingen von der ersten Kompanie und der Expeditionsrat Lanbel.“

„Guten Abend, meine Herrn!“ fuhr Röder fort. „Habt Ihr geladene Pistolen, Kapitän?“

„Ja, mein Herr Obrist“, war die Antwort des Soldaten, indem er sie aus den Halstern losmachte.

„Ich kommandiere Euch, in welchem Auftrag Ihr jetzt auch sein möget, auf der linken Seite des Herrn Ministers Süß zu reiten. Bei Eurem Dienst und Eurer Ehre als Edelmann, sobald er Miene macht, zu entfliehen, jagt ihm eine Kugel nach. Die Verantwortung nehme ich auf mich.“

„Herr Expeditionsrat“, rief Süß, „ich nehme Euch zum Zeugen, daß mir hier schändliche Gewalt geschieht. Obrist Röder, ich warne Sie noch einmal; dieser Austritt soll gerochen werden!“

„Aber Herr von Röder“, flüsterte Gustav; „ums Himmelswillen, übereilen Sie nichts, bedenken Sie, was daraus entstehen kann. Bedenken Sie“, setzte er lauter hinzu, „den furchtbaren Zorn des Herzogs.“

„Der Herzog ist tot“, jagte Röder laut genug, daß es alle hören konnten.

„Karl Alexander tot?“ rief der Kapitän, auf den alle Begebenheiten dieser Nacht mit einemmal in schrecklichen Erinnerungen hereinstürzten.

„Hat man sichere Nachricht? Gott! Welch ein Fall!“ jagte Gustav besorgt. „War er in Kehl?“

„Er ist in Ludwigsburg vor einer Viertelstunde schnell und plötzlich gestorben. Drum ist es unsre Pflicht, diesen Herrn da, der sich mit der Regierung sehr stark beschäftigte, schnell an das verwaisste Staatsruder zu bringen.“

„Wie, in Ludwigsburg jagt Ihr“, rief Vanbet, „und schnell gestorben? O, ewige Vorsicht!“

„In diesem Ludwigsburg hier“, jagte Röder wehmütig, „und im Bette am Schlag gestorben. Friede mit seiner Asche! Er war ein tapferer Herr. Aber jetzt weiter, ihr Freunde, daß die Nachricht nicht vor uns nach Stuttgart kommt!“

„Meine Herrn“, rief Süß mit einer Stimme, die Zorn und Angst beinahe erstickte, „noch bin ich Minister und erinnere Sie an das Edikt des Herzogs, das mich von aller Verantwortung freispricht; ich sage Ihnen, es kann Ihnen allen schlimm gehen, wenn Sie sich mit Herrn von Röder verbinden. Im Namen des Herzogs und seines Erben befehle ich Ihnen, von mir abzulassen.“

„Jetzt hat dein Reich ein Ende, Jude“, rief der Kapitän, lachte wild, riß ihm den Zaum aus der Hand und schlug sein Pferd mit der langen Peitsche auf den Rücken; der Obrist ritt an der rechten Seite, seine Pistole in der Hand; der Zug setzte sich in Galopp, und Gustav folgte halb träumend durch das singende Dorf, an dem alten Mann, der heiser lachend wieder auf der Brücke saß, und an dem Galgen vorüber, wo die Raben krächzten und mit den Flügeln schlugen. Erst hier, als er einen jenen Blick nach der Richtstätte warf, fiel ihm mit ängstlicher Ahnung Lea und ihr unglückliches Schicksal bei.

14.

Als die Stuttgarter am Morgen nach dieser verhängnisvollen Nacht erwachten, wurden sie von zwei beinahe ganz unglaublichen Nachrichten überrascht. Der Herzog sei, statt außer Landes verreist zu sein, in dieser Nacht zu Ludwigsburg schnell gestorben. Er war ein gesunder, kräftiger Mann gewesen, dem mancher, der ihn gesehen, wohl noch zwanzig — dreißig Jahre gegeben hätte. Die Klagen um seinen Tod verstummten beinahe vor der Freude über eine andere Nachricht; der Jude Süß sei mit mehreren der höchsten Hofherren im Ludwigsburger Schloß gewesen, als der Herzog so plötzlich starb; er habe sich alsobald, nachdem er die Leiche gesehen, aufs Pferd geschwungen und sei halb wahnsinnig Stuttgart zugeritten; Herr von Röder aber, ein Mann, mit dem sich nicht spaßen lasse, habe ihn eingeholt und bewacht nach Stuttgart geführt. Man lachte über die sonderbare Täuschung des Juden: Als er nämlich von der Frau Herzogin, welcher er noch in der Nacht aufgewartet hatte, um zu kondolieren, heraustrat und eine Eskorte nach Haus verlangte, weil er wichtige Akten holen müsse, schloß sich ein Lieutenant mit sechs Mann an ihn an. Am Ende des Korridors machte ihm ein Hauptmann das Kompliment und folgte mit zwölf Mann; jener meinte zwar lächelnd, „es sei zu viel Ehre“, als er aber an Laubek's Haus um die Ecke bog und vier Schildwachen vor seinem Palais bemerkte, als er oben an der Treppe Bajonette blitzen sah und Lea bleich,

verstört und weinend ihm entgegen stürzte, da merkte er, welche Stunde geschlagen habe, und rief: „Oiel, je suis perdu!“

Obgleich das Testament des verstorbenen Herzogs im Fall seines Todes eine Administration bestellt hatte, welche seinen Ministern angenehmer gewesen wäre, so übernahm doch Herzog Rudolf von Neustadt¹ trotz seines hohen Alters als der nächste Agnat die Administration, und das Land fühlte sich erleichtert und zufrieden dabei. Er ließ, außer anerkannt schlechten Menschen, jeden in der Würde, in der er unter der vorigen Regierung stand, und es war dies wirklich eine Art von Gnadenakt, wenn man bedenkt, daß früher zwei Dritteile aller Ämter im Lande gekauft worden waren. Nur einer war nicht zufrieden mit dem Amt, das ihm der Herzog Administrator mit den huldreichsten Ausdrücken bestätigt hatte; es war der junge Lanbek. Er wurde nicht nur als Expeditionsrat außs neue ernannt, sondern, als der alte Röder, im Feuer der Freundschaft für den Landtschaftskonsulenten, dessen Sohn als einen klugen Kopf und trefflichen Juristen schilderte, wählte ihn der Herzog sogar in die Kommission, die den Prozeß gegen den Juden Süß zu führen hatte. Der alte Lanbek fühlte sich dadurch nicht wenig geehrt und nannte seinen Sohn mehrere Male den Stolz und die Stütze seines Alters; aber Gustav machte diese Wahl unaussprechlich unglücklich. Nicht als ob er nicht, wie jeder andere Bürger, den Mann verdammt hätte, der das Land in so tiefes Elend gestürzt; nicht als ob es gegen sein Gewissen gewesen wäre, Verbrechen ans Licht zu ziehen, die man so künstlich verborgen hatte; aber Lea — es war ja ihr Bruder, den er richten sollte, und dieser Gedanke war es, der ihm dieses Geschäft zum Abscheu machte. Kleine Seelen fättigen sich gerne an Rache, und manchem wäre es eine innige Freude gewesen, einen Mann, der noch vor kurzem so hoch stand, jetzt in der tiefsten Kaseratte der Festung zu besuchen, mit herrlicher Stimme ihn von seinem Lager aufzujagen und ihn zu martern und zu peinigen. Dieser Mann hatte sich noch überdies

¹ Da bei Karl Alexanders Tode dessen ältester Sohn, Karl Eugen, erst 9 Jahre alt war, so übernahm vorläufig Herzog Karl Rudolf von Neustadt als nächster Agnat die Vormundschaft und Landesverwaltung.

gegen Gustav persönlich verfehlt, er hatte ihn mit dem empörendsten Übermut behandelt, ihm sogar mit demselben Gefängnis gedroht, in welchem er jetzt selbst, bange um künftige Freiheit, vielleicht selbst um sein Leben, schmachtete. Aber das Herz des jungen Mannes war zu groß, als daß es hätte freudig pochen sollen, als er zum erstenmal als Richter in den Kerker des Mannes trat, der jetzt, entblößt von aller irdischen Herrlichkeit, angethan mit zerlumpten Kleidern, bleich, verwildert, sich langsam aus seinen rasselnden Ketten aufrichtete. Erinnerte ihn doch jetzt noch dieses Gesicht an die Züge eines unglücklichen, geliebten Wesens, und er konnte sich kaum der Thränen enthalten, als nach dem Schlusse des Verhörs der Gefangene sprach: „Herr Lanbek, es gibt ein unglückliches, unschuldiges Mädchen, das wir beide kennen; als man in meinem Hause versiegelte, haben sie die rohen Menschen auf die Straße gestoßen — sie war ja eine Jüdin und verdiente also kein Mitleid. — Mir, Herr, ist kein Pfennig geblieben, womit ich ihr Leben krönten könnte; ich weiß nicht, wo sie ist — wenn Sie etwas von ihr hören sollten — sie hat nichts als das Kleid, das sie trug, als man sie von der Schwelle stieß — geben Sie ihr aus Barmherzigkeit ein Almosen.“

Der junge Mann ließ seinen Thränen freien Lauf, als er allein den Berg von Hohen-Neuffen herabstieg; er erfuhr zwar nachher, daß ihn der Jude belogen habe, daß er, obgleich man über 500,000 Gulden in Gold und Juwelen in seinem Hause fand, doch beinahe 100,000 in Frankfurt in sichern Händen habe, und Gustav konnte leicht einsehen, daß ihn Süß durch diese Vorstellungen von Glend nur habe weich stimmen wollen; aber dennoch konnte er den Gedanken nicht entfernen, daß Lea verlassen und unglücklich sei, und dieser Gedanke wurde immer peinlicher, als er trotz seiner Nachforschungen keine Spur von ihr entdecken konnte.

Der Frühling, Sommer und Herbst waren vorübergegangen, und noch immer dauerte der Prozeß. Es waren Dinge zur Sprache gekommen, wovor selbst den kältesten Richtern graute; aber obgleich der junge Lanbek der Kommission mit edlem Unwillen vorstellte, daß noch vier andere Männer nicht minder schuldig seien als Süß, so schien man doch nur gegen diesen ernstlich vorfahren

zu wollen, weil ihn der allgemeine Haß als den schuldigsten bezeichnete.

Es war an einem trüben Oktoberabend; der alte Konsulent war seit einigen Tagen verreist, und sein Sohn arbeitete im Bibliothekzimmer an einem neuen Verhör, als seine jüngere Schwester, jetzt die glückliche Braut des Kapitäns Keelzingen, ernster als gewöhnlich zu ihm eintrat. Sie sprach anfangs Gleichgültiges, schien aber nur mit Mühe eine Thräne unterdrücken zu können, die endlich wirklich in dem sanften Auge glänzte, als sie fragte, ob er ihr nicht zürnen werde, wenn sie eine bekannte Person zu ihm führe? Er sah sie staunend und verwundert an, doch noch ehe er eine Antwort zu geben vermochte, eilte Käthchen weinend aus dem Zimmer und trat bald darauf mit einem verschleierten Mädchen wieder ein. Noch ehe die trübe Kerze ihre Umrisse deutlich zeigte, noch ehe sie den Schleier zurückschlug, sagte ihm sein ahnendes Herz, wen er vor sich habe; errötend sprang er auf, aber schon hatte die Unglückliche sich vor ihm niedergeworfen, den Schleier zurückgeschlagen, und Lea war es, welche die einst so geliebten Augen düster und bittend zu ihm aufschlug und die bleichen, magern Hände ineinander gerungen flehend nach ihm hinstrckte: „Barmherzigkeit!“ rief sie, „nur nicht sterben lassen Sie ihn; man sagt, er müsse sterben; seine einzige Hoffnung ruht noch auf Ihnen. Wo soll ich Worte nehmen, Ihr großmütiges Herz zu erweichen? Welche Sprache soll ich erdenken, an ein Ohr zu sprechen, das mich einst so wohl verstand?“ — Thränen ließen sie nicht weiter reden, und auch Käthchen weinte bitterlich. Voll von Schmerz und Überraschung faßte Gustav ihre kalten Hände und richtete sie auf; er sah sie an — wie schmerzlich war ihm ihr Anblick! Ihre Wangen waren bleich und eingefallen, die schönen Augen lagen tief, und der Mund, der sonst nur zum Lächeln geschaffen schien, zeigte, daß er jenes süße Lächeln längst nicht mehr kenne. Das schwarze Haar, das um die weiße Stirne hing, und das bleiche Gesicht vollendeten das Gespenstige ihres Anblicks.

„Lea! Unglückliche Lea!“ rief der junge Mann. „Wie lange haben Sie sich verborgen gehalten und Ihren Freunden den letzten

Trost geraubt, zu wissen, ob es Ihnen an nichts gebricht, ob die Freunde etwas für Sie thun können?"

„Ach! das ist es nicht, um was ich Ihre edelmütige Schwester gebeten habe, mich hieher zu führen“, sagte sie schmerzlich lächelnd. „Warum soll es mir denn nicht gut gehen? Ich habe alle meine Hoffnungen und Träume längst begraben, ich pflanzte die Erinnerungen als Blumen auf das Grab und begieße diese Blumen mit meinen Thränen. Nein! Sie waren immer so großmütig gegen Unglückliche, geben Sie mir nur den Trost, daß mein Bruder nicht sterben muß; ach! es ist so bitter, zu sterben, und was nützt sein Tod diesem Lande?“

„Lea“, antwortete der junge Mann verlegen, „gewiß, es ist bis jezt noch nicht davon die Rede gewesen, und ich glaube auch nicht — Sie dürfen sich trösten — es wird nicht so weit kommen.“

„Es wird, und in Ihrer Hand liegt sein Schicksal“, flüsterte sie; „er hat es mir gesagt, ich habe ihn gesprochen; wenn nur der Brief nicht wäre, der Brief kann mich verderben“. O Gustav! halten Sie ihn jahrelang, auf immer im Gefängnis, was liegt an ihm, wenn er in Ketten sitzt? Nur nicht sterben; Gustav, sei'n Sie edelmütig — vergessen Sie den Brief, um den niemand weiß als Sie — mit jener schwachen Kerze dort können Sie das Leben eines Menschen retten.“

„Bruder“, sagte Katharina näher tretend, indem sie seine Hand faßte, „thu' es, dein Gewissen kann nicht gefährdet werden, denn er ist ja auf immer unschädlich gemacht; verbrenne den Brief, er kann sich ja verloren haben.“

Der junge Mann sah die weinenden Mädchen an; ein unabweisbares Gefühl kämpfte in ihm, er schwankte einen Augenblick, und Lea, die diesen Kampf in seinen Mienen las, faßte seine Hand, drückte sie stürmisch an ihr Herz, zog sie zärtlich an ihre Lippen. „Er will!“ rief sie entzückt; „o, ich wußte es wohl, er ist edel; er will sich nicht wie die andern an dem Unglücklichen rächen, der ihn einst beleidigt hat, er läßt ihn nicht sterben, belastet mit Sünden, er läßt ihn leben und fromm und weise werden. Wie gütig bist du, o Gott, daß du noch deiner Engel einen gesendet

haft auf diese öde Erde, der mit der offenen Hand der Barmherzigkeit segnet und nicht mit dem flammenden Schwert der Rache den Verbrecher zerschmettert!“

„Nein — nein — es ist nicht möglich!“ sprach Lanbek mit tiefem Schmerz. „Sieh', Lea, mein Leben möchte ich hingeben, um deine Ruhe zu erkaufen, aber meine Ehre! Gott! meinen guten Namen! Es ist nicht möglich! Sie wissen um den Brief, einige haben ihn gelesen, und — morgen soll ich ihn vortragen. Rätthchen' sprich, ich beschwöre dich, kann, darf ich es thun?“

Rätthchen weinte, und eine leise Bewegung ihres Hauptes schien anzudeuten, daß es auch ihr unmöglich scheine. Lea aber hatte ihm mit starren Blicken zugehört; über die bleichen Wangen ergoß sich die Röthe der Angst, sie beugte sich vor, als könne sie die schreckliche Verneinung nicht recht vernehmen; sie sah, als sich Gustav auf seine Schwester berief, mit einem Blick voll schmerzlicher Zuversicht nach dieser hin, sie streckte die Hand krampfhaft aus, wie ein Ertrinkender, der nach dem schwachen Zweig am Ufer die Hand ausstreckt — vergebens.

„So muß er sterben“, sagte sie nach einer Weile leise, „und du — du brichst ihm den Stab? Das war es also, warum ich lebte und — liebte? Es ist ein sonderbares Rätzel, das Leben! Hätte ich dies gedacht, als ich noch ein fröhliches Kind war? Hätte ich gedacht, daß wir so untergehen müßten?“

„Armes, unglückliches Mädchen!“ sprach Rätthchen und schloß sie in ihre Arme. „Ach, gewiß, er kann nicht anders handeln, ich sehe es selbst ein; und wenn es dich trösten kann, komm' zu mir, so oft du willst, du sollst gewiß treue Theilnahme finden —“

„Lea“, unterbrach sie ihr Bruder, „wenn wir etwas für Sie thun können; Sie sind an Wohlstand gewöhnt — dieses Kleid hier sagt mir, daß Sie in Not sind.“

„Komm', Lea“, fuhr Rätthchen fort, „wir sind beinahe von derselben Größe, nimm von meinen Tüchern, von meinen Kleidern, du machst mir Freude, wenn du es thun willst.“

„Das Vermögen Ihres Bruders, das er außer Landes besitzt“, sagte Gustav, „soll und muß für Sie gerettet werden, Sie haben die nächsten Ansprüche, und ich will gewiß das meinige thun.“

„Guter Gustav“, unterbrach sie ihn, indem sie sich zu einem Lächeln zwang; „lassen wir das; die Leute sagen, daß er sein Vermögen den Armen dieses Landes entzogen habe. Da hatte er unrecht, und es wäre besser, er hätte dieses Land nie gesehen; aber ebenso unrecht wäre es von mir, von diesem Golde Gebrauch zu machen, das ihm den Tod bringen wird. Aber von dir, liebes, schönes Mädchen, nehme ich ein Tuch an, weil es jetzt so kalt wird. Ich höre, du bist Braut; sei doch recht glücklich! Möchten dies die letzten Thränen sein, die jetzt in deinen Wimpern hängen, und wenn du weinen mußt, so sei es nur fremdes Unglück, um das dein schönes Herz trauert.“

„Lea“, sagte der junge Mann mit tiefem Schmerz, „ich kann dich nicht so hinweglassen; es ist die trügerische Ruhe der Verzweiflung, die ans dir spricht. Besuche doch meine Schwester; sage, wo du wohnst. — Ach, wenn du Mangel littest! — Scheide nicht im Groll von mir, Lea! Gott weiß, daß ich nicht anders konnte!“

„Und auch ich weiß es, Gustav, und war ein thörichtes Mädchen, dich auf diese gefährliche Probe zu stellen; unser Unglück ist so groß, daß eine kleine Hülfe mit deiner Ehre, mit deiner Ruhe zu teuer erkauft wäre. Lebet wohl! Ich brauche wenig, vielleicht bald gar nichts mehr, und sollte ich etwas nötig haben, so bin ich nicht zu stolz, zu dieser Freundin zu kommen, der einzigen, die mir das Unglück erworben hat.“

„Und vergibst du?“ sagte Gustav mit Thränen.

„Ich habe nichts zu vergeben“, erwiderte sie, indem sie ihm mit mehr Fassung, als die beiden Geschwister erhalten hatten, die Hand bot. „Lebe wohl, Freund! Ich gehe, meine Blumen zu begießen. Möge der Gott meiner Väter dich so glücklich machen, als es dein reiches Herz verdient!“ Sie sagte es, warf noch einen Blick voll Liebe auf ihn und ging, von Käthchen begleitet.

Der junge Mann blickte ihr wehmütig nach; es war ihm, als hätte diese Stunde einen mächtigen Einfluß auf sein Leben, aber er ahnete auch, daß er das unglückliche Mädchen zum letztenmal gesehen habe.

15.

Es würde unsere Leser ermüden, wollten wir sie von dem Prozeß des Juden Süß noch länger unterhalten. Es ging damals wie ein Lauffeuer durch alle Länder und wird da und dort noch heute erwähnt, daß am 4. Februar 1738 die Württemberger ihren Finanzminister wegen allzu gewagter Finanzoperationen aufgehängt haben. Sie hingen ihn an einen ungeheuren Galgen von Eisen in einem eisernen Käfig auf. Im Dekret des Herzog Administrator heißt es: „Ihne zu wohlverdienter Straff, jedermanniglich aber zum abscheulichen Exempel.“ Beides, die Art, wie dieser unglückliche Mann mit Württemberg verfahren konnte, und seine Strafe, sind gleich auffallend und unbegreiflich zu einer Zeit, wo man schon längst die Anfänge der Zivilisation und Aufklärung hinter sich gelassen, wo die Blüte der französischen Litteratur mit unwiderstehlicher Gewalt den gebildeteren Teil Europas aufwärts riß.

Man wäre versucht, das damalige Württemberg der schmachlichsten Barbarei anzuklagen, wenn nicht ein Umstand einträte, den Männer, die zu jener Zeit gelebt haben, oft wiederholen, und der, wenn er auch nicht die That entschuldigt, doch ihre Notwendigkeit darzuthun scheint. „Er mußte“, sagen sie, „nicht sowohl für seine eigenen schweren Verbrechen als für die Schandthaten und Pläne mächtiger Männer am Galgen sterben.“ Verwandtschaften, Ansehen, heimliche Versprechungen retteten die andern, den Juden — konnte und mochte niemand retten, und so schrieb man, wie sich der alte Landschaftskonsulent Lanbek ausdrückte, „was die übrigen verzehrt hatten, auf seine Zehne“. Es sind seitdem neunzig Jahre verflossen, und wir wissen nicht, ob damals der schmachliche Tod dieses Mannes die Gemüther über alles Frühere beruhigte und befriedigte. Ein Edikt des Administrators wenigstens scheint es nicht ganz zu beweisen, denn er sah sich genötigt, zu verordnen: „daß die Unterthanen alle widrigen Nachreden und ungleichen Urteile über den hochseligen Herrn bei Strafe und Ahndung vermeiden und denselben im schuldigst-respektueusesten Andenken halten sollten“.

Der alte Lanke that das letztere auch ohne dies Gedikt, denn so oft der Name Karl Alexanders genannt wurde, küßete er mit besorgter Miene sein Mützchen und sagte: „Gott habe ihn selig!“ Er folgte auch dem hochseligen Herrn noch unter der Vormundschaft Rudolfs von Neustadt. Man sagt, sein Sohn habe nie wieder gelächelt, und selbst Schwager Reelzingen konnte ihm mit den herrlichsten Späßen keine heitere Miene abgewinnen. Noch Anno 1793 sah man ihn als einen hohen, mageren Greis an einem Stocß über die Straße schreiten; seine Miene war ernst und düster, aber sein Auge konnte zuweilen weich und teilnehmend sein. Er hat nie geheiratet, und die Sage ging damals, daß er nur einmal und ein unglückliches Mädchen geliebt habe, das ihren Tod im Neckar freiwillig fand. Männer, die ihn gekannt haben, versichern, daß er, gewöhnlich kalt und verschlossen, dennoch sehr interessant in der Unterhaltung gewesen sei, wenn man ihn auf gewisse metaphysische Untersuchungen brachte, mit welchen er sich in seinem hohen Alter hauptsächlich beschäftigte. Er starb, betrauert von vielen, die ihn und sein Schicksal kannten, und beweint von den Armen und Unglücklichen. Mein Großvater pflegte von ihm zu sagen: „Es war einer von jenen Menschen, die, wenn sie einmal recht unglücklich gewesen sind, sich nicht mehr an das Glück gewöhnen mögen.“



Das Bild des Kaisers.

„Ne crains pas cependant, ombre encore inquiète
Que je vienne outrager ta majesté muette!
Non — la lyre aux tombeaux n'a jamais insulté.“

*A. de Lamartine.*¹

1.

In dem Kabriolett des Giltwagens, der zweimal in der Woche von Frankfurt nach Stuttgart geht, reisten vor einigen Jahren an einem der schönsten Tage des Septembers zwei junge Männer. Der eine von ihnen war erst eine Station hinter Darmstadt eingestiegen und hatte dem früheren Passagier schon beim ersten Anblick durch sein schmuckes Äußere und den freundlichen Gruß, womit er sich neben ihn setzte, die Furcht, der Zufall möchte ihm eine unangenehme Nachbarschaft geben, völlig benommen. Der Fortgang der Reise bewies, daß er nicht unrichtig geurteilt hatte, wenn er seinen Reisegefährten für einen wohlgezogenen, anständigen Mann hielt. Was er sprach, war, wenn nicht gerade heiter, doch offen und verständig; nicht selten sogar überraschten den Reisenden leicht hingeworfene Äußerungen, Gedanken seines Nachbarn, die von seiner Bildung, gesellschaftlicher Erfahrung und einer Belesenheit zeugten, die er denn doch hinter dem etwas groben Jagdrock und der unscheinbaren Ledermütze nicht gesucht hätte. Überhaupt dachte es diesem Reisenden, er müsse, je weiter er im Süden vordrang, desto öfter und nicht ohne Beschämung

¹ Anfang der fünften Strophe aus Lamartines Rebitation „Bonaparte“. — Marie Louis Alphonse de Lamartine (1790—1869), franz. Minister, Dichter und Historiker, machte sich besonders durch seine „Méditations poétiques“, seine „Harmonies poétiques et religieuses“ und durch seine „Histoires des Girondins“ bekannt.

dem Lande und den Bewohnern Vorurtheile abbitten, die man in der Ferne, vom Hörensagen, besonders in einem Alter von vier- undzwanzig Jahren, so leicht annimmt.

Wie anders war ihm dieses Land im Brandenburgischen geschildert worden! Manche Reisende hatten zwar diese Bergstraße, dieses Neckarthal gelobt, doch erschien dann ihre Beschreibung matt und klein gegen die Wunder der Schweiz, zu welchen sie auf dieser Straße geeilt waren. Über die Bewohner war aber in seiner Heimat nur Eine Stimme. Hier, bald hinter Darmstadt, fangen die Schwaben an, erzählte man dem jungen Reisenden in Berlin mit einem mitleidigen Blick auf die Karte, mit einem noch mitleidigeren auf ihn, der diese Länder besuchen wolle. Da geht alles gesellschaftliche Leben, alle Bildung aus; ein rohes, unsittliches Volk, das nicht einmal gutes Deutsch sprechen kann. Und leider! nicht nur die untersten Klassen leiden an diesem Mangel, auch die besseren Stände haben einen Anstrich von eingeschränktem, ungalantem Wesen und reden so elendes Deutsch, daß sie vor Fremden, um nicht erröthen zu müssen, französisch sprechen. Das war der Keisepfennig, den man ihm nach Schwaben mitgab, und in dem jungen und romantischen Kopf des jungen Brandenburgers hatten diese Sagen sich endlich während der schönen Muße, die ihm die Sandkunststraßen und die schnapsenden Postillons seines Vaterlandes gönnten, so sonderbar gestaltet, daß er sich selbst wie einer jener wohlherzogenen jungen Herren in einem Scottischen Roman erschien, die, von den wehmütigen Erinnerungen an die feinsten Zirkel, an Theater und alle Genüsse der großen Welt erfüllt, von London austreiben, um das Hochland und seine barbarischen Bewohner zu besuchen.

Doch als die herrliche Welt jener Berge von Obst und Wein und jene gesegneten Thäler sich vor seinen Blicken aufthaten, als die schönen Dörfer mit ihren roten Dächern, mit ihren reinlichen, fröhlichen Menschen seinem erstaunten Auge sich zeigten, als da und dort zwischen prachtvollen Buchenwäldern eine alte Burg und ein Schloß mit schimmernden Fenstern auftauchte, da fiel er beinahe in das andere Extrem: er strömte über von Lob und Bewunderung und bemitleidete die arme, flache Mark, ihren

fahlen Sandboden, ihre mageren Tannen und ihre bleichen Bewohner, von welchen vielleicht Tausende aus dem Leben gingen, ohne nur eine jener üppigen Trauben gesehen zu haben, die hier in unendlicher Fülle durch das grüne Laub schimmerten, und ein schwacher Trost für seinen Patriotismus war, daß die Natur seine Landsleute durch höhere Einsicht, eine wohlklingendere Sprache und feinere Bildung in etwas wenigstens entschädigt habe.

Der junge Mann an seiner Seite schien übrigens, obgleich man seiner Sprache den südlichen Accent anfühlte, die Gesetze des Anstandes nicht minder gut zu verstehen als der Brandenburger; zum mindesten verriet keine seiner Fragen Neugierde, über dessen Stand, Vaterland und Reisezweck etwas zu erfahren, er benahm sich zuvorkommend, aber würdig, schien geneigter zu antworten als zu fragen, und übernahm es, ohne sich dadurch belästigt zu fühlen, den Fremden über Namen und Geschichte der Burgen und Städte, die ihm auffielen, zu unterrichten.

So ruhig und kalt übrigens der junge Mann im Jagdkleid über diese Dinge Aufschluß gab, so waren es doch zwei Punkte, über welche er wärmer und länger sprach. Einmal, als sein Nebensther über die gute Gesellschaft in Schwaben einige seiner sonderbaren Begriffe preisgab, sah ihn der Grüne mit Verwundrung an, fragte ihn auch, ob er vielleicht auf einem andern Wege schon früher in Schwaben gewesen sei, und als jener es verneinte, erwiderte er:

„Ich weiß, man macht sich hin und wieder, besonders in Norddeutschland, sonderbare Begriffe von uns. Ob mit Recht, mögen Sie selbst entscheiden, wenn Sie einige Zeit in unserer Mitte verweilt haben. Doch möchte ich Ihnen raten, zuvor etwas umfangener die mögliche Quelle solcher Urtheile zu betrachten. Ich gebe zu, daß eine gewisse nachtheilige Ansicht über mein Vaterland seit Jahrhunderten besteht; zum mindesten sind die Schwabenstreiche nicht erst in unseren Tagen bekannt geworden. Doch scheint ein großer Theil dieser aberwitzigen Dinge aus einer gewissen Eifersucht der Volksstämme hervorzugehen und aus der Kleinstädterei, die von jeher in unserem lieben Deutschland herrschte. In Schwaben z. B. erzählt man alle jene Sonderbarkeiten, die andere uns

aufbürden, von den Österreichern; daß aber dieses Vorurteil selbst in neueren Zeiten, selbst durch die Fortschritte der Kultur und das regere gesellige Leben nicht geschwächt wurde, hat zwei wichtige Gründe, die größere Schuld aber liegt nicht auf der Seite von Süddeutschland.“

„Bitte!“ rief der brandenburgische Reisende etwas ungläubig. „Ich sollte doch nicht denken —“

„Man beurteilt unsere Sitten nach meinen Landsleuten, die man in Norddeutschland sieht. Wenn nun diese auch die vernünftigsten Menschen wären, es würden ihnen doch zwei Mängel anhängen, die sie in Ihren Augen in Nachteil setzen. Einmal die Sprache —“

„Bitte!“ erwiderte sein Gefährte verbindlich. „Nicht alle, Sie zum Beispiel drücken sich allerliebste aus.“

„Ich drücke mich aus, wie ich denke, und so macht es ein guter Teil meiner Landsleute auch, weil wir aber die Diphthongen anders aussprechen als ihr, die Endsilben entweder nach unserer altertümlichen Form ändern oder im Sprechen übereilen, klingt euch unsere Sprache auffallend, hart, beinahe gemein. Die meisten Schwaben, die Sie bei sich sehen, sind junge Männer, die von der Universität kommen und die Anstalten in Norddeutschland besuchen, oder Kaufleute, die ihr Handelsweg dahin führt. Diesen Menschen legen nun Ihre Landsleute durchaus ihren eigenen Maßstab an und thun sehr unrecht daran. In Ihrem Lande wird den äußern Formen und dem Benehmen des Knaben und des Jünglings einige Aufmerksamkeit geschenkt, er wird sehr bald in die geselligen Kreise gezogen; bei uns findet dies vielleicht erst um acht oder zehn Jahre später statt.“

„Nun, das ist es ja gerade, was ich sagte“, entgegnete jener, „diese Formen gewinnt keiner durch sich selbst, und dies ist also ein Fehler Ihrer Erziehung —“

„Vorausgesetzt, daß jene Formen wirklich so trefflich, daß sie das sind, was dem zukünftigen Bürger eines Staates vor allem als nützlich und notwendig einzuimpfen ist.“

„Das soll es ja nicht! Aber so auf dem Wege mitnehmen kann er sie doch wohl“, meinte der Fremde.

„Wenn er sie nur so mitnimmt, verliert er sie auch gelegentlich“, erwiderte der Schwabe. „Doch das ist nicht der Punkt, wovon wir sprechen. Ich behaupte nur, man hat in Norddeutschland nurecht, unsere Sitten und unsere Gesellschaft nach Lanten zu beurteilen, die der Gesellschaft eigentlich noch nicht angehört hatten, die vielleicht in die Welt geschickt wurden, um ihre Sitten abzuschleifen. Oder wollten Sie nach einigen jungen Gelehrten, die gerade aus der Studierstube zu Ihnen kamen und sich vielleicht ungehört in Sprache und Manieren zeigten, die Landsleute dieser Menschen beurteilen?“

„Gewiß nicht, aber gestehen Sie selbst, man hört doch selbst von der guten Gesellschaft in Schwaben so sonderbare Gerüchte von ihren Sitten und Gebräuchen, von ihren Frauen und Mädchen.“

„Vielleicht kaum so sonderbar“, versetzte der Jäger lächelnd, „als man bei uns von den Sitten Ihrer Damen hört; denn unsere Mädchen stellen sich die norddeutschen Damen gewiß immer mit irgend einem gelehrten Buch in der Hand vor. Die zweite Quelle des Irrtums über mein Vaterland sind aber Ihre reisenden Landsleute und die eigentümlichen Verhältnisse unseres Familienlebens. In Norddeutschland fällt es nicht schwer, in Familienkreisen Zutritt zu bekommen, durch einen Bekannten zehn zu erwerben. In Schwaben ist es anders: man ist heiter, gesellig unter sich — der Fremde wird als etwas Fremdes angestaut, aber eher vermieden als eingeladen, doch werden Sie für diese scheinbare Kälte immer eine Entschädigung finden. Ihre Landsleute öffnen die Thür, aber selten das Herz; meine Schwaben sind vorsichtiger, aber sie schließen sich an den, welchen sie liebgewonnen, mit einer Herzlichkeit an, die Sie bei künstlichen und verfeinerten Sitten umsonst suchen.“

„Und also liegt eine zweite Quelle unserer Vorurteile“, fragte der Fremde, „darin, daß meine Landsleute eigentlich gar nicht in Ihren besseren Kreisen einheimisch wurden?“

„Gewiß!“ sagte der Nachbar. „Lernen Sie, wenn Ihnen das Glück wohl will, in die Kreise unserer bessern Stände zu kommen, lernen Sie uns näher kennen, lassen Sie sich nicht durch Ihre eigenen Ansichten über Leben und Sitte durchaus leiten, und Sie

werden ein gutes, herzliches Völkchen finden, gebildet genug, um, wenn man nur die rechte Saite anschlägt, sich mit den Gebildetsten zu messen, vernünftig genug, um die Grenzen guter Sitten festzuhalten und das Lächerliche der Unsitte zu belächeln.“

Der Fremde aus der Mark lächelte. „Er liebt sein Land“, dachte er, „und er verteidigt es mit Wärme, weil er es nicht sinken lassen will oder Besseres nie gesehen hat.“ Er entschuldigte bei sich die warme Verteidigung des Schwaben, aber dennoch konnte er es sich nicht verjagen, einen kleinen Triumph über jenen zu feiern. Er machte ihn mit der Geläufigkeit der Zunge und jener Übung, über ein Nichts schnell und vieles zu sprechen — die man im Norden unseres Vaterlandes häufiger als im Süden treffen soll — auf andere große Vorzüge aufmerksam, welche die nördlichen Provinzen Deutschlands vor den südlichen voraushaben. Er zählte immer zwanzig Schriftsteller und Dichter seiner Heimat gegen einen im Süden, und der Schwabe konnte endlich dem Schwall seiner Beredsamkeit nur dadurch Einhalt thun, daß er, als sie um eine Ecke der Landstraße bogen, auf die erhabenen Ruinen von Heidelberg hinwies; der Fremde betrachtete sie staunend und mit Entzücken. Ihre rötlichen Steinmassen waren von der sinkenden Herbstsonne noch höher geröthet, und der Abend ließ die Bäume und Gesträuche, die in den verfallenen Mauern wuchsen, im dunkelsten, wundervollsten Grün erscheinen. Durch die hohen, offenen Fensterbogen blickte der schwärzliche Wald hervor, den Gipfel des Berges umzog jener duntige Schleier, welcher allen Gegenständen so eigenen geheimnißvollen Reiz verleiht, und von oben herab spiegelten sich die rötlichen Abendwölkchen und der dunkelblaue Himmel in den Fluten des Neckars.

„Und haben Sie solche Poesie in der Mark?“ fragte der Jäger mit gutmüthigem Lächeln.

Der Fremde schien es nicht zu hören, unverwandt hingen seine Blicke an diesem reizenden Schauspiel, er mochte fühlen, daß es sich an solchen Stellen über Poesie nicht gut streiten lasse.

Nach diesem Vorfall kehrte übrigens auf dem Gesicht des Jägers die vorige Ruhe und Unbefangtheit zurück, er stritt über

keinen Gegenstand, schien sogar über manche Dinge sich behutsam auszudrücken.

Als aber das Gespräch unter den beiden Reisenden, da die hereinbrechende Nacht ihre Aufmerksamkeit auf die Gegend hemmte, auf einige neuere Ereignisse und auf Politik kam, schien es dem jungen Mann aus der Mark, obgleich er die Züge seines Nachbarn nicht mehr gut unterscheiden konnte, sein Atem gehe schneller, seine Rede werde wärmer, kurz, man habe einen Punkt der Unterredung getroffen, welcher für den Schwaben von hohem Interesse sei. Man sprach von der Gestalt und der inneren Kraft Deutschlands. Mit einer gewissen Erbitterung zog jener eine Parallele zwischen jetzt und sonst, die nicht gerade zum Vorteil der neueren Zeit ausfiel. Der Fremde, dessen Grundsätze im ganzen nicht mit diesen Ansichten übereinstimmen mochten, gab ihm dennoch, nicht ohne einiges Selbstgefühl, die letzten Sätze zu. Unglücklicherweise fing er seinen Satz: „Ich bin ein Preuße“ an, und reizte dadurch unwillkürlich den Unmut des jungen Mannes noch mehr auf. Denn dieser vergaß nun jede Rücksicht der Klugheit; mit einer Veredsamkeit, die an jedem andern Orte dienlich gewesen wäre, suchte er seine Meinung durchzuführen, und nichts war ihm zu hoch, das er nicht mit seinem eigenen Maßstab gemessen hätte. Der Preuße, der solche Leute nur vom Hörensagen und unter dem gefährlichen Namen „Köpenicker“ kannte, erschrak über diese Äußerungen. Konnte nicht der Postillon, konnte nicht ein Passagier im Bauch des Wagens diese Reden vernommen haben? Spandan, Köpenick, Jülich und alle möglichen festen Plätze schwebten vor seiner aufgeregten Phantasie, und das beste Mittel, seinen Nachbar zum Stillschweigen zu bringen, schien ihm, wenn er sich in die Ecke drückte und sich schlafend stellte.

2.

Als die beiden Reisenden am Morgen nach dieser gefährlichen Nacht erwachten, sahen sie in geringer Entfernung die Thürme von Heilbronn aus dem Nebel tauchen. „Hier endet meine Fahrt“, jagte der Herr im grünen Rock, indem er auf die Stadt deutete,

„und Ihnen danke ich es“, setzte er mit einem freundlichen Blick auf seinen Nachbar hinzu, „daß ich diesmal diesen Wagen ungern verlasse. Wie angenehm wäre mir noch ein Tag in Ihrer Gesellschaft vergangen!“

„Es ist mein Los schon seit vierzehn Tagen gewesen“, erwiderte der Brandenburger. „Der enge Raum macht nachbarlich; Menschen, welche vielleicht in einer größern Stadt, selbst wenn sie Zimmernachbarn gewesen wären, jahrelang unter sich kein Wort gewechselt hätten, treten sich nahe durch den so natürlichen Drang nach Mitteilung. Der Platz an meiner Seite wechselte öfter als in einer Schlacht, doch darf ich mir Glück wünschen, Sie wenigstens so lange zu meinem Nachbar gehabt zu haben, denn so bin ich auf die angenehmste Weise in Ihr Vaterland eingeführt worden.“

„Werden Sie länger in Württemberg verweilen?“

„Ich besuche Verwandte meiner Mutter“, erwiderte der Fremde; „je nachdem sie und die Residenz mir gefallen, werde ich länger oder kürzer verweilen.“

„Wir werden uns schwerlich wiedersehen“, sagte der Grüne, „ich wüßte wenigstens nicht, was mich nach Stuttgart treiben sollte. Vergessen Sie aber nie, was ich Ihnen über den Charakter meiner Landsleute sagte. Können Sie nach ihrer Denkungsart, nach ihren Sitten sich ein wenig richten, so werden Sie überall gesucht und willkommen sein. Unsern Damen sind Sie dann als Fremder nur um so interessanter und unsern Männern — nun da kommt es immer auf den Zirkel an, in welchem Sie leben; nur müssen Sie“, setzte er mit einem Lächeln hinzu, das zwischen Ironie und gutmütiger Freundlichkeit schwebte, „nie zu deutlich und fühlbar machen — —“

„Nun?“ rief der Fremde erwartungsvoll, als jener innehielt.

„Daß Sie kein Deutscher, sondern ein Preuße sind.“

Das schmetternde Horn des Postillons und das Rasseln des schweren Wagens auf dem Steinweg übertönte die Antwort des Fremden. Den Passagieren ward in dieser Stadt eine kleine Rast vergönnt, und der Fremde wollte seinen Nachbar vom Gilwagen noch einmal zum Frühstück einladen. Doch schon unter der Thüre

des Posthauses überreichte diesem ein alter Reitknecht mehrere Briefe; er riß den einen hastig, errötend auf, und sein Reisegefährte bemerkte im Vorübergehen, daß es die Handschrift einer Dame sei. Der Fremde trat etwas verstimmt in dem Wirtshaus ans Fenster; er sah den Jäger angelegentlich mit seinem Diener sprechen, und bald darauf führte man zwei schöne Pferde vor. In demselben Augenblick trat der grüne Herr eilends in den Saal, seine Augen suchten und fanden den Reisegefährten, er trat zu ihm, doch nur, um schnell, aber herzlich von ihm Abschied zu nehmen, und so konnte ihn der Brandenburger zu seinem großen Verdruß nicht einmal nach dem Haus und der Familie Rätchens von Heilbronn fragen, eine Frage, die er sich unter seinen Reiseotizen aufgezeichnet und doppelt unterstrichen hatte. Doch der Anblick des Jägers, wie er sich so leicht in den Sattel des schönen, stolzen Pferdes schwang, wie er so majestätisch über den Markt hinsprengte, schüteten ihn mit der beinahe unhöflichen Hast aus, womit jener von ihm Abschied genommen hatte. Er gestand sich, selten eine so wohlgebaute Gestalt mit einem so schönen, ausdrucksvollen Gesicht vereint gesehen zu haben.

„Wer war dieser Herr im grünen Kleid?“ fragte er den Kellner, der am andern Fenster dem Reiter nachblickte.

„Mit dem Namen kann ich nicht dienen“, antwortete jener; „ich weiß nur, daß man ihn ‚Herr Baron‘ nennt, daß sein Vater einige Stunden von hier am Neckar Güter hat, und daß sie sehr reich sein sollen; in die Stadt kommt er selten.“

Nicht ganz zufrieden mit dieser Erklärung, setzte sich der junge Mann wieder in den Wagen. Sein Vater, der früher einmal in diesem Lande gewesen war, hatte ihm so viel Sonderbares von „schwäbischen Baronen“ erzählt, daß er in seinem liebenswürdigen und gewandten Reisegefährten keinen solchen vermutet hätte. Sein neuer Nachbar, der ihm gleich in der ersten Viertelstunde vertraute, daß er ein Hopfenhändler aus Bayern sei, machte ihm den Verlust, den er erlitten, nur um so fühlbarer, und da er am Hopfenbau wenig Unterhaltung fand, beschäftigte er sich damit, über den Charakter des jungen Mannes, der ihn verlassen hatte, nachzudenken und dann noch einmal alle

Erwartungen und Hoffnungen zu durchlaufen, die er sich von seinen Verwandten, zu welchen er reiste, gemacht hatte. Von dem Oheim versprach er sich für seine Unterhaltung wenig; er mußte nach seiner Berechnung ein vorgerückter Sechziger sein; mürrisch, ungefällig und eigensinnig hatte ihn sein Vater schon vor fünf und zwanzig Jahren gekannt, und solche Eigenschaften pflegen sich im Alter nicht zu verbessern. Desto mehr versprach sich der junge Mann von Fräulein Anna, seiner Koufine. Von einem seiner Freunde, der längere Zeit in Schwaben gelebt hatte, war sie ihm als eine Zierde dieses Landes genannt worden. Ein angenehmes, trauliches Verhältnis von fünf bis sechs Wochen schien ihm ganz wünschenswert, und so eifrig war seine Berechnung der Mittel, die ihm zu Gebot standen, sich liebenswürdig zu zeigen, so gewiß war er sich des Eindrucks bewußt, den seine Person, sein Wesen unfehlbar machen müsse, für so leicht zu erobern hielt er das Herz eines „Fräuleins in Schwaben“, daß ihm nicht einmal der Gedanke kam, die schöne Koufine Anna könne sich vielleicht schon versehen haben.

Er ließ sich, in der Residenz angekommen, sogleich nach dem Hause führen, wo sein Oheim sonst gewohnt hatte,

Aber mit dem Donnerworte
Ward ihm aufgethan,
Die du suchest —¹

wohnen schon seit langer Zeit auf einem Landgut, sie werden auch im nächsten Winter nicht zurückkehren, und selbst dies Haus gehört ihnen nicht mehr eigen.

Der Reisende aus Brandenburg war schnell entschlossen. Er benützte diesen Tag, um sich die freundliche Stadt zu betrachten, und eilte dann denselben Weg, welchen er hergekommen war, zurück nach dem unteren Neckarthal, wo der Landsitz seines Oheims lag.

Je näher er dieser reizenden Gegend kam, desto angenehmer war es ihm, daß er einige Wochen auf dem Lande zubringen

¹ Aus der fünften Strophe von Schillers Ballade „Ritter Toggenburg“, mit kleiner Aenderung.

folgte. Er wußte aus eigener Erfahrung, daß man auf dem Lande, abgechnitten von den Zerstreuungen der Stadt und jener Formen enthoben, die man dort für schön und notwendig, hier für überflüssig und lästig hält, schnell bekannt und befreundet wird, daß man sich, auf eine kleine Gesellschaft beschränkt, schneller nahe-rückt. — Etwa eine Stunde von dem Gut bog der Weg von der Hauptstraße ab. Der Kutscher, den er gemietet hatte, deutete auf einen Fußpfad, der in den Wald lief; der Fahrweg wende sich um den ganzen Berg her, jagte er, doch auf diesem Pfad könne man zu Fuß in bei weitem kürzerer Zeit zum Schloß Thierberg hinaufgelangen. Der junge Mann stieg aus; er war bisher auf einem Bergrücken gefahren, sah nun eine mäßige, mit Wald bewachsene Anhöhe vor sich und schloß, weil er gehört hatte, das Schloß seines Oheims liege im Neckarthal, man müsse von dieser Höhe eine weite Aussicht in das Thal genießen. Er ließ den Wagen weiter fahren und stieg den Seitenpfad hinauf. Ein Wald von prachtvollen Buchen nahm ihn auf. Nie hatte er diesen Baum so kräftig, so majestätisch gesehen, zwischen durch erblickte er hie und da Eichen und schöne Eichen und zu seiner nicht geringen Verwunderung Waldkirchbäume von ungewöhnlicher Höhe. Nach und nach wurde ihm das Steigen schwerer; der Berg schien sich auf einmal steiler zu erheben, und er war oft versucht, die unbequeme Eleganz zu verwünschen, in welche ihn sein Berliner Schneider gekleidet hatte. Endlich hatte er den Gipfel erreicht, aber noch öffnete sich keine Aussicht. Die Bäume schienen dichter zu werden, je mehr sich der Pfad wieder senkte, und als sich, um seine Ungebuld zu vermehren, der kleine Pfad in zwei noch kleinere teilte, die nach verschiedenen Richtungen liefen, schmählte er auf den Kutscher und auf seine eigene Thorheit, die ihn verleitet hatten, in einem fremden Wald sich zu verirren. Er schlug endlich den Weg rechts ein und sah, nachdem er einige hundert Schritte gegangen war, zu seiner großen Freude ein buntes Kleid durch das Laub schimmern.

Er verdoppelte seine Schritte und war nicht wenig betroffen, als er plötzlich vor einer jungen Dame stand, die im Schatten einer alten Eiche auf einer Bank saß. Sie hatte ein Buch in der

Hand, von welchem sie, als sein Schritt in den abgefallenen Blättern rauschte, langsam und ruhig ihre schönen Augen erhob; doch auch sie schien betroffen, als es ein junger, städtisch gekleideter Herr war, den sie in dieser Einsamkeit vor sich sah; sie errötete flüchtig, aber sie senkte ihren Blick nicht, der fragend an dem unerwarteten Besuch hing. Der junge Mann verbeugte sich einigemal, ehe er recht wußte, was er sagen wollte. „Ist wohl das schöne Mädchen Kousine Anna?“ war alles, was er in diesem Augenblick zu denken und sich zu fragen vermochte, und erst als er sich diese Frage schnell bejaht hatte, trat er näher zu der jungen Dame, die indessen ihr Buch schloß und von ihrem Bänkehen aufstand. „Bitte um Vergebung“, sagte er, „wenn ich Sie gestört haben sollte; ich fürchte, von dem Wege abgekommen zu sein. Kann ich hier nach dem Schloß des Herrn von Thierberg kommen?“

„Auf diesem Fußpfad nicht wohl, wenn Sie hier nicht bekannt sind“, erwiderte sie mit einer tiefen, aber klangvollen Stimme; „Sie haben oben einen Fußpfad links gelassen, der nach dem Schloß führt.“ Sie verbeugte sich nach diesen Worten, und der junge Mann ging seinen Weg zurück; doch kaum hatte er einige Schritte gemacht, so zog ihn ein unwiderstehliches Gefühl zurück. Das schöne Mädchen stand noch einmal von ihrem Sitz auf, als sie sie ihn zurückkehren sah, doch diesmal schien Verstörung ihre Wangen zu färben, und eine gewisse Ungstlichkeit blickte aus ihren großen Augen. Auf die Gefahr hin, für unbescheiden zu gelten, fragte der Reisende: ob er vielleicht die Ehre gehabt habe, mit Fräulein von Thierberg zu sprechen?

„Ich heiße so“, antwortete sie etwas besangen.

„Eh bien, ma chère cousine!“ sagte er lächelnd, indem er sich artig verbeugte, „so habe ich das Vergnügen, Ihnen Ihren Vetter Kantow vorzustellen.“

„Wie, Vetter Albert!“ rief sie freudig. „So haben Sie endlich doch Wort gehalten? Wie wird sich der Vater freuen! Und was macht Onkel und die liebe Tante, und wie sind Sie gereist?“ So drängte sich eine Frage nach der andern über die schönen Lippen, und Vetter Kantow fand, verloren in sein Glück, eine schöne

Muhme zu besitzen, keine Worte, alle nach der Reihe zu beantworten. Wie reizend, wie naiv klang ihm die Sprache! Er konnte nicht sagen, daß sie gegen irgend eine Regel des Stils gesündigt hätte, und doch dachte es ihm, es seien ganz andere Worte, ganz andere Töne, als die er in seinem Vaterland gehört hatte. Er fühlte, er sei zu schnell gereist, als daß er allmählich auf diesen Kontrast vorbereitet worden wäre.

„Dies ist mein Lieblingspaziergang“, jagte sie, indem sie langsam neben ihm herging. „Zwar ist der Weg im Thal noch angenehmer, der Neckar macht schöne Windungen, alte Burgen schmücken die Höhen — und die unsrige spielt dabei nicht die schlechteste Rolle, wenigstens was das Altertum betrifft — Dörfer und sogar ein Städtchen sieht man Thal auf und ab; aber der Rückweg ins Schloß hinauf ist dann so steil und mühsam, und auf der Straße gehen mir zu viele Leute. Der Wald hier liegt nicht höher als das Schloß, in einem halben Stündchen geht man herüber und ist dann so köstlich einsam, als säße man in seinem Boudoir bei verschlossenen Thüren.“

„Bis dann der Zufall einen Vetter aus Preußen hereinwehen muß, der die köstliche Einsamkeit stört“, unterbrach sie Rantow.

„Im ganzen genommen“, fuhr sie fort, „ist es im Schloß gerade auch nicht geräuschvoll. Es ist so einsam als irgend ein bezaubertes Schloß in ‚Tausendundeine Nacht‘. Außer der Dienerschaft und im hinteren Flügel dem Amtmann, den man nie zu sehen bekommt, sind wir, der Vater und ich, die einzigen Bewohner; ja die Einsamkeit im Schloß ist oft so schrecklich und traurig, daß ich mich lieber in die Waldeinsamkeit flüchte, wo das Rauschen der Bäume und der Gesang der Vögel doch noch einiges Leben verkünden.“

3.

Überrascht stand der junge Mann stille, als sie aus dem dichten Holz durch eine Wendung des Weges auf einmal dem Schloß gegenüberstanden. Die Bewohner des südlichen Deutschlands sind von Jugend auf an Anblicke dieser Art gewöhnt. Man trifft in

Franken und Schwaben setzten ein Thal von der Länge einiger Stunden, in welches nicht eine Burg oder zum mindesten „ein gebrochener Turm und ein halbes Thor“ herabschauten. Die natürliche Beschaffenheit des Landes, die vielen Berge und kleinen Flüsse, überdies die eigentümliche Verfassung des zahlreichen Landadels begünstigten oder nötigten in früherer Zeit zu diesen befestigten Wohnungen. Aber der Norden unseres Vaterlandes trägt weniger Spuren dieser alten Zeit; die weiten Ebenen boten keine so natürliche Befestigung wie die Felsen und Gebirgsausläufer des Südens, und hatte auch hier und dort eine solche Feste im platten Land gestanden, so war sie nur desto schneller dem Verfall und der Zerstörung preisgegeben. Die Nachbarn teilten sich brüderlich in die teuren Steine, und ihr Gedächtnis verwehte der Wind, der über die Ebene hinstrich. Darum war es dem jungen Mann aus der Mark ein so überraschender Anblick, sich in solcher Nähe einer dieser altertümlichen Burgen gegenüber zu sehen, um so überraschender, da er durch diese düsteren, tiefen Thore als Gast einziehen, in jenem altertümlichen Gemäuer wohnen sollte. Doch bald erfüllte kein anderer Gedanke mehr als der malerische Anblick, der sich ihm darbot, seine Seele. Der alte schwärzlich graue Wartturm war auf der Mittagsseite von oben bis in den Graben hinab mit einem Mantel von Ephen umhängt. Aus den Ritzen der Mauer sproßten Zweige und grüne Ranken, und um das Thor zog sich ein breites Nebengeländer, dessen zarte Blätter und Fasern sich mit sanfter Gewalt um die rostigen Angeln und Ketten der Zugbrücke geschlungen hatten. Zur rechten Seite des Schlosses hinderte der dunkle Wald die Aussicht, aber links, an den hohen Mauern vorüber, tauchte das Auge hinab in die Tiefe des schönen, fruchtbaren Neckarthals, schweifte hinauf, den Fluß entlang, zu Dörfern und Weilern und weit über die Weinberge hin nach fernen, blauen Gebirgen.

„Das ist unser Thierberg“, sagte das Fräulein; „es scheint, die Gegend habe einigen Reiz für Sie, Vetter, und ich möchte Ihnen wahrlich raten, recht oft aus dem Fenster zu sehen, um vor unserer Einsamkeit und diesem häßlichen alten Gemäuer nicht zu erschrecken!“

„Ein häßliches Gemäuer nennen Sie diese alte Burg?“ rief der Gast. „Kann man etwas Romantischeres sehen als diese Thürme, mit Ephen bewachsen, diesen Thorweg mit den alten Wappen, diese Zugbrücke, diese Wälle und Graben? Glaubt man nicht das Schloß von Bradwardine¹ oder irgend ein anderes aus Scottischen Romanen zu sehen? Erwartet man nicht, ein Sickingen, ein Götz werde uns jetzt eben aus dem Thor entgentreten —“

„Für diesmal höchstens ein Thierberg“, erwiderte das Fräulein lachend, „und auch von diesen spukt nur noch einer in den fatalen Mauern. Vergleichen Thürme und Zinnen liebe ich ungemein in einem Roman oder in Kupfer gestochen, aber zwischen diesen Mauern zu wohnen, so einsam, und winters, wenn der Wind um diese Thürme heult und das Auge nichts Grünes mehr sieht als jenen Eppich dort am Turm — Vetter! mich friert schon jetzt wieder, wena ich nur daran denke. Doch kommt, Herr Ritter, das Burgfräulein will Euch selbst einführen.“

Der düstere, schattenreiche Hof, in welchen sie traten, kühlte etwas die warme Begeisterung des Gastes. Er sah sich flüchtig um, als sie durchhin gingen, und bemerkte, daß der Platz für ein Turnier denn doch nicht groß genug gewesen sein müsse, erschraf vor einem halb zerstörten Turm, dessen Rudera² drohend über die Mauer hereinhängen, erstaunte über den scharfen Zahn der Zeit, der in die dicke Mauer mächtige Risse genagt und dem Auge eine freie Aussicht in das Thal hinab geöffnet hatte, und gab in seinem Herzen schon auf den ausgetretenen Stufen der Wendeltreppe, wo ein heftiger Zugwind durch schlecht verwahrte Fenster blies, der Bemerkung seiner Cousine über die Wohlichkeit des Hauses vollkommen Beifall. Sechs bis acht Hunde begrüßten in einer großen, mit Backsteinen gepflasterten Halle das Fräulein mit freundlichem Klaffen und Wedeln, und ein gefeßelter Raubvogel, der in einer Ecke auf der Stange saß, stieß ein unangenehmes Geschrei aus und schwenkte die Flügel. „Das ist nun unsere Antichambre, unser Hofgefinde“, sagte Anna, indem sie

¹ Vgl. Scotts „Waverley“.

² Lat. u. d. h. Trümmer, eingestürztes Gemäuer.

lächelnd auf die Tiere zeigte; „verwünschte Prinzen und Prinzessinnen, die Sie entzaubern können. Doch lassen Sie uns jetzt eintreten“, setzte sie nach einer Weile ernster hinzu, „in diesem Zimmer ist der Vater.“

Sie öffnete eine hohe, schwere Flügelthüre, und durch das altfränkisch ausgestattete Gemach fiel der Blick des Jünglings auf einen alten Mann, der in einer tiefen Fensterwölbung saß, wie es schien, in ein Zeitungsblatt vertieft. Bei dem Gruß seiner Tochter sah er sich um, und als er den Fremden erblickte und Anna seinen Namen nannte, stand er auf und ging ihm langsam, aber festen Schrittes entgegen. Mit Bewunderung sah sein Nefse die hohe, gebietende Gestalt, die ihn unwillkürlich an jenen Wartturm dieser Burg erinnerte, den so viele Jahre nicht einzustürzen vermochten, und dessen Alter nur der Epheu anzeigte, der sich an ihm emporgeschlungen hatte. Zwar hatte die Zeit in diese fünfundsiebzehnjährige Stirne Furchen gegraben, um die Schläfe fielen dünne graue Haare, und der Bart und die Augenbraunen waren silberweiß geworden, aber das Auge leuchtete noch ungetrübt, und der Nacken trug den Kopf noch so aufrecht, wie in jugendlicher Kraft, und die Hand gab einen beinahe kräftigeren Druck, als der Nefse zu erwidern vermochte.

„Bist willkommen in Schwaben“, sagte er mit tiefer, kräftiger Stimme; „’s war ein vernünftiger Einfall meiner Fran Schwester, daß sie dich herschickte; mach’ dir’s bequem; setz’ dich zu mir aus Fenster, und du, Anna, bringe Wein.“

So war der Empfang auf Thierberg; so herzlich und offen er aber auch sein mochte, so konnte doch der junge Mann mehrere Stunden lang ein gewisses unbehagliches Gefühl nicht verdrängen. Er hatte sich den Oheim ganz anders gedacht; er glaubte nach der Beschreibung, die ihm sein Vater gemacht hatte, einen rauhen, aber fröhlichen alten Landjunker zu finden, der seine Hasen hegt, mit Laune die Händel seiner Bauern schlichtet, von seinen Klappern gerne erzählt und zuweilen mit seinen Freunden und Nachbarn ein Glas über Durst trinkt; er bedachte nicht, wie fünfundsiebenzig Jahre und eine so verhängnisvolle Zeit, wie die, welche dazwischen lag, auf diesen Mann gewirkt haben konnten. Das

ruhige, ernste Auge des Oheims, das prüfend auf seinen Zügen zu ruhen schien, die unge suchten, aber gründlichen Fragen, womit er den Neffen über sein bisheriges Leben und Treiben ins Gebet nahm, das ironische Lächeln, das hie und da bei einer Äußerung des jungen Mannes um seinen Mund bligte, dies alles und das ganze gewichtige Wesen des Alten imponierten ihm auf eine Weise, die ihm höchst unbequem war; er konnte sich kein Herz fassen, den Oheim ebenso traulich zu behandeln, wie jener ihn, er kam sich vor wie ein angehender Staatsdiener, dem ein Minister Audienz gibt, und es war dies zu seinem nicht geringen Verdruß das zweite Mal, daß er sich über die „Landjunker in Schwaben“ getäuscht sah.

Auch seine Base erschien ihm ganz anders, als er sie gedacht hatte. Er fand zwar alle jene liebenswürdige Natürlichkeit, jenes unbefangene, unge suchte Wesen, was man ihm an den Töchtern dieses Landes gerühmt hatte, aber diese Unbefangenheit schien nicht aus Unwissenheit, sondern aus einem feinen, sichern Takt hervorzugehen, und was sie sprach, zengte von einem so vor trefflich gebildeten Geist, daß ihre Natürlichkeit nur darin zu bestehen schien, daß sie alles Geistreiche, sei es wichtig oder erhaben, wie etwas Natürliches, Angeborenes vorbrachte, daß es nie als etwas Erlerntes, als etwas Gesuchtes erschien. Am ärgerlichsten war es ihm, daß sie ihn schon nach den ersten Stunden zu durchschauen schien; die ausgesuchten Artigkeiten, die er ihr sagte, zog sie ins Komische, den feineren Komplimenten wich sie auf un begreifliche Art aus, wollte er ihr nur den zarten, in Berlin gebildeten jungen Mann zeigen, so nannte sie ihn gewiß immer Herrn von Rantow. Und dennoch mußte er sich gestehen, daß er nie soviel Harmonie der Bewegung, der Miene, der Gestalt und der Stimme gesehen habe; ihr ganzes Wesen erschien ihm wie das Hauskleid, das sie jetzt eben trug. Es war einfach und von bescheidenen Farben, und dennoch kleidete es ihre feine, schlanke Gestalt mit jener geschmackvollen Eleganz, die auch dem anspruchslosesten Gewand einen geheimnisvollen Zauber verleiht; ein Toilettengeheimnis, worüber, soviel der junge Mann sich erinnerte, noch nie ein Modejournal Aufschluß gab, und das ihn

mehr das Zeichen und Symbol einer harmonischen Seele, als die Folge einer sorgfältigen Erziehung zu sein schien.

Dieselbe Übereinstimmung glaubte er zwischen dem alten Herrn und dem Gemach zu finden, in welches er zuerst geführt worden war. Es war der verblichene Glanz eines früheren Jahrhunderts, was ihm von den Wänden und Hausgeräten entgegenblickte. Die schweren gewirkten Tapeten, mit Leisten befestigt, die einst vergoldet waren und deren Farbe jetzt ins Dunkelbraune spielte; die breiten Armstühle mit ausgegeschweiften, zierlich geschnitzten Beinen, die Polster, mit grellen Farben künstlich ausgenäht, mit Papageien, Blumentöpfen und den Bildern längst begrabener Schößhündchen geziert. Wie manchen Wintertag mochten seine Ahnfrauen über dieser mühsamen Arbeit geessen sein, die ihnen vielleicht einst für das Bollendeste galt, was der menschliche Geschmack je erfunden, und die jetzt ihrem Urenkel geschmacklos, schwerfällig, und hätten sich nicht so ehrwürdige Erinnerungen daran geknüpft, beinahe lächerlich erschien. Und doch kam ihm dies alles, der ehrwürdigen Gestalt seines Oheims gegenüber, wie durch Altertum und langjährige Gewohnheit geheiligt vor. Er sah, man sei in Thierberg erhaben über den Wechsel der Mode, und wenn er hinzusetzte, was ihm sein Vater über die mancherlei Unglücksfälle und die mißlichen Umstände, worin sich der Oheim befand, gesagt hatte, so fühlte er sich beschämt, daß er diese Umgebungen nur einen Augenblick habe grotesk und sonderbar finden können; er fühlte, daß er unverschuldeter Armut, wenn sie sich in so ernstem und würdigem Gewande zeige, seine Achtung nicht versagen könne, ja, vor diesen Wänden, diesem Geräte und vor dem unscheinbaren, groben Hausrock des Oheims erschien er sich selbst, wenn er einen Blick auf seine modische und höchst unbequeme Tracht warf, wie ein Thor, beherrscht von einem Phantom, das ein Weiser lächelnd an sich vorübergleiten läßt.

Dies waren die Eindrücke, welche der erste Abend in Thierberg auf die Seele des jungen Rantow machte. So ernst sie aber am Ende auch sein mochten, so konnte er doch ein Lächeln nicht unterdrücken, als mit dem Schlage acht Uhr, den die alte Schloßuhr zögernd und zitternd angab, eine Flügelthüre am

Ende des Zimmers aufsprang, ein kleiner Kerl in einem ver-schoffenen, bortierten Rock, der ihm weit um den Leib hing, hereintrat, sich dreimal verbeugte und dann feierlich sprach: „Le souper est servi.“

„S'il vous plaît“, sagte der Alte mit ernsthaftem Gesicht und einer Verbeugung zu seinem Neffen, reichte seinen Arm der schönen Anna und ging laugiamen Schrittes dem Speisezimmer zu.

4.

Mit den Flügelthüren des Speisesaales und dem ersten Blick, den er hineinwarf, hatte sich übrigens dem Gast aus Brandenburg ein weites Feld der Erinnerung geöffnet. Von diesem gemalten Plafond, der die Erschaffung der Welt vorstellte, von dem schweren Kronleuchter, den der Engel Gabriel als Sonne aus den Wolken herabhängen ließ, von den gelben Gardinen von schwerer Seide hatte ihm seine Mutter oft gesprochen, wenn sie von ihrem väterlichen Schloß in Schwaben und von dem un-gemeinen Glanz erzählte, welcher einst durch ihre hochselige Frau Großmutter, die Tochter eines reichen Ministers, in die Familie und in die schöneren Appartements zu Thierberg gekommen sei. Schon seine Mutter hatte in ihrer Kindheit diese Prachtstücke mit großer Ehrfurcht vor ihrem Altertum betrachtet, und seit dieser Zeit hatten sie zum mindesten dreißig bis vierzig Jahre gesehen.

„Das ist der Familienaal“, sagte während der Tafel der alte Thierberg, als er die neugierigen Blicke sah, womit sein Neffe dieses Gemach musterte. „Vorzeiten soll man es die Laube genannt haben, und meine Ahnherrn pflegten hier zu trinken. Mein Großvater selig ließ es aber also einrichten und schmücken; er war ein Mann von vielem Geschmack und hatte in seiner Jugend mehrere Jahre am Hof Ludwigs XIV. zugebracht. Auch meine Frau Großmutter war eine prächtige Dame, und sie beide haben das Innere des Schloßes auf diese Art eingetheilt und dekoriert.“

„Am Hofe Ludwigs XIV.!“ rief der junge Mann mit Staunen. „Das ist eine schöne Zeit her; wie mancherlei Gäste mag dieser Saal seit jener Zeit gesehen haben!“

„Viele Menschen und wunderbare Zeiten“, erwiderte der alte Herr. „Ja, es ging einst glänzend zu auf Thierberg, und unsere Gäste befanden sich bei uns nicht schlimmer, als bei jedem Fürsten des Reichs. Man konnte kein fröhlicheres Leben finden, als das auf diesen Schlössern, solange unsere Ritterchaft noch blühte. Da galt noch unser Ansehen, unsere Stimme; man war ein Edelmann so gut als der König von Frankreich, und ein Freiherr war ein freier Mann, der nichts über sich kannte als seinen gnädigen Herrn, den Kaiser, und Gott; jetzt —“

„Vater!“ unterbrach ihn Anna, als sie sah, wie die Ader auf seiner Stirne anschwell, und wie eine dunkle Röthe, ein Vorbote nahenden Sturmes, auf seinen Wangen aufzog. „Vater!“ rief sie mit zärtlichen Tönen, indem sie seine Hand ergriff, „nichts mehr über dies Thema; Sie wissen, wie es Sie immer angreift!“

„Thörichtes Mädchen!“ erwiderte der alte Herr, halb unwillig, halb gerührt von der bittenden Stimme seiner schönen Tochter; „warum sollte ein Mann nicht stark genug sein, nach Jahren von dem zu sprechen, was er zu dulden und zu tragen stark genug war? Der Vetter kennt nur unsere Verhältnisse, wie sie jetzt sind. Er ist geboren zu einer Zeit, wo diese Stürme gerade am heftigsten wütheten, und aufgewachsen in einem Lande, wo die Ordnung der Dinge längst schon anders war; er kann sich also nicht so recht denken, was die Vorfahren seiner Mutter waren, und deshalb will ich ihn belehren.“

Der Freiherr nahm nach diesen Worten sein großes Glas, auf dessen Deckel die sechzehn Wappenschilder seines Hauses, aus Silber getrieben, angebracht waren, und trank, um Kraft zu seiner Belehrung zu sammeln, einen langen, tüchtigen Zug. Doch Fräulein Anna sah an ihm vorüber den Gast mit besorglichen, bittenden Blicken an; er verstand diesen Wink und suchte den Dheim von dieser Materie abzubringen.

„Es ist wahr“, fiel er ein, noch ehe jener das Glas wieder auf den Tisch gesetzt hatte, „in Preußen sind die Verhältnisse anders und sind seit langer Zeit anders gewesen. Aber sagen Sie selbst, kann man ein Land in Europa finden, das meinem Vaterland gleiche? Ich gebe zu, daß andere Länder an Flächeninhalt,

an Seelenzahl uns bei weitem überwiegen, aber nirgends trifft man auf so kleinem Raum eine so kräftige, durch innere Tugend imponierende Macht: es ist das Sparta der neuen Zeit. Und nicht ein glücklicher Boden oder ein milder Himmel bewirkten so Großes, sondern der Genius großer Männer hat ein Preußen geschaffen, weil sie es verstanden, die schlummernden Kräfte zu wecken, dem Volke selbst zeigten, welche Stellung es einnehmen müsse; weil sie Preußen geworden sind, ist auch ein Preußen erstanden."

Der alte Herr hatte seinem Neffen ruhig zugehört, bei den letzten Worten aber zog sich sein Gesicht zu solcher Ironie zusammen, daß der Brandenburger errötete. „Der Sohn meines Nachbarn, des Generals von Willy, würde sagen, wenn er dich hörte: ‚O Deutschland, Deutschland, da sieht man, wie dein Glend aus deiner eigenen Zersplitterung hervorgeht! Sie wollen nicht mehr Griechen, sondern Plataer, Korinther, Athener, Thebaner und gar — Spartaner heißen!‘ Ich wünsche nur“, setzte er lächelnd hinzu, „daß die Spartaner nicht zum zweitenmal einen Epaminondas im Felde finden mögen. Die Schlacht bei Leuktra war kein Meisterstück der Kriegskunst unserer modernen Spartaner.“

„Unser Unglück bei Jena“, jagte der junge Mann verdrißlich, „kann man weder dem Volk, noch dem König zuschreiben, und ich glaube, wir haben uns an Napoleon hinlänglich gerächt; wir haben nicht nur Deutschland wieder frei gemacht, sondern ihn selbst entthront.“

„So? Das seid ihr gewesen?“ fragte der Oheim; „Gott weiß, ich that bis jetzt sehr Unrecht, daß ich dieses Ereignis der halben Million Soldaten zuschrieb, die man aus ganz Europa gegen ihn zusammenhegte. Warst du vielleicht selbst mit dabei, Nefse? Du kannst wahrscheinlich als Augenzeuge reden?“

Der Nefse errötete und schickte einen ängstlichen Blick nach Anna, die ihr Lächeln kaum unterdrücken konnte. „Ich war damals noch auf der Schule“, antwortete er, „und es hat mich nachher oft geärgert, daß ich nicht mit dabei war. Ich gebe zu, daß die andern auch mitgeholfen haben, aber in allen Schlach-

ten waren es nur die Preußen, die entschieden haben; denken Sie nur an Waterloo.“

„Seid überzeugt, ich denke daran“, erwiderte der alte Herr mit großem Ernst, „und denke mit Vergnügen daran. Wenn einer ein Feind jenes Mannes ist, so bin ich es; denn er hat uns und alles unglücklich gemacht und das alte schöne Reich umgekehrt wie einen Handschuh. Aber das mit deinen Landsleuten weißt du denn doch nicht recht. Ich glaube schwerlich, daß eure jungen Soldaten, wenn sie auch wirklich so begeistert waren, wie man sagte, so viele Stöße auf ihr Zentrum ausgehalten hätten, als am achtzehnten Juni jene Engländer, die schon in allen Weltteilen gedient hatten.“

„Nicht die Jahre sind es“, sagte jener, „die in solchen Augenblicken Kraft geben, sondern das Selbstbewußtsein, der Stolz einer Nation und die Begeisterung des Soldaten für seine Sache; und die hat der Preuze vollauf.“

„Ich habe in meiner Jugend auch ein paar Jahre gedient“, entgegnete der Oheim, „Anno 85 bei den Kreisstruppen. Damals waren die Soldaten noch nicht begeistert, darum kenne ich das Ding nicht. Nächstens wird mich aber mein Nachbar, der General, besuchen, mit diesem mußt du darüber sprechen.“

„Wie dem auch sei“, fuhr der Gast fort, „es freut mich innig, daß Sie über den Hauptpunkt, über den Unwillen gegen die Franzosen und im Haß gegen diesen Corsen, mit mir übereinstimmen. Bei uns zu Hause behauptet man, daß er in Süddeutschland leider noch immer als eine Art Heros angesehen und, es ist lächerlich zu sagen, von vielen sogar als ein Beglückter der Menschheit verehrt werde.“

„Sprich nicht zu laut, Freund!“ erwiderte der alte Herr, „wenn du es nicht mit dieser jungen Dame hier gänzlich verderben willst. Sie ist gewaltig Napoleonisch gesinnt.“

„Sie werden darum nicht schlechter von mir denken“, sagte Anna hocherrötend, „weil ich einen Mann nicht geradehin verdammen mag, dessen unverzeihlicher Fehler der ist, daß er ein großer Mensch war.“

„Großer Mensch!“ rief der Alte mit blitzenden Augen, „den

Teufel auch, großer Mensch! Was heißt das? Daß er den rechten Augenblick erpähte, um wie ein Dieb eine Krone zu stehlen? Daß er mit seinen Bajonetten ein treffliches Reich über den Haufen warf, seine herrliche, natürliche Form zertrümmerte, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen, großer Mensch!“

„Sie sprechen so, weil —“

„Anna, Anna!“ fiel er seiner Tochter in die Rede, „meinst du, ich spreche nur darum so, weil er uns elend machte? Weil er dieses Thal und diesen Wald mir entriß, weil er diese Menschen, die mir und meinen Ahnen als ihren Herren dienten, an einen andern verjagte? Weil die ungebetenen Gäste, die er uns schickte, das bißchen aufzehreten oder einsteckten, was mir noch geblieben war? Es ist wahr, an jenem Tage, wo man ein fremdes Siegel über das alte Wappen der Thierberge klebte, wo man mein Vieh zählte und schätzte, meine Weinberge nach dem Schuh ausmaß, meine Wälder lichtete und die erste Steuer von mir eintrieb, an jenem Tage sah ich nur mich und den Fall meines Hauses; aber ging es der ganzen Reichsritterschaft besser, mußten wir nicht sogar erleben, daß ein Mann von der Insel Corsica erklärte, es gebe keinen deutschen Kaiser und kein Deutschland mehr?“

„Gott sei es geklagt“, jagte der junge Kantow, „und uns wahrhaftig hat er es nicht besser gemacht.“

„Ihr, gerade ihr seid selbst schuld daran“, fuhr der alte Herr immer heftiger fort. „Ihr hattet euch längst losgesagt vom Reich, hattet kein Herz mehr für das Allgemeine, wolltet einen eigenen Namen haben und thatet euch viel darauf zu gut. Ihr sahet es vielleicht sogar gern, daß man uns Schaft für Schaft entzwei brach, weil man uns fürchtete, solange die übrigen Speere ein Band umschlang. Habt ihr nicht gesehen, wie weit es kam, als man in Sparta jeden Griechen einen Fremden nannte? Verdammte sei dieses Jahrhundert der Selbstsucht und Zwietracht, verdammt diese Welt von Thoren, welche Eigenliebe und Herrsucht Größe nennt!“

„Aber lieber Vater —“ wollte das Fräulein befänstigend einfallen, doch der alte Herr war zu seinen letzten Worten schnell

aufgestanden, und der kleine Mensch in der thierbergischen Livree eilte auf seinen Wink mit zwei Kerzen herbei.

„Gute Nacht“, wandte er sich noch einmal zu seinem Neffen; „stoße dich nicht daran, wenn du mich zuweilen heftig siehst; 's ist so meine Natur. Schlafet wohl, Kinder!“ setzte er ruhiger hinzu, „wenn die Gegenwart schlecht ist, muß man von besseren Zeiten träumen.“ Anna küßte ihm gerührt die Hand, und die erhabene Gestalt des alten Herrn schritt langsam der Thüre zu. Kantow war so betroffen von allem, was er gehört und gesehen, daß es ihm sogar entging, welche komische Figur der Diener machte, der seinem Herrn zu Bette leuchtete. Die weite Staatslivree, die er trug, hing beinahe bis zum Boden herab, und die langen bortierten Aufschläge bedeckten völlig die Hände, welche die silbernen Leuchter trugen. Er war anzusehen wie ein großer Pilgrim, der einen Kalvarienberg¹ hinan auf den Knien rutscht. Um so erhabener war der Kontrast des Mannes, der ihm folgte; er erschien, als er durch den altfränkischen Saal unter den Familiengemälden seiner Ahnen vorbeischnitt, wie ein wandelndes Bild „der guten alten Zeit.“

Als der alte Herr das Gemach verlassen hatte, stand das Fräulein mit einer Verbeugung gegen ihren Gast auf und trat in ein Fenster. Der junge Mann fühlte an ihrem Schweigen, daß er diesen Abend Saiten berührt haben müsse, die man anzutasten sonst vielleicht sorgfältig vermied. Sie blickte hinaus in die Nacht, und Kantow trat an ihre Seite; er hatte oft erprobt, wie sich Mißverständnisse leichter lösen, wenn man sie in einen Scherz kehrt, als wenn man mit Ernst oder Wehmut darüber spricht. Mit solch einem Scherz wollte er Anna versöhnen; doch als er zu ihr ans Fenster trat, war der Anblick, der sich ihm darbot, so überraschend, daß kein heiteres Wort über seine Lippen schlüpfen konnte. Das tiefe, schwärzliche und doch so reine Blau, das nur ein südlicher Himmel im Mondlicht zeigt, hatte er noch nie gesehen. Über Wald und Weinberge herab goß der Mond seltsame Streiflichter, und im Thal schimmerten seinen Glanz nur die zitternden Wellen des Neckars und die Spitze des dunkeln

¹ Kalvarienberg (d. h. Schädelstätte) werden in katholischen Ländern kleine Hügel genannt, auf denen ein Kreuzifix steht.

Nirchturms zurück. Der salbe Schein dieses Lichtes der Nacht hatte Annas Züge gebleicht, und in ihren schönen Augen schwamm eine Thräne. Jetzt erst, als alles so still und lautlos war, vernahm man aus der Ferne die gehaltenen Töne einer Flöte, und diese Klänge verbanden sich so sanft mit dem milden Schimmer des Mondes, daß man zu glauben versucht war, es seien seine Strahlen, die so melodisch sich auf die Erde niederzogen. Ein seliges Lächeln zog über Annas Gesicht; ihr glänzender Blick hing an einer Waldspitze, die weit in das Thal vorsprang, und ihre tieferen Atemzüge schienen der Flöte zu antworten.

„Wie prachtvoll ist selbst die Nacht in Ihrem Thal“, sprach nach einer Weile der Gast. „Wie schön wölbt sich der Himmel darüber hin, und der Mond scheint nur für diesen stillen Winkel der Erde geschaffen zu sein.“

Anna öffnete das hohe Bogenfenster. „Wie warm und mild es noch draußen ist!“ sagte sie, indem sie freundlich in das Thal hinabschaute. „Kein Lüftchen weht.“

„Aber die Bäume neigen sich doch her und hin“, erwiderte er, „sie rauschen, gewiß vom Wind bewegt.“

„Kein Lüftchen weht!“ wiederholte sie und hielt ihr weißes Tuch hinaus. „Sehen Sie, nicht einmal dieses leichte Tuch bewegt sich. Und kennen Sie denn nicht die alte Sage von den Bäumen? Nicht der Nachtwind ist es, der ihre Blätter bewegt, sie flüstern jetzt und erzählen sich, und wer nur ihre Sprache versteht, könnte manches Geheimnis erfahren.“

„Vielleicht könnte man dann auch erfahren, wer der Flötenspieler ist“, sagte der Better, indem er Anna schärfer ansah; denn schon war er so eifersüchtig auf seine schöne Waise geworden, daß ihm die süßen Töne vom Wald her und ihr Tuch, das sie noch immer aus dem Fenster hielt, in Wechselwirkung zu stehen schienen.

„Das kann ich Ihnen auch ohne die Bäume verraten“, erwiderte sie lächelnd, indem sie das Tuch zurücknahm. „Das ist ein munterer Jägerburche, der seinem Mädchen einen guten Abend spielt.“

„Dazu ist aber die Entfernung doch beinahe zu groß“, fuhr er fort, „manche Töne werden nicht ganz deutlich.“

„Im Dorf unten hört man es besser als hier oben“, sagte sie gleichgültig und schloß das Fenster; „überdies sagt ja das Sprichwort: ‚das Ohr der Liebe hört noch weiter als das des Argwohnens.‘“

„Schön gesagt“, rief der junge Mann, „doch das Auge des Argwohnens sieht weiter als das der Liebe.“

„Sie haben Recht“, entgegnete sie, „aber nur bei Tag, nicht bei Nacht.“

Diese, wie es schien, ganz absichtlich gesagten Worte überraschten den jungen Mann so sehr, daß er beschämt die Augen niederichlug. Er warf sich seine Thorheit vor, daß er nur einen Augenblick glauben konnte, es sei ein Liebhaber dieses arglosen Kindes, der dort im Walde musiziere.

„Und nun gute Nacht, Better“, fuhr Anna fort, indem sie eine Kerze ergriff. „Träumen Sie etwas recht Schönes, man sagt ja, der erste Traum in einem Hause werde wahr; Hans! leuchte dem Herrn Baron ins rechte Turmzimmer! Und dies noch“, setzte sie auf Französisch hinzu, als der Diener näher trat; „vermeiden Sie mit meinem Vater über Dinge zu sprechen, die ihn so tief berühren. Er ist sehr heftig, doch gilt sein Zorn nie der Person, sondern der Meinung. Es war meine Schuld, daß ich Sie nicht zuvor unterrichtet habe, morgen will ich nähere Instruktionen erteilen; — gute Nacht!“

Sinnend über dieses sonderbare und doch so lebenswürdige Wesen folgte der Gast dem Diener, und die dumpf hallenden Gänge und Wendeltreppen, das vieleckigte, in wunderlichen Spitzbogen gewölbte Gemach, das altertümliche Gardinenbette, so manche Gegenstände, die er sonst so aufmerksam betrachtet hätte, blieben diesmal ohne Eindruck auf seine Seele, die nur eifrig beschäftigt war, den Charakter und das Benehmen Annas zu prüfen und zu mustern.

5.

Als der Gast am folgenden Morgen nach einer sorgfältigen Toilette hinabging, um mit seinen Verwandten zu frühstücken, konnte er sich anfänglich in dem alten Gemäuer nicht zurecht-

finden. Ein Diener, auf welchen er stieß, führte ihn dem Saal zu, und an den Gängen und Treppen, die er durchwandern mußte, bemerkte er erst, was ihm gestern nicht aufgefallen war, daß er im entlegensten Teil dieser Burg geschlafen habe. Auf sein Befragen gestand ihm der Diener, daß sein Gemach das einzige sei, das man auf jener Seite noch bewohnen könne, und außer dem Wohnzimmer mit den gewirkten Tapeten, dem Schlafzimmer des alten Herrn, dem Saal, dem kleinen Zimmerchen in einem andern Turm, wo Fräulein Anna wohne, sei nur noch das ungeheure Bedientenzimmer, das früher zu einer Küche gedient habe, und die Wohnung des Amtmanns einigermaßen bewohnbar; die übrigen Gemächer seien entweder schon halb eingestürzt, oder werden zu Fruchtböden und dergleichen benützt. Der stolze Sinn des Oheims und die fröhliche Munterkeit seiner Tochter standen in sonderbarem Widerspruch mit diesen öden Mauern und verfallenen Treppen, mit diesen sprechenden Bildern einer vornehmen Dürftigkeit. Der junge Mann war, wenn nicht an Pracht, doch an eine gewisse reinliche Eleganz in seiner Umgebung selbst an den Treppen und Wänden gewöhnt, und er konnte daher nicht umhin, seine Verwandten, die in so großer, augenscheinlicher Entbehrung lebten, für sehr unglücklich zu halten. Das romantische Interesse, das der erste Anblick dieser Burg für ihn gehabt hatte, verschwand vor dieser traurigen Wirklichkeit, und wenn er sich dachte, wie die Mauerrisse und Spalten, durch welche jetzt nur die warme Morgen Sonne hereinfiel, den Stürmen des Winters freien Durchgang lassen mußten, war ihm Annas Furcht vor dieser Jahreszeit wohl erklärlich.

„Und ein so zartes Wesen diesen rauhen Stürmen ausgekehrt“, sagte er zu sich, „ein so reicher und gebildeter Geist ohne Umgang, vielleicht ohne Lektüre, einen ganzen Winter lang in diesen Mauern vom Schnee und Wetter gefangen gehalten, einsam bei dem ernstesten, feierlichsten, alten Mann! Und dieser ehrwürdige Alte, der einst bessere Tage gesehen, durch die Ungunst der Zeit in unverschuldete Dürftigkeit und Entbehrung versetzt!“ Von so gutmütiger Natur war das Herz des jungen Mannes, daß er vor der Thüre des Saales halb und halb den Entschluß faßte, um die

schöne Anna zu freien, sie in die Mark zu führen, oder, wenn ihm das Leben in Schwaben besser gefallen sollte, mit ihr in die Residenz zu ziehen und für den Sommer Thierberg wieder in stand sehen zu lassen.

Der Alte empfing ihn mit einem herzlichen Morgengruß und derben Händedruck, und Anna erschien ihm heute noch freundlicher und zutraulicher als gestern. Das Tagewerk der Knechte wurde in seiner Gegenwart angeordnet, und mit Wonne sah er Anna eine Geschäftigkeit im Hauswesen entfalten, die er der feingebildeten jungen Dame nicht zugetraut hätte. Auch über ihre eigenen Geschäfte sprachen die Bewohner des Schlosses. Der Alte wollte vormittags mit seinem Verwalter rechnen, Anna den Gast unterhalten und einen Spaziergang mit ihm ins Thal hinab machen. Nach Tisch wollte sie bei einigen Damen in der Nachbarschaft Besuche abstatten, der Alte das Stück Wald, das ihm noch eigen gehörte, mustern, und Albert sollte ihn begleiten. Der Abend sollte sie alle zum Spiel vereinigen. So angenehm dem jungen Mann die Aussicht war, einen ganzen Vormittag mit der schönen Koufine zu verleben, so erschreckte ihn doch ein so langer Waldspaziergang mit dem ernstesten Onkel, der alle Augenblicke die sonderbarsten, vielseitigsten Kenntnisse verriet und in so hohem Alter noch ein Wortgedächtnis hatte, vor welchem jenem graute. „Wie, wenn er dich den ganzen Nachmittag ausfragte, was du gelernt hast!“ sagte er zu sich. „Wie schönöde wird es dann an den Tag kommen, welche Lehrstühle und Säle in Berlin du nicht besucht, und wie schnell wird er ahnen, welche du besucht hast.“ Einiger Trost für ihn war seine geläufige Zunge und ein wenig Disputierkunst, das einzige, was ihm von seinem Hofmeister übriggeblieben war. Doch wie einen zum Galgen Verdammten das Henkermahl noch erjrent, das ihm der Nachrichten zu- und anrichten muß, so richtete sich seine geängstigte Seele an der schönen Gegenwart auf. Und welcher Himmel ging ihm erst auf, als der Onkel, nachdem er schon Hut und Stoc ergriffen hatte, sich noch einmal zu seinem Reffen wandte. „Noch etwas!“ sagte er zu ihm, „solange Thierberg steht, ist es Sitte, daß die nächsten Verwandten gleicher Linie mit Du unter sich reden; ich

denke, du wirst mit Anna keine Ausnahme machen, weil du hundert Meilen nördlicher geboren bist.“

Anna lächelte und schien es ganz in der Ordnung zu finden, aber mit freudeglühenden Wangen sagte der junge Mann zu; dankbar blickte er dem alten Oheim nach, der ihm in diesem Augenblick wie ein Bote der Liebe erschien. Leider vergaß er dabei, daß dieses Du nicht das süße, heimliche Du der Liebe sei, und daß ein so naheß Verhältnis zwar der Freundschaft förderlich, für die entstehende Liebe aber ein Hindernis sein könnte.

„Und du wolltest mir gestern abend noch Instruktionen geben“, — sagte er, indem er sich in das Fenster zu dem Fräulein setzte. „Es ist mir angenehm, wenn du mir recht viel vom Dufel sagst, ich habe ihn mir durchaus anders gedacht, und daher kam nun wohl gestern abend mein Mißgriff.“

„Wie hast du dir ihn denn gedacht?“ fragte Anna.

„Nun, ich setzte mir aus dem, was Mutter und Vater erzählten, ein Bild zusammen, das nun freilich nicht paßt. Seit mein Vater Kammerjunker an eurem Hofe war und nachher die Mutter nach Preußen heimführte, mögen es doch etwa dreißig Jahre sein. Damals war wohl Dufel etwa fünf- bis sechsunddreißig Jahre alt, und man nannte ihn noch immer den Junker, denn der Großvater Thierberg lebte noch. Mein Vater beschreibt ihn nun gar komisch, wenn er auf ihn zu sprechen kommt. Er war hier im Schloß aufgewachsen, unter der Aufsicht seines Herrn Papa und seiner Frau Mama. Die guten Großeltern könnte ich malen. Sie müßten in den geblühten und ausgenähten Fauteuils sitzen, aufrecht und anständig freiert; die Großmama in einem blau seidnen Reifrock, der Großpapa in einem verschoffenen Hofkleid. Sie sind die regierende Familie in ihrem Land, der Amtmann und der Pastor ihr Hofstaat. Der Erbprinz lernte hier nicht viel mehr, als sich anständig verbeugen, die Hand küssen, reiten und jagen, und die Prinzessinnen sollen ihn an Bildung weit übertroffen haben. Die zwei Jahre Garnisonsleben bei den Reichstruppen hatten ihn nicht gerade verfeinert, und so soll er immer zur größten Lust der Verwandten gedient haben, wenn er um die Zeit, da man alljährlich die Remontepferde von

Leipzig brachte, in die Residenz kam. Meine Mutter wurde damals bei Onkel Bernau erzogen, und mein Vater kam täglich in das Haus. Wenn dann dein Vater im Herbst zu Besuch kam, verhehlte er nicht, daß er nur gekommen sei, um die schönen Remontepferde zu betrachten, zog den ganzen Tag bei Vereitern und in den Ställen umher, freute sich, mit seiner großen Pferdekennntnis glänzen zu können, und unterhielt abends die glänzende Gesellschaft bei Bernaus durch sein sonderbares Wesen, das zwar nie linksch oder unanständig, aber im höchsten Grad naiv, ungezwungen und komisch war. Mein Vater sagte oft: „Er war ein Bild der guten alten Zeit, nicht jener steifen Zeit, wo man den Hofton und die Reifröcke in jedem Winkel des Landes affektirte, sondern einer viel früheren. Er war das Muster eines schwäbischen Landjunkers.“

Der junge Mann hielt inne in seiner Beschreibung, als er sah, daß seine Zuhörerin lächelte. „Du findest vielleicht diese Züge unwahr“, sagte er, „weil sie auf heute nicht mehr passen, und doch versichere ich —“

„Mir fiel nur“, erwiderte sie, „als du dies das Bild eines schwäbischen Landjunkers nanntest, jenes Buch ein, das beinahe mit denselben Zügen einen Landjunker in — Pommern schildert. Du versetzest nun dieses Bild in mein Vaterland, in dieses Schloß sogar; sonderbar ist es übrigens, daß beinahe kein Zug mehr zutrifft. In dem gut gemalten Bild eines Jünglings muß man sogar die Züge des Greisen wiedererkennen, doch hier —“

„Das wollte ich ja eben sagen; ich fand den Onkel so ganz und durchaus anders, daß ich selbst nicht begreifen konnte, wie er einst jener muntere, naive Zunge habe sein können.“

„Ich spreche ungern mit Männern über Männer, ich meine, es passe nicht für Mädchen“, nahm Anna das Wort; „über meinen Vater vollends habe ich nie — beinahe nie gesprochen“, setzte sie errötend hinzu, „doch mit dir will ich eine Ausnahme machen. Ich zwar kenne den Vater nicht anders, als wie er jetzt ist; es ist möglich, daß er vor dreißig Jahren etwas anders war; aber bedenke, Vetter Albert, durch welche Schule er ging! Alles, alles, was ihm einst lieb und wert war, hat diese furchtbare Zeit nieder=

gewöhlt. Oder meinst du, jene Verhältnisse, so sonderbar und unnatürlich sie vielleicht erscheinen, seien ihm nicht teuer gewesen? Wie oft, wenn die alten Herren von der vormaligen Reichsritterschaft im Saal waren und sich besprachen über die gute alte Zeit, wie oft hätte ich da weinen mögen aus Mitleid mit den Greisen, die sich nun so schwer in diese neuen Gestaltungen finden!“

„Aber ging es ganz Europa besser? Denke an Spanien, Frankreich, Italien, Polen und das ganze Deutschland“, erwiderte der Gast.

„Ich weiß, was du jagen willst“, fuhr sie eifrig fort, „man soll über dem Unglück und der Umwühlung eines Welttheils so kleine Schmerzen vergessen; aber wahrlich, so weit sind wir Menschen noch nicht. Auf diesen Standpunkt erhebe sich, wer kann, und ich meine, er wird auch in seiner Großherzigkeit wenig Trost, weder für sich, noch für das Allgemeine finden. Und ich möchte überdies noch behaupten, daß unter allen, die überall gelitten haben, vielleicht gerade diese Ritterschaft nicht am wenigsten litt. Andere Wunden, die man nur dem Vermögen schlägt, heilen mit der Zeit, doch wo nicht durch Revolution, sondern im Namen gesetzlicher Gewalt so alte, lang gewöhnte Bande zersprengt und Formen, die auf ewig gegründet schienen, zertrümmert werden, das eine Stück hierhin, das andere dorthin gerissen — da werden die teuersten Interessen in innerster Seele verwundet. Wenn so die alten Hauptleute und Räte der Ritterschaft, einige Konturs und deutsche Ritter um die Tafel sitzen, so glaubt man oft Gespenster, Schatten aus einer andern Welt zu sehen. Doch wenn man dann bedenkt, daß dies alles, was sie einst erfreute, so lange vor ihnen zu Grabe ging, und diese Titel von der jungen Welt nicht mehr verstanden werden, so kann man mit ihnen recht traurig werden.“

„Es ist wahr“, bemerkte der Gast, „und man muß gerecht sein; sie wurden von früher Jugend in der Achtung und im ritterlichen Eifer für jene alten Formen erzogen, glänzten vielleicht eben im ersten Schimmer einer neuen Amtswürde, als das Unglück hereinbrach und alles auflöste; und wie schwer ist es, alten Gewohnheiten zu entsagen, alte Vorurteile abzulegen!“

„Um so schwerer“, setzte Anna hinzu, „wenn man ein Recht und geistliche Ansprüche darauf zu haben glaubt. Hätte man jene Bande sanft gelöst, man würde sich nach und nach gewöhnt haben; so aber war es das Werk eines Augenblicks. Vermögen, Ansehen und Würden gingen zugleich verloren, und mancher wurde gestüßentlich gekränkt. So wurde der Unmut über die Veränderungen zur Erbitterung. Der Vater hat oft erzählt, wie sie ihm an einem Tage alle Familienwappen von den Wänden gerissen, das Vieh geschächt, Pferde weggeführt, die Branpfannen versiegelt und für Staatseigentum erklärt haben; die Mutter war krank, der Vater außer sich gebracht durch höhnische Behandlung der neuen Beamten, und nun das Unglück vollkommen zu machen, legten sie fünfundsiebenzig Franzosen in dieses Schloß, die nicht plündern, aber ungestraft stehlen durften, und wenn sie weiter zogen, nur ebensoviele neuen Gästen Platz machten.“

„Wahrhaftig!“ rief Albert, „ein solches Schicksal hätte wohl auch den fröhlichsten Junker ernst machen müssen!“

„Wie es ging, weiß ich nicht; nur so viel nahm ich mir aus Gesprächen ab, daß er seit jener Zeit ganz verändert sei. Er hielt sich meistens zu Hause, las viel und studierte manches. Er gilt jetzt in der Gegend für einen Mann, der viel weiß, und muß in manchen Fällen Rat geben. Doch um auf die Instruktionen zu kommen, die ich dir erteilen wollte, so kannst du sie aus dem, was ich dir erzählte, selbst abnehmen. Berühre nie die früheren politischen Verhältnisse, wenn du ihn nicht wehmütig machen willst, sprich nie von dem Kaiser —“

„Von welchem Kaiser?“ unterbrach sie der Vetter.

„Nun, von Napoleon, wollte ich sagen; er sieht ihn als den Urheber aller seiner Leiden an, und wenn etwa der General in diesen Tagen kommen sollte, laß dich in keinen politischen Diskurs ein; sie sind schon so heftig aneinander geraten.“

„Wer ist denn der General“, fragte Albert, „hat nicht dein Vater mich gestern aufgefordert, mit ihm über die neuere Kriegszucht zu sprechen?“

„Der General Willi ist unser Nachbar“, erwiderte Anna, „und wohnt eine halbe Stunde von hier, den Neckar abwärts.“

Er gehört so sehr der neueren Zeit an, als der Vater der alten, und ich kann ihm seine Art, zu denken, ebensowenig verargen, als meinem Vater. Er machte in den früheren Feldzügen eine sehr schnelle Karriere, und der Kaiser selbst soll ihn im Feldzuge von 1809 beredet haben, unsern Dienst zu verlassen und in die Garde zu treten. Er war mit in Rußland, wurde bei Chalons gefangen und zog sich nachher gänzlich zurück. Hier hat er nun ein Gut gekauft, ist ein sehr vermöglicher Mann und lebt im stillen seinen Erinnerungen. Du kannst dir denken, daß ein Mann, der in solchen Verhältnissen seine schönsten Jahre lebte, wohl auch noch heute von der Sache, für welche er einst socht, eingenommen ist; er ist, was man so nennt, ein eigenjünger Napoleonist und hat wenigstens so gut als irgend einer Grund dazu.“

„Wenn er ein Franzose wäre“, entgegnete Albert, „dann möchte es ihm hingehen. Aber für einen Deutschen schickt es sich doch wahrhaftig nicht. Es war keine Sache, für welche er socht, sondern ein Phantom.“

„Streiten wir nicht darüber“, fiel ihm Anna ins Wort. „Ich bin überzeugt, wenn du diesen liebenswürdigen, edlen Mann kennen lernst, wirst du ihm seinen Enthusiasmus vergeben.“

„Wie alt ist er denn?“ fragte jener besangen.

„Ein guter Fünfziger“, erwiderte Anna lächelnd. „Mir aber scheint er, wie gesagt, für seine Gesinnungen ein so gutes Recht zu haben als der Vater. Wurde ja doch auch, was ihm groß und erhaben deuchte, zerstört und verhöhnt, und du weißt, daß dies nicht der Weg ist, die Menschen mit dem Neueren auszuföhnen. Die beiden Herren haben große Zuneigung zu einander gefaßt, obgleich sie in ihren Meinungen so schroff einander gegenüberstehen. Oft kommt es unter ihnen zu so heftigem Streit, daß ich immer einmal einen wirklichen Bruch der nachbarlichen Verhältnisse voraussehe. Ich glaube, wenn mehr Damen zugegen wären, würde es nie so weit kommen, aber leider hat auch der General vor einigen Jahren seine Frau verloren. Sie war eine treffliche Frau, und meine Mutter schätzte sie sehr; der Vater konnte es ihr aber nie vergeben, daß sie eine Bürgerliche war, und seine

Schwester, die jetzt eben bei ihm ist, pflegt immer nur auf kurze Zeit einzukehren.“

Der alte Thierberg, der in diesem Augenblick von seinem Amtmann zurückkam, unterbrach dieses Gespräch, das der junge Mann noch lange hätte fortsetzen mögen; denn Base Anna erschien ihm, wenn sie lebhaft sprach, wenn ihre Augen während ihrer Rede immer heller glänzten und ihre zarten Züge jede ihrer Empfindungen abspiegelten, immer reizender, liebenswürdiger zu werden, und er glaubte aus dem Vergnügen, das ihr die Unterhaltung mit ihm zu gewähren schien, nicht mit Unrecht einen günstigen Schluß für sich ziehen zu dürfen.

6.

Von allen seinen früheren reichsfreiherrlichen Rechten war dem alten Thierberg nur die Ernennung oder, wie man es dort nannte, die Präsentation des Schulmeisters übriggeblieben, und er verwünschte auch diesen letzten Rest ehemaliger Größe und Gewalt, als er nachmittags zwei Schulamtskandidaten mit dem Thierberger Prediger ins Schloß treten sah. Er hieß seinen Neffen allein in den Wald vorausgehen und versprach, bald zu folgen. Der junge Mann wanderte langsam jenen Weg hinan, welchen ihn Anna zuerst geführt hatte. Oft stand er stille und sah zurück auf diese alttümliche Burg, und gerne verweilte sein Auge auf jenem Turm, in dessen Zimmerchen Anna wohnte. Wie liebte er dieses klare, ruhige, natürliche Wesen, gepaart mit so viel Anstand und mit so feiner Bildung! Er konnte sich auf nichts Ähnliches besinnen. Oft wollten zwar in seiner Erinnerung die Damen der Mark diesem Schwabenkind den Vorrang streitig machen. Es dachte dem jungen Mann, er habe elegantere Formen gesehen, gewandter, zierlicher sprechen gehört; er rief sich jede einzelne Schönheit, die ihn sonst bezauberte, zurück, aber er bekannte, daß es gerade diese Unbefangtheit, diese Ruhe sei, was ihm so überraschend, so neu, so liebenswürdig erschien. „Sie ist zu verständig, zu ruhig, zu klar, um jemals recht lieben zu können“, fuhr er in seinen Gedanken fort, „aber schätzen wird sie mich, sie

wird Interesse an mir finden. Und gerade diese Klarheit, diese Art, über das Leben zu denken, muß ihr andere, bessere Verhältnisse längst wünschenswert gemacht haben. Bequeme, elegante Wohnung, eine geschmackvolle Garderobe, Wagen, Pferde, Bediente, eine ausgefuchte Bibliothek, das sind die Dinge, welche in einem solchen kalten Herzen die Liebe erregen; so unbefangen sie ist, so weiß sie doch in ihrer Unbefangenheit die Dame recht wohl zu spielen, und wirklich — es muß ihr als Frau von Kantow allerliebste stehen!“

Der junge Mann war unter diesen Träumen einer schönen Zukunft auf einer Höhe angelangt, wo er einen Teil des reizenden Neckarthales übersehen konnte. Vorwärts zu seiner Linken gewahrte er eine Waldspitze, die weit vorsprang und ihm die Aussicht auf den andern Teil des Thales verdeckte. Er verglich sie mit der Lage des Schlosses und fand, es müsse dieselbe Bergspitze sein, von welcher gestern jene süßen Flötenklänge herüberklangen. Von dort aus, hatte ihm Anna gesagt, könne man einen weiten, freien Blick über das ganze Thal genießen, und rasch beschloß er, nicht erst den Oheim abzuwarten, sondern im Genuß einer herrlichen Aussicht auf jener Waldecke seinen Gedanken nachzuhängen. Er hatte sich die Richtung gut gemerkt, und nicht lange, so trat er auf diesen reizenden Platz heraus. Das Thal schwenkte sich in einem schönen Bogen an Thierberg vorüber um diese Bergecke. Rechts und bei weitem näher, als Albert gedacht hatte, lag die Burg, durch eine breite Waldschlucht von dieser Stelle getrennt. Man konnte mit einem guten Fernglas deutlich in die Fenster von Thierberg sehen, und der junge Mann ergöhte sich eine Zeitlang an den Zügen des Pastors und seines Oheims, die in eifrigem Gespräch an der Fensterbrüstung standen. Auch Annas Turmfenster war geöffnet, aber statt ihrer holden Züge sah man nur einen kleinen Orangenbaum, den sie an die Sonne gestellt hatte. In der Mitte des Thales zog in kleineren Bogen der Neckar hin, viele freundliche Halbinseln bildend, und in kleiner Entfernung entdeckte das Auge des jungen Mannes ein neues Schloß, in dessen Fenstern sich die Mittagssonne spiegelte. Es war in gefälligem, italienischem Stil aufgebaut, die Säulen und

der Balkon, schlang und zierlich, machten einen sonderbaren Kontrast mit den dunkeln, schweren Mauern des Thierbergs zu seiner Rechten, und wie diese Burg auf der Nordseite des Gebirges auf einem steilen Waldberg hing, so ruhte jenes schöne Lustschloß auf der Südseite gegenüber an einem sanften Rebhügel, dessen reinlich und nett angelegten Geländer und Spaliere sich bis an den Fluß herabzogen. Albert war in diesen reizenden Ausblick versunken und dachte nach über diesen Gegenatz, welchen die beiden Schlösser, wie Bilder der alten und neuen Zeit, hervorbrachten, als feste Männertritte hinter ihm durch das Gebüsch rauschten und ihn aus seinen Betrachtungen weckten. Er wandte sich um und war vielleicht nicht weniger erstaunt als der Mann, der jetzt durch die letzten Büsche brach und vor ihm stand. — Es war sein Gefährte vom Gilwagen. Er hatte eine Jagdtasche übergeworfen, trug eine Büchse unter dem Arm, und zwei große Windhunde stürzten hinter ihm aus dem Gebüsch.

„Wie! ist es möglich!“ rief der Jäger und blieb verwunderrungsvoll stehen; „ich hätte mir noch eher einfallen lassen, hier auf einen Adler denn auf Sie zu stoßen!“

„Sie sehen, ich benütze Ihren Rat“, erwiderte der junge Mann, „ich durchspüre jeden Winkel Ihres Landes nach schönen Ausblicken —“

„Aber wie kommen Sie hieher?“ fuhr jener fort, indem er ihn aufmerkamer betrachtete, „und Sie sind auch nicht auf der Reise, wie ich sehe. Haben Sie sich in der Nähe eingemietet?“

Albert deutete lächelnd auf die alte Burg hinüber. „Dort — und gestehen Sie“, sagte er, „ich hätte keinen schöneren Punkt wählen können.“

„In Thierberg?“ rief der Jäger mit steigendem Erstaunen, indem er auf einen Augenblick leicht errötete; „wie ist es möglich, in Thierberg? Oder sind vielleicht gar Thierbergs die Verwandten, die —“

„Die ich in der Stadt besuchen wollte und hier auf ihrem Lande traf. Ich segne übrigens diesen Geschmack meines Oheims“, setzte Albert mit einer Verbeugung hinzu, „da er mich aufs neue in die Nähe meines angenehmen Reisegeheißers führte.“

„So wären Sie vielleicht ein Kantow aus Preußen?“ fragte der Jäger aufs neue.

„Allerdings“, antwortete der Gefragte, „aber wie folgern Sie dies? Sind Sie vielleicht mit meinem Oheim bekannt?“

„Ich besuche ihn zuweilen“, sagte jener mit einem langen Seitenblick auf das alte Schloß; „ich bin gerne dort; doch beinahe hätte ich das Glück gehabt, Ihre Bekanntschaft noch früher zu machen; ich reiste vor einem Jahr in Ihre Heimat, und auf den Fall, daß mich meine Straße über Fehrbellin geführt hätte, war ich mit einem Brief an Ihre Eltern versehen, mit einem Brief von Ihrem Oheim selbst. — Aber habe ich zu viel gesagt, wenn ich von den Reizen unseres Nectarthales sprach? Finden Sie nicht alles hier vereinigt, was man immer für das Auge wünschen kann?“

„Ich dachte schon vorhin darüber nach“, versetzte Kantow; „wie verschieden ist der Charakter dieser beiden Berge zur Seite des Thales! Hier dieser dunkle Wald mit Schluchten und Felsenspalten, durch welche sich Bäche herabgießen, die alte Burg, halb Ruine, auf diese jäh abbrechende Wand hinausgerückt. Jenwärts die sanften, wellenförmigen Rebhügel mit bläulichroter Erde und dem sanften Grün des Weins. Und diese Kontraste durch das lieblichste Thal, durch den Fluß vereinigt, der bald hierhin, bald dorthin zu den Bergen sich wendet! Wahrhaftig, es müßte nichts Unangenehmeres sein, als auf einer dieser grünen Halbinseln ein einsames Idyllenleben zu führen!“

„Ja“, entgegnete der Jäger lächelnd, „wenn der Fluß nicht in jedem Frühjahr austräte und Damon¹, die Hütte und — seine Daphne¹ zu entführen drohte! Aber, waren Sie schon unten im Thal?“

„Noch nicht, und wenn etwa Ihr Weg hinabführt, werde ich Sie gerne begleiten.“

Der Jäger lockte seine Hunde und schlug dann einen Seitenpfad ein, der in die Tiefe führte. Kantow, der hinter ihm ging,

¹ Beide Namen sind wohl, ohne besondere Beziehung, der Idyllen- und Schäferdichtung des 18. Jahrhunderts entnommen.

bewunderte den schlanken Bau, den kräftigen Schritt und die gewandten Bewegungen des jungen Mannes. Er war einigemal versucht, zu fragen, wer er sei, wo er wohne; aber es lag etwas so Bestimmtes, Überwiegendes in seinem ganzen Wesen, daß er diese Frage immer wieder auf eine bequemere Zeit verschob. Im Thal wandte sich der Jäger stromabwärts; Kinder und Alte, die ihnen begegneten, grüßten ihn überall freundlich und zutraulich; manche blieben wohl auch stehen und schauten ihm nach. Oft stand er stille und machte den Fremden auf jeden schönen Punkt aufmerksam, erzählte ihm von der Lebensart der Leute, von ihren Sitten und ländlichen Festen.

Der Weg bog jetzt um den Berg, und plötzlich standen sie dem neuen Schloß gegenüber, das Albert von der Höhe herab gesehen hatte. „Welch herrliches Gebäude!“ rief er, „wie malerisch liegt es in diesen Weinbergen! Wem gehört dieses Schloß?“

„Meinem Vater“, erwiderte der Jäger freundlich. „Ich denke, Sie sehen mit mir über und versuchen den Wein, der auf diesen Hügeln wächst?“

Gerne folgte der junge Mann dieser einfachen Einladung; sie gingen ans Ufer, wo der Jäger einen Kahn losband; er ließ seinen Gast einsteigen und ruderte ihn leicht und kräftig über den Fluß. Auf reinlichen, mit feinem Kies bestreuten Wegen, durch hohe Spaliere von Wein gingen sie dem Schloß zu, dessen einfach schöne Formen in der Nähe noch deutlicher und angenehmer hervortraten, als aus der Ferne betrachtet. Unter dem schattigen Portal, das vier Säulen bildeten, saß ein Mann, der aufmerksam in einem Buche las. Als die jungen Männer näher kamen, stand er auf und ging ihnen einige Schritte entgegen. Er war groß, aufrecht und hager und etwa zwischen fünfzig und sechzig Jahre alt. Ein schwarzes, blitzendes Auge, eine kühn gebogene Nase, die dunkelbraune Gesichtsfarbe und eine hohe, gebietende Stirne, wie seine ganze Haltung gaben ihm etwas Auffallendes, Überraschendes. Er trug einen einfachen militärischen Oberrock, ein rotes Band im Knopfloch, und noch ehe er ihm vorgestellt wurde, wußte der junge Kantow aus diesem allen, daß es der General Willi sei, vor welchem er stand. Ihn selbst stellte der

junge Willi als Better der Thierbergs und als seinen Reisegefährten vor.

Der General hatte eine tiefe, aber angenehme Stimme; er antwortete: „Mein Sohn hat mir von Ihnen gesagt; Ihre Mutter kenne ich wohl, habe sie früher in der Residenz gesehen. Als wir nach Schlesien marschierten, wurde ich nach Berlin geschickt; ich blieb vier Wochen bei der Feldpost dort und ritt während dieser Zeit mehreremal nach Fehrbellin hinüber, Ihre Eltern zu besuchen.“

„Wahrhaftig!“ rief der junge Mann; „ich erinnere mich, mehrere französische und deutsche Offiziere damals in unserem Haus gesehen zu haben; es müßte mich alles täuschen, Herr General, oder ich kann mich noch Ihrer erinnern. Ihre Uniform war grün und schwarz, und einen großen grünen Busch trugen Sie auf dem Hut. Sie ritten einen großen Kappen.“

„Ach ja, die alte Leda!“ sagte der General. „Sie hat treu ausgehalten bis an die Verejina, dort liegt sie zwanzig Schritte von der Brücke im Sumpf. Es war ein gutes Tier, und in der Garde nannte man sie le diable noir. — Grüne Büsche, sagen Sie? — Richtig, ich diente damals unter den schwarzen Jägern von Württemberg. Ein braves Korps, bei Gott! Wie haben sich diese Leute bei Linz¹ geschlagen!“

„War es damals“, bemerkte Kantow, „als Marschall Vandamme², den Gott verdamme, äußerte: ‚Ces bougres là se battent comme nous!‘?“

„Sie haben da eine sonderbare Übersetzung des Namens Vandamme, doch — ach! Sie sind ein Preuße — gut! Ich gebe zu, der General Vandamme war verhaßt, besonders in der süddeutschen Armee; er wußte es auch recht gut, aber seine Bewunderung über die Bravour jener Soldaten hätte er vielleicht artiger, aber nie mit mehr Wahrheit ausdrücken können.“

¹ Am 17. Mai 1809 wurden hier die Oesterreicher von einem württembergisch-sächsischen Korps geschlagen.

² Dominique Jos. Vandamme, Graf von Sünenburg (1771—1830), französischer General unter Napoleon I, war tapfer, aber grausam, was sich besonders zeigte, als er am 31. Mai 1813 Hamburg nach seinem Abfall von den Franzosen wieder einnahm und furchtbar züchtigte.

Sie waren unter diesen Worten bis unter das Portal des Hauses getreten; ein Buch lag dort aufgeschlagen, der junge Willi sah es lächelnd an und sagte: „Zum sechstenmal, mein Vater?“

„Zum sechstenmal“, erwiderte jener, indem auch durch seine ernstesten Züge ein leichtes Lächeln ging. „Sie sehen, Herr von Rantow, man zieht oft die Kinder nur dazu auf, daß sie ihre Eltern nachher wieder aufziehen. So kann er es nicht recht leiden, daß ich gewisse Bücher oft lese, und doch ist es ein guter Grundsatz, nicht vielerlei Bücher, aber wenige gute öfter zu lesen.“

„Sie haben recht“, erwiderte Rantow, „und darf ich wissen, welches Buch Sie zum sechstenmal lesen?“ Der General bot es ihm schweigend.

„Ah! die schöne Fabel von 1812“, rief Albert, der Feldzug des Grafen Ségur?¹ Nun, ein Gedicht wie dieses darf man immer wieder lesen, besonders wenn man, wie Sie, den Gegenstand kennen gelernt hat.“

„Sie nennen es Gedicht?“ fragte der General. „Da Sie nicht aus Erfahrung sprechen können, ist wohl General Gourgaud² Ihr Gewährsmann. Aber ich kann Sie versichern, in diesem Buch ist so furchtbare Wahrheit, so traurige Gewißheit, daß man das Wenige, was Dichtung ist, darüber vergessen kann. Die Figuren in diesem Gemälde leben, man sieht ihren schwankenden Marsch über die Eisfelder, man sieht brave Kameraden im Schnee ver scheiden, man sieht ein Riesenwerk, jene große, kampfgewübte Armee, durch die Ungunst des Schicksals in viele tausend traurige Trümmer zerfchlagen. Aber ich liebe es, unter diesen Trümmern zu wandeln, ich liebe es, an jene traurigen, über das Eis hinschwankenden Männer mich anzuschließen, denn ich habe ihr Glück und — ihr Unglück geteilt.“

¹ Philippe Paul, Graf von Ségur (1780—1873), französischer General, begleitete seit 1802 Napoleon auf seinen Feldzügen und schrieb später seine berühmte „Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant l'année 1812“ (Paris 1824), ein durch seine Darstellung ausgezeichnetes, als Kriegsgeschichte aber unzuverlässiges Werk.

² Gasparde Gourgaud (1783—1852), französischer General, war heftiger Gegner von Ségurs Werk und schrieb vom militärischen Gesichtspunkt aus ein „Examen critique“ (Paris 1825), über dasselbe.

„Ich bewundere nur deine Geduld, Vater“, erwiderte der Sohn; „du kannst diese französischen Tiraden¹, die, wenn man sie in nüchternes Deutsch auflöst, beinahe lächerlich erscheinen, lesen und immer wieder lesen! Ich erinnere mich aus diesem berühmten Buch einer solchen Stelle, die im Augenblick das Gefühl besticht, nachher, mich wenigstens, lächeln machte. Die Armee hat sich in größter Unordnung hinter Wilna zurückgezogen. Die Russen sind auf den Ferjen. Eine Zeitlang imponiert ihnen noch die Nachhut des Heeres, aber bald löst sich auch diese auf, und die ersten der Russen, indem sie einen Hohlweg heraufdringen, mischen sich schon mit den letzten der Franzosen. Ségur schließt seine Periode mit den Worten: ‚Ach! es gibt keine französische Armee mehr!‘ — ‚Doch, es gibt noch eine‘, fährt er fort; ‚Ney² lebt noch; er reißt dem nächsten das Gewehr aus der Hand‘, u. s. w. Kurz, der edle Marschall thut in übertriebenem Eifer noch einige Schüsse auf den Feind und repräsentiert gleichsam in sich selbst die halbe Million Soldaten, die Napoleon gegen Rußland ins Feld führte. Ist dies nicht mehr als dichterisch, ist dies nicht lächerlich überstiegen?“

„Ich erinnere mich noch recht wohl jenes Moments, und so grausam unser Schicksal, so gedrängt unser Rückzug war, so ließ er uns doch einige Augenblicke frei, diesem Krieger und seiner wahrhaft antiken Größe unsere Bewunderung zu zollen. Wenn du bedenkst, wie es von großer Wichtigkeit war, daß er mit wenigen Tapfern jenes Defilee eine Zeitlang gegen den Feind behauptete, daß er und die Seinen allerdings in diesem Augenblick noch die einzigen wirklichen Kombattanten waren, die den Russen die Spitze boten, so wird dich jener Ausdruck weniger be-

¹ Vom ital. tirare, d. h. ziehen, bezeichnet einen ausgedehnten, deklamatorischen Wortschwall.

² Michel Ney, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, Marschall und Pair von Frankreich (1769—1815), war einer der ausgezeichnetsten Feldherren Napoleons. Zu seinen kühnsten Thaten gehört sein Ubergang über den gefrorenen Dnjepr mit der Nachhut des aus Rußland zurückkehrenden Heeres. Nach Napoleons Sturz 1814 sagte er sich von diesem los und schloß sich an Ludwig XVIII. an, bei des Kaisers Rückkehr aber trat er wieder zu diesem über und kämpfte bei Waterloo mit Heldenmut. Vom Gerichtshof der Pairs wurde der ruhmgekrönte Feldherr 1815 zum Tode verurteilt und am 7. Dezember desselben Jahres erschossen.

Freunden; ich wenigstens danke es Ségur, daß er auch jenem erhabenen Moment einen Denkstein setzte.“

„Also ist jene Szene wahr?“ fragte Kantow.

„Gewiß! Und eine schöne, großartige Idee liegt darin, daß man weiß, wer von der großen Armee zuletzt gegen die Russen schlug, daß es Ney war, welchen jener hohe Ruhm, der ihm sogar aus diesem Rückzug sproßte, die Handgriffe des gemeinen Soldaten nicht vergessen ließ. Er war, wie Hannibal, der letzte beim Rückzug.“

„Was sagen Sie aber über jenen, welcher der erste in der Armee und der erste beim Rückzug war?“ bemerkte Kantow. „Ich glaube, zwanzig Jahre früher hätte er jeden Schritt mit seinen Garden verteidigt —“

„Und zwanzig Jahre später vielleicht auch“, fiel ihm der General ins Wort, „und wäre vielleicht als Greis eines schönen Todes mit seinen Garden gestorben. Nuno 13, werden Sie aber wohl wissen, war er Kaiser eines Landes, von welchem er, ohne Nachricht, ohne Hülfе, auf so viele hundert Meilen getrennt war. Was hielt ihn bei der Armee, nachdem unser Unglück entschieden war? Glauben Sie nicht, daß er etwas Ähnliches, wie den Abfall Ihres Vork¹, geahnt hat! Mußte er nicht in Frankreich friische Mannschaft holen?“

„Warum zog er gegen Asien zu Feld, der neue Alexander“, sagte Kantow spöttisch lächelnd, „wenn er ahnte, daß das Preußenvolk in seinem Rücken nur darauf laure, ihm den Todesstreich zu geben? War dies die gerühmte Klingheit des ersten Mannes des Jahrhunderts?“

„Glauben Sie, junger Mann“, erwiderte der General, „der Kaiser war erhaben über einen solchen Verdacht. Er wußte, daß Ihr König ein Mann von Ehre sei, der ihn im Rücken nicht überfallen werde; er wußte auch, daß Preußen zu klug sei, um à la Don Quichotte die große Armee allein anzugreifen.“

¹ Der preussische Feldmarschall Graf Hans David Ludwig York von Wartenburg (1759–1830) hatte am 30. Dezember 1812 mit dem russischen Feldherrn Diebitich den Vertrag zu Tauroggen geschlossen und sich mit seinen Truppen ohne Befehl des Königs von Napoleons Herrschaft losgesagt.

„Preußen war ihm nichts schuldig“, rief der junge Mann errötend; „man weiß, wie Buonaparte selbst seine Friedensbündnisse gehalten hat; man war nicht schuldig, zu warten, bis es dem großen Mann gefällig sei, die Kriegserklärung anzunehmen. Der Gefesselte hat das Recht, in jedem günstigen Augenblicke seine Fesseln zu zerreißen, und sollte er auch den damit zertrümmern müssen, der sie ihm anlegte.“

„Nun, Vater“, setzte der junge Willi hinzu, „das ist es ja, was ich schon lange sagte, wenn ich den Aufstand des ganzen Deutschlands in Schutz nahm. Wer gab den Franzosen das Recht, uns in Ketten und Bande zu schlagen? Unsere Thorheit und ihre Macht! Wer gab uns das Recht, ihnen das Schwert zu entwenden und die Spitze gegen sie selbst zu wenden? Ihre Thorheit und unsere Macht.“

„Ich gebe zu“, antwortete der General mit Ruhe, „daß man im Volk, vielleicht auch unter Politikern, also spricht und sprechen darf. Niemals aber darf der Soldat diese Sprache führen, um eine schlechte That zu beschönigen. Es gibt manche glänzende Verrätereien in der Geschichte; die Zeiten, wo sie begangen wurden, waren vielleicht mit der Gegenwart so sehr beschäftigt, daß man die Verräter gepriesen hat; aber die Nachwelt, welche die Gegenstände in hellerem Lichte sieht, hat immer gerecht gerichtet und manchen glänzenden Namen ins schwarze Register geschrieben. Auch die Sache des Kaisers wird die Nachwelt führen. So viel ist aber gewiß, daß zu allen Zeiten, wo es Soldaten gibt, einer, der seine Fahne verläßt, immer für einen Schurken gelten wird.“

„Ich gebe dies zu“, erwiderte Kautow, „nur sehe ich nicht ein, wie dies den übereilten Zug nach Rußland entschuldigen könnte.“

„Meinen Sie denn, der Zustand Preußens sei uns so unbekannt gewesen?“ fragte der General. „Man wußte so ziemlich, wie es dort aussah. Ich war von Mainz bis Smolensk im Gefolge des Kaisers und namentlich in deutschen Provinzen oft an seiner Seite, weil ich die Gegenden kannte, und manchmal in seinem Namen Fragen an die Einwohner thun mußte. In den preußi-

sehen Stammprovinzen fiel ihm und uns allen die Haltung und das Ansehen der jungen Leute auf. Das ganze Land schien von Beurlaubten angefüllt, und doch waren es immer nur die jungen Männer, die hier geboren und erzogen waren. Die Haare waren ihnen militärisch verchnitten, ihre Haltung war aufgerichtet, geregelt; sie standen selten wie faule, müßige Gaffer da, wenn der Kaiser und sein Gefolge vorüberzog. Nein, sie machten Front, wenn sie ihn sahen, die Füße standen eingewurzelt, der linke Arm straff angezogen und an die Seite gedrückt, das Auge hatte die regelrechte Richtung, und die rechte Hand machte ihren Soldatengruß. Es waren dies keine Bauerburche mehr, sondern Soldaten, und der Kaiser wußte wenigstens, daß nicht die ganze preussische Armee mit ihm ziehe.“

„Er ließ einen gefährlichen, beleidigten Feind in seinem Rücken“, bemerkte Kantow.

„Ein gefährlicher Feind, Herr von Kantow, ist etwa eine beleidigte Schlange, aber nicht eine Armee, nicht Männer von Ehrgefühl. Das preussische Heer hatte sich mit der großen Armee vereinigt, und sobald dies geschehen war, stand sie unter dem Oberbefehl des ersten Kriegers dieser Armee; in dieser Eigenschaft hatten wir weder von ihnen noch von den Zurückgebliebenen etwas zu fürchten; die Untergebenen band ihr Eid an ihre Fahnen, und die Generale, die Repräsentanten dieser Fahnen, band ihre Ehre. Wenn Sie die Sache aus diesem natürlichen Gesichtspunkt betrachten wollen, so werden Sie am Betragen des Kaisers bei Beginn jenes unglücklichen Feldzuges nichts Uebereiltes oder Unfluges finden.“

„Das preussische Heer, das gezwungen mit ausrückte“, erwiderte der junge Mann, „gehörte nicht diesem Kaiser der Franzosen, sondern seinem rechtmäßigen König, und in demselben Augenblick, als dieser sie ihrer Pflichten gegen jenen ersten Krieger entband —“

„Konnten sie gegen uns selbst die Waffen richten“, fiel der General ein; „da haben Sie vollkommen recht; sie konnten ihre Karrees bilden, uns den Gehorsam weigern und im Fall des Zwanges Feuer auf unsere Kolonnen geben, sie konnten sich im

Augeſicht der Armee mit den Ruſſen vereinigen, ſie durften dieſes alles thun —“

„Nun ja — das war es ja eben, was ich meinte —“

„Nein, Herr! Das war es nicht“, ſuhr jener eifrig fort. „Nur erſt, verſtehen Sie wohl, nur dann erſt, wann ihr König ſie ihres Eides entband, konnten ſie den Gehorſam verweigern, ſie mußten es ſogar, auch auf die Gefahr hin, zu Grunde zu gehen. Solange dieſes nicht der Fall war, handelten ſie, wenn ſie feindlich auftraten, als Verräter an ihrer Ehre und ſogar an ihrem König; denn die Ehre des Königs, der die Beſehlshaber gewählt hatte, bürgte gleichſam für ihr Betragen.“

„Nun — wenn ich auch dieſes von den Beſehlshabern zugebe“, erwiderte Kantow, „ſo hat wenigſtens die Armee immerhin ihre Pflicht gethan.“

„In dieſem Fall nimmermehr!“ rief der General: „Wenn der Chef keinen Befehl ſeines Herrn vorweiſen kann, um ſeine Schritte zu entſchuldigen, und dennoch ſeine Schuldigkeit nicht thut oder ſogar zum Verräter wird, und zum Verräter nicht für ſich allein, ſondern mit einem ganzen Korps, ſo hat jeder Offizier, jeder Soldat hat das Recht, ihn vor der Front vom Pferd zu ſchießen!“

„Ei, Vater! —“ rief der junge Willi.

„Mein Gott, dieſes denn doch nicht“, rief zugleich der Fremde; „einen General en chef vom Pferd zu ſchießen!“

„Und wenn man es unterlaſſen hat“, ſuhr jener mit blihenden Augen fort, „ſo hat man ſeine Pflicht verſäumt. Aber ich kenne noch recht wohl jene ſchändliche Zeit und die Motive, die damals die Handlungen der Menſchen lenkten; Wölfe und Tiger waren ſie geworden, die menſchliche Natur hatte man ausgezogen, Treu', Ehre, Glauben, alles verloren, und für Heroiſmus galt damals, was ſonſt für eine Schandthat gegolten hätte!“

„Nun, etwas Herrliches und Erhabenes, was ſich damals offenbarte, werden Sie doch nicht leugnen können“, ſprach der Märker, „der allgemeine Enthuſiasmus, womit das ganze Volk aufſtand, war doch wirklich erhaben, ergreifend!“

„Das ganze Volk? — aufſtand?“ rief der General bitter

lachend. „Da müßte Deutschland erst auferstehen, ehe die Deutschen aufstünden. Es war bei manchem ein schöner, aber unkluger Eifer, bei einigen Haß, bei vielen Übermut, bei den meisten war es Sache der Mode; und Sie vergessen, daß Osterreich, Bayern, Württemberg, daß Schwaben und Franken nicht, was Sie sagen, aufstanden, und denn doch auch zu Deutschland gehörten. Und Ihre Enthusiasten selbst! Vor diesen wären wir gewiß nie aus Sachsen gewichen!“

„Wenn es Ihnen auch an jenen gerühmten Eigenschaften eines alten, gedienten Soldaten gebrach, wahrhaftig, ihr Wille war schön, ihre Thaten groß, und ihre Einheit, ihre Aufopferung erzeigte vieles —“

„Einheit? Aufopferung? Wir nahmen, es war schon auf französischem Boden, einmal ein solches Individuum gefangen. Es war ein junger, schön gepuhter Mann. Der Kaiser hatte von diesen Volontärs sprechen gehört, man hatte ihm ihre Kleidung, ihre Haltung überaus komisch beschrieben; er ließ daher den Gefangenen vortreten. Als dieser den Kaiser erblickte, geriet er in augenscheinliche Verwirrung, dachte nicht mehr daran, daß er selbst Soldat geworden sei und gegen den größten Krieger zu Feld ziehe, sondern er nahm seinen Tschako am Schild, riß ihn nach gewöhnlicher bürgerlicher Weise vom Kopf, daß der schöne Federbusch elendiglich in den Kot hing, und kratzte mit dem Fuß hinten aus. Der Kaiser ließ ihn durch mich fragen, ob er unter den deutschen Freiwilligen diene? Jener aber verbeugte sich noch einmal und sagte: ‚Ich bin vom Frankfurter Korps der Rache.‘ Der Kaiser konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, und als er weiter ritt, wandte er sich noch einmal um. Der Sohn der Rache stand noch immer ganz verblüfft unter einem Haufen von Franzosen, und jetzt erst schien er aus einem Traum zu erwachen, er mochte sich auf die schöne Zeile zurückwünschen. Der arme Teufel sah aus, als wäre er ein Volontaire malgré lui, als hätte er nur seinem Schatz zu Gefallen sich in dem Korps der Rache einschreiben lassen. Und dieser Rächer kehrte nicht mehr hinter den Ladentisch seines Vaters heim. Ich sah ihn sechs Tage nachher, ohne Beine, sterbend wieder, seine eigenen Landsleute hatten

ihn in unsern Reihen getödet. Und von solchen Menschen verlangen Sie Einheit — Aufopferung?“

Der Preuße hatte dem General nunmütig zugehört, es kam ihm vor, als liege in den Zügen dieses Mannes Spott und Verachtung einer Sache, die er immer als etwas Ungeheures, Welt-historisches, Großartiges zu betrachten gewöhnt gewesen war. Der junge Willi sah diese unangenehmen Gefühle, die mit der Ehrfurcht vor dem General in Kantows Brust zu kämpfen schienen. Er nahm daher schnell das Wort und sagte: „Du warst damals auf feindlicher Partei, lieber Vater, du sahst alles in einem andern Lichte, und ich zweifle, ob nicht eure jungen Konfribierten sich auf ähnliche Weise benommen hätten. Aber wahr bleibt es immer und jedem unbefangenen Auge noch jetzt sichtbar, daß damals ein erhabener, ungewöhnlicher Geist unter dem Volke, hauptsächlich im Norden, wehte; die Mittelstände vorzüglich haben gezeigt, daß sie einer bewunderungswürdigen Kraftäußerung fähig seien, und darauf, so schlecht auch die Zeiten sind, kann man noch immer einige Hoffnung gründen.“

Kantow sah den jungen Mann bei den letzten Worten befremdet an, als wüßte er sich diesen Satz nicht zu erklären; doch erfreut, seine eigenen Gefinnungen wiederholt zu hören, wandte er sich wieder an den General. „Er hat recht“, jagte er, „auf feindlicher Seite konnten Sie das rührende Bild dieser Aufopferung nicht so genau kennen lernen. Aber die großen Worte un-serer Redner, die feurigen, aufrufenden Lieder unserer Säng-er, die begeisternde Aufopferung unserer Frauen, sie gaben, verbun-den mit dem Mut, der frommen Kraft und der gottgeweihten Hin-gebung unserer Jünglinge und Männer, Szenen, die ebenso erhaben als unvergeßlich sind.“

„Und wofür denn dieses alles?“ fragte der alte Soldat. „Wozu so große Aufopferungen? Was hat man damit erreicht und errungen? Ließ sich dies alles nicht voraussehen?“

„Und was haben denn Sie, Herr General, auf jener Seite erreicht und errungen? Das ist einmal das Schicksal alles mensch-lichen Lebens und Treibens, daß man kämpft, sich hingibt, auf-opfert, um am Ende nichts oder wenig zu erreichen. Zwanzig

Jahre haben Sie jenem Mann geweiht, jenem Eigenfüchtigen, der nur sich und immer nur sich bedachte. Jetzt liegt er auf einem öden Felsen, seine Genossen sind zerstreut, aufgerieben — was, was haben denn Sie gewonnen?“

„Ein Cudchen rotes Band und die Erinnerung“, antwortete er lächelnd, indem er mit einer Thräne im Auge auf seine Brust herabfah. Es lag etwas so Ergreifendes, Erhabenes in dem Wesen des Mannes, als er diese Worte sprach, daß Rantow, erröthend, als hätte er eine Thorheit gesagt, seine Augen von ihm abwandte und betreten den Sohn ansah. Doch dieser schien nicht auf das Gespräch zu merken, er blickte unverwandt und eifrig auf ein kleines Gebüsch am Fluß, von welchem man eben das Plätschern eines Ruders vernahm; jetzt teilten sich die Zweige der Weiden, und ein schöner Mädchenskapf bog sich lächelnd daraus hervor.

7.

„Unsere schöne Nachbarin!“ rief der General freundlich und eilte auf sie zu, ihr die Hand zu bieten; die jungen Männer folgten, und mittels seiner trefflichen Lognette entdeckte Rantow zu seinem nicht geringen Vergnügen, daß es Anna sei, die hier so plötzlich gleich einer Najade¹ aus dem Fluß auftauchte. Der General küßte sie auf die Stirne und bot ihr dann den Arm; sie grüßte seinen Sohn kurz und freundlich, fragte flüchtig nach des Generals Schwester und verweilte dann mit einem Ausdruck der Verwunderung auf ihrem Gast. „Du hier, Vetter Albert?“ rief sie, indem sie ihm die Hand bot. „Nun, das muß ich gestehen, für so klug hätte ich dich nicht gehalten, deinen schönen Verstand in Ehren, daß du sogleich die angenehmste Gesellschaft in der ganzen Gegend auffinden würdest; welcher Zauberer hat dich denn hieher gebracht?“

„Mein Sohn“, sagte der General, „hatte das Glück, Ihren Vetter auf seiner kleinen Reise kennen zu lernen und fand ihn jenseits in Ihrem Forst —“

¹ Najaden sind in der griechischen Mythologie Wassernymphen.

„Und lud mich ein, ihn hierher zu begleiten“, fuhr Kantow fort, „wo ich schon wieder wie gestern das Unglück hatte, zu streiten und immer heftiger zu widersprechen. Du lächelst, Anna? Aber es ist, als brächte es hier das Klima so mit sich; zu Hause bin ich der friedfertigste Kerl von der Welt, habe vielleicht in zwei Jahren nicht so viel disputiert, als hier in zwei Tagen, und wie käme ich vollends mit Herren, wie der Herr General oder mein Onkel, in Streit?“

„Ist es möglich?“ fragte der General, „mit Herrn von Thierberg, mit Ihrem Vater, Annchen, kommt er in Streit? Ich dachte doch, da Sie mit mir in politischen Ansichten so gar nicht übereinstimmen, Sie müßten von Ihres Oheims Grundfäßen eingenommen sein?“

„Nun, so ganz unmöglich ist eine dritte oder vierte Meinung doch nicht“, bemerkte der junge Willi lächelnd; „ich bin gewiß nicht von Ihrem politischen Glaubensbekenntnis und glaube, daß sich mit der Welt jetzt etwas machen ließe, wenn ihr nicht fünfzehn Jahre früher mit Feuer und Schwert reformiert und die Menschen eingeschüchtert hättet; aber mit Herrn von Thierberg lebe ich deswegen doch in ewigem Kampf, und wir beide haben unsere gegenseitige Befehung längst aufgegeben.“

„Demagogen streiten gegen alle Welt“, erwiderte ihm Anna lächelnd und doch, wie es schien, ein wenig unmutig. „Sie sind ein Zukurabel in diesem Spital der Menschheit; haben Sie je gehört, daß ein solcher politischer Ritter von la Mancha¹, solch ein irrender Weltverbesserer von Grund aus kuriert worden wäre?“

„Ich sehe, Sie wollen den Krieg auf mein Land spielen“, sagte Robert, „Sie wollen, wie immer, meine Ansichten zur Zielscheibe Ihres liebenswürdigen Wizes machen, und doch soll es Ihnen nicht gelingen, mich aus der Fassung zu bringen, heute wenigstens gewiß nicht. Sie kennen wohl die schönen Eigenschaften Ihrer Fräulein Kousine noch nicht ganz, Kantow? Nehmen Sie sich um Gotteswillen in acht, ihr zu trauen!“

¹ „Der weiße Junker Don Quijote de la Mancha“ heißt bekanntlich der Held in Cervantes' gleichnamigem Romane.

„Freund“, entgegnete Kantow, „in diesem Süddeutschland finde ich mich selbst nicht mehr; es ist alles ganz anders, man denkt, man spricht anders, als ich gewöhnt bin, und so mag ich mir selbst kein Urteil mehr zutrauen, am wenigsten über Anna.“

„General!“ rief Anna, „Sie führen nachher hoffentlich meine Verteidigung gegen Ihren Herrn Sohn?“

„Nun merken Sie auf, Kantow!“ sprach der junge Willi. „Daß dieses Fräulein die Schönste im ganzen Neckarthal, von Heidelberg bis Tübingen, ist, behaupten nicht nur alle reisenden Studenten, sondern auch sie selbst weiß es nur allzu gut und hat sich ganz darnach eingerichtet; sie ist aber dabei so spröde wie Leandra im eben angeführten ‚Don Quixote‘. Nach ihren politischen Ansichten, denn sie ist gewaltig politisch, ist sie ein Amphibion. Sie hält es bald mit dem Alten, bald mit der neuen Zeit. Sie ist gewaltig stolz, daß sie vierundsechzig Ahnen hat, auf ihrem Stammesloß lebt, und daß schon Anno 950 ein Thierberg einen Acker gekauft hat. Auf der andern Seite ist sie durch und durch Napoleonisch. Sie hat den ersten Lügner seiner Zeit, den ‚Moniteur‘¹, öfter gelesen als die Bibel, trägt ein Stückchen Zeug, das Montholon² meinem Vater schickte, und das angeblich von Napoleons letztem Lager stammt, in einem Ring, singt nichts als kaiserliche Lieder von Béranger³ und Delavigne⁴, und kurz — sie liebt eben jenen Mann mit Enthusiasmus, der den Glanz ihrer vierundsechzig Ahnen in den Staub geworfen hat.“

„Sind Sie nun zu Ende?“ fragte Anna, ruhig lächelnd, indem sie ihren Ring an die Lippen zog. „Weißt du aber auch, Bettler, daß er den ärgsten Anklagepunkt, das schwärzeste Verbrechen in seinen Augen aus Edelmuth verschwiegen hat? Näm-

¹ Der „Moniteur universel“ wurde am 24. November 1789 als französische Staatszeitung gegründet und war bis 1869 das Organ der Regierung.

² Charles Tristan Montholon, Graf von Lee (1783–1853), war 1814 Brigadegeneral unter Napoleon und folgte diesem nach St. Helena in die Verbannung.

³ Pierre Jean de Béranger (178–1857), der volkstümlichste und nationalste Lieberdichter Frankreichs.

⁴ Casimir Jean François Delavigne (1793–1843), begabter französischer Dichter der nachlassigen Schule, schrieb politisch-satirische Elegien und historische Dramen.

lich das, daß ich kein sogenanntes deutsches Mädchen bin, daß ich nicht jetzt schon in meinem Kämmerlein mich im Spinnen übe, wie es einer deutschen Maid frommt, und keine Lorbeerkränze für die Stirne der künftigen Sieger flechte. Weißt du denn auch, wer dieser Herr ist? Das ist ein Glied eines ungeheuren, unsichtbaren Bundes, der nächstens das Oberste zu unterst lehren wird; nun, bei euch soll es ja noch mehrere solcher Staatsmänner geben. Aber, Herr von Willi, wie ist mir doch, ist es denn wahr, was man mir leythin erzählte, daß unter euren geheimen Geheken eines ausdrücklich gegen junge Damen von Adel gerichtet sei und also laute: „Wenn ein biederber deutscher Ritter um eine Jungfrau freit, die ehemals der adeligen Kaste angehörte, und solche aus thörichtem Hochmuth ihre Hand versagt, soll ihr Name öffentlich bekannt gemacht und sie selbst für wahnsinnig erklärt werden.“

Das Pathos, womit Anna diese Worte vorbrachte, war so komisch, daß der General und Kantow unwillkürlich in Lachen ausbrachen; der junge Willi aber erröthete, und unmutig entgegnete er: „Wie mögen Sie sich nur immer über Dinge lustig machen, die Ihnen so ferne liegen, daß Sie auch nicht das Geringste davon fühlen können? Ich gebe zu, daß es Ihnen in Ihrem Stande, in Ihren Verhältnissen recht angenehm und behaglich scheinen mag, weil Sie freiere Formen und natürlichere Sitten nicht kennen, keine Ahnung davon haben. Warum aber mit Spott Gefühle verfolgen, die wenigstens in Männerbrust mächtig und erhaben wirken und zu allem Schönen und Guten begeistern?“

„Wie ungezogen!“ erwiderte Anna. „Sie haben mit Spott begonnen und meine Ahnen und den Kaiser der Franzosen schlecht behandelt und nehmen es nun empfindlich auf, wenn man über die Herren Demagogen und ihre Träume scherzt! Wahrlich, wenn nicht Ihr Vater ein so braver Mann und mein getreuester Anhänger wäre, Sie sollten es entgelten müssen. Doch zur Strafe will ich Sie über das Gedicht examinieren, das Sie mir für meinen Vater versprochen haben.“ Sie nahm bei diesen Worten Roberts Arm und ging mit ihm den Baumgang hin, und Albert

Kantow hätte in diesem Augenblick viel darum gegeben, an der Stelle des jungen Willi neben ihr gehen zu dürfen, denn nie hatte ihm ihr Auge so schön, ihre Stimme so klangvoll und rührend gedeutet, als in diesem Augenblick.

„Sie ist ein sonderbares, aber treffliches Kind“, sagte der General, indem er ihr lächelnd nachblickte. „Wenn sie ihm doch alle seine Schwärmereien aus dem Kopfe reden könnte! Aber so wird er nie glücklich werden; denken Sie, Kantow! er hat oft Stunden, wo es ihm lächerlich, ja thöricht erscheint, daß er in meinem bequemen Schloß wohnt und Nachbar Görge und Michel, die doch auch ‚deutsche Männer‘ sind, nur mit einer schlechten Hütte sich begnügen müssen. Das ist eine sonderbare Jugend, das nennen Sie jetzt Freiheitsfuss! Und doch ist er sonst ein so wackerer und vernünftiger Junge.“

„Ein liebenswürdiger, trefflicher Mensch“, bemerkte Albert, indem er oft unruhige Blicke nach jenen Bäumen streifen ließ, unter welchen Willi und Anna wandelten. „Ich darf Ihnen sagen, daß ich über seine Gewandtheit, über die feinen gesellschaftlichen Formen staunte, die er so unbesangenen entwickelt, er muß viel und lange in guten Zirkeln gelebt haben; und dennoch so sonderbare, spießbürgerliche Pläne!“

„Er war in London, Paris und Rom“, sagte der General gleichgültig, „und er lebte dort unter meinen Freunden. Ich glaube, Lafayette¹ und Foy² haben mir ihn verzo-gen.“

„Wie! Lafayette, Foy, hat er diese gesehen?“ fragte Kantow staunend.

„Er war täglich in der Umgebung beider Männer, und sie fanden an dem Jungen mehr, als ich erwarten konnte. Da hörte er nun die Amerikaner und die Herren von der linken Seite; und

¹ Marie Joseph Paul Roch Yves Gilbert Motier, Marquis de Lafayette (1757–1834), französischer General, beteiligte sich unter Washington am nordamerikanischen Freiheitskampf, wurde 1789 in Paris Anführer der Nationalgarde, mußte aber 1792 fliehen, da ihn die Nationalversammlung als Anhänger der konstitutionellen Monarchie in die Acht erklärte. An Napoleon schloß er sich nicht an. Während der Julirevolution war er wieder Anführer der Nationalgarde.

² Maximilien Sébastien Foy (1775–1825), französischer General unter Napoleon und Ludwig XVIII., Freund von Napoleons Nebenbuhler Moreau.

weil er manche der exaltirtesten Schreier als meine alten Freunde kannte, glaubte er in seinem jugendlichen Eifer, es müsse alles wahr sein, was sie schwahen, und fand sich am Ende geschickt, selbst mit zu reformieren. Da ist er nun mit allen unruhigen Köpfen in diesem ruhigen Deutschland bekannt. Keine Woche vergeht, ohne daß sie einen jener ‚deutschen Radikalreformer‘, mit langen Haaren, Stuckbärtchen, Weilstöcken und sonderbaren Röcken in meinen Hof bringt; sie nennen ihn Bruder und sind so wunderliche Leute, daß sie alle Briefe an meinen Robert mit einem ‚deutschen Gruß zuvor‘ anfangen.“

„Ich kenne diese Leute“, bemerkte Albert mit wegwerfender Miene; „sie zeigen sich auch bei uns zu Hause. Aber wie kann nur ein Mann von so glänzenden Anlagen für ein anständigeres Leben und für die gute Gesellschaft, wie Robert, mit so gemeinen Menschen umgehen, die im Bier ihr höchstes Glück finden, rauchend durch die Straßen gehen, in gemeinen Schenken umherliegen und alles Noble, Feine gering achten?“

„Gemein, lieber Herr von Kantow, habe ich sie noch nie gefunden“, erwiderte der General lächelnd, „was ich unter gemein verstehe; daß sie rauchen, macht sie höchstens für einen Nichtraucher unangenehm, daß sie Bier trinken, geschieht wohl aus Armut, denn meinen Wein haben sie nicht verachtet, und von der bonne société denken sie gerade wie ich; sie langweilen sich dort und finden das Steife gezwungen und das Gezierte lächerlich. Sonst fand ich sie unterrichtet, vernünftig, und nur in ihrer Kleidung und in ihren Träumereien dachte ich mit Anna an Don Quixote und fand es komisch, daß sie sich berufen glauben, die Welt zu erlösen von allem Übel.“

Der junge Mann verbeugte sich stillschweigend gegen den General, als wolle er ihm dadurch seinen Beifall zu erkennen geben; bei sich selbst aber dachte er: „Ich lasse mich aufknüpfen, wenn er nicht selbst raucht und lieber Stettiner und Josty als Franzwein trinkt; doch einem alten Soldaten kann man es verzeihen, wenn er roh und unhöflich ist.“ Er sah sich zugleich wieder nach Anna um; das Gespräch schien von beiden Seiten mit großem Interesse geführt zu werden, die Gegenwart des Generals ver-

hinderte ihn, von seiner Lorgnette Gebrauch zu machen, und doch war sie ihm nie so nötig gewesen als in diesem Augenblick, denn er glaubte gesehen zu haben, wie der junge Willi Annas Hand ergriff und — an seine Lippen führte. Der General mochte die Unruhe und Zerstreuung des jungen Mannes bemerken; er ging mit Kantow dem Baumgang zu, und als Anna sie herankommen sah, ging sie ihnen mit Willi entgegen. Des Generals Schwester, eine würdige Dame, welcher Annas Besuch galt, kam in diesem Augenblick herzu, und da in ihrer Gegenwart nichts Politisches, das zum Streit führen konnte, abgehandelt werden durfte, so zog es die Gesellschaft vor, ihrer Einladung zu folgen und unter der Halle des Schlosses den Wein des Generals und die schönen Früchte seiner Gärten zu kosten. Man beschloß, daß der General und sein Sohn morgen den Besuch auf Thierberg erwidern sollten, und so schieden die beiden Willi, als ihre Gäste in den Kahn stiegen, mit Ehrfurcht von Anna, mit der Herzlichkeit alter Freunde von Kantow.

8.

Der Gast aus der Mark, obgleich er in jedem Damenkreis seiner Heimat mit jener Sicherheit aufgetreten war, welche man sich durch Erziehung und gehöriges Selbstvertrauen erwirbt, obgleich er sich in Berlin manches schwierigen Sieges hatte rühmen können, fühlte sich doch nie in seinem Leben so befangen als an jenem Abend, wo er mit Anna am Neckar hin nach Thierberg zurückkehrte. Tausend Zweifel plagten und quälten ihn, und jetzt erst, als ihm der letzte Blick, den Anna dem jungen Willi zugeworfen hatte, zu feurig für bloße Achtung, zu zögernd für gute Nachbarschaft erschienen hatte, jetzt erst fühlte er, wie mächtig schon in ihm die Neigung zu seiner schönen Waise geworden sei. Zwar, wenn er seine eigene Gestalt, sein ausdrucksvolles Gesicht, sein sprechendes Auge, seine gewählte und reiche Sprache, seine eleganten Formen, die Sicherheit und Gewandtheit seines Geistes, kurz, wenn er alle seine Vorzüge mit Robert Willis Eigenschaften maß, so glaubte er sich doch ohne Anmaßung trösten zu können; fehlte doch jenem, wenn er sich auch gut auszudrücken vermochte,

jener unuachahmliche Tonfall der Sprache, fehlte ihm, wenn man ihm auch Anstand und Würde nicht streitig machen konnte, jene letzte Vollendung und Feinheit eines modischen Wundervogels (*Incredibilis Linn.*), jenes unuachahmliche Genie des Geschmacks, das angeboren sein muß; es fehlt ihm, so schloß der Berliner mit heimlichem Lächeln bei sich selbst, jenes je ne sais quoi, das den Geschöpfen Gottes das Siegel der Beredlung und Vollendung aufdrückt und auch den gewöhnlichsten Menschen zu einem *homme comme il faut* macht! Aber Anna ist hier auf dem Lande, ist in Schwaben aufgewachsen, fuhr er fort, sie könnte, ehe sie mich sah, mit Robert Willi — „Anna, ein Frage“, sprach er ängstlich zu ihr, nachdem sie eine geraume Weile still fortgewandelt waren, „und nimm doch diese Frage nicht übel auf! Liebst du diesen jungen Willi? Stehst du mit ihm in einem Verhältnis?“

Das Fräulein vom Thierberg erröthete leicht über diese Frage, und diese Röthe konnte ebenfogut der Frage als dem Gegenstand gelten, den sie berührte. „Wie kömmt du auf diesen Einfall, Better?“ erwiderte sie, „und meinst du denn, wenn ich auch das Unglück haben sollte, diesen Willi zu lieben, was mir übrigens noch nie in den Sinn kam, ich würde etwa dich zum Vertrauten in meinen Herzensangelegenheiten wählen, weil ich dich schon seit zwei Tagen kenne? Mein Gott, Better“, setzte sie schalkhaft lächelnd hinzu, „was seid ihr doch für närrische Leute in Preußen!“

„Ich will mich ja durchaus nicht in dein Geheimnis drängen, hochedle und gestrenge Dame“, jagte er, „aber meinst du denn, dein langes und, wie es schien, interessantes Gespräch mit ihm sollte mir nicht aufgefallen sein? Meinst du, ich glaube, ihr habt nur von Verjen gesprochen?“

„Wenn ich nun sagte, wir haben nur von Verjen gesprochen“, entgegnete sie eifrig, „so müßtest du es doch glauben. Leuten, die gerne Arges denken, fällt alles auf. Diesmal übrigens hat sich dein Scharfsinn nicht betrogen; das übrige Gespräch drehte sich auch noch um etwas anderes als Verje, um ein Geheimnis, ein gar wichtiges Geheimnis.“

„Also doch?“ — rief der junge Mann, mit ungläubiger Miene. „Siehst du, also doch!“

„Doch“, antwortete sie lächelnd, „und weil du so artig bist, will ich dich auch mit ins Geheimnis ziehen, vielleicht kannst du behülflich sein; er riet mir selbst, es dir zu entdecken.“

„Wie?“ entgegnete er bitter, „meinst du, ich sei nur deshalb nach Schwaben gekommen, um Herrn von Willis Liebesboten an meine Base zu machen? Da kennst du mich wahrhaftig schlecht; eher sage ich deinem Vater die ganze Geschichte, und ich glaube nicht, daß er sich einen solchen Tugendbänder, einen solchen Weltverbesserer und Demagogen zum Schwiegerjohn wählen wird.“

Anna war verwundert stehen geblieben, als sie diesen heftigen Ausbruch seiner Leidenschaft vernahm. „Habe die Gnade und höre zuvor, um was man dich bitten wird“, sagte sie, und wie es schien, nicht ohne Empfindlichkeit; „so viel weiß ich aber, daß, wäre ich ein junger Herr, und überdies ein Berliner, ich mich gegen Damen ganz anders betragen würde.“ Bestürzt wollte Albert etwas zur Entschuldigung erwidern, aber mit freundlicherer Miene und gütigeren Blicken fuhr sie fort: „Du weißt und hast es heute selbst gehört, wie sehr der General seinen Napoleon liebt und verehrt; nun ist nächstens sein Geburtstag, der zufällig auf einen berühmten Schlachttag des Kaisers fällt, und da will ihn sein Sohn mit etwas Napoleonischem erfreuen. Er hat sich durch einen Bekannten in Berlin eine Kopie jenes berühmten Bildes von David¹ verschafft, das Buonaparte zu Pferd noch als Konjul vorstellt. Es ist kein übler Gedanke, denn so nimmt er sich am besten aus; er ist noch jung, mager, und das interessante, feurige Gesicht unter dem Hut mit der dreifarbigten Feder ist malerischer, eignet sich mehr für die Darstellung eines Helden, als wie er nachher abgebildet wird. Und dieses Bild des Kaisers ist unjer Geheimnis.“

„Aber was soll ich hiebei thun?“ fragte Albert, der wieder freier atmete, da kein anderes, gefürchtetes Geständnis ihn bedrohte.

¹ Jacques Louis David (1748—1825), berühmter französischer Maler, republikanischer Schwärmer und Konventsmitglied der großen Revolution, später Hofmaler Napoleons und Begründer der klassischen Schule in Frankreich. Starb als Verbannter in Brüssel.

„Höre weiter! Dieses Bild wird in diesen Tagen ankommen, und zwar nicht bei General's, sondern bei uns. In meinem eigenen Zimmer wird es bis am Vorabend des Geburtstages bleiben, und dann müssen wir beide dafür sorgen, daß der General, während das Bild hinübergeschafft wird, nicht zu Hause oder wenigstens so beschäftigt sei, daß er nichts bemerkt. Während der Nacht wird dann das Bild im Salon aufgehängt und bekränzt, und wenn dann morgens der gute Willi zum Frühstück in den Salon tritt, ist es sein Held, der ihn an diesem feierlichen Tage zuerst begrüßt!“

„Gut ausgedacht“, erwiderte Nantow lächelnd, „und wenn es nur nicht dieser Held wäre, wollte ich noch so gerne meine Hülfe anbieten, doch — auch so werde ich mitspielen; hast ja du mich darum gebeten!“ Sein Ton war so zärtlich, als er dies sagte, daß ihn Anna überrascht ansah. Er bemerkte es und fuhr, indem er ihren Arm näher an seine Brust zog, fort: „Du kannst ja ganz über mich gebieten, Anna, ach! daß du immer über mich gebieten möchtest! Wie freut es mich, daß du nicht schon liebst, nicht schon verjagt bist! Darf ich bei dem Dunkel um dich werben?“

In Anna schien es zu kämpfen, ob sie bei diesen Worten wie über eine Thorheit lächeln oder erzürnt weinen sollte, wenigstens wechselte auf sonderbare Weise die Farbe ihres schönen Gesichtes mit Röthe und Blässe. Sie zog ihren Arm schnell aus seiner Hand und sagte: „So viel kann ich dir sagen, Vetter, daß uns hier in Schwaben nichts unerträglicher ist als Empfindsamkeit und Koketterie, und daß wir diejenigen für Thoren halten, die nach zwei Tagen schon Bündnisse für die Ewigkeit schließen wollen.“

„Anna!“ fiel ihr der junge Mann mit bittender Gebärde ins Wort, „glaubst du nicht an die Allgewalt der Liebe? Wenn auch ihre Dauer unsterblich ist, so ist doch ihr Anfang das Werk eines Augenblicks, und ich —“

„Kein Wort mehr, Albert“, rief sie unmutig, „wenn ich nicht alles dem Vater sagen und ihn um Schutz gegen deine Thorheit anrufen soll! Das wäre dir wohl bequem“, fuhr sie gefaßter und lächelnd fort, „um deine Langeweile in Thierberg zu vertreiben,

einen kleinen Roman zu spielen? Spiele ihn in Gottes Namen, wenn du nichts Besseres zu thun weißt, mich wirßt du vielleicht trefflich damit unterhalten, nur verlange nicht, daß ich die zweite Rolle darin übernehme.“

„O Anna!“ sprach er seufzend, „verdiane ich diesen Spott? Ich meine es so redlich, so treu! Das Loß, das ich dir bieten kann, ist nicht glänzend, aber es ist doch so, daß du vielleicht zufrieden, glücklich sein könntest.“

„Werde nur nicht tragisch“, erwiderte sie; „alles höre ich lieber, als solches Pathos. Spott verdienst du auf jeden Fall, und zum mindesten kann er dich heilen. Komm, sei vernünftig; begleite mich recht artig und wie es sich ziemt nach Hause. Aber sei überzeugt, wenn noch ein einziges Wort dieser Art über deine Lippen kömmt, so beschäme ich dich vor dem nächsten besten Bauer und rufe ihn heran, und wenn du im Schloß oben diese Thorheiten fortsetzest, so werde ich nie mehr mit dir allein sein.“ Der Ton, womit sie dies aussprach, klang zwar bestimmt, mutig und befehlend, doch schien ihr schalkhaftes Auge und ihr lächelnder Mund dem strengen Befehl zu widersprechen, und Rantow, den diese widersprechenden Zeichen verwirrten, begnügte sich, zu schweigen, zu seufzen, mit Blicken zu sprechen und einen erneuerten Kampf auf einen glücklicheren Moment zu verschieben. Mit großer Besonnenheit und Ruhe knüpfte sie ein Gespräch über den General an, und so gelangten sie weniger verstümmt, als man hätte denken sollen, nach Thierberg. Der Alte ließ sich ihre Ausflüge erzählen und schien nicht unzufrieden, daß Albert diese neue Bekanntschaft gemacht habe. „Es sind wackere Leute, diese Willis, und das ganze Thal hat ihnen Wohlthaten zu danken. Es soll wenige hohe Offiziere von der Bildung und den ausgezeichneten Kenntnissen des Generals geben, und den jungen habe ich selbst schon auf dem Korn gehabt und gefunden, daß er tiefe, gründliche Kenntnisse hat und mit Eifer Studien treibt, die man heutzutage unter der jüngern Generation selten findet. Ein kluges, gewandtes, feuriges Bürschchen; aber, aber — diese verschrobeneu, überspannten Ansichten. Ich glaube, er würde mich in meinem eigenen Hause anfallen, wollte ich sagen, daß das Bauernpack immer Bauernpack

bleibe, und wenn man sie auch noch so frei von Lasten, noch so gelahrt machte, daß die Bürgerlichen bei ihrem Leist bleiben und nicht an der erhabenen Figur des Staates künfteln und pinselfeln und meißeln sollen. Aber das kommt nur daher, weil der alte Thor unter seinem Stand geheiratet hat; da will nun der Junge den Fehler gutmachen, indem er die Vettern und Vasen und das ganze Verwandtschaftsgefindel seiner hochseligen Frau Mutter spießbürgerlichen Ungedenkens recht hoch stellt!“

„Aber Vater!“ bemerkte Anna. „Daß er es aus diesem Grund thut, kannst du doch nicht behaupten. Ich gebe zu, er stellt uns alle insgesammt etwas tief und die andern an unsere Seite, aber er ist ein Enthusiast und hat von Freiheit und Volksleben Begriffe, die sich nie ausführen lassen.“

„Lehre mich die Menschen nicht kennen, Kind!“ jagte der Alte lächelnd. „Eitelkeit ist der Grundtext in jedem, die Variationen mögen heißen, wie sie wollen; aber was sagst du zu dem Vater, Neffe?“

„Bei uns würde man ihn steinigen, wollte er öffentlich aussprechen, was ich heute habe hören müssen. Ja, in einer Gesellschaft von Preußen sollte er einmal solch ein Wort sagen, ich glaube, man würde weder sein Alter noch seinen Stand berücksichtigen. Sein ganzes Gespräch ist ein Triumphgesang der Vergangenheit und ein Fluch der Gegenwart; ich glaube, er hält es für die größte Sünde, daß wir das schmähliche Joch abgeschüttelt und die übrigen vielleicht gegen ihren Willen mit befreit haben. Eine Schande, daß ein deutscher Mann etwas solches nur denken kann. Aber bei nächster Gelegenheit will ich ihm sagen, wie sehr ich vom Grund des Herzens seinen Kaiser und alle Franzosen hasse.“

„Das hat er von mir schon oft gehört“, erwiderte Herr von Thierberg, „mehr denn zwanzigmal, ich hasse sie alle, allesamt wie die Hölle!“

„Alle, Vater, alle?“ fragte Anna mit Bedeutung.

„Nein, du hast recht, Kind! Einen nehme ich aus, den ich täglich loben und preisen möchte. Hätte er nicht so verzweifelt gut französisch gesprochen, ich hätte geglaubt, es sei ein Engel vom Himmel. Leider war und blieb er nur ein Franzose.“

„Und wer ist denn dieser Eine, den Sie so feierlich ausnehmen?“ fragte Albert.

„Siehe, das ist eine wunderliche Geschichte“, fuhr der Oheim fort; „doch ich will sie dir erzählen, es ist ein schönes Stück. Ich machte im Jahr 1800 eine Reise nach Italien mit meiner seligen Frau. Ehe wir uns dessen versahen, brach der Krieg aus, und da wir vernahmen, daß Moreau¹ gegen Deutschland ziehe, beschloß ich, meine Frau bei einer befreundeten Familie in Rom zurückzulassen und allein, um desto schneller reisen zu können, nach Schwaben heimzukehren. Ich wählte, theils weil ich dort am wenigsten auf Franzosen zu stoßen hoffte, theils weil einer meiner Vettern die Besatzung in der kleinen Festung Bard² kommandierte, theils der Neuheit der Gegend wegen die Straße über den Großen Bernhard, der bald nachher durch den Übergang des Königs Buonaparte so berühmt wurde. Dort am Fuß des Berges, auf der Schweizer Seite, überfielen mich fünf zerlumpte Kerls von der französischen Armee, die ich hier freilich nicht vermuten konnte. Ich zeige ihnen meinen Paß, aber es half nichts; sie rissen mich und meinen Reitknecht, den alten Hans, den du noch hier siehst, vom Pferd, zogen uns Rock und Stiefeln aus, nahmen mir Uhr und Börse, und eben wollten sie auch meinen Manteljack untersuchen, als eine schreckliche Stimme hinter uns Halt gebot.“

„Die Räuber sahen sich um und ließen, wie vom Donner gerührt, die Arme sinken, denn es war ein französischer Offizier, der hinter uns zu Pferd hielt, und sie hielten, man muß selbst dem Teufel Gerechtigkeit widerfahren lassen, strenge Mannszucht. ‚Wer sind Sie, mein Herr?‘ fragte er, nachdem er abgestiegen war. Ich erzählte ihm kurz meine Verhältnisse und den Zweck meiner Reise; er nahm meinen Paß, sah ihn durch und fragte mich, ob ich solchen den Soldaten gezeigt habe. Als ich es bejahte, wandte er sich an die Burische, die noch immer kernengerade und verlegen dastanden: ‚Seid ihr Soldaten? Seid ihr Fran-

¹ Jean Victor Moreau (1761—1813), berühmter französischer General, hatte 1800 den Oberbefehl über die Rheinarmee und schlug am 3. Dezember desselben Jahres den Erzherzog Johann von Österreich bei Hohenlinden. 1804 wurde er als Gegner Napoleons aus Frankreich verbannt.

² In der Provinz Turin.

zogen? rief er zürnend und sah, trotz seinem schlechten Oberrock, sehr vornehm aus; „auf der Stelle kleidet ihr diesen Herrn und seinen Diener an, ordnet sein Gepäck und geht dann, wohin ihr beordert seid.“ Noch nie bin ich so schnell bedient worden; ein junger Kerl wollte mir gegen meinen Willen die Stiefeln anziehen, und bat mich mit Thränen im Auge, es zu erlauben. Solchen Gehorsam habe ich nie in der Reichsarmee gesehen. Ich jagte es auch dem Offizier, der sich, nachdem wir fertig waren, zu mir ins Gras setzte und für seine Landsleute Vergebung und Entschuldigung erbat; ich jagte ihm, daß dieser ganze Vorfall durch jenen schönen Anblick von Disziplin aufgewogen werde. Ehe ich mich dessen verjah, waren wir in ein tiefes Gespräch über die Zeitereignisse und namentlich über das Schicksal des Adels verwickelt. Ich stritt lebhaft für unsern alten Reichsadel, aber kurz und bestimmt und so artig als möglich wußte er meine besten Gründe zu widerlegen. Ich merkte wohl aus allem, und er gestand es auch offen, daß er ein *ci-devant* sei. Er gestand auch zu, daß eine Republik in neueren Zeiten etwas Schwieriges, beinahe Unnatürliches sei, daß Institute wie der Adel nützlich, ja gewissermaßen notwendig seien, behauptete aber, daß der Adel überall von neuem geboren werden und nur aus kriegerischem Verdienst und Ruhm hervorgehen müsse.“

„Wie?“ fiel ihm Kantow ins Wort. „So allgemein dachte man schon damals in jener Armee an das, was nachher jener sogenannte Kaiser wirklich ausführte? Das ist wunderbar!“ — „Auch mir sind nachmals“, erzählte der alte Thierberg, „da Napoleon die Ehrenlegion und Dotationen schöpfte¹, oft die Worte meines guten Kapitäns eingefallen. Diesen gewann ich in einer Stunde, die wir zusammen sprachen, so lieb, als wäre er kein Franzose, als wären wir langjährige Freunde. Endlich mahnte ihn die Feldmusik eines ferne heranziehenden Regiments zum Aufbruch. Ich schenkte ihm meine silberne Feldflasche, die er erst nach langem Streit und endlich lachend annahm; mir gab er dafür eine kleine Ausgabe des Tacitus und eine von den bun-

¹ Schöpfte für schuf, heute veraltete, noch im Mittelhochdeutschen gebräuchliche Form von schepfen, d. h. schaffen.

ten Federn auf seinem Hut, womit sich damals die republikanischen Offiziere schmückten. Die Bajonette des Regiments bligten über den nächsten Hügel herab, und die Musiker begannen eben ihr ‚Allons enfants‘, als er aufs Pferd stieg; er gab mir noch einige Verhaltensregeln, drückte mir lächelnd die Hand, und unter dem ‚Marchons, ça ira!‘ setzte er den Berg hinan. Noch heute sieht dieser liebenswürdige, interessante junge Mann vor meinen Augen, wie er den Fuß der Alpe hinanritt, der Wind in seinem Mantel, in seinen Federn wehte und er grüßend noch einmal sein geistreiches Gesicht nach mir umwandte. Damals, aber nur einen Augenblick lang, und ich weiß heute noch nicht warum, schlug mein Herz für diese Franzosen, und solange ich die Musik hören konnte, sang ich das Allons enfants und das Marchons ça ira mit. Nachher freilich schämte ich mich meiner Schwäche, haßte dieses Volk nach wie vorher, und nur mein Ketter in der Not, mein Kapitän, steht in meinem dankbaren Gedächtnis.“

„Allerdings ein wunderbarer Fall“, sagte Rantow, als der Alte nicht ohne tiefe Rührung geendet hatte. „Artige und honette Leute gab es zwar immer unter diesen Truppen, aber die gute Disziplin war ungleich seltener. Ich hätte mögen den Schrecken jener fünf Soldaten sehen.“

„Nun Hans“, sagte Anna zu dem Diener, der aufmerksam und gespannt zuhorchte, „du hast sie ja gesehen.“

„Ich sag’ Ihnen, gnädiges Fräulein, wie aus Stein gemeißelt standen sie vor dem Kapitän und schämten sich, und Augen hat er auf sie dargemacht, wie der Lindwurm auf den Ritter Sankt Georg. Als die Franzosen nachher zu uns herauskamen, bin ich oft halbe Tage lang an der Landstraße von Heidelberg gestanden und habe sie Regiment für Regiment defilieren lassen, aber der Kapitän war nie dabei; der ist wohl schon lange tot.“

„Ehre und Segen mit seinem Andenken, wo er auch sein möge“, sprach der alte Thierberg. „Ist er gestorben, so hat er doch alles, was nachher in der Welt Ungerechtes und Frevelhaftes geschah, nicht mehr mitmachen müssen. Vielleicht hat er sich auch vom Dienst zurückgezogen, als der Diktator sich zum Kaiser

machte, denn mein braver Kapitän, der so nobel dachte, kann kein Freund des übermütigen Corjen gewesen sein.“

Anna lächelte, aber sie mochte das Lieblingsthema ihres alten Vaters, die Geschichte „vom besten Franzosen“, nicht durch eine Apologie jenes großen Sohnes einer kleinen Insel stören.

9.

Man hatte sich heute früher getrennt als sonst, und Albert, den der Schlaf noch nicht besuchen wollte, stand unter dem Bogenfenster seines altertümlichen Zimmers und schaute in das Thal hinab. Er dachte nach über alle Worte seiner schönen Koujine, er fand so viel Stoff, sie anzuklagen und sich zu bedauern, daß er das erste Mal in seinem Leben im Grusse sich selbst sehr schwermütig erschien. Dieses eine Mal nach so vielen flatterhaften und flüchtigen Geschichten war er sich recht klar und deutlich bewußt, ernstlich zu lieben; niemals zuvor hatte er einem Gedanken an ein häusliches Verhältnis, an das Glück der Ehe Raum gegeben, und nur erst diesem fröhlichen, unbefangenen Geschöpf war es gelungen, seine Ansichten über seine Zukunft ernster, seine Gefühle würdiger zu machen. Er wunderte sich, gerade da zurückgewiesen zu werden, wo er es wirklich redlich meinte, es befreundete ihn, gerade in jenen Augen als flüchtig und kokett zu erscheinen, die ihn so unwiderstehlich angezogen, gefesselt hatten; er schämte sich, daß bei diesem natürlichen Kind seine sonst überall anerkannten Vorzüge ohne Wirkung bleiben sollten; er sah darin ein böses Vorzeichen, denn seine bisherige Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß die Überraschung, daß der erste Eindruck entscheiden müsse.

Aus diesen Gedanken weckte ihn eine Flöte, die wie am gestrigen Abend süße Töne vom Wald herüberhauchte. Aus neu erwachte in ihm der Gedanke, daß diese Serenade wohl Anna gelten könnte. Er sah schärfer nach dem Wald hinüber, und er irrte sich nicht, es war jene Waldecke, die er heute besucht hatte, woher die Töne kamen. Schnell warf er seinen Mantel über, eilte hinab und bat den alten Hans, ihm das Thor zu öffnen; er gab vor, auf einem Platz im Wald unweit des Schlosses ein Taschenbuch zurückgelassen zu haben, dem der Nachtkau schaden

könnte. Die Flötenklänge, die immer weicher und schmelzender wurden, dienten ihm zu Führern nach jener Waldecke; immer eifriger drang er durch das Gebüsch, denn er hatte einen Blick nach der Burg hinübergeworfen und gesehen, daß ein weißes Tuch von Annas Fenster wehte. Schon sah er die Umrisse des Flötenspieler's, schon rief er: „Halt, Freund Musikus, ich werde die zweite Stimme spielen“, da schlug dicht neben ihm ein Hund an, und als er erschreckt auf die Seite sprang, stürzte er über die Wurzeln einer alten Eiche unsanft zur Erde.

Als er sich nach einer Weile wieder aufgerichtet hatte und auf den Platz trat, wo der Mann mit der Flöte gesessen war, fand er weder von ihm noch von dem Hund eine Spur, wohl aber hörte er tief unten am Berg die Büsche rauschen und das Gesträuch knacken. Beschämt wandte er sich ab und sah nach dem Schloß hinüber. Ein heller Schein war an Annas Fenster, aber es war kein Tuch, wie er geglaubt hatte, sondern der Mond, der in den Gläsern sich spiegelte. Er warf sich seine Unbesonnenheit, seine Hast und Eile, sein Mißtrauen, seine Eifersucht vor. Er suchte für das Entweichen des Flötenspieler's die gewöhnlichen und prosaischen Gründe auf, er wollte Anna unschuldig finden, und dennoch wurde er nicht ruhig.

So stand er in dem Anblick der vom Mondlicht übergossenen Burg da, als er plötzlich mit einem Schrei des Schreckens aufsprang, denn eine kalte Hand rührte an die seinige; er sah sich um, und eine dunkle Gestalt stand vor ihm. Ehe er noch fragen, sich nur fassen konnte, fühlte er, daß man ein Papier in seine Hand gedrückt habe, und zugleich stürzte sich dieses geheimnisvolle Wesen in den Wald, doch war es nicht so ätherischer Natur, daß es nicht im Forteilen das Gesträuch zertritt und Zweige abgestoßen hätte. Albert wurde es ganz unheimlich an diesem Ort. Sein aufgeregtes Blut, die tiefe Stille der Nacht, das schaurige Dunkel der Buchen und gegenüber die altergraue Burg, ihre Fenster vom Monde so sonderbar beleuchtet, daß er geheimnisvolle Schatten in den hohen Gemächern hin und her schleichen sah — es war ihm so bange, daß er schnell seinen Weg zurückeilte, daß er im Wald laut auftrat, nur um sich selbst in dieser unheimlichen Stille zu hören.

Die Laterne des alten Hans warf ihm ein tröstliches Licht aus dem Thor entgegen. Gilends ließ er den Alten mit der Lampe voran nach seinem Zimmer gehen, er entrollte das Papier und erschraf vor einem fremden Unglück, denn die wenigen Zeilen lauteten:

„Dein Brief traf mich erst heute, die Antwort ein andermal. S. B. K. und noch drei andere wurden heute frühe verhaftet und nach der Festung geführt. Ich weiß nicht, ob Du Dich schuldig fühlst, aber vernünftig wäre es, wenn Du Dich auf die Beine machtest. In Deiner Lage kann es nicht schaden. Ich schicke diese Zeilen an den gewöhnlichen Platz; Gott gebe, daß sie Dich treffen. Was Du auch thun wirst, Robert, sei diskret und nenne mich nie.“

Wer der unglückliche Flötenspieler gewesen sei, sah jetzt Albert deutlich; doch zu großmüthig, um aus dieser Verwechslung einen Vortheil ziehen zu wollen, faßte er rasch den Entschluß, den jungen Willi zu retten. Aber fremd und unbekannt in dieser Gegend, dachte es ihm unmöglich, dies allein auszuführen. Er schickte schnell den alten Hans nach dem Turm, wo Anna wohnte, er ließ sie dringend bitten, ihm nur auf zwei Minuten in einer sehr wichtigen Sache Gehör zu geben. Er folgte dem Alten bis an die Thüre des Saales, und dort blieb er in dem großen weiten Gemach allein, um seine Kousine zu erwarten. Zu jeder andern Zeit hätte der Anblick, der sich ihm hier darbot, mächtig auf seine Seele wirken müssen. Ein ungewisses Licht schimmerte durch die Fenster und fiel auf die Gemälde seiner Ahnen. Ihre Gestalten schienen lebendiger hervorzutreten, ihre Gesichter waren bleicher als sonst, und die ausgestreckte Hand einer längst verstorbenen Frau von Thierberg schien sich zu bewegen. Dazu rauschten die Bäume und murmelte der Fluß auf so eigene Weise, daß man glauben konnte, dieses Geräusch gehe von den Gewändern der Verstorbenen aus.

In diesen Augenblicken aber hatte er nur ein Ohr für die immer leiser schallenden Tritte des alten Dieners; sein Auge hing erwartungsvoll an der Thüre, sein Herz pochte unruhig einer Gewißheit entgegen, die keine erfreuliche sein konnte.

Bald tönten die Schritte wieder den Korridor herauf; er

strenge sein Ohr an, ob er nicht auch den leichten Tritt seiner Base vernehme, die Thüre öffnete sich, und sie erschien mit Hans und ihrem Mädchen, er sah ihrer Kleidung und ihren Augen an, daß sie noch nicht geschlummert hatte. Noch ehe sie fragen konnte, reichte er ihr schnell das Billet und jagte französisch in wenigen Worten, wie er es erhalten habe. Eine hohe Röthe flammte über das schöne Gesicht, solange er sprach. Sie wagte es nicht, die zarten Augenlider aufzuschlagen; doch kaum hatte sie einen Blick auf die Zeilen geworfen, so erbleichte sie, sah ihn mit großen Augen erschrocken an und zitterte so heftig, daß sie sich an dem Tisch halten mußte.

„Ich muß sogleich hinübereilen“, sagte er näher tretend, „und nur darum habe ich dich rufen lassen, daß du mir ein Mittel angebest, wie ich durch den Fluß komme. Ich möchte bei den Domestiken nicht gerne Aufsehen erregen.“

„Zu Pferd, schnell zu Pferd!“ rief sie hastig, indem sie bebend seine Hand ergriff. „Schwimm hinüber, und dann schnell nach Neckarek.“

„Aber bei Nacht?“ erwiderte er zaudernd. „Ich kenne die Stelle nicht, wo man durchkommen kann, der Fluß ist tief und reizend.“

„Führe mir des Vaters Pferd heraus, Hans!“ wandte sie sich an den erschrockenen Diener. „Schnell, du begleitest mich, ich will selbst hinüber!“

„Führe es heraus, Alter, aber für mich!“ fiel Rantow unmutig ein. „Wie magst du mich so verkennen, Anna? Du wirst mir den Weg zu einer Stelle zeigen, wo ich durch den Neckar kommen kann.“

„Nein, so geht es nicht!“ jagte sie beinahe weinend und sank auf einen Stuhl nieder. „Du wirst nicht hinüberkommen. Führe ihn durchs Dorf hinab, Hans, mach' unsern Kahn los und schiffe den Better hinüber. Du mußt zu Fuß hinüber, Albert, in einer halben Stunde kannst du dort sein. O Gott! ich habe es ja schon lange geahnt, daß es so kommen würde; sag' ihm, er soll nicht zögern, ich wolle ihn überall lieber wissen als in einem Kerker!“

Der junge Mann drückte ihr schweigend die Hand und winkte dem Alten, zu gehen. Nie zuvor hätte er sich für fähig gehalten,

so schönen Hoffnungen so schnell zu entsagen, aber der Gedanke an die schöne, kummervolle Anna, die er bis jetzt nur lächelnd gesehen hatte, spornte ihn zu immer schnelleren Schritten, und so mächtig ist in einem Herzen, das die Selbstsucht noch nicht ganz umspinnen hat, das Gefühl, in einem entscheidenden Moment Hilfe oder Rettung zu geben, daß er in diesem Augenblick in dem jungen Willi nur einen Unglücklichen und nicht Annas Geliebten sah.

Am Ufer schloß der Alte schnell den Kahn los und bat den Gast, sich ruhig niederzusetzen; aber dennoch konnte Albert diesem Gebot nicht völlig Folge leisten, denn als sie ungefähr die Mitte des Neckars erreicht hatten, hörte man deutlich den Hufschlag von Pferden und das Rollen eines Wagens von der Landstraße her, die sich jenseits dem Ufer näherte. Er richtete sich auf, trotz dem Schelten des Alten und dem unruhigen Schaukeln des Kahns, und sah im Schein einiger Laternen einen Wagen mit vier Pferden, von einigen wie es schien bewaffneten Reitern begleitet, vorüberfahren. „Ist dies eine Hauptstraße?“ fragte er den alten Hans. „Kann dies vielleicht ein Postwagen sein, der dort fährt?“

„Hab' hier noch nie einen gesehen“, erwiderte jener mürrisch; „und um einen Postwagen zu sehen, möchte ich kein kaltes Bad im Neckar wagen.“

„Schnell! Wo geht man nach Neckareck, nach dem Gut des Generals?“ fragte Albert, welcher besorgte, er möchte zu spät gekommen sein. „Spute dich, Alter!“

„So lassen Sie mich doch den Kahn erst wieder anschließen!“ sagte Hans. „Doch wenn Sie Eile haben, nur hier links immer die Straße fort, sie führt gerade auf das Schloß zu; ich will schon nachkommen.“

Der junge Kantow lief mehr, als er ging. Der Alte leuchtete mühsam hinter ihm her, aber so oft er ihn erreicht hatte, lief jener wieder schneller, als würde er verfolgt. Endlich sah er das Schloß mit seinen weißen Säulen durch die Nacht schimmern; es fiel ihm ängstlich auf, daß viele Fenster erleuchtet waren, und als er näher kam, sah er deutlich Menschen an den Fenstern hin und her laufen. Der Schrecken dieser Nacht und die ungewöhnlich

schnelle Bewegung hatten seine Kräfte beinahe erschöpft, aber dieser beunruhigende Anblick trieb ihn zu noch rascherem Laufen; in wenigen Minuten langte er an dem Schloß an, aber er mußte sich an die Pforte lehnen und nach Atem suchen, ehe er eintrat.

Der erste, dem er an der erleuchteten Treppe begegnete, war der Gardist, ein alter, französischer Kriegsgefährte des Generals, der jetzt mehr den Haushofmeister als den Diener spielte. Er schien bleicher als sonst und schlich trübselig die Treppe herab. „Wo ist Euer junger Herr?“ rief Albert hastig. „Führt mich schnell zu ihm.“

„Sacre bleu!“ antwortet der Gardist erstaunt, als er den jungen Mann erkannte. „Weiß es Fräulein Anna schon? O la pauvre enfant!“

„Wo ist Robert?“ rief Rantow drängender.

„Il est prisonnier!“ erwiderte er traurig. „Auf die Festung gebracht comme ennemi de la patrie, comme democrate; vier Dragons de la gendarmerie haben ihn estortiert, o, mein armer Monsieur Robert!“

„Führt mich zum General!“ sagte Rantow, als er diese Nachricht hörte.

„Monsieur le Général est sorti.“

„Wohin?“ rief der junge Mann, unwillig darüber, daß er jedes Wort dem alten Soldaten abfragen mußte.

„Mit seinem Sohn à la capitale, zu frag n, was Monsieur de Willi verschuldet.“

Als Rantow sah, daß hier nichts mehr zu thun sei, suchte er einen andern Bedienten auf und ließ sich die näheren Umstände der Verhaftung erzählen. Er hörte, daß spät abends, in Roberts Abwesenheit, ein Kommissär angekommen sei, der nach einer kurzen Rücksprache mit dem General die Papiere des jungen Willi untersucht und teilweise versiegelt habe. Darauf sei Robert nach Hause gekommen und habe sich gutwillig darcin ergeben, dem Kommissär zu folgen; er habe seinem Vater das Wort darauf gegeben, daß man ihn unschuldig finden werde; das letztere hatte der General einem Bedienten befohlen, am nächsten Morgen dem Herru von Thierberg und seiner Familie zu sagen; er habe sich dann zu

Pferd gesetzt und sei, nur von einem Bedienten begleitet, vom Schloß weggeritten. Der junge Willi selbst hatte weder nach Thierberg noch sonst wohin Aufträge zurückgelassen.

So viel erfuhr Albert, und diese Nachrichten waren nicht dazu geeignet, ihn auf dem Rückweg freundlicher zu stimmen. Er konnte auf den Trost, welchen Robert seinem Vater gegeben, keine große Hoffnung bauen, und vor allem war ihm vor dem Augenblick bange, wo er die schmerzliche Kunde der trauernden Anna bringen sollte.

10.

Es waren seit jener traurigen Nacht mehrere Wochen verstrichen; sie dachten der armen Anna eben so viele Monate. Das Laub der Bäume fing schon an, sich zu bräunen, der Herbst mit seinem fröhlichen Gefolge war in das Thal eingezogen, Gesang und Jubel schallte von den Rebhügeln, schallte antwortend aus dem Fluß herauf, welcher Kähne, mit Trauben schwer belastet, abwärts trug. Als würde einem verwegenen, in diesen Bergen eingedrungenen Feind ein Gefecht geliefert, so krachte Büchsen- und Pistolenfeuer aus den Weinbergen; doch nicht das Wutgeschrei zurückgeworfener Kolonnen, sondern das Jauchzen einer freudeberauschten Menge stieg auf, wenn die Gewehre recht laut knallten, oder wenn die vorspringenden Ecken der Bergreihen die tiefere Stimme eines Pfundböllers zehnfach nachriefen.

Mit verschiedenen Empfindungen sahen die Bewohner des Schlosses Thierberg diesem fröhlichen Treiben von einer altertümlichen Terrasse des Schlosses zu. Der junge Manton blickte unverwandt und mit glänzenden Augen auf dieses Schauspiel, das ihm ebenso neu als anziehend erschien. Er hatte in seiner Heimat, im Kreise vertrauter Freunde, oft bemerkt, wie der Wein, diese Himmelsgabe, die Wangen freundlicher färbte, die Zungen löste und zu traulichem Gespräch, wohl auch zum Gesang, selbst die Ernsteren forttrieb; doch nie hatte er gedacht, daß eine noch rauschendere Freude, ein höherer Jubel mit der Bereitung des fröhlichen Trankes sich verbinden könnte. Wie poetisch dachte ihm dieses lebhaftes Gemälde! Welch frische, natürliche Bilder

zeigte ihm sein Opernglas! Diese Gruppen hatte der Zufall geordnet, und doch schienen sie ihm reizender, als was die Kunst je erfunden. „Siehe“, sagte er zu Anna, die, den schönen Kopf auf den Arm gestützt, ihm gegenüber saß und zuweilen einen ernststen Blick über das Thal hingleiten ließ, „siehe, dort gegenüber jenen Alten mit den silbergrauen Haaren; wie viele solche Herbsttage mag er schon gesehen haben! Wahrlich, ich könnte an der Gruppe um ihn her seine Lebensgeschichte studieren. Der blonde Knabe, der ihm eben die große Traube brachte, ist wohl sein Enkel; den jungen Burschen, der mit der Fritsche die Mädchen neckt und durch seine Scherze von der Arbeit abhält, indem er sie anzutreiben scheint, halte ich für seinen jüngern Sohn; siehe, jenes Mädchen hat seinen Schlag derb erwidert, sie ist wohl das Liebchen des muntern Burschen, denn sie lachen alle und verspotten ihn. Dieser gebräunte, breite Mann von vierzig, der soeben den ungeheuern mit Trauben gefüllten Korb auf seine Schultern hob, ist wohl der ältere Sohn und des blonden Knaben Vater. So hast du die vier Altersstufen, die sie wohl alle ohne viele Änderung durchlaufen mögen.“

„Gewiß, ohne viele Änderung und ohne viel Vergnügen“, bemerkte der alte Herr von Thierberg, der gleichgültig hinabbllickte, „das ewige Einerlei seit vielen hundert Jahren. Der Kleine dort wird jetzt bald in die Schule getrieben und von seinem Schulmeister täglich geprügelt, gerade wie vor Zeiten sein Großvater. Der junge Bursche wird bald Soldat oder auf ein paar Jahre Knecht in der Stadt. Kommt er dann nach Hause, und der Vater ist tot, so bekommt er sein kleines Stückchen Erbe und glaubt heiraten zu müssen; und hat er vier Kinder, so werden sie, wenn auch er einst stirbt, das armselige Erbe unter sich teilen und gerade viermal ärmer sein als er. So treibt es sich herauf und herab; zu dem Pulver, das sie heute verschießen, haben sie ein ganzes Jahr gespart, um doch auch einen Tag zu haben, an welchem sie sich betäuben können; und das nennen sie lustig sein! Das nennen die Städter ein Fest, ein malerisches Volksvergnügen!“

„Nein! Sie sehen es zu düster an, Oheim!“ entgegnete der Gast. „Mir scheint, ich gestehe es, eine wundervolle Poesie in diesem Treiben zu liegen. Diese Menschen sind so behende, so

lebendig, so regsam. Stellen Sie einmal meine Märker hieher, wie unbeholfen und ungeachtet sie sich benehmen würden! Ich schäme mich heute noch der Unerfahrenheit, die ich lezt hin zeigte; ich nahm in einem Ihrer Weinberge einem hübschen Mädchen das gebogene Messer ab und versprach, sie zu unterstützen; als ich die erste Traube abgeschnitten hatte und sie in das Körbchen legte, betrachtete das Mädchen nur den Stiel der Traube und sagte lächelnd: „Er hat wohl noch nicht oft Trauben geschnitten“; und siehe, ich hatte, statt schieß zu schneiden, gerade geschnitten. Nein! mir scheint diese Weinlese ein fortdauernder Festtag der Natur, eine liebliche, verkörperte Poesie.“

„Poesie?“ erwiderte Anna, indem sie einen trüben, wehmütigen Blick auf die Berge gegenüber warf, „eine Poesie, die mir das Herz durchschneidet. Mir erscheint dieses fröhliche Treiben wie ein Bild des Lebens. Unter langem Jammer und Ungemach ein Tag der Freude, der durch seine hellen freundlichen Strahlen das öde Dunkel umher nur noch deutlicher zeigt, aber nicht aufhellt! O, kennstest du erst das Leben dieser Armen näher! Wenn du sie beim ersten Erwachen des Frühlings sehen könntest! Jeder Winter verwüstet ihre steilen Gärten; der Schnee löst sie auf und reißt ihre beste, fruchtbarste Erde mit sich hinab. Aber rastlos zieht jung und alt heraus. Die Erde, die ihnen das Wasser nahm, tragen sie wieder hinauf, und legen sie sorglich um ihre Neben her. Vom frühesten Morgen, in der Glut des Mittags, bis am späten Abend steigen sie, schwer beladen, die steilen, engen Treppen hinan. Welche Freude, wenn dann der Weinstock schön steht und nach den Blüten treibt; aber wie bitter ist zugleich ihre Sorge, denn der kleinste Frost kann ihre zarte Pflanze vernichten. Und fällt nun der böse Tau oder eine kalte Nacht, wie schauerlich ist dann ihr Geschäft anzusehen. Alle, selbst die kleinsten Kinder, strömen noch vor Tag in den Weinberg. Dort legen sie alte Stücke von Kleidern und Tüchern neben die Rebstöcke und brennen sie an, daß der qualmende Rauch die zarte Pflanze schützen möchte. Wie arme Seelen, ins Fegfeuer verbannt, schleichen sie um die kleinen, zuckenden Feuer und durch die Schleier, die der Rauch um sie zieht. Die Kleinen rennen umher, sie können noch nicht

berechnen, welches Unglück sie sehen, aber die Männer und Weiber wissen es wohl: es ist eine kühle Morgenstunde, die das Werk langer, mühsamer Wochen zerstört und sie ohne Rettung noch tiefer in die Armut senkt.“

„Wahrhaftig! Du bist krank, Anna!“ sagte der alte Herr, indem er lächelnd zu ihr trat und, doch nicht ohne leise Besorglichkeit, seine Hand auf ihre schöne Stirne legte. „Du warst ja doch sonst so fröhlich im Herbst, gabst solchen bösen Gedanken niemals Raum und freute dich mit den Fröhlichen. Bist du krank?“

Anna errötete und suchte fröhlicher zu scheinen, als sie es war. „Krank bin ich nicht, lieber Vater“, erwiderte sie, „aber ich bin doch alt genug, um sogenannte Herbstgedanken haben zu dürfen. Man kann doch nicht immer fröhlich sein, und — mein Gott!“ rief sie, indem sie errötend aufsprang — „ist er es nicht? — steht dort! —“

„Willi?“ rief Kantow verwundert und wandte sich nach der Seite, wohin Anna deutete.

„Wer denn?“ jagte der Alte, indem er bald seine zitternde und verwirrte Tochter, bald seinen Gast ansah. „Wie kommst du nur auf Willi? Wer soll denn kommen? So sprecht doch!“

Aber in diesem Augenblicke trat auch schon der, dem Annas Ausruf gegolten hatte, herein, es war der alte Gardist. Er war noch nicht ganz auf die Terrasse getreten, als schon Anna, jede andere Rücksicht vergebend, zu ihm hinslog, seine Hand ergriff und eine Frage aussprechen wollte, zu welcher ihr der Atem fehlte. Der alte Soldat zog lächelnd seine Hand zurück, grüßte mit militärischem Anstand und berichtete, in Form eines militärischen Rapports, daß der General noch diesen Abend zu Hause eintreffen, und —“

„Ist er frei?“ unterbrach ihn Anna.

„— und seinen Sohn mitbringen werde, der auf sein Ehrenwort und die Kaution, die der Herr General gestellt habe, aus der Haft entlassen worden sei.“

In Annas Augen drängten sich Thränen, sie zitterte heftig und setzte sich nieder; der alte Thierberg, durch diesen Anblick überrascht, preßte die Lippen zusammen und blickte seine Tochter

unwillig an, und Albert, der in den Zügen seines Oheims laß, daß jener ein Geheimniß ahne, dessen Teilnehmer er bis jetzt allein gewesen war, fühlte sich besangen; er fürchtete für Anna, und erst in diesem Augenblick wurde es ihm deutlich, daß es für ihn selbst besser gewesen wäre, sich nie in diese Angelegenheit zu mischen. „Ich lasse dem Herrn General danken und Glück wünschen“, sagte nach einer peinlichen Pause Herr von Thierberg zu dem Grenadier und winkte ihm, zu gehen. „Wünsche nur“, fuhr er fort, indem er auf der Terrasse mit heftigen Schritten auf und ab ging, „wünsche nur, daß die paar Wochen Gefängniß eine gute Wirkung auf den Herrn Weltstürmer gehabt haben mögen! Ein paar Monate hätten nicht schaden können, wäre es auch nur gewesen, um das heiße Blut abzuführen und die vornehmliche Zunge zu fesseln. Aber das alles ist das Erbteil seiner hochweisen Frau Mama! Ein junger Mann von unbeflecktem Adel hätte sich so weit nicht verirrt; aber das gewinnt man bei solchen Heiraten. Weil sie sah, daß man in unserem Zirkel ihre Abkunft nicht verstanden habe, hat sie ihrem Sohn solche tolle, republikanische Ideen eingepflanzt und ihn zu einem Thoren, wo nicht zu einem verderblichen Menschen gemacht.“ Diese und andere Worte stieß er schnell und heftig aus, und plötzlich blieb er vor seiner Tochter stehen, sah sie mit grimmigem Blicken an und sagte dann: „Ich glaube jetzt in der That, daß du kränker bist, als ich dachte. Geh' auf dein Zimmer! — Ich werde mit dem Vetter diesen Abend allein speisen, geh'!

Das arme Kind ging hinweg, ohne ein Wort zu sagen; sie mochte die Natur ihres Vaters kennen und wissen, daß jeder Widerpruch seinen Zorn steigere, sie mochte auch fühlen, was in diesem Augenblick in seiner Seele vorgehe, wo sie zu wenig Macht über sich besaß, um ihr Geheimniß zu verbergen.

Als sie weggegangen war, schritt der Alte wieder eine Zeitlang schweigend hin und her; dann trat er zu seinem Kissen und fragte mit bewegter Stimme: „Was sagst du zu dem Auftritt, den wir da gesehen haben? Meinst du wirklich, es wäre möglich?“

„Ich kann Sie nicht verstehen, lieber Oheim.“

„Nicht verstehen, Junge? So soll ich es denn selbst in den

Mund nehmen? Wisse — ich habe entdeckt, daß Anna den — den von drüben — nun, daß sie den Sohn des Generals liebt. Zum Teufel, Junge! Du erwidertest nichts? Wie magst du so — so gleichgültig aussehen, wenn von der Ehre deiner Familie die Rede ist? Rede!“

„Ich kann nichts hierin sehen“, entgegnete der junge Mann trotzig, „was etwa der Thierbergischen Ehre zu nahe treten könnte. Der alte Willis ist von Adel, ist ein berühmter General, ist reich —“

„Also abkaufen sollen wir uns unsere Ehre lassen, abhandeln? — Bursche, wenn du nicht mein Neffe wärest — Gott strafe mich, aber ich kenne mich selbst nicht, wenn ich in Wut bin. — Reich? Siehe, für so schlecht und niederträchtig halte ich mein Kind selbst nicht, daß es daran gedacht haben sollte. Siehe dich um — soweit du sehen kannst, war einst alles — alles mein; ich habe nichts mehr als diese verfallenen Türme und eine Hufe Landes, wie der gemeinste Bauer, aber auch dieses soll diese Nacht noch hinfahren, in den Schulturm soll man mich werfen, mich auspfänden, mein altes Wappen entzweischlagen, wenn ich je zugebe —“

„Oheim!“ fiel ihm der Neffe erbleichend ins Wort, „bedenken Sie sich zuvor, ehe Sie einen solchen Frevel aussprechen! Was kann dieser junge Mann dafür, daß sein Vater reich ist? Beträgt er sich denn aufgeblasen? Macht er Ansprüche auf seinen Reichtum? Ich sagte es ja vorhin nur so in der Übereilung.“

„Nein, das thun sie nicht die Willis“, antwortete nach einer Pause der Alte, „das ist noch ihre gute Seite. Aber das macht ihn nicht besser. Seine Grundsätze sind es, die ich hasse; er ist mein bitterster Feind!“

„Wie wäre dies möglich?“ erwiderte Kantow beruhigend. „Wie könnte er Ihr persönlicher Feind sein!“

„Was, persönlicher Feind!“ rief Thierberg heftiger. „Solche Feindschaft kenne ich nicht, und mein Feind müßte ein anderer sein als dieser Knabe; aber ein Todfeind bin ich all diesem Wesen, diesen Neuerungen, diesem Deutschtum, Bürgertum, Kosmopolitismus, und welche Namen sie dem Unsinn geben mögen, und dessen treuester Anhänger eben dieser junge Mensch da ist. Das

ganze erste Viertel des neunzehnten Jahrhunderts hatte den verdammten Geschmack dieses Unwesens, und man wird sehen, wohin es im jetzigen kömmt, wenn diese Menschen und ihre Gesinnungen um sich greifen; aber, so wahr Gott lebt, man soll von dem letzten Thierberg nicht sagen können, daß er in seinen alten Tagen einem dieser Weltverbesserer die Hand zur Unterstützung gereicht hätte!“

„Aber Oheim!“ fiel Albert ein, dem es in diesem entscheidenden Augenblicke keine Sünde dachte, gegen seine eigene Überzeugung zu sprechen, „gibt es denn in diesem Jahrhundert auch nur eine Familie, die nicht, wenn man sie einzeln durchginge, die verschiedensten Gesinnungen in sich schloffe? Wird denn der einzelne Mann dadurch schlechter, daß er eine andere Meinung hat als wir? Ist nicht Protestant und Katholik in den Augen des Vernünftigen gleich viel wert? Denkt nicht der General selbst ganz verschieden von seinem Sohn?“

„Laß mir den Glauben aus dem Spiel, Nefse!“ entgegnete jener. „Darüber zu richten geht weder dich noch mich an. Aber dieser General vollends, der meinen Todfeind als Schutzpatron anbetet und diesen Buonaparte für den heiligen Georg hält, der den Lindwurm des veralteten Jahrhunderts tötete; diesen in meiner Familie! Es würde mich töten!“

„Aber wissen Sie denn, ob auch der junge Willi Ihre Tochter liebt? Hat denn Anna irgend etwas gestanden?“

Der Alte sah seinen Nefsen bei dieser Frage lange und erschrocken an; dann fuhr er nach einigem Nachsinnen gefaßter fort. „Nein! Einer solchen Schmach halte ich sie nicht fähig; meinst du, meine Tochter werde sich in einen solchen — Menschen verlieben, ohne daß er sie zuvor mit tausend Künsten dazu verlockte? Nein! Dazu ist sie mir noch immer zu gut; aber — ich will mir Gewißheit verschaffen!“

Er sprach es, und noch ehe ihn Mantow aufhalten konnte, eilte der alte Mann hinweg, um seine Tochter zu Rede zu stellen. Düstler schaute ihm der Gast aus der Mark nach. „Wahrlich, wenn die Aktien so stehen, werde ich weder Brautführer noch Hochzeitgast in Thierberg sein“, sprach er. „Der Alte müßte sich

den durch ein Wunder in einen Demagogen oder der Demagoge in einen rechtgläubigen Verehrer der alten Reichsritterschaft verwandeln.“

11.

Es hatte dem General Willi nicht geringe Mühe gekostet, von seinem Sohn das Unglück einer längeren Gefangenschaft abzuwenden. Sein Ansehen war zwar in der Hauptstadt jenes Landes, welchem sein Gut angehörte, durch den Wechsel der Verhältnisse und Meinungen nicht gesunken; man verehrte in ihm einen Mann von hohem Verdienst, militärischer Umsicht und Tapferkeit, und es gab manche, die ihn wegen seiner treuen und ausdauernden Anhänglichkeit an jenen Mann, der einst das Schicksal Europas in der Rechten getragen, bewunderten; es gab viele, die ihm, wenn sie auch diese Bewunderung nicht teilten, doch wegen der Beharrlichkeit und Charakterstärke, die er in den Tagen des Unglücks entfaltet hatte, wohlwollten. Dennoch mußte er sein ganzes Ansehen aufbieten, manche Thüre öffnen, um seinem Sohn, den man des Verdachtes, mit Verdächtigen in Verbindung zu stehen, beschuldigte, nützen zu können.

Der General war ein Mann von zu großem Rechtsgefühl, als daß er, wenn er seinen Sohn schuldig glaubte, diese Schritte für ihn gethan hätte. Aber es genügte ihm an der einfachen Versicherung seines Sohnes. „Ich teile“, hatte er ihm gesagt, als er verhaftet wurde, „ich teile im allgemeinen die Gefinnungen jener Männer, die man jetzt zur Unterjuchung zieht, aber — ich teile weder ihre Pläne, noch die Ansichten, die sie über die Mittel zum Zweck haben. Ich habe nur gedacht, nie gehandelt, habe mir selbst gelebt, nicht mit andern, und Beschuldigungen, welche andere treffen mögen, werden nie auf mich kommen.“ So war es denn gelungen, den jungen Willi auf so lange frei zu machen, als nicht stärkere Beweise, die gegen ihn vorgebracht würden, seine Anwesenheit vor den Gerichten notwendig machten, eine Schonung, die er nur der Fürsprache seines Vaters und dem Vertrauen verdankte, das man in die Bürgerschaft des Generals Willi setzte.

Sie konnten sich beide wohl denken, welches Aussehen dieser Vorfall in der Umgegend von Neckareck gemacht haben mußte; hätten sie in einer Stadt gewohnt, so würden sie sich wohl damit begnügt haben, ihren Bekannten von ihrer Rückkunft Nachricht zu geben; aber die Sitte auf dem Land fordert größere Aufmerksamkeit für gute Nachbarn; man mußte fünf oder sechs Familien im Umkreis von drei Stunden besuchen, mußte ihre Neugierde über diesen Vorfall unständiglich befriedigen; kurz, man mußte sich zeigen, wie man sich etwa nach einer überstandenen Krankheit bei den Bekannten wieder zeigt und für ihre Teilnahme Dank sagt. Als aber der General mit seinem Sohn am dritten Tag nach ihrer Rückkehr nach Thierberg aufbrach, war es noch ein anderer Grund als Höflichkeit gegen gute Nachbarn, was sie dorthin zog. Der junge Willi mochte in den einsamen Wochen seiner Gefangenschaft Zeit gefunden haben, über sein Leben und Treiben nachzudenken, er mochte gefunden haben, daß ihn jene politischen Träume, welchen er nachgehängt hatte, nicht befriedigen könnten, daß es ein höheres, reineres Interesse gebe, wodurch sein Leben Bedeutung und Gehalt, seine Seele Ruhe und Zufriedenheit gewänne.

Der General lächelte, als ihm Robert sein Verhältnis zu Alma entdeckte und die Wünsche auszusprechen wagte, die sich mit dem Gedanken an die Geliebte verbanden. Er lächelte und gestand seinem Sohn, daß er längst dieses Verhältnis geahnet, daß er gewünscht habe, das unruhige Treiben des jungen Mannes möchte eine festere Richtung annehmen. „Ich kenne dich“, sagte er ihm, „wärest du zu jener Zeit jung gewesen, wo wir in Europa umherzogen, um Krieg zu führen, so hätte deine Phantasie mit aller Kraft die großartigen Bilder des Krieges ergriffen, ich hätte dir den ersten Raum geöffnet, du selbst hättest dann deine Laufbahn gemacht. Daß du in diesen stillen Feiertagen des Jahrhunderts nicht dienen willst, kann ich dir nicht übelnehmen. Des Umhersehens in der Welt bist du satt, das Leben in den Salons genügt dir nicht, so bleibe bei mir; besorge an meiner Statt meine Güter, ich kann dabei nur gewinnen; ich gewinne Zeit für mich und meine Erinnerungen, gewinne dich, und —“, setzte er

mit einem freundlichen Händedruck hinzu, „wenn du anders deiner Sache gewiß bist, gewinne ich Anna.“

Sie besprachen dieses Kapitel auch auf dem Weg nach Thierberg wieder, und Robert gab seinem Vater Vollmacht, bei dem Alten um Anna für ihn zu werben. Sie verhehlten sich nicht, daß eine nicht unbedeutende Schwierigkeit im Charakter des alten Thierberg liegen könne; ihre Gesinnungen hatten so oft die seinigen beinahe feindlich durchkreuzt; man hatte sich wegen Meinungen so oft gezanft, man war oft unzufrieden, beinahe verstimmt auseinander gegangen; aber sie trösteten sich damit, daß er doch nie persönliche Abneigung gezeigt habe, und die Vorteile, die für Thierberg aus dieser Verbindung hervorgingen, erschienen so bedeutend, daß der General, als sie über die Zugbrücke ritten, sich schon im Geiste als Vater der schönen Anna zu sehen glaubte und vertrauensvoll auf das Thierbergische Wappen über dem alten Portal zeigte: „Mut gewinnt, führen sie als Symbol im Wappen“, flüsterte er seinem Sohn zu. „Das fügt sich trefflich, denn weißt du noch, was der Wahlspruch deiner Ahnen war?“

„Der Will' ist stark!“ rief der junge Willi, freudig errotend. „Mut gewinnt — und der Will' ist stark!“

Im Schloßhof empfing Kantow die Angekommenen; er entschuldigte seinen Oheim mit einem kleinen gichtischen Anfall, der ihn verhindere, die steile Treppe herabzusteigen und seinen Gästen entgegenzugehen. Er sagte dies schnell und nicht ohne einige Verlegenheit, die er hinter einem Schwall von Glückwünschen für Robert Willi zu verbergen suchte. Nach den Verhältnissen, die gegenwärtig in den alten Mauern von Thierberg herrschten, konnte nicht leicht etwas störender wirken als dieser Besuch. Man hatte zwar den Vetter aus der Mark nicht mit in das Geheimnis gezogen; der Vater schien es zu bereuen, daß er sich nur so weit gegen seinen Nessen ausgesprochen habe, und Anna hatte mit ihm seit einigen Tagen nie mehr über Willi gesprochen, sei es auf ein Verbot ihres Vaters, sei es aus Argwohn, er möchte dem Alten ihr Geheimnis verraten haben. Seit jenem Abend jedoch, wo die Rückkehr Roberts angekündigt worden war, herrschte eine Spannung, die um so drückender wurde, da die ganze Gesellschaft

zwar aus dreierlei Parteien, aber — nur aus drei Personen bestand.

Anna sprach wenig, hielt sich meist auf ihrem Zimmer auf, wohin Albert noch niemals eingeladen worden war; der Alte war mürrisch, aufbrausender als sonst gegen seine Diener, gegen seinen Gast herzlich wie zuvor, aber ernster und einsilbiger, gegen seine Tochter kalt und gleichgültig. Er trank, trotz der bittenden Blicke, die Anna zuweilen nach ihm hinzensenden wagte, mehr Wein als gewöhnlich, schimpfte dann auf die ganze Welt, verschloß den Nachmittag und ließ sich abends den Amtmann holen, um ein Spiel mit ihm zu machen. Dann setzte sich Anna mit ihrer Arbeit in ein Fenster, ließ sich von dem Better etwas vorlesen, aber Thränen, die hin und wieder auf ihre Hand herabfielen, zeigten dem jungen Mann, wie wenig ihr Geist mit dem beschäftigt sei, was er eben las. Der Anfall von Gicht, der über den Alten kam, machte die Sache womöglich noch schlimmer; man sah, wie er alle Kraft aufbot, seine Schmerzen zu unterdrücken, nur um der natürlichen Hülfe seiner Tochter weniger zu bedürfen, und wenn Fälle eintraten, wo er diese Hülfe nicht abweisen konnte, wenn das schöne Kind bleich und mit Thränen im Auge vor ihm kniete, um seine Beine in warme Tücher zu hüllen, da wandte er sich ab, pflüß irgend ein altes Liedchen, nannte sich „einen Mann, der bald in die Grube fahren müsse“, und fand es schön, daß doch ein Enkel der Thierberge zugegen sein werde, wenn man den letzten dieses Namens beisehe.

Kantow wußte zwar, daß sein Oheim das Gastrecht gegen seine Nachbarn nicht verletzen werde, aber diese letzten Tage fielen ihm schwer auf die Seele, als er die Fremden die Treppe hinan führte, und er sah voraus, daß die beiden Willis gewiß nichts dazu beitragen würden, die Verstimmung aufzulösen.

Der Empfang war übrigens herzlicher, als er sich gedacht hatte; es gibt eine gewisse höfliche Freundlichkeit, die man sich angewöhnen kann, ohne sich dessen bewußt zu werden. Besonders auffallend erscheint diese Eigenschaft, wenn sich Männer begrüßen, von welchen wir wissen, daß sie keiner Heuchelei fähig sind, und die dennoch, sei das durch Meinungen, sei es durch Verhältnisse,

sich feindlich gegenüberstehen. So schien es auch der alte Thierberg nicht über sich vermögen zu können, sein gewohntes: „Ah! schön! schön! Freut mich — Platz genommen!“ diesmal mit einem kälteren und förmlicheren Gruß zu vertauschen, und die fünf-hundertjährige Gastfreundschaft dieser Burg schien die unwillkommenen Gäste in ihre schützenden Arme zu schließen. Ein Blick von Anna hatte dem jungen Willi gesagt, was hier vorgegangen sei; er fand sie blaß, ihre Stimme nicht so fest wie sonst, es lag Nummer um den holden Mund, und ihre Augen schienen weicher geworden zu sein. Er pries im stillen ihren richtigen Takt, daß sie mehr zu dem General sprach als zu ihm, denn er hätte, von diesem Anblick ergriffen, nicht Fassung genug gehabt, Gleichgültiges mit ihr zu reden. Rantow, der einen ganz andern Austritt erwartet hatte, wunderte sich, daß auch in diesem „ehrliehen Schwaben“, wo ihm sonst alles so offen und ehrlich deuchte, vier Menschen, die sich so nahe standen, ein so falsches Spiel unter sich spielen könnten, ihre Gedanken, ihre Leidenschaften unter einer so ruhigen Hülle zu verdecken wüßten. Er sah staunend bald den jungen Willi und den alten Thierberg an, die ganz ruhig und abgemessen sich über die Ereignisse der letzten Wochen besprachen; bald hörte er auf das Gespräch zwischen dem General und der Geliebten seines Sohnes, die dasselbe Thema, nur mit Veränderungen, abhandelten, wobei übrigens Anna eine solche Ruhe an den Tag legte, daß sie nie hastig fragte, von nichts mehr, als schicklich, ergriffen war. Der General wandte sich im Gespräch und ging mit ihr langsam im Saal auf und ab, er stellte sich endlich, wie zufällig, in einen tiefen Fensterbogen, und Albert entging es nicht, daß er sich dort schnell zu dem schönen Mädchen herabbückte, ihr etwas zuflüsterte, was eine tiefe Röthe auf ihre Wangen jagte; sie schien erschrocken, sie faßte sein Hand, sie sprach leise, aber heftig zu ihm, aber er — lächelte, schien sie zu beruhigen, zu trösten, und so stolz und zuversichtlich war seine Stirne, waren seine Züge, als müßte er in diesem Augenblick seine Division ins Feuer führen, um den schwankenden Sieg zu entscheiden.

Der Gast aus der Mark ahnete, daß dort in jenem Fensterbogen ein Entschluß gefaßt oder mitgeteilt worden sei, der auf

Annas Schickſal ſich beziehe, und das Herz pochte ihm, wenn er an den eifernen Troß ſeines Oheims dachte. Die Diener hatten indeſſen Wein herbeigebracht, man ſetzte ſich in eines der weiten Fenſter, und wenn nur die Gemüther der fünf Menſchen, die um den kleinen Tiſch ſaßen, weniger befangen waren, der ſchöne Tag, der Anblick des herrlichen Thales, das vor ihnen lag, hätte ſie zu immer höherer Freude ſtimmen müſſen.

Der General, dem es peinlich ſein mochte, daß das Geſpräch nach und nach zu ſtockern anfing, bat Anna um ein Lied, und ein Wink ihres Vaters bekräftigte dieſe Bitte. Man brachte ihre Guitarre herbei, der junge Willi ſtimmte die Saiten, aber waren es die Worte des Generals, war es der Anblick ihres Vaters, war es die lang erſehnte Nähe des Geliebten, was ſie verwirrte, ſie erröthete und geſtand, daß ſie in dieſem Augenblick kein paſſendes Lied zu ſingen wüßte. Man ſchlug vor, man verwarf, bis Rantow beiſpiel, wie man einſt in Berlin eine berühmte ſchöne Sängerin von einer ähnlichen Verlegenheit befreite; er ſchnitt kleine Zettel und ließ jeden ein Lied aufſchreiben; dann faltete er die Papiere geſchickt und zierlich zuſammen, ſchüttelte ſie als Loſe durcheinander und ließ die Sängerin eines wählen.

Sie wählte, ſie öffnete das Loſ und erröthete ſichtbar, indem ſie den General beſorgt anblickte. „Das hat niemand anders als Sie geſchrieben“, ſagte ſie. „Warum denn gerade dieſes Lied? Es iſt nicht immer politiſch, ein politiſches Lied zu ſingen!“

„Wenn es nun aber mein Lieblingslied iſt?“ erwiderte Willi. „Ich appelliere an Ihren Vater; ſtand nicht die Wahl durchaus frei?“

„Gewiß!“ antwortete der Alte, „du ſingſt Anna; und wenn das Lied Politik enthalten ſollte — nun, erdichtete Politik kann man ja immer noch ertragen.“

Sie nickte ſchweigend Gehorſam zu, aber von jenem Augenblick an, wo ſie mit einem kurzen, aber kräftigen Vorſpiel den Geſang anhub, ſchien auf ihren lieblichen Zügen eine Art von Begeiſterung aufzugehen; eine zarte Röthe ſpielte auf ihren Wangen, ihre Augen glänzten, und um den ſchönen Mund, der die Töne ſo voll und rund hervorſtrömen ließ, ſpielte anfangs ein

Lächeln, das mehr und mehr in Wehmut überging. Es war eine französische Ode, aus welcher sie einige Stellen vortrug; die Melodie, bald heiter, ermunternd, bald erhaben und triumphierend, bald ernst und getragen, schmiegte sich an das wechselnde Versmaß und den Gedankengang der Strophen, und so süß war ihre Stimme, so ausdrucksvoll ihr Vortrag, so hinreißend ihr ganzes Wesen, das mit dem Gesang sich zu verschmelzen schien, daß die Männer, wenn sie gleich über den Gegenstand die verschiedensten Gesinnungen hegten, doch von dem Strom der Töne mit fortgerissen wurden. Wie erhaben war ihr Vortrag, als sie sang:

„Cachez ce lambeau tricolore. . .

C'est sa voix: il aborde, et la France est à lui.“

Ernst, beinahe traurig, doch nicht ohne Triumph, fuhr sie fort:

„Il la joue, il la perd; l'Europe est satisfaite
Et l'aigle, qui, tombant aux pieds du Léopard,
Change en grand capitaine un héros de hasard,
Illustre aussi vingt rois, dont la gloire muette
N'eût jamais retenti chez la postérité;

Et d'une part dans sa défaite,

Il fait à chacun d'eux une immortalité.“*

Als sie geendet hatte, legte sie die Guitarre nieder und ging, während die Männer noch in verlegener Stille saßen, schnell hinweg.

„Il la joue, il la perd“, sprach der alte Thierberg lachend, „eine große Wahrheit! Und dieser Dichter, wer er auch sein mag, konnte jenen Mann nicht besser schildern; seine ganze Größe bestand ja nur darin, daß er das rouge et noir so hoch als möglich spielte, und der alte Sab, daß der kaltblütigste Spieler endlich gewinnt, bestätigte sich an ihm. Der Leopard hat doch die Bank gesprengt, und Wellington¹ wird es eben darum keinen Kummer machen, wenn man ihn héros de hazard nennt.“

* Sept. Messéniennes nouvelles par M. C. Delavigne. 1re: Le départ.

¹ Der britische Feldherr Arthur Wellesley, Herzog von Wellington (1769—1852), siegte bekanntlich mit Blücher über Napoleon in der Schlacht bei Waterloo am 18. Juni 1815.

„Wie lächerlich sind solche Hyperbeln“, rief Kantow, „als ob zwanzig Könige ihren Nachruhm, ihre Unsterblichkeit diesem Sommerkönig zu verdanken hätten! Was uns betrifft wenigstens, so wird man eingestehen müssen, daß der Ruhm der preußischen Waffen älter ist als der des sogenannten Siegers von Italien, und nicht erst von der großen Nation geadelt werden mußte.“

„Und dennoch“, erwiderte der General mit großer Ruhe, „dennoch wird man einst nicht sagen, es war Buonaparte, der zur Zeit dieses oder jenes Königs lebte — man wird sagen, Herr von Kantow, sie waren Zeitgenossen Napoleons; doch was den Obergeneral des englischen Heeres in der Bataille von Mont St. Jean¹ betrifft, so möchte es die Frage sein, ob ihm der Titel héros de hazard sehr angenehm ist; so viel ist wenigstens gewiß, daß er jene Schlacht nicht gewonnen, sondern nur — nicht verloren hat.“

„Es ist ein Glück für die Welt“, bemerkte Thierberg lächelnd, „daß man Ihren Satz umkehren kann, und daß er dann noch höhere Wahrheit enthält; Ihr Herr und Meister hat jene Schlacht zwar nicht gewonnen, aber desto gewisser verloren.“

„Er hat sie verloren“, antwortete der General. „Was die Welt damit verlor, will ich nicht ansprechen, aber jene Strophe, womit Anna ihren Gesang schloß, drückt aus, wer noch am Abend jenes unglücklichen Tages, als Cäsar und sein Glück von der Übermacht zerschmettert wurden, als meine braven Kameraden auf Mont St.-Jean den letzten Atem aushauchten — der Größere war.“

„Der Größere! Und dies können Sie noch fragen, General?“ entgegnete heftig der junge Mann aus der Mark. „Als die Strahlen der Abendröthe über jenes denkwürdige Feld streiften, beleuchtend die Schande Frankreichs und sein verwirrtes Heer, als blutend, aber unbefiegt, das englische Heer jene Hügel deckte und Deutschlands Völker stolzen Schrittes in die Ebene herabstiegen, um den Kampf siegend zu entscheiden — denken Sie sich, ich bitte, jenen erhabenen Moment, und sagen Sie mir, wer da der Größere war?“

¹ So wird von den Franzosen die Schlacht von Belle-Alliance oder Waterloo genannt

„Der Gott des Zufalls“, erwiderte der General. „Mächtiger war er wenigstens als jener alte Held, der auch noch an seinem letzten Schlachttage zeigte, welche mächtige Kluft zwischen dem Genie und roher, wohlgenährter, tierischer Kraft befestigt sei. Er ist gefallen, nicht weil ihm England oder Deutschland gewachsen war, sondern weil er früher oder später fallen mußte, weil er einen Vertilgungskrieg gegen sich selbst führte, der seine Kräfte aufrieb, oder können Sie mir beweisen, daß an jenem Tage von Waterloo das Genie des englischen Feldherrn oder gar Ihres Blücher ihn besiegte?“

„Seien wir gerecht“, nahm der junge Willi das Wort. „Geben wir zu, daß ihm keiner seiner militärischen Gegner gewachsen war, so beweist dies noch immer nicht für jene innere Größe, für jene moralische Erhabenheit, welche die Mitwelt mit sich fortreißt, ihr Jahrhundert bildet und Segen noch auf die späte Nachwelt bringt. Napoleon war ein großer Soldat, aber kein großer Mensch.“

„Sohn!“ erwiderte der General, „wie kannst du in irgend einem Fach des Wissens groß, größer als sonst ein Mann des Jahrhunderts werden, ohne ein großer Mensch zu sein? Die Maschine ist es nicht, nicht dieser Körper ist es, was sie groß macht, es ist der Geist. Jene veralteten Formen Europas, von klugen Männern vor tausend Jahren ausgedacht, stürzten zusammen, weil es Formen waren, die der Geist verlassen hatte; sie brachen ein vor den Blitzen seines Genies, sie hatten das Schicksal jener Leichname, die, in Gräbten eingeschlossen, in ihren fürstlichen Leichenprunk gehüllt, Jahrhunderte überdauern, weil sie die Kerkerluft ihres Grabes nicht vermodern läßt. Berühre sie mit lebendiger Hand, hauche sie an mit freiem Odem, und — sie zerfallen in Asche!“

„Dies beweist nicht gegen mich“, sagte Willi.

„Und wo ist denn das große und feste Reich, das der große Mann gründete?“ unterbrach ihn Thierberg. „Sie vergleichen unsere schönen, alten Institutionen, Gott möge es Ihnen verzeihen, mit einem Leichnam, aber was war denn jener corthische Kaiserthron, was sein Staatsgebäude, als ein Kartenhaus!“

„Ich habe nie gesagt, daß Napoleon der Mann war, einen großen Staat zu gründen“, antwortete der alte Willi. „Frankreich war unter ihm ein Lager, dessen erste Posten die Rheinbundstaaten bildeten. Er hätte vielleicht ein Ende genommen, das seiner oder Frankreichs unwürdig gewesen wäre, wenn er einige Jahre in beständiger Ruhe und Frieden regiert hätte.“

„So war also das Ende, welches er nahm, seiner würdig?“ fragte Kantow lächelnd.

„Nicht der Platz, auf welchem wir stehen“, versetzte der General nicht ohne Wehmut, „nicht der Raum, sei er groß oder klein, gibt uns Würde oder Schmach. Wir sind es, die uns und unsern Posten adeln oder schänden. Die Welt hat gelacht und gehöhnt, als man den größten Geist des Jahrhunderts auf eine öde Insel verbannte. Dort, an der höchsten Felsenspitze, haben sie den alten Adler angeschlossen, wo er nur in die Sonne, auf den weiten Ocean und in einige treue Herzen sah. Aber man hat nicht bedacht, wie vielen Stoff zum Lachen man der Nachwelt gebe; es war nicht Strafe, was ihn dorthin verbannte, wer in Europa konnte ihn strafen? Es war — Furcht. So mußte es kommen, daß man in ihm noch immer den Gefürchteten sah; und manche Herzen, die sich von ihm abgewendet hatten, fingen an, ihn wieder zu lieben; pflegt doch das Unglück die Menschen zu verjöhnen, und — es war ja nichts an seine Stelle getreten, was ihn hätte vergeffen machen können.“

„Glauben Sie etwa, Herr Nachbar“, sagte Thierberg, „es hätte wieder ein solcher Attila auftreten müssen, nur um die Zeitungsschreiber zu unterhalten? Vergeffen wird man wohl jenen Namen noch lange nicht, aber — man wird ihn verdammen.“

„Mancher hat ein persönliches Recht dazu, und ich kann ihn darum nur beklagen, nicht entschuldigen, daß sein Gang über die Erde nicht die gebahnte Straße ging. Aber man wird auch mit andern Gefühlen sich seiner erinnern. Die Großen der Erde scheinen zwar nicht viel von ihm gelernt zu haben, desto mehr vielleicht die Kleinen. Er hat sich seine Bahn so erhaben aufgerissen als Alexander, er hat sie verfolgt wie Cäsar, man hat ihm ge-

danke wie dem Hannibal, auf jenem Felsen hat er gelebt wie Seneca¹, und seine letzten Tage waren eines Sokrates würdig.“

„In diesem Punkt werden wir nimmer einig“, erwiderte der alte Thierberg. „Was mich betrifft, so kommt er mir vor, als habe er seine Laufbahn eröffnet wie ein Abenteuerer, habe sie verfolgt wie ein Räuber, habe mit seinem Raub verfahren wie ein verzweifelter Spieler und habe geendet wie ein — Komödiant!“

„Wir sind noch nicht seine Nachwelt“, bemerkte Robert Willi. „Erst wenn alle Parteien, die persönliches Interesse aussprachen, von der Erde verschwunden sind, dann erst wird man mit klarem Auge richten. Mein Feld ist er nicht, aber in seinen italienischen Feldzügen erscheint er wie ein Wesen höherer Art, und dies wenigstens werden auch Sie zugeben, Herr von Thierberg.“

„Es ist möglich“, versetzte der Alte. „Er hat damals mein Staunen, meine Bewunderung erregt; aber wie schnell wurde ich von meiner Vorliebe geheilt! Wenn er damals den Bourbonn den Thron zurückgegeben hätte — die Macht hatte er dazu — so wäre er mir wie ein Engel erschienen.“

„Dies war wegen seiner Armee, die anders dachte, unmöglich“, antwortete der General.

„Sie erinnern sich“, fuhr der Alte fort, „daß ich Ihnen öfter von einem französischen Kapitän erzählte, der mich in der Schweiz aus großer Verlegenheit rettete — der einzige Franzose, den ich achte und für den ich noch jetzt alles thun könnte. Mit diesem sprach ich damals auch über diesen Punkt. Ich sagte ihm, daß Frankreich ohne Rettung verloren gehe, wenn es in der ewigen, sich immer von neuem gebärenden Revolution fortfahre. Nur ein König an der Spitze könne es retten. — Er gab es zu; er sagte mir, daß die Bourbonn eine große Partei in Paris hätten, und daß mein Gedanke vielleicht erfüllt würde. Ich fragte ihn, wie der Konjul Buonaparte, der damals an der Spitze stand, darüber dächte. ‚Er äußert sich nicht‘, erwiderte mir der Kapitän, ‚aber wenn ich ihn recht verstehe‘, setzte er lächelnd hinzu, ‚so wird

¹ Der Philosoph Lucius Annäus Seneca (4 v. bis 65 n. Chr.) hatte acht Jahre auf Corsica in der Verbannung gelebt, ehe er zur Erziehung Neros berufen wurde.

Frankreich bald nur einen Meister haben.' Ich deutete dies Wort meines neuen Freundes damals auf die Zurückkunft der Bourbonn's, leider ist es an Buonaparte selbst in Erfüllung gegangen."

Der junge Willi war schon zu Anfang dieser Rede aufgestanden; er hatte Annas Vater die Geschichte von seinem Kapitän schon einige duzendmal erzählen gehört, und sein Blut wallte in diesem Augenblick noch zu unruhig, als daß er sie von neuem anhören mochte; er ging mit zögernden Schritten im Saal auf und nieder; als aber der alte Thierberg im Gespräch mit dem General auf die jetzigen Verhältnisse Frankreichs einging, ein Punkt, über den sie niemals in Streit gerieten, gefellte sich auch Kantow zu dem jungen Willi. Er ließ sich von ihm die Geschichte der letzten Wochen noch einmal wiederholen, führte ihn unbemerkt in das nächste Zimmer und dann auf die breite Hausflur. Dort hielt er plötzlich inne und flüsterte dem erstaunten jungen Mann ins Ohr: „Sie dürfen vor mir kein Geheimnis mehr haben; Anna hat mir alles entdeckt, und auf meinen Beistand können Sie sich verlassen.“ Noch einen Augenblick zweifelte Robert, weil ihm diese Nachricht zu neu und unerwartet kam; als aber Kantow ins einzelne einging und ihm erzählte, was in jener Schreckensnacht vorgefallen sei, als er ihm entdeckte, wie ungünstig gegenwärtig die Verhältnisse seien, da stand jener nicht länger an, die Hülfe, die ihm geboten wurde, anzunehmen; er bat Albert, ihm, wenn es möglich wäre, Gelegenheit zu verschaffen, mit Anna zu sprechen.

Der Gast aus der Mark dachte einige Augenblicke nach, ob er dies möglich machen könnte. Anna hatte ihn selbst zwar nie auf ihr Boudoir im Turm eingeladen, aber er hoffte in solcher Begleitung nicht unwillkommen zu sein; das einzige, was ihn hätte abhalten können, war die Furcht vor dem Zorn seines Oheims, im Fall diese Zusammenkunft entdeckt wurde, aber die Lust, wo er nicht selbst die Rolle übernehmen konnte, wenigstens die Intrige zu unterstützen, siegte über jede Bedenklichkeit; er winkte dem jungen Willi, ihm zu folgen. Der Gang nach Annas Turm war ihm bekannt. Nach der Lage ihrer Fenster mußte ihr Gemach noch zwei Stockwerke höher liegen als der Saal. Sie stiegen eine enge, steile Treppe von Holz hinauf, die unter jedem Tritte, so be-

hutsam sie auch stiegen, ächzte. Zum nicht geringen Schrecken begegnete ihnen auf dem ersten Stock der alte Hans, der sie verwundert ansah. Albert winkte seinem Gefährten, nur immer voranzugehen, er selbst nahm, ohne in seiner Bestürzung zu bedenken, ob es klug sein möchte, den alten Diener auf die Seite: „Hans!“ sagte er, „wenn du deinem Herrn ein Wort —“ — „O“, erwiderte jener schlau lächelnd, „da hat es gute Wege, so wenig als in jener Nacht, da Sie mich beinahe in den Neckar warfen, ich bin so still wie ein toter Hund.“ Beruhigt folgte Kantow dem Liebhaber; sie hatten bald das Ende der Treppe erreicht und standen nun auf einer Art von Vorjaal; die Reinlichkeit und Zierlichkeit, die hier herrschte, ließ ahnen, daß man sich nicht mehr weit von Annas Gemach befinde. Zwei Thüren gingen auf diesen Vorplatz; sie wählten auf gutes Glück die nächste, pochten an — keine Antwort. Sie pochten wieder; jetzt that sich die zweite Thüre auf, und Anna erschien auf der Schwelle.

Sie errötete, als sie die beiden jungen Männer sah, doch, als habe dieser Besuch nichts Auffallendes an sich, lud sie dieselben durch einen freundlichen Wink ein, näherzutreten. „Ihr kommt wohl, um die schöne Aussicht von meinem Turm zu betrachten?“ sagte sie. „Jetzt erst fällt mir bei, daß du nie hier warst, Albert, aber so ganz bin ich schon an diesen herrlichen Anblick gewöhnt, daß es mir nicht einmal einfiel, dich hierher einzuladen.“

12.

Das Gemach war klein, die Geräte gehörten einer früheren Zeit an, aber dennoch war alles so freundlich und geschmackvoll geordnet, daß Kantow, nachdem er die Aussicht geprüft, die nächsten Umgebungen gemustert und alles recht genau angesehen hatte, dieses Zimmer für das schönste im Schloß erklärte. Nur eine breite Kiste, von schlechtem Holz zusammengezimmert, die auf einer Kommode stand, schien ihm nicht mit den übrigen Geräthschaften zu harmonieren. So ungerne er die beiden Liebenden, die, anscheinend in die Aussicht auf das Thal hinab vertieft, eifrig zusammen flüsterten, stören mochte, so war doch seine Neugierde,

zu wissen, was der geheimnisvolle Schrank verberge, zu groß, als daß er nicht seine Base darüber befragt hätte.

„Bald hätte ich das Beste vergessen!“ rief sie aus. „Das Bild für Ihren Vater ist heute angekommen, Robert; ich habe es hier gestellt, weil mein Vater nie hierher kommt, und weil ich es doch auch betrachten wollte.“ Sie rückte unter diesen Worten den Deckel des Schranfs, Willi half ihn herabnehmen, und das Bild eines Reiters, der auf einem wilden Pferd eine Anhöhe hinausprengt, wurde sichtbar.

„Buonaparte!“ rief Kantow, als ihm die kühnen, geistvollen Züge aus der Leinwand entgegenstrahlten.

„Erkennst du ihn?“ fragte Anna lächelnd. „Das war der Sieger von Italien!“

„Ich hätte nicht geglaubt, daß die Kopie so gut gelingen könnte“, bemerkte Willi. „Aber wahrlich, David war ein großer Maler. Wie edel ist diese Gestalt gehalten, wie glücklich der Einfall, diesen hochstrebenden Mann nicht in der gebietenden Stellung eines Obergenerals, sondern in einer Kraftäuserung aufzufassen, die einen mächtigen Willen und doch eine so erhabene Ruhe in sich schließt.“

„Ich kenne das Original“, sagte Kantow. „Es ist in der Galerie zu Berlin aufgestellt, und ich finde diese Kopie trefflich; für Liebhaber des Gegenstandes, worunter ich nicht gehöre, gewinnt dieses Gemälde um so höheres Interesse, als die Idee dazu von Napoleon selbst ausging. Man sagt, David habe ihn malen wollen als Helden, den Degen in der Hand, auf dem Schlachtfelde; Buonaparte aber erwiderte die merkwürdigen Worte: ‚Nein, mit dem Degen gewinnt man keine Schlachten; ich will ruhig gemalt sein — auf einem wilden Pferde.‘“

„Dank dir für diese Anekdote“, erwiderte Anna. „Sie macht mir das Bild um so lieber, und nicht wahr, Robert“, setzte sie hinzu, „auch dein Vater soll durch seine Originalität nur noch mehr erfreut werden.“

„Anna!“ unterbrach die Beschauenden eine dumpfe, wohlbekannte Stimme. Sie sahen sich um, der alte Thierberg, auf seinen Diener gestützt, stand mit hochrotem, zürnendem Gesicht

und zitternd vor ihnen; der General, welcher seitwärts stand, schien verlegen und ängstlich. Aber so schnell war dieser Schreck, so groß die Furcht Annas vor ihrem Vater und so fürchtbar sein Anblick, daß sie zu schwanken anfing, und hätte der General sie nicht unterstützt, sie wäre in die Kniee gesunken.

„Sind das die gerühmten Sitten Ihres Herrn Sohnes“, wandte sich der Alte bitter lachend zu dem General, indem er bald den Sohn, bald den Vater ansah. „Heißt das, was Sie mir vorzumalen suchten, sich in den zartesten Grenzen des Anstandes halten? Herr! wie kommen Sie dazu, mit meiner Tochter allein auf ihrem Zimmer zu sein?“

„Onkel —“, rief Kantow, um ihn zu belehren.

„Schweig’, Burische!“ antwortete ihm der zürnende Alte, indem er immer den jungen Willi mit glühenden Blicken ansah.

„Ich denke“, erwiderte dieser ruhig und mit stolzer Fassung, „die Erziehung Ihrer Tochter und Annas Sitten müßten Ihnen Bürge sein, daß ein Mann, selbst wenn er allein käme, sie besuchen dürfte, vorausgesetzt, sie will ihn empfangen, und über den letzteren Punkt steht nach allen Gesetzen der guten Sitte der jungen Dame selbst, nicht aber Ihnen, Herr von Thierberg, die Entscheidung zu.“

Diese Worte schienen seinen Eifer noch mehr zu entflammen, er atmete tief auf, aber in diesem Augenblick trat sein Neffe mutig dazwischen und redete ihn auf eine Weise an, die, wie ihn sein kurzer Aufenthalt bei den Thierbergs gelehrt hatte, die Wirkung nicht verfehlen konnte. „Herr von Thierberg“, rief er bestimmt und mit ernster Miene, „Sie haben mir vorhin zu schweigen geboten, ich werde aber nicht schweigen, wenn man meiner Ehre zu nahe tritt. Ich bin es gewesen, der Herrn von Willi hieher führte, ich bin es gewesen, der ihn hier unterhielt, und er hat mich hieher begleitet, weil ich ihn darum gebeten habe.“

„Du warst zugegen?“ fragte der Oheim mit etwas gemildertem Stimm. „Aber, was Teufel, geht dich das Zimmer meiner Tochter an? Was hastest du hier zu suchen?“

Mit einer theatralischen Wendung und sprechender Miene wandte sich der Neffe gegen die Hinterwand des Zimmers, deutete

mit dem ausgestreckten Arm hin und sprach: „Hier steht, was ich suchte.“

Der Alte trat mit schnelleren Schritten, als seine Krankheit erlaubte, näher. Er betrachtete das Bild und blieb mit einem Ausruf des Erstaunens stehen: seine trotzige Miene klärte sich auf, seine Stirn entfaltete sich, sein blihendes Auge schimmerte nur noch von Rührung und Freude. „Gott im Himmel!“ rief er aus, indem er das Mützchen abnahm, das er beständig trug. „Wer hat mir das gethan, woher, woher habt ihr ihn? Wer hat ihn meinen Gedanken nachgebildet, wer hat mir diese Züge, diese Augen hier, hier aus meinem Herzen herausgestohlen?“

Die Männer sahen sich stammend an, betreten richtete sich Anna auf und trat näher, denn sie besorgte, ihr alter Vater rede irre. „Wer hat dies Bild hierher gestellt?“ fragte er nach einer Pause, indem er sich umwandte, und alle sahen Thränen in seinen Augen glänzen.

„Ach, mein Vater“, jagte Anna zögernd.

„O du gutes Kind“, fuhr er fort, indem er sie in seine Arme schloß. „Wie Unrecht habe ich dir vorhin gethan! Als ich in dieses Zimmer trat, glaubte ich, du habest mich tief gekränkt, und doch hast du mich so unendlich erfreut! — Kennst du ihn, Hans?“ wandte er sich an seinen Diener. „Kennst du ihn nicht wieder?“

„Gott straf mich — er ist's!“ erwiderte der alte Reitknecht. „Solche schreckliche Augen machte er gegen die fünf Buschklepper, die uns anzogen, o, das war ein braver Herr!“

Die, welche den Herrn und seinen Diener so sprechen hörten, konnten sich von ihrem Staunen kaum erholen, sie sahen sich lächelnd an, als ahnen sie eine sonderbare Zügung des Geschicks, als sei ein schweres Gewitter segnend über ihnen hinweggezogen. Der General aber, der bald Anna, bald das Bild mit blihenden Augen betrachtet hatte, trat näher heran und fragte den alten Thierberg, wen er denn in diesem Wilde wiedererkenne?

„Das ist derselbe treffliche Kapitän“, antwortete er, „der mich am Fuß des St. Bernhard aus der Gewalt ruckloser Soldaten rettete; wie? Er ist derselbe, von welchem ich Ihnen so oft er-

zählte; das Muster eines braven Mannes, eines gebildeten und klugen Soldaten.“

„Nun, so bitte ich Sie“, fuhr der General mit inniger Rührung fort, indem auch ihm eine Thräne im Auge schwanm, „ich bitte Sie im Namen dieses Mannes, den ich auch kannte, Sie mögen ihm vergeben, wenn er nachher anders handelte, als Sie damals dachten!“

„Wie? Sie haben ihn gekannt?“ rief der Alte dringend, indem er die Hand des Generals faßte. „Wer war er, wie heißt er, lebt er noch?“

„Er ist tot — seinen Namen kannte die Welt — dieser Mann hier ist —“

„Nun?“ drängte der Alte den General, dem die Stimme zu brechen schien. — „Wer? Doch nicht —“

„Dieser Mann“, rief der General mit einem feurigen Blick auf das Gemälde, „dieser Mann war — Napoleon Buonaparte, der Kaiser der Franzosen.“

Der Alte setzte seine Mütze auf; er drückte die Augen zu, und in seinem Gesichte kämpfte Unmut mit Rührung. Doch als er nach einer Weile das Bild wieder ansah, schien er es nicht über sich zu vermögen, dem stolzen Reiter gram zu werden. „Du also?“ sprach er zu ihm, „du warst dieser — kühne Mann? Das war also deine Meinung? Du hast mir mein Kleid, meinen Hut und meine Börse zurückgegeben, um mir nachher mein Alles zu rauben?“

„Vater“, jagte Anna schmeichelnd, „wie glücklich waren Sie aber dennoch! Der erste Mann des Jahrhunderts hat so traulich zu Ihnen gesprochen.“

„Ja, das haben wir“, erwiderte der Alte lächelnd und nicht ohne Stolz. „Recht freundlich haben wir uns unterhalten, ich und er, und er schien Gefallen an mir zu finden. Ich habe nicht gehört, daß der erste Konsul sich je gegen einen so offen ausgesprochen hätte wie damals gegen mich; Frankreich wird nicht mehr lange ohne König sein“, waren seine eigenen Worte; du hast es erfüllt, kleiner Schelm! — Ha! und gerade so sah er aus, so warf er noch einmal den stolzen Kopf herüber, als er sein Roß den Berg hinauf-

trieb und die Feldmarschall des Regimentes herüberklang, General Willi — es war doch ein großer Geist!“

„Gewiß!“ jagte der General freudig gerührt, indem er dem Alten die Hand drückte. „Aber wie kam nur dieß Bild hieher zu Ihnen, Anna?“

„Darf ich es verschweigen, Robert?“ antwortete sie. „Nein, er hat es ja doch schon gesehen. Ihr Sohn wollte Sie an Ihrem Geburtstag damit überraschen, und ich erlaubte, daß das Bild einstweilen hier aufgestellt würde.“

Der alte Thierberg hatte aufmerksam zugehört; er schien überrascht und ging auf den jungen Willi zu, dem er seine Hand bot. „Junger Mann“, jagte er, „ich habe Ihnen vorhin bitter Unrecht gethan, ich sehe jetzt, daß Sie ein schönerer Zweck auf dieses Zimmer führte, als ich anfangs dachte; werden Sie mir meine übereilten Worte, meine Hitze vergeben?“

Robert erröthete. „Gewiß, Herr von Thierberg“, antwortete er, „und wenn Sie noch zehnmal heftiger gewesen wären, so konnten Sie mich zwar kränken, aber niemals beleidigen; es ist hier nichts zu vergeben.“

„Wirklich?“ erwiderte der alte Herr sehr freundlich. „Und wenn ich fragen darf — wo haben Sie das Bild gekauft? Könnte man nicht sich auch ein Exemplar verschaffen? Ich möchte doch den grand capitaine, meinen Kapitän, in meinem Zimmer haben.“

„Wie ich meinen Vater kenne“, jagte der junge Mann, „so wird er dieses Bild vielleicht noch lieber in Ihrem Hause als in dem seinigen sehen. Ich bitte, erlauben Sie, daß ich es dort aufhänge.“

„Sie machen mir ein großes Geschenk, lieber Robert“, jagte Thierberg. „Wohin ist es mit unsern Gesinnungen gekommen? Ich glaube, wir denken im Grunde gleich über diesen Buonaparte, und doch sind Sie es, der mir ihn anbietet, und mir macht es Freude, ihn anzunehmen. Ich habe wenige Bilder, aber einige alte, gute; suchen Sie sich etwas aus, nehmen Sie dafür aus meinem Schloß, was Sie wollen.“

„Halt!“ rief der General, „bei diesem Handel bin ich auch

betheiligt; ich kenne den unglücklichen Geschmack meines Sohnes und weiß, wie wenig er auf alte Bilder hält; wollen Sie ihm nicht ein jüngeres dafür geben? Thierberg, vor diesem Bilde, das nun auch für Sie von Bedeutung ist, wiederhole ich meine Werbung: Ihre Anna um diesen Napoleon.“

Der alte Herr war betreten, er warf verlegene Blicke auf die Umstehenden, endlich haftete sein Auge auf Davids Gemälde. „Du hast viel verschuldet“, sprach er, „Europas alte Ordnung hast du umgeworfen, und nun, nach deinem Tode willst du dich in meine Haushaltung mischen?“

„Herr Baron!“ jagte der alte Hans mit gerührter Stimme, „nehmen Sie es einem alten Diener nicht ungnädig auf, aber wissen Sie noch, was Sie zu dem braven Kapitän sagten, und was Sie mir oft erzählt haben? ‚Monsieur‘, haben Sie gesagt, ‚wenn Sie einst durch Schwaben kommen und in unsere Gegend, so vergessen Sie nicht, auf Thierberg einzusprechen, daß Sie mich nicht zu Ihrem ewigen Schuldner machen.““

Herr von Thierberg aber strich sich nachdentlich mit der Hand über die Stirne, warf noch einen zögernden Blick auf das Bild und führte dann Anna zu Robert Willi. „Nimm sie hin!“ jagte er fest und ernst. „Ich habe es nicht thun wollen, aber vielleicht war es gut, daß dies alles so kommen mußte; nimm sie hin!“

Mit großer Rührung umarmte der General den alten Mann, und indem Robert überrascht und selig seine Brant, wir wissen nicht, ob zum erstenmal, an seine Lippen drückte, schüttelte der Gast aus der Mark, um nicht ganz teilnahmslos zu erscheinen, dem alten Diener herzlich die Hand. Albert hat nachher erzählt, daß er in jenem feierlichen Augenblick, trotz seines inneren Widerstrebens, gut Napoleonisch gesinnt gewesen sei und zum erstenmal in seinem Leben jene Macht und Überlegenheit gefühlt und anerkannt habe, die jener große Geist auf die Gemüther zu üben pflegte.

Er erzählte auch, daß der alte Thierberg jenen sonderbaren Tausch niemats bereut habe; er fand in seinem Schwiegersohne Eigenschaften, die er ihm nie zugetraut hatte, und als er ihn bei der Verwaltung der Güter seines Vaters mit Rat und That un-

terstützte, lebte er im Glücke seiner Kinder die Tage seiner eigenen Jugend wieder.

Von der Hochzeit des jungen Paares sprach der Gast aus der Markt nicht gerne, man sah ihm an, daß er lieber selbst mit der liebenswürdigen Anna vor den Altar getreten wäre. Einen Zug aber aus diesem glänzenden Tag pflegte er bei Wiederholung dieser Geschichte nie zu vergessen, vielleicht nur, um jene schwärmerischen Anhänger Napoleons und seinen neubekehrten Oheim ins Komische zu ziehen. Der alte Gardist des Generals, erzählte er, habe alle Domestiken und einige junge Burichen zum Vivatschreien abgerichtet und die schöne Braut mit ins Geheimniß gezogen: er habe seine Leute unter die Thüren des großen Saales im Schlosse Thierberg gestellt, und als nun mancher Toast ausgebracht war, sei auch Anna mit dem Kelchglas aufgestanden und habe mit ihrer süßen Stimme „den Bild des Kaisers“ die Ehre eines Toasts gegeben. Da wurde der Jubel rauschend, die Gäste stießen an, Hans und der Gardist schwangen zum Zeichen ihre Mützen, und wohl aus fünfzig Stellen schallte ein jauchzendes „Vive l'Empereur!“



Lesarten.

Vgl. die Vorbemerkung Bd. I, S. 440.

Der Mann im Mond. (S. 1 ff.)

Zu Grunde gelegt wurde:

Der Mann im Mond oder der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme. Von H. Claren. Erster Theil. Stuttgart, bei Friedrich Franckh. 1826 (235 S. 8^o); zweiter Theil. Stuttgart, bei Friedrich Franckh. 1826 (211 S. 8^o).

Kontrovers-Predigt. (S. 221 ff.)

Zu Grunde gelegt wurde:

Kontrovers-Predigt über H. Claren und den Mann im Monde, gehalten vor dem deutschen Publikum in der Herbstmesse 1827 von Wilhelm Hauff. Text: Ev. Matth. VIII. 31–32. Stuttgart, bei Gebrüder Franckh. 1827 (94 S. 8^o).

Da zu beiden Werken keine abweichenden Lesarten vorhanden sind, verzeichnen wir im Folgenden nur die von uns selbständig angebrachten Textverbesserungen:

Seite

12, Kleidern | Kleider | 13₂₁ | schraf | | schraf | 21₂, Mätchen | Mätk-
chen | 33₁₁ ächt | 22 gebe | gäbe | 22 nasenweisen | 34₁₆ At-
tenfion | 39₃₅ Berner | Berger | 44₂₉ Dollond | Dolland |
49₃₂ Bügel | Zügel | 61₅ Madam | 70₁ anspruchlos | 71₁₃
gesiederter | 87₈ mohnbetränzten | mohnbegränzten | 108₁₈
Kochen | Kocher | 111₂₉ Korjettchen | 112, säten | säden |
119, ihm | ihn | 123₃₄ an dem Pfeiler | an den Pfeiler | 126₁₂
ipunkte | spunkte | 140₈ Blame | Plame | 15 Jofay | 141₁₁
leitete | 142₂₇ inftät | 151₃₂ Store | Stoar | 152₂₈ nichts |
nicht | 153₂ fogar sie | fogar in | 161₃₈ aufgerufen | aufrufen |
168₂₃ mir habe sie | mir habe sich | 179₁₆ seine | sein | 180₅
parlementieren | 201₂₈ in dem | in den | 212₂ darin saßen der
Präsident | darin saßen die Jda, Präsident | 215₁₉ Suppe à la
Tortue | Suppe Tourtu | 2₁, anx | ou | 29 Englischen | 236₃
von | vor | 241₂₁ wunderlichem | 255₁₁ Hoffmanns | Hof-
manns | 268₁₈ Sarg | Sarn.

Novellen. (S. 257 ff.)

Zu Grunde gelegt wurden:

N = Novellen von Wilhelm Hauff. 3 Theile. Stuttgart, bei Gebrüder Franckh. 1828. 8^o (erster Teil S. 1–240 für Vertrauliches Schreiben an Herrn W. N. Spöttlich und Die Bettlerin vom Pont des Arts; zweiter Teil S. 1–157 für Jud Süß; dritter Teil S. 137–355 für Das Bild des Kaisers).

Verglichen wurden:

M = Morgenblatt für gebildete Stände. Stuttgart. Cotta. 1826. Nr. 276–305 für Die Bettlerin vom Pont des Arts und dasselbe 1827 Nr. 157–182 für Jud Süß.

T = Taschenbuch für Damen für 1828. Stuttgart. Cotta. 1828. 12^o für Das Bild des Kaisers.

Außerdem verzeichnen wir die von uns angebrachten Textverbesserungen.

Die Bettlerin vom Pont des Arts. (S. 270 ff.)

In *M* fehlt noch die in der Buchausgabe gemachte Kapiteleinteilung.

Seite

- 270 Das Citat aus Schiller fehlt *M* | ₂ vor etwa 2 Jahren *M*.
₁₀ einen *M*. | ₁₁ ätlichen fehlt *M*.
- 271₂ breiter Krampe *M*. | ₂ Stirn *M*. ₃ wünscht *M* | ₅ Jacks *M*. |
₁₇ Mantelje *M*. | ₂₂ schon fehlt *M*. | ₂₃ Jahre *M*. | ₃₁ Wege auf
den Petro *M*. | ₃₄ beobachtete *M*.
- 272₅ Sieutenants | junge Leute *M*. | ₆ Beefsteak | beef theak *N*. | ₁₂
gewesen sein soll | war *M*. | ₁₄ Petro *N*. ₂₀ finden *M*. | ₂₈ Mann
M. | ₂₉ dieß | daß *M*. | ₃₀ Nachmittagsstunde *M*. | ₃₂ locken |
laden *M*.
- 273₄ Thür *M*. | ₉ hinausging *M*. | ₃₀ einjam | auf eigene Faust
M. | ₃₂ Bilde *M*.
- 274₂ Betrachtung | Bewegung *M*. ₅ daß *M*. | ₁₆ wahrscheinlich....
gemalt | von dem und dem Meister *M*. | ₂₀ und fehlt *M*. |
₂₁ nicht dieß Bild *M*. | ₂₄ trat *M*. | ₃₆ Portugiese | Spanier *M*.
- 275₁₁ geirte *M*. | ₁₇ dem langen Traume *M*. | _{18–19} den Füßen
M. | ₂₃ Doch *M*.
- 276₂ lange an mit unverwandtem Blicke *M*. | ₆ seinen *M*. | ₉ Haupte
M. | ₁₂ aber vergeblich fehlt *M*. | ₂₇ dort nicht lange *M*. |
₃₃ möchte *M*. | ₃₅ ebenfalls fehlt *M*.
- 277₁₉ Und als *M*. | ₂₀ recht, recht *M*. ₂₁ Gesichte *M*.
- 278₅ Nach wieder, steht noch: um es *M*. | ₁₁ tieferen *M*. | ₁₅ Stirn
M. | ₂₁ wohl reine | ja eine *M*.
- 279₃ Jahr! *M*. | ₁₃ sage *M*. | ₂₃ noch fehlt *M*. | ₂₄ dieses hinter
Bild fehlt *M*. | ₂₃ hängt und durch Stiftung *M*. | ₂₉ und
nach.... wurde fehlt *M*.
- 280₁₄ So kam es auch, *M*. | ₁₅ gern *M*. | ₂₄ Pedro *M*. | ₂₅ sagte *M*

Seite

- 231₁₅ Bussen] Bauſchen *M* | ₁₆ Mantel *M* | ₁₈ dürre fehlt *M* | ₂₂ einem *M* | ₂₄ ſchmale] ſchlechte *M* | ₂₇ des Herrn Schwaderer fehlt *M* | ₂₈ Bündwert *M* | ₃₀ gern *M*.
- 232₁₁ Biſde *M* | ₁₁ nie] nicht *M* | ₂₃ einzudrücken pflegen] eindrüden *M* | ₂₄ Ihr] Sie *M* | ₃₀ Portugieſe *M* | ₃₁ Biſde *M* | ₃₆ trinkt *M*.
- 233₁ Ihr müßt ihn zuvor *M* | ₃ Bedro *M* | ₁₁ ſechzehn *M* | ₁₄ ihn] mich *M* | ₁₅ zu vollbringen *M* | ₁₅ machen fehlt *M* | ₁₉ ſechs *M* | ₁₉ zweiundzwanzig Jahr *M* | ₂₆ früher als] ebe *M* | ₃₂ el] il *M*.
- 234₂ muthig] nutwillig *M* | ₅ die Pforten des Himmels ſich öffnen] der Himmel ſich öffnete *M* | ₁₁ hinter ſah, folgt noch: wie ruhig, *M* | ₁₄ bewarb *M* | ₁₅ keine Hinderniſſe *M* | ₂₃ wächſt] wird ernährt; *M* | ₂₆ hinter Dame folgt noch: heimlich *M* | ₂₇ Traum *M* | ₂₇ wachend *M* | ₃₄ einſinken] einbringen *M*.
- 235₂ an] vor *M* | ₂ um] und *M* | ₉ jene ſeligten Augenblicke. *M* | ₁₅ hinter als folgt noch: nur *M* | ₁₈ gern *M* | ₁₈ kleinern *M* | ₁₉ Zuſtande *M* | ₂₆ hab' *M* | ₃₀ Glück's *M* | ₃₁ Regimente *M* | ₃₂ liebgewonnen. *M*.
- 236₃ blühten *M* | ₅ gern *M* | ₇ hinter Morgen, ſteht noch: fuhr der Spanier fort; *M* | ₁₁ wäre] ſein würde *M* | ₁₂ näher] nach *M* | ₁₃ Manne *M* | ₁₄ zuſammenkäme *M* | ₁₅ nicht daran *M* | ₁₉ in *M* ſchließt der Satz hinter zuvor, und vor ließ ſteht dann: Sie *M* | ₂₂ keinen Kuß] meinen Kuß nicht zurück *M*.
- 237₃ Augenblicke *M* | ₆ ihn] den Mann *M* | ₂₅ Thore *M*
- 238₃ haſte *M* | ₅ Anträge] Liebe *M* | ₆ nehme *M* | ₆ ſchwöre mit dem heiligſten Eide *M* | ₈ nachher fehlt *M* | ₁₂ Streite *M* | ₂₀ Kampflage *M* | ₂₁ beleidigte *M* | ₂₃ ſchwerem] ſchweren. *N* | ₃₄ das Haus] ihr Haus *M*.
- 239₁ düſterm *M* | ₂ vor die Zeit ſteht noch: aber *M* | ₅ Oberſt *M* | ₁₂ wißt *M* | ₁₇ Manne *M* | ₁₈ geziemt *M* | ₁₉ Aeres] Wein *M* | ₂₀ Stirn *M* | ₂₄ ruht *M* | ₂₆ geſpannt bin] neugierig wäre *M*.
- 290₆ länger *M* | ₇ denn] als *M* | ₉ drei *M* | ₁₃ aber] allein *M* | ₂₄ er fehlt *M* | ₂₄ nach zweiten ſteht: und *M* | ₂₈ U. fehlt *M* | ₂₈ Verdrießlich *M* | ₃₀ der fehlt *M* | ₃₃ und fehlt *M* | ₃₆ gern *M*.
- 291₂ genauern *M* | ₉ vor nahm ſteht: da *M* | ₁₀ nahm Abſchied *M* | ₁₀ Urbilde *M* | ₁₁ ſtill *M* | ₁₇ an den *M* | ₁₉ hätten *M* | ₂₀ leiſes] tieſes *M* | ₂₂ hatte *M* | ₂₉ herrlichen] als ſchön beſchriebenen *M* | ₃₁ Zauber *M* | ₃₄ zu ihr oder] zur Promenade *M*.
- 292₆ andern *M* | ₈ legen] begeben. *M* | ₁₀ vor auch ſteht: endlich *M* | ₁₁ den] ihren *M* | ₁₅ hinter hatte ſteht: vor einigen Jahren *M* | ₂₅ einen] keinen *M* | ₃₀ Wirkſchaft] Gewerbe. *M* | ₃₁ für fehlt *M* | ₃₁ Hausväter *M* | ₃₂ in Büchern] von Büchern veraebens zu lehren *M*.

Seite

- 293₆ noch sein Sprüchwort *M.* | 29 Gegen Abend] Nachmittag *M.* |
₃₃ Baume *M.* | ₃₅ Jahr *M.*
- 294₁ Nur] Und *M.* | ₁₆ daß] haß *M.* | ₁₆ befolgt *M.* | ₂₂ müsse
M. | ₂₄ hinter ich folgt noch: es *M.*
- 295₁₁ Freunde *M.* | ₁₂ bei] den *M.* | ₁₂ eingeteilt] seines Fürsten
 zugetheilt *M.* | ₁₈ frei teilt *M.* | ₂₂ ziehst *M.* | ₂₄ doch] ein-
 mal *M.* | ₂₆ habe ich *M.*
- 296₁₅ keines *M.* | ₂₉ war] waren *N.* | ₃₈ glühest *M.*
- 297₇ Kinde *M.* | ₂₆ Weibe *M.* | ₂₇ fatale Weichlichkeit] Weichheit
M. | ₂₇ Süß *M.* | ₂₉ die Allee] der Allee *M.* | ₃₀ schwebt *N.*
₃₁ dieje] die *M.*
- 298₃₁ feinen] Soldners *M.*
- 299₁ ihn] Fröhen *M.* | ₂ Stirn *M.* | ₁₂ Gesicht *M.* | ₁₈ recht fehlt
M. | ₂₇ worin] in welchen *M.* | ₂₇ Heizegerät *M.*
- 300₂ denen] dem *M.* | ₁₀ Herz *M.* | ₂₀ verwirrt *M.*
- 301₂₀ Augen] Blicken *M.* | ₂₀ Wehmut] Sehnsucht *M.*
- 302₁₂ Augenblicke und dahinter steht noch: der Bewunderung *M.* |
₁₃ schienen *M.* | ₂₀ vornehmen, *M.* | ₂₁ so fehlt *M.* | ₂₇ er |
 es *M.* | ₂₃ sagte *M.*
- 303₅ die Träume der Erinnerung] die Träume, die Erinnerung *M.* |
₁₃ Männer] Weiber *M.* | ₁₈ vor Fröhen steht: Herr von *M.* |
₁₉ sein Verhältnis *M.* | ₂₂₋₂₄ etwas . . . auszuwählen] immer
 jene seine Takt, jenes zarte Gefühl, im Gespräch das auszuwäh-
 len *M.* | ₃₂ namentlich] besonders *M.* | ₃₃ ward *M.* | ₃₅ groß-
 artige fehlt *M.*
- 304₄ neuen *M.* | ₄ größern *M.* | ₆ vor Wißi steht: daß *M.* | ₁₁ hin-
 ter oder folgt: Frauen, *M.* | ₁₅ den] daß *M.* | ₁₇ Gleite *M.* |
₁₈ Bitte] Ei *M.* | ₂₀ vor Hände steht: beiden *M.* | ₂₂ hinter
 Woche folgt: einmal *M.* | ₂₄ solchen] solche *M.* | ₂₃ tanzt]
 taugt *M.* | ₂₄ wäre . . . Bällen] wären denn große Bälle *M.* |
₂₄ seltner *M.* | ₂₉ ungemeiner *M.* | ₂₉ staunen] stumm *M.* | ₃₀ oder]
 und *M.* | ₃₁ Interessante *M.*
- 305₇ Sähen] Behälter *M.* | ₁₁ hinter Abende folgt: hindurch *M.* |
₁₃ vor auch steht: doch *M.* | ₁₅ neuern Zeiten *M.* | ₃₀ da] dann
M. | ₃₀ zuerst fehlt *M.*
- 306₂₉ hier denn kein *M.* | ₃₅ trivial] trivial *M.*
- 307₁₉ gern *M.* | ₁₇ daß an] dessen *M.* | ₁₇ gränzt, die uns fehlt
M. | ₁₄ fern *M.* | ₁₇ machten] fällten *M.* | ₃₅ einer teilt *M.*
- 308₆ hatte] sollte *M.* | ₁₅ allgemeine *M.* | ₁₉ vor allein steht: ganz
M. | ₃₁ Oberst *M.* | ₃₄ erzählt *M.* | ₃₅ hinter ihn folgt: auch *M.*
- 309₁₉ Geächtet *M.* | ₁₀ sie] Josephine *M.* | ₁₅ sie] Josephine *M.* | ₂₄ die]
 jene *M.* | ₂₄ bringen] holen *M.* | ₃₁ vor Winter steht: ihre *M.* |
₃₃ Oberst *M.* | ₃₅ Stirn *M.*
- 310₂₂ Namen] Worte *M.* | ₂ dieß] daß *M.* | ₂₉ sie] Josephine *M.* |
₃₀ sie fuhr fort *M.*
- 311₇ großen fehlt *M.* | ₁₅ ward *M.* | ₁₉ Oberst *M.* | ₂₄ Montanjo de
 Sigez *M.* | ₂₈ alles fehlt *M.* | ₃₃ Verhältnisse *M.*
- 312₃₂ verlöbten] standen still *M.* | ₃₅ hinter daß steht noch: daß
M. | ₃₆ Barons *M.*

Seite

- 313₁₀ Augenblicke *M.* | ₁₇ von höhern Genüssen *M.* | ₂₁₋₂₅ schon dadurch *M.* | ₃₆ gesellige *M.*
- 314₃ gewachsen] gemessen *M.* | ₁₀ horrenden] großen *M.* | ₁₃ ausschwärzen] schmuckeln *M.* | ₁₄ Trocknen *M.* | ₂₀ Meta] Josephe *M.* | ₂₀ Josephe] Meta *N.* | ₂₁ sie mich] es mir *M.* | ₂₅ o! fehlt *M.*
- 315₁ auf] in *M.* | ₁ Josephe's] Metas *N.* | ₁₃ Augenblick *M.* | ₂₇ Dulcinea] Base *M.* | ₂₈ Josephe *M.* | ₃₅ dem] diesem *M.*
- 316 nicht in Euren] in katholischen *M.* | ₇ thue *M.* | ₉ doch] ja *M.* | ₁₀ hinter auch, steht noch: sagte er fröhlich die Hände reichend, wenn will er auch *M.* | ₁₂ Landfron *M.* | ₁₂ sagte *M.* | ₁₅ schäkest] anschlägt *M.*
- 317₇ Theeschenken *M.* | ₇ Apfel] Apfel *N.* | ₃₄ Wo *M.* | ₃₁ hernehmen *M.*
- 318₃ zarterer *M.* | ₄ wurde] war *M.* | ₆ Josephe *M.* | ₁₅ Schnupftuchwedeln *M.* | ₃₀ winkt ihr] weist sie *M.* | ₃₂ Ahe! *M.* | ₃₂ den *M.*
- 319₁₅ hinter tausendmal folgt: jeden Tag *M.* | ₂₈ floh *M.*
- 320₇ Dampfmühlen *M.* | ₁₅ so fehlt *M.* | ₂₃ England] London *M.* | ₂₄ der] die *M.* | ₂₅ kleinern *M.*
- 321₁ hinter Maschinenwerte folgt: jener Länder *M.* | ₈ vom] von *N.* | ₁₈ bekommen *M.* | ₁₉ ist] und *M.* (infolgedessen steht in *M.* auch hinter Hauptzug kein Komma) | ₂₂ kommt *M.* | ₂₆ gebaut] gearbeitet *M.* | ₂₉ macht *M.*
- 322₃ und fehlt *M.* | ₃ düstern *M.* | ₂₆ juritten *M.*
- 323₅ selbst] einige *M.* | ₁₂ verwirrte] erfüllte *M.* | ₁₂ oft fehlt *M.* | ₁₄ ihr] ihm *M.* | ₁₄ ihm sogar *M.* | ₁₆ hier nicht *M.* | ₂₃ freudenlosen *M.* | ₂₄ angenehm *M.* | ₂₇ ihr *M.*
- 324₃ nahe *M.* | ₃₂ voll] von *M.*
- 325₅ seine] fatte *M.* | ₁₇ bleiche *M.* | ₁₈ es] uns *M.* | ₂₀ vor in steht: die *M.* | ₃₂ hinter diese folgt: ganz *M.*
- 326₂ gewöhnlichen *M.* | ₄ Le Beants *M.* | ₆ jener *M.* | ₇ geistreiche] geistige *M.* | ₈ könnit] tönt *M.* | ₁₆ ein großer] wie einer jener großen *M.* | ₂₁ abacht] abschwebt *M.* | ₂₅ hinter voll folgt: und *M.* | ₂₉ dank' *M.* | ₂₉ Josephe] sie *M.*
- 327₁₉ sein Blick ihr *M.* | ₂₂ setzten] jagten *M.* | ₂₇ sie] Josephe *M.* | ₂₇ aber] und *M.* | ₂₉ Glückliche *M.*
- 328₅ hinter ist folgt noch: ob —“ *M.* | ₁₀ ganz fehlt *M.* | ₁₈ herabzantem *M.* | ₃₅ hinter plagte folgt: und *M.* | ₃₅ zu Dank] recht *M.*
- 329₁₁ behende fehlt *M.* | ₁₄ zur] für die *M.* | ₁₈ vor nicht steht: ja *M.* | ₂₂ Faldner] seine Laune *M.* | ₂₅ ärtere *M.*
- 330₁₅ vom] von *N.* | ₃₄ hinter Weise folgt: beinahe *M.* | ₃₆ Tarant. *M.*
- 331₁ sinken] rechten *M.* | ₃ élysées *M.* | ₄ Fauxbourg *M.* | ₈ Tarant. *M.* | ₁₃ vom] von *N.*
- 332₅ verstorben *M.* | ₁₀ um fehlt *M.* | ₁₁ so . . . Ausweg] diesen letzten Ausweg ergreifen *M.* | ₁₄ an] auf *M.* | ₁₈₋₁₉ wollten sich seine *M.* | ₂₉ hinter ich folgt: ihn *M.* | ₃₂ Zug treten] Zugwind eilen *M.* | ₃₅ mag] kann *M.*

Seite

- 333₂₃ heute fehlt *M.* | ₂₉ schändliche | starke *M.*
 334₅ hinter Tasse steht: zitternd *M.* | ₁₇ betrachten | beobachten *M.*
 335₂₃ de l'École *M.*
 336₃₋₄ Ihr sehet . . . werdet | Sie sehen, daß Sie hier im Irrtum
sind, Sie werden *M.* | ₆ Ach | Ach *M.* | ₁₂ fern *M.* | ₁₆ weiter
fehlt *M.*
 337₄ eilig *M.* | ₁₇ etwas liederlich fehlt *M.* | ₂₀ Veritande *M.* |
₃₂ vor rechtfertigen steht: selbst *M.* | ₃₃ daß uns | was nur *M.*
 338₁ einer glänzenden *M.* | ₉ wieder fehlt *M.* | ₁₃ auf fehlt *M.* |
₁₆ mit ihr | mit dir *M.* | ₂₂ den | der *M.* | ₂₄ ein Café *M.* | ₃₀ Golde
M. | ₃₄ Schritt *M.*
 339₁₂ zwar | gar *M.*
 340₃ sie | man *M.* | ₅ konnte *M.* | ₃₀ zwei -- dreihundert *M.*
 341₁ gewiß | wahrhaftig *M.* | ₁₆ wohl fehlt *M.* | ₁₈ rührte | rührt
N. | ₂₂ feine *M.* | ₃₁ solche *M.*
 342₄ Eins *M.* | ₆ gern *M.* | ₁₄ hinter hat folgt noch: es *M.* | ₂₈ Stande
M. | ₃₀ sie in meinen Gedanken | meine Vermutungen *M.* | ₃₁ muß
M. | ₃₂ abweisen *M.*
 343₂ früheren *M.* | ₅ ertragen *M.* | ₆ der | einer *M.* | ₁₃ gern *M.*
 344₄ an jenen | zu jenem *M.* | ₂₁ vor über steht noch: mir *M.* |
₂₅ nimmermehr *M.*
 345₁ herangetommen *M.* | ₃ Es hält es vielleicht Mancher *M.* | ₄ an
fehlt *M.* | ₅ dachte | betrachtete *M.* | ₆ meine fehlt *M.* | ₂₃ Tage
M. | ₂₄ hinter also folgt noch: jetzt *M.* | ₂₅ am | den *M.* |
₂₅ wollte *M.*
 346₁₋₁₃ oder . . . erkennen fehlt *M.* | ₁₉ schwer | unwahrscheinlich
M. | ₂₂ diesen Fragen *M.* | ₂₇ wieder fehlt *M.* | ₂₉ sie | das
Mädchen *M.* | ₃₀ würde *M.* | ₃₁ ahnet *M.*
 347₁₀ zu mir fehlt *M.* | ₁₄ sie sah mich | sah sie mir *M.* | ₁₅ sie
heftig *M.*
 348₁ vor Frauen steht: die *M.* | ₉ nur | aber *M.* | ₂₁ laß *M.* |
₂₄ schlechter *M.* | ₃₅ daß | die *M.*
 349₁₅ selbst fehlt *M.* | ₂₄ die fehlt *M.* | ₂₅ wie ihnen | wie es ihnen
N. | ₂₈ haben | habe *N.*
 350₆ riskierte | wagte *M.* | ₈ zarten, feinfühltigen *M.* | ₉ Konjunkt-
turen *M.* | ₁₁ hätte dich, Freund Fröben für gescheiter *M.* | ₁₅ im |
in *M.* | ₁₅ im | in *M.*
 351₂₈ lieber fehlt *M.* | ₃₄ sieh *M.* | ₃₆ kennst | weißt *M.*
 352₁₆ scheiten *M.* | ₂₂ und vor sei fehlt *M.* | ₃₃ heut *M.* | ₃₆ Ant-
stis | ganzes Wesen *M.*
 353₁₈ hinter Hand folgt: und sagte *M.* | ₁₉ jagte | sprach *M.*
 354₄ oder | aber *M.* | ₁₄ meine Gefühle *M.* | ₁₈ auf dem | bei dem
M. | ₂₇ ihm fehlt *M.* | ₃₄ der Rede | seiner Rede *M.*
 355₈ wärmern Gefühls, der oft aus *M.* | ₁₄ ihr *M.* | ₂₁ Träumen
N. | ₂₈ aus der St. Severinstraße | aus St. Severinstraße *N.* |
₂₆ ja den | jeden *M.* | ₃₄ teuern *M.*
 356₄₋₅ Ueberglücklichen *M.* | ₆ Traume zu wachen *M.*
 357₂ sich fehlt *M.* | ₁₁ so fehlt *M.* | ₁₅ hinter daß folgt noch: ich
M. | ₂₀ hätte *M.* | ₂₇ hinter Maske, steht: Aber wie? hätte sie

Seite

- nich denn geküßt, oder war dies nur ein Traum?" *M.* | ²⁸ den Ring in seiner Hand, der in dem Briefchen verborgen war *M.*
- 358₁₀ antwortete] sagte *M.* | ²⁴ was ihm selbst | da es ihm hier selbst *M.* | ²⁷ Augenblicke *M.* | ³³ holde] halbe *M.* | ³⁵ Er] Fröhen *M.* | ³⁶ zu sehr *M.*
- 359₁₈ und] er *M.* | ²⁰ noch fehlt *M.* | ²³ liebliche fehlt *M.* | ²⁶ hinter heute folgt noch: wieder *M.* | ²⁷ ein fremder Mensch *M.* | ³³ vornehme Kleider *M.*
- 360₄ vor schwarze steht: große *M.* | ¹⁰ Kopfe *M.* | ¹¹ eine Mütze] einen Hut *M.* | ²⁶ seinen *M.* | ³³ Stirn *M.*
- 361₂₋₃ daß sie . . . Faldners] daß sie im Beisein Faldners zurückhaltender gegen ihn war *M.* | ¹⁵ hinbrachte *M.* | ¹⁵ Kopf *M.* | ¹⁶ spuken *M.* | ¹⁹ sollen *M.* | ²³ nun] nur *M.*
- 362₂ nicht mehr hier] hier nicht mehr *M.* | ¹¹ den Blicken *M.* | ¹⁴ ihr vor Hut fehlt *M.* | ¹⁸ hinabstieg] hinabging *M.* | ¹⁸ Josephen *M.* | ²⁰ Herzen *M.* | ²¹ nicht zu schlafen *M.* | ²⁵ beschauen *M.* | ³² vor weiße steht: keine *M.*
- 363₂ Gesicht's *M.* | ⁷ hinter Thränen folgt: von ihren Augen *M.* | ¹⁴ ihren Leib] ihre Hüften *M.* | ¹⁷⁻¹⁸ an seine Seite auf die Bank nieder] auf seinen Schooß *M.*
- 364₃ neben ihm | auf seinen Knien *M.* | ²⁶ in milden Thränen *M.* | ³¹ das glühende Gesicht *M.* | ³⁴ Er] Fröhen *M.*
- 365₆ hinter Moment folgt noch: wenigstens *M.* | ⁷ räumeit *M.* | ⁸ vor umarme steht: noch einmal *M.* | ⁹ noch fehlt *M.* | ¹⁰ Halbe *M.* | ¹¹ düstern *M.* | ¹⁴ in die zarten *M.* | ²⁴ lache] tadelte *M.* | ²⁵ aus fehlt *M.* | ³⁶ aber ich zweifelte *M.* | ³⁶ wahrhaftigen] wunderbaren *M.*
- 366₁₆ Sieh *M.* | ³¹ Unehren *M.*
- 367₁₀ vor von steht: nur *M.* | ¹¹ ertragen *M.* | ²⁶ unendlicher] tiefer *M.* | ²⁷ ihnen] ihm *M.* | ³¹ die Thüre meines Glücks] mein Glück *M.* | ³⁴ endlosen *M.*
- 368₂₈ Die Arme *M.* | ³² keine solche Scene *M.* | ³⁴ hatte] halte *M.*
- 369₂ ihrer satt wareit] sie satt warit *M.* | ⁷ Laternen *M.* | ⁸ hinter sie steht: mir *M.* | ⁹ Hofe *M.* | ¹⁶ sprachlos] ohne Sprache *M.* | ²⁰ um] und *M.* | ²³ wo] und *M.* | ²⁵ in dem] im *M.*
- 370₃ diese Worte] die Worte Faldners *M.* | ¹² hinter nicht steht: mehr *M.* | ¹³ vor sie steht: um *M.* | ¹⁵ handelst] schatdest *M.* | ¹⁷ Dein] sein *M.* | ²³ stüsterte] erwiderte *M.* | ³² vorzugeben] zu maßieren *M.* | ³⁶ Thüre *M.* | ³⁶ mehr] wieder *M.*
- 371₁₁ vor einmal steht noch: an *N.* | ³⁰ meine *M.*
- 372₂ Erdichtung *M.* | ⁸ nie] nicht *M.* | ¹² zusammen fehlt *M.* | ¹⁴ verdient fehlt *M.* | ¹⁸ hierin] in der Sache *M.* | ¹⁹ die ganze] ihre *M.* | ²³ ja fehlt *M.* | ²⁶ Abends fehlt *M.*
- 373₇ ebenso] nicht minder *M.* | ⁸ grellen] gelben *M.* | ¹¹ er riß] Und riß *M.* | ²⁵ hinter sprach er folgt: wie glücklich habst ihr meine alten Tage gemacht *M.* | ²³ die fehlt *M.* | ³⁵ ihn der Spanier an] der Spanier seinen Freund an *M.*
- 374₂₅ ihre Züge] ihr Gesicht *M.* | ³¹ hinter reich folgt: und *M.* | ³² hinter jemand folgt: anderem *M.*

Seite

- 375₄ Josephe *M.* | ₈ freitigen *M.* | ₂₁₋₂₂ ein noch] noch ein *M.* |
₂₃ vor die Blüte steht noch: sollte er *M.* | ₃₄ und] um *M.*
 376₁₁ um fehlt *M.* | ₂₆ hinter bleich folgt: und *M.* | ₂₈ Stirn *M.* |
₃₀ Gesicht's *M.*
 377₇ hinter des steht: jungen *M.* | ₂₁ breite] braune *M.*
 378₁₅ sie bleibt dennoch hier *M.* | ₂₁ Blut *M.* | ₂₂ sollte *M.* | ₂₃ vor
 sie steht: auch *M.* | ₂₅ arme fehlt *M.* | ₂₉ hinter eine folgt:
 Frau *M.* | ₃₁ hinter folge steht: denn *M.*
 379₃ sagte] erwiderte *M.* | ₅ die Geliebte] die schlanke Hüfte der
 Geliebten *M.* | ₅ vor seid steht: jahret wohl *M.*

Jud Süß. (S. 380 ff.)

- 380 Das Citat aus Umland fehlt *M.*
 383, den] diesen *M.* | ₇ führt *M.* | ₃₂ für eine] zu einer *M.*
 384₁₉ Capitain *M.*
 385₁₈ mir] mich *M.*
 387₄ der Kapitän] Blanfenberg *M.* | ₁₆ Leib *M.* | ₁₈ Keelzingen]
 Blanfenberg *M.* | ₂₂ einem] dem *M.* | ₃₃ Keelzingen] Blanfen-
 berg *M.*
 388₅ Keelzingen] Blanfenberg *M.*
 399₅ Flaß *M.*
 401₂₁ vor Papa steht: Herr *M.*
 402₂₈ Jude *M.*
 403₂₁ vor fort steht: als vorher *M.*
 404₁₀ vor jeder steht: von *M.* | ₃₆ zwar] nur *M.*
 405₅ Unnutz's *M.*
 411₅ reichlichere *M.*
 412₂₂ lange *M.*
 413₅ weil] als *M.* | ₂₁ als] wie *M.* | ₂₈ hätte fehlt *M.*
 415₂ Sohne *M.*
 417₅ vor Ursache steht: erste *M.* | ₈ vor Herr steht: der *M.* | ₁₇ aus]
 von *M.*
 419₁₁ vor Institut steht: alte *M.*
 420₁ Gränzen *M.*
 422₂₃ Menschen] Menschheit *M.*
 426₃₃ Haus *M.*
 427₁₆ über fehlt *M.* | ₁₇ besiegte *M.* | ₁₉ vor der Judas steht noch:
 der Landesverräter *M.* | ₂₉ hinter wäre folgt: Dir *M.*
 429₃ stügte] stürzte *N.* | ₉ arglistigen *M.* | ₂₃ Gehe *M.* | ₃₀ uns
 nur] nur uns *M.*
 431₂₃ hinter trefflichen, folgt: alten *M.*
 432₂₀ zum] zu lautem *M.*
 439₂₉ hinter doch folgt: auch *M.*
 440₃ Keelzingen] Blanfenberg *M.* | ₂₆ hinter Menge folgt: von *M.*
 441₁ vor Galgen steht: eiserne *M.* | ₂₁ hinter ziehen? steht: rief
 Keelzingen zürnend *M.*
 443₁ hinter ist steht: jetzt *M.*
 445₁ Auftrage *M.* | ₂ Winüter *M.* | ₃₂ und] ich *M.*

Seite

- 450₃ um was] warum *M.* | ₃₁ an ihr Herz] an sein Herz *N.* | ₃₁ an
 sein] an ihr *M.* | ₃₁ an seine] an ihre *M.* | ₃₁ an ihre] an seine *N.*
 453₉ Administrators *M.* | ₂₂ eigene, schwere *M.*
 454₈ einem] seinem *M.* | ₁₄ abgeschlossen *M.*

Das Bild des Kaisers. (S. 455 ff.)

- 455 Das Citat aus Lamartine fehlt *T.*
 457₆ hinter man folgt: sich *T.*
 458₂₂ diesen legen nun Ihre Landsleute] diese legen nun Ihren
 Landsleuten *N.* | ₂₇ dies ist] es ist dies *T.*
 459₈ Studierstube] Studierschule *T.*
 462₁ jetzt *T.* | ₅₋₆ erwidert *T.*
 465₅ schneller] bald *T.* | ₁₄ im] am *T.* | ₁₆ bestieg *T.* | ₃₀ hatte *T.*
 466, hinter sein steht: letzter *T.*
 467₂ die] ihre *T.* | ₂₇ hinter schrecklich folgt: einsam *T.*
 468₃ herabschaute *T.*
 470₃₆ könnten *T.*
 471₆ imponirte *T.* | ₁₅ was] das *T.*
 479₇ niedersinken *T.*
 480₁₃ muscirte *T.*
 483₂₅ Großältern *T.* | ₃₆ Remontpferde *T.*
 484₄₋₅ Remontpferde *T.*
 486₃₁ so] oft *T.*
 489₆ Herzchen *T.* | ₃₃ kleiner] kurzer *T.*
 490₃ Gebirges *T.*
 495₁₀ heraufdrängen *T.*
 497₅₋₆ Augenblick *T.* | ₁₂₋₁₃ entwenden *T.*
 499₁₉ und zum Verräter fehlt *T.*
 501₁₅ wehte] webte *T.*
 503₁₈ vor reformiert steht: regiert und *T.* | ₂₄ ein Incurable] die
 Sneurables *T.*
 504₂₂ Berenger *T.*
 511₂₂ sollte *T.*
 513₂₁ berücksichtigen] verschonen *T.*
 514₁₃ die] meine *T.* | ₁₈ zeigte *T.* | ₂₅ hielten] hatten *T.*
 522₁₃ la] cette *T.*
 524₃₃ vor Fest steht: ländliches *T.*
 525₁₇ noch fehlt *T.*
 527₂ bis jetzt fehlt *T.* | ₃₁ eine] einige *T.*
 533₂ hinter Freundlichkeit folgt: eine Art von gutmütiger Herzlich-
 keit, *T.*
 536₂₉ Bank] Kasse *T.*
 541₁ deutete] deutete *N.*
 543₁₇ gebietenden] gebierenden *N.*

Berichtigung.

Bd. II, S. 466, Anmerkung 1. Das Gedicht „Heinrich schließ bei seiner Neuvermählten“ ist nicht, wie irrtümlich angeführt, von Langbein, sondern von Johann Friedrich August Kazner (1732—98).



Inhalt.

Der Mann im Mond.

Einleitung des Herausgebers	3
Erster Teil	11
Zweiter Teil	123

Kontrovers-Predigt.

Kontrovers-Predigt	225
------------------------------	-----

Novellen.

Einleitung des Herausgebers	259
Vertrauliches Schreiben an Herrn W. A. Spöttlich	263
Die Bettlerin vom Pont des Arts	270
Jud Süß	380
Das Bild des Kaisers	455

Lesarten	550
Berichtigung	559



